Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

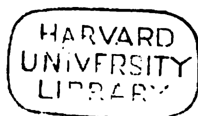
der

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1865.

Erster Band.

Göttingen.
Verlag der Dieterichschen Buchhandlung.
1865.



Göttingen,
Druck der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.
Fr. Kaestner.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1. Stück. 4. Januar 1865.

Dissertationi accademiche di vario argumento del P. D. Carlo Vercellone Barnabita. Roma presso Giuseppe Spithöver, anno 1864. VIII u. 442 S. in Octav.

Diese so ganz nach Deutscher Art benannten Abhandlungen wollen zwar ihrer Aufschrift nach mannichfaltigen Inhaltes sein: in der That beziehen sie sich jedoch grösstentheils auf die Bibel und vorzüglich auf die Vulgata. Auch wird dies unsern Lesern wenig auffallen, da sie aus dem Jahrgange 1860 S. 1121—1140 wissen dass der Verf. seit vielen Jahren die Hauptkraft seiner Thätigkeit auf die Untersuchung und Vertheidigung der Päpstlichen Vulgata verwandt hat und fortwährend verwendet. Von seinem grossen Werke über die Vulgata dessen erster Band dort beurtheilt wurde, erschien seitdem der zweite und dritte, welche wir später sobald das ganze Unternehmen vollendet sein wird einer weiteren Beurtheilung zu unterziehen gedenken. Vorläufig kann uns auch dies kleinere Werk mit seinem freieren und auch etwas bunteren In-

halte näher lehren wes Geistes Kind der Verfasser sei.

Da müssen wir denn vor allem gestehen wie wir selbst etwas überrascht wurden als wir fanden dass der Eindruck welchen dies neue Werk macht, wissenschaftlich betrachtet ein sehr ungünstiger sei. Dass der Vf. als gelehrter Vertheidiger der Vulgata und als dichte am Vatikane arbeitend an vielen der bekannten Päpstlichen Vorurtheile leide, konnte man zwar schon aus seinem früheren grossen Werke erkennen: allein dies ist zu schwer und zu gelehrt angelegt als dass er in ihm sich so frei äussern konnte. In den vielen kleinen Abhandlungen aber welche er hier zusammenstellt, öffnet sich sein Herz fast nur zu frei, und wir sehen dass er ganz nach dem neuesten Winde welcher von Rom aus die Länder durchstreift nichts als ein erbitterter Ankläger und Verfolger der Evangelischen und ebenso einseitiger Lobredner und Vertheidiger alles Päpstlichen ist. Er ergreift sogar jede auch die entlegenste und unpassendste Gelegenheit die »Protestanten« ihrem ganzen Bestande nach als verächtliche Leute zu schildern und sie offen zum Uebergange in sein eignes Lager aufzufordern. Die Seiten dieses Bandes hallen davon wieder, und der Verf. obgleich Barnabitermönch unterscheidet sich insoferne gar nicht mehr von den Jesuiten. In der That aber widerspricht er damit vor allem beständig nur sich selbst. Denn er muss an sehr vielen Stellen des Buches zugeben dass die Wissenschaft der »Protestanten« gerade in Bezug auf alles Biblische und Christliche nicht nur eine ganz wunderbar lebendige und unerschöpfliche sei sondern auch die grössten und bleibendsten Verdienste sich bereits erworben habe.

Ja er selbst leidet sichtbar genug von ihrem unwiderstehlichen Einflusse, eignet sich unabsehbar Vieles von ihr an, und würde ein ganz anderer Mann sein wenn sie nicht in der Welt wäre. Und seine ebenso bitteren Anklagen als grundlosen Anmassungen sind der Dank dafür? so wenig begreift er wie ein edler Mann in der Wissenschaft verfährt? Oder ist es so schwer zu erkennen dass, wenn das heutige Evangelische Christenthum auch nur in allen Fächern der Biblischen Wissenschaft unbestritten den Vorrang hat, dies allein schon auf alles was sich christlich nennen will den mächtigsten Einfluss üben muss?

Fragt man jedoch wie denn der Verf. nach seiner eigensten Weise wissenschaftlich verfahre und welches Vorbild er uns demnach etwa geben wolle wenn wir's annehmen wollten, so ist es im allgemeinen nichts als ein ihm wohl recht fein und weise vorkommendes in der That aber ganz eitles und inhaltloses Urtheilen über alle scheinbar oder wirklich streitige Dinge von oben herab, als ob das vornehme Urtheilen von einer eingebildeten Höhe und künstlichen Ruhe herab etwas helfen und nützen könnte! Es gibt nun wohl Manche welche zu träge oder zu unfähig in die wirklichen Schwierigkeiten der einzelnen schwieriger zu erkennenden Dinge einzugehen sich lieber an ein solches allgemeines Urtheilen von oben herab gewöhnen, um mit dem einen Mundwinkel nach dieser, mit dem andern nach jener Seite Worte um sich zu werfen: allein unter wirklich wissenschaftlichen Männern pflegt man solche Leute als Eindringlinge leicht richtig zu würdigen und zurechtzuweisen. In dogmatischen Fragen aber hat sich der Vatikan längst gewöhnt zwischen den Parteien aber auch zwischen

dem Wahren und Unwahren selbst hin und her-schaukelnd von oben herab seine Weisheiten vorzutragen, heute die Vernunft zu verwerfen, morgen sie anzuerkennen je wie das augenblickliche Bedürfniss und die Laune des Tages es zu fordern scheint, und mit allgemeinen leeren Redensarten den wahren Bedürfnissen unserer Zeit gegenüber seine Verlegenheiten zu verhüllen. Allein wenn der Verf. zu den Füssen des Vatikanes dieses Schaukelspiel allgemeiner ebenso hochklingender als inhaltloser Redensarten nun gar ernstlich auf die Wissenschaft anwenden will, so kann diese selbst eine solche Anmassung nicht entschieden genug von sich weisen.

Denn die Wahrheit allgemeiner hoher Behauptungen muss sich sofort im Einzelnen und Wirklichen beweisen: erforscht man aber wie der Vf. seine Weisheit im Besondern bewähre, so sieht man wie sehr es ihm an aller Genauigkeit und Sicherheit ebenso wie an der Fülle und Mannigfaltigkeit der Erkenntniss fehle und wie das Spiel jener hohen Worte nur seine empfindlichen Mängel zu verhüllen dienen solle. Man nehme nur die Aufsätze des Vfs »über die Erforschung der Punisch-Phönikischen Sprache« S. 305—320 und »über die zu Marseille im J. 1845 entdeckte Phönikische Inschrift« S. 320—338, oder die »Kritischen Bemerkungen über Aquila's Griechische Uebersetzung des Alten Testamentes« S. 143—178, oder auch die »über die Tradition und die Bibel« S. 179—202, oder die »über die philosophische Bildung der alten Hebräer« S. 219—234, und man wird nirgends eine genauere Kenntniss der Dinge selbst oder auch nur des heutigen Zustandes unserer Wissenschaft von ihnen hier entdecken. Um dieses jedoch unsern Lesern etwas näher zu beweisen, wählen wir

den Aufsatz »über das Hebräische Wort עלמה bei Jes. 7, 14« S. 203—218 aus, da der Verf. sich alle Mühe gibt diesen Gegenstand hier zu erschöpfen, während derselbe nicht einmal zu den schwierigeren unter den vielerlei gehört welche er in diesem Bande von oben herab zu entscheiden sich unterfängt. Der Gegenstand berührt freilich eine für die heutige Päpstliche Kirche höchst kitzliche Frage, die über die Jungfrau Maria wie sie heute dort aufgefasst wird, und ihren Grund im A. T.: allein die Wissenschaft darf sich durch dergleichen Einflüsse von aussen her nicht in ihrer Ruhe und Sicherheit stören lassen; ausserdem will der Verf. aber auch hier nur als Orientalischer Sprachforscher und Worterklärer zu Werke gehen, wir nehmen ihn also nur als solchen in Anspruch und sehen näher zu wie er hier verfahre.

Er hat nun irgendwo bei Hieronymus gelesen das Wort עַלְמָה bedeute *puellam virginem absconditam*: diese Ansicht eignet er sich in der doppelten Beziehung an dass das Wort die Jungfrau im strengen Sinne dieses Wortes oder die bis dahin oder gar für immer von jedem Manne entfernt lebende, und dass es ursprünglich seiner Ableitung nach die *verborgene* oder im Aelternhause streng zurückgezogen lebende bedeute. Hieronymus muss ja der Römischen Kirche wo möglich über Alles gelten, sogar auch da wo wie im Hebräischen seine leicht erkennbare schwache Seite hervorsticht: und indem unser heutige Römische Schriftsteller jenes Kirchenvaters Ansicht hier starr vertheidigt, meint er damit wie mit éinem Schlage zwei glänzende Siege zu gewinnen. Er meint damit in den Worten Jes. 7, 14 die festeste Stütze für die bekannte Päpstliche Ansicht über die Jungfrau Maria nachgewie-

sen zu haben, und erhebt sich dabei mit besonders vollem Munde gegen die neueren »Protestanten« als Läugner der Biblischen Wahrheit; und er will sich hier zugleich als ein tüchtiger Morgenländischer Sprachkenner erweisen, indem er Hieronymus' Meinung über die Urbedeutung des Wortes vom Standorte unsrer heutigen Wissenschaft aus gelehrt vertheidigt. Allein es lässt sich kaum genug sagen wie sehr er sich nach beiden Seiten hin völlig irre und nur allerlei ganz grundlose Annahmen vertheidige. Um mit dem Zweiten zu beginnen, so ist Hieronymus' Ableitung des Begriffes der עַלְמָה oder Jungfrau von עָלַם *verbergen* so gewiss nur eine glänzend oberflächliche und irreführende Vermuthung dass sachverständige Männer darüber heute kaum viel reden mögen: es reicht hin zu bemerken dass der עַלְמָה oder *Jungfrau* der עֶלֶם oder *Jüngling*, diesem aber das Arabische غُلَام entspricht, und dass die Urbedeutung der hieher gehörenden Wurzel עלם (zu vgl. mit גלם und جمل) nur auf das schwellende oder vollkommen und mannbar werdende Alter des Menschen hinweist. Das Hebräische hat in der Fülle und Klarheit seiner Ausdrücke in נַעַר und עֶלֶם zunächst die beiden Unterscheidungen des *jungen* überhaupt welches noch sehr unbestimmt lautet und des bereits entwickelten oder *mannbaren* menschlichen Alters: bei der Jungfrau tritt ihm dann aber noch als etwas Besonderes die Unterscheidung der בְּתוּלָה oder der (ganz abgesehen vom Alter) von jeder näheren Vermischung mit Männern fern gehaltenen hinzu, ein Begriff welchen unser Wort *Jungfrau* nicht ebenso von vorne an klar und sicher hinstellt. Nur ein der Dinge völlig unkundiger Mann kann so wie Herr Vercellone in

Rom dieses Alles heute verkennen und verwirren, während er sich vergeblich auf Hieronymus beruft von welchem eine genauere Hebräische Sprachkenntniss zu erwarten in unsern Tagen als Thorheit gelten muss. Was aber das Erste oder die berühmte Stelle Jes. 7, 14 betrifft, so irrt der Verf. sehr wenn er in Rom drucken lässt alle neueren »Protestanten« läugneten dass sie Messianische Bedeutung habe: eine sorgfältigere Erforschung des Thatbestandes kann ihn und alle Männer seinesgleichen leicht überzeugen wie wenig das der Fall sei. Aber alle Sprach- und Sachkenner welche heute Jesaja's Weissagung wirklich in ihrem ächten ursprünglichen Sinne und damit Messianisch verstehen, können sie dennoch nicht so grob und so ganz ungehörig und irreführend wie der Verf. auffassen. Insbesondere kann heute Niemand mehr ernstlich meinen das von Jesaja gebrauchte Wort עַלְמָה solle hier an sich eine im strengen Sinne so zu nennende ewige Jungfrau oder gar die Jungfrau Maria in Päpstlicher Auffassung bezeichnen. Eine solche Bedeutung hat dieses Wort weder an sich, noch passt sie in den Zusammenhang der Rede des Propheten; und die Hoffnung jemals die Päpstliche Maria durch den grossen Propheten Jesaja bestätigt zu sehen muss ein- für allemal aufgegeben werden. Es scheint uns unnöthig hier gegen den Verf. noch weiter zu reden: alle seine Gedanken und Beweise sind von vorne bis zum Ende grundlos; wir können aber an diesem grossen Beispiele den Geist aller seiner Wissenschaft richtig schätzen, wo sie sich um irgend etwas ein wenig Schwierigeres drehet.

Einige seiner Aufsätze beziehen sich auf das Leben und die Verdienste neuerer Italiener: wir

finden jedoch bei dem Verf. überall zu viel eitler Einbildung auf die Vorzüge und Verdienste der neueren und neuesten Italiener; und während man meinen sollte als Anhänger des Papstes in Rom müsse er dem Turinischen Schwindel entgegen sein, stimmt er vielmehr wesentlich in diesen ein. Aber auch solche Erscheinungen welche mit diesem neuesten Schwindel keinen Zusammenhang haben, erklärt er sehr unbefriedigend. So gibt er S. 385—407 eine äusserst lobende Beschreibung der ungedruckt gebliebenen »Biblischen Arbeiten« des im Jahre 1844 verstorbenen Barnabitenmönches Ungarelli welcher in Rom im Biblischen Fache unterrichtete, beantwortet aber nicht die Frage warum sie denn ungedruckt blieben. Der Pater Ungarelli war allerdings ein ausgezeichneter Gelehrter und unermüdlicher Forscher, den der Unterz. selbst im J. 1836 zu Rom in seinem Kloster kennen und schätzen lernte. Blieben aber seine vielen Biblischen Arbeiten ungedruckt, so erklärt sich das schon daher dass er obwohl seine Kirche nicht aufgebend doch nicht entfernt wie unser Verf. zu einem Jungrom gehörte, jenem unglückseligen Nachbilde von Jungengland und Jungoxford, nur dass seine unreifen und ungesunden Gedanken tausendmal zäher sitzen und schädlicher werden wollen als die Englischen. Es ist bekannt wie wenig Aufmunterung eine etwas tiefere Biblische Wissenschaft in Rom stets fand: so veröffentlichte Ungarelli denn fast nur einige Schriften über Hieroglyphen, was sehr ungefährlich war.

Der etwas bleibendere Nutzen dieses Vercellonischen Werkes besteht daher nur in den noch weniger bekannten Nachrichten welche es zerstreut über die Geschichte der Vulgata auch in

ihrer Beziehung zur alten Itala und über den berühmten Cod. Vat. der Griechischen Bibel mittheilt. Ausserdem machen wir Kenner der Lateinischen Inschriftenkunde auf das Abbild der Inschrift eines in den Trümmern von Ostia gefundenen Steines S. 339 aufmerksam, bei deren Gelegenheit der Vf. Vieles über die Aegyptische Göttin Bubaste beibringt.

H. E.

Handbuch des schweizerischen Bundesstaatsrechtes. Von Dr. J. J. Blumer, Mitglied des schweizerischen Bundesgerichtes. Zweiter Band. Schaffhausen. Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung. 1864. XII u. 315 S. in Octav.

Dem ersten Bande dieses Werkes ist der zweite nach etwas mehr als Jahresfrist gefolgt. Was wir bei der Anzeige jenes ersten (G. G. A. 1864 p. 1151) über seine Vorzüge und Mängel bemerkt haben, gilt auch für diesen. Die Erwartung freilich, dass der Verf. in dem Capitel über die Revision der Bundesverfassung seinen bloss referierenden Standpunkt verlassen und eine umfassende Critik der Bundeseinrichtungen liefern werde, ist nicht in Erfüllung gegangen, indem auch dort bloss die positivrechtlichen Bestimmungen über die Revision gegeben werden. Dagegen enthalten die verschiedenen Capitel über die Bundesbehörden die im ersten Bande (Vorrede p. IX) vom Verf. in Aussicht gestellten Bemerkungen über die Mängel in deren Organisation, und seine Vorschläge zu ihrer Verbesse-

rung. Das dort ebenfalls verheissene Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Niedergelassenen musste ausbleiben, weil es in Folge der Verwerfung von Seite des Ständeraths nicht in Kraft getreten ist. Allerdings wird es in dieser oder jener Gestalt, und wohl in nicht allzu ferner Zukunft, doch zu Stande kommen, da der Mangel desfallsiger einheitlicher Bestimmungen immer fühlbarer werden muss. Schon in dieser Hinsicht ist die Voraussicht des Vfs eine gewiss richtige, dass sein Werk nicht lange auf unbedingte praktische Brauchbarkeit werde Anspruch machen können, indem das Bundesstaatsrecht sich immer noch in fliessender Bewegung befinde. Dazu kommt, dass bereits seit dem Erscheinen dieses zweiten Bandes der so wichtige Handelsvertrag mit Frankreich, bei dem man sich in Betreff der Juden nur durch eine sehr gewaltsame Interpretation über die Bestimmungen der Bundesverfassung hinweghelfen konnte, abgeschlossen worden ist, und dass gerade jetzt der nicht minder angefochtene Entwurf über Führung der eidgenössischen Flagge zur See den Räthen zur Berathung unterbreitet ist, so wie dass der Concordatsentwurf eines schweizerischen Handelsrechts bereits gedruckt vorliegt.

Gehen wir nun zum Einzelnen über, so behandelt der zweite Abschnitt der zweiten Abtheilung in vier Capiteln die Bundesbehörden: im ersten die Bundesversammlung, im zweiten den Bundesrath und seine Untergebenen, d. h. die Beamten, Gesandten und Consuln, im dritten das Bundesgericht, und im vierten die gemeinschaftlichen Bestimmungen für die Bundesbehörden, in Bezug auf den Bundessitz, die Verantwortlichkeit und die Nationalsprachen. Von besonderem Interesse ist hier, was im ersten

Capitel über das Zweikammersystem im Allgemeinen und über den Ständerath im Speciellen gesagt ist. Nach einem Blick auf die Tagsatzungsverhandlungen, welche zur Annahme zweier Kammern führten, bemerkt der Vf. mit Recht, dass dieses System sich in der Erfahrung ganz anders bewährt habe, als Freunde und Gegner im Jahr 1848 voraussetzten; die Annahme, dass der Nationalrath immer das nationale. centralisierende, fortschrittliche Princip, der Ständerath dagegen das cantonale, conservative repräsentieren werden, und dass daher ein steter Antagonismus herrschen werde, ist nicht in Erfüllung gegangen; es ist in dieser Beziehung zwischen ihnen kaum ein Unterschied zu bemerken. Wenn es nun einerseits nur erfreulich ist, dass keine systematische Oppositionstendenz der beiden Räthe besteht, so ist es doch ohne Zweifel ein Mangel, dass die Vertretung verschiedener Interessen, die doch bei ihrer Bildung beabsichtigt war, in der Wirklichkeit gar nicht statthat: der Ständerath vertritt nicht hinlänglich das cantonale, conservative Element, und daher kommt es, dass das Zweikammersystem dermalen nur den Vortheil einer reifern, mehrmaligen Berathung hat, nicht aber den einer Berathung von verschiedenen Gesichtspunkten aus; auch jener Vortheil ist gewiss nicht zu unterschätzen, könnte aber doch wohl durch die Vorschrift mehrmaliger Berathung desselben Gegenstandes in nur Einer Kammer grösstentheils auch erreicht werden. Der Verf. zeigt, wie die Furcht vor zu grossem Einfluss des cantonalen Elements eine Vernachlässigung der Organisation des Ständeraths gegenüber derjenigen des Nationalraths herbeigeführt habe, die nun eben jene Wirkung hervorbringe. Er macht

daher verschiedene Vorschläge, wie in dieser Richtung dem Ständerath eine selbständigere Stellung und damit ein grösseres Gewicht könnte gegeben werden: ob dabei gerade die Festsetzung eines Alters der Mitglieder von dreissig Jahren praktisch von grosser Bedeutung wäre, bezweifeln wir; dagegen sind wir vollständig damit einverstanden, dass es zweckmässig wäre, wenn in den Grossen Räthen der Cantone die Ständeräthe öfter auf dem Wege der Interpellation veranlasst würden, sich über ihre Stimmgebung in wichtigern Fragen auszusprechen, und sie so einer wenn nicht rechtlichen, doch moralischen Verantwortlichkeit gegenüber ihren Wählern unterlägen. — Im Zusammenhang mit der Hintansetzung des Ständeraths stehen die Bestimmungen der Bundesverfassung, wonach Wahlen, Begnadigungen und Entscheidungen von Competenzstreitigkeiten der Bundesversammlung, d. h. den vereinigten beiden Räthen, zustehen. Auch diese Bestimmung, welche ein bedeutender Riss in das Zweikammersystem ist, verdankt ihr Dasein der unbegründeten Furcht, dass bei einer getrennten Berathung über diese Gegenstände kein Beschluss zu Stande kommen könnte. Die Bemerkungen des Vfs sind in dieser Beziehung gewiss vollkommen richtig. — Auch im dritten Capitel, über das Bundesgericht, dessen Mitglied der Verf. ist, bespricht er einlässlicher die Mängel desselben; sie bestehen darin, dass seine Geschäfte im Allgemeinen zu unbedeutend sind für eine so hohe Behörde, indem alle staatsrechtlichen Streitigkeiten, gerade die zahlreichsten und wichtigsten, nicht seinem Entscheid, sondern dem des Bundesraths in erster, und dem der Bundesversammlung in zweiter Instanz unterliegen. So kommt es, dass das Bundesgericht in

dem Organismus der Bundesbehörden eine verhältnissmässig unbedeutende Stellung einnimmt. Im Zusammenhang damit werden die Bundesgesetze über die bürgerliche und die Strafrechtspflege besprochen; bekanntlich sind gerade jetzt in Genf die Bundesassisen zum ersten Mal seit ihrem Entstehen in einem politischen Processe thätig. — Der dritte Abschnitt der zweiten Abtheilung enthält die Bestimmungen über Revision der Bundesverfassung.

Den Inhalt der dritten Abtheilung bilden die eidgenössischen Concordate, d. h. die zwischen den Cantonen auf dem Wege des Vertrags erzielten Einigungen über Gegenstände, welche ausser dem Bereich der Bundescompetenz liegen. Sie erstrecken sich über die verschiedenartigsten Gebiete, wie ein Blick auf die davon handelnden neun Capitel beweist, und umfassen bald mehr, bald weniger Cantone; die in Folge der Bundesverfassung von 1848 antiquierten sind p. 118 aufgezählt. Mit besonderer Ausführlichkeit sind im zweiten Capitel diejenigen besprochen, welche sich auf die Rechtsverhältnisse der Niedergelassenen beziehen. Bekanntlich gilt in dem grössten Theile der Schweiz für die persönlichen und Familien-Rechtsverhältnisse das sog. Nationalitätsprincip; d. h. die Rechts- und Handlungsfähigkeit, die Ehe, das eheliche Güterrecht, die väterliche Gewalt, die Vormundschaft und das Erbrecht werden nach dem Recht und vor dem Gericht der Heimat, und nicht des Domicils, beurtheilt. Auf diesem Princip beruhen denn auch die Concordate über das Vormundschaftswesen, das Erbrecht und die Ehescheidungen. Bei einfachen Verhältnissen, wo Bürgerrecht und Wohnsitz meist zusammenfallen, sind diese Bestimmungen am Platz; seitdem aber in Folge des

Rechts der freien Niederlassung und der Eisenbahnen die Bevölkerung, besonders in den Städten, eine vielfach wechselnde ist, werden sie zum Theil unhaltbar oder doch äusserst schwer zu handhaben, zumal da eine Anzahl Cantone das entgegengesetzte Princip der Territorialität aufstellen, und einzelne Concordatscantone die Regel nur mit Ausnahmen anerkennen. Eine einheitliche Regelung dieser Verhältnisse thäte im höchsten Grade Noth: der oben erwähnte Bundesgesetzentwurf wollte für das Vormundschafts- und Erbrecht den Territorialitätsgrundsatz aufstellen, für die Ehescheidungen aber den der Heimat belassen; der Nationalrath entschied sich für den letztern auch beim Erbrecht, und der Ständerath trat ihm darin bei, verwarf aber schliesslich das ganze Gesetz. Doch ist kein Zweifel, dass der Grundsatz der Heimath seinem Gegner mehr und mehr wird weichen müssen.— Die übrigen Concordate beziehen sich auf den bürgerlichen Stand der schweizerischen Angehörigen, auf das Autorrecht, das Concursrecht, Viehwährschaft und Viehseuchen, auf strafrechtliche, polizeiliche und kirchliche Verhältnisse.

Die vierte und letzte Abtheilung bespricht die Staatsverträge mit dem Auslande, und zwar im ersten Capitel die völkerrechtliche Stellung der Schweiz im Allgemeinen; dabei kommen die Neuenburger und die Dappenthalfrage zur Sprache, sowie die vor einigen Jahren viel erörterte Stellung der in die schweizerische Neutralität inbegriffenen Theile von Savoyen. Die Capitel 2 bis 9 enthalten die verschiedenen Verhältnisse, über welche zwischen der Schweiz und andern Staaten Staatsverträge bestehen: Handels- und Zollverhältnisse, Niederlassung, Freizügigkeit, Verhältnisse des bürgerlichen Rechts und Processes,

Verhältnisse des Strafprocesses. Eisenbahnen, Post und Telegraphen, Unterstützungen in Krankheits- und Todesfällen. Auch in diesem Gebiet sind wichtige Veränderungen theils schon eingetreten, wie der Handelsvertrag mit Frankreich, theils projectiert, wie der mit dem deutschen Zollverein, und der Niederlassungsvertrag mit Würtemberg.

Den Schluss des Ganzen bildet ein alphabetisches Inhaltsverzeichniss beider Bände.

Basel. Dr. Karl Burckhardt.

Die Kriege der Römer in Germanien. Von Ludwig Reinking. Mit einer Karte. Münster, Druck und Verlag von Fr. Regensberg. 1863. X und 312 S. in Octav.

Einige Bemerkungen zu Giefers Beurtheilung meiner Schrift: Die Kriege etc. von L. Reinking. Ebend. 1864. 29 S. in Octav.

Wanderung über die Schlachtfelder der Deutschen Heere der Urzeiten von General Peucker. Erster Theil. Die Kämpfe in den letzten beiden Jahrhunderten vor dem Beginne unserer Zeitrechnung. (Auch unter dem Titel: Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten. Dritter Theil). Berlin 1864. Verlag der Kön. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker). XI und 415 S. in Octav.

Die Geschichte der Römerkriege in Deutschland, so viel sie bearbeitet, in allgemeinen und speciellen Darstellungen oder Untersuchungen, ist

nicht so aufgeklärt, dass nicht eine wiederholte kritische und zusammenhängende Behandlung erwünscht sein müsste: werden auch viele Zweifel nie zu lösen, eine sichere Entscheidung über manche wichtige Punkte nicht zu gewinnen sein, es ist schon verdienstlich, einmal genau festzustellen, was als sicheres Resultat der bisherigen Forschungen angesehen werden kann, wobei sich von selbst manche Ergänzungen und Aufklärungen im Einzelnen, ein besseres Gesammtbild, als wir bisher besassen, ergeben müssen. Es liegen zwei Bücher vor, die sich eine solche Aufgabe stellen, freilich in sehr verschiedener Weise: beide nicht ohne eigenthümlichen Werth, aber beide nicht ganz das, was wir wünschen möchten.

Das Buch von Reinking ist wenigstens ein Jahr früher erschienen als das des Generals Peucker: es ist auch schon Gegenstand der Beurtheilung und zum Theil des Angriffs von anderen Seiten gewesen, worauf sich die zweite kleine Sohrift des Verf. bezieht. Peucker dagegen hat auf dasselbe keine Rücksicht genommen. Es behandelt die Züge der Römer über den Rhein von Caesar bis Germanicus: die späteren Berührungen zwischen Deutschen und Römern werden ebenso wenig berücksichtigt wie die Kämpfe dieser mit den Cimbern, mit den Germanen in Gallien oder was mit jenen Kriegen gleichzeitig an der Donau unternommen worden ist: der Titel ist also eigentlich zu viel versprechend. Innerhalb der gesteckten Grenzen behandelt der Verf. seine Aufgabe sorgfältig und verständig: indem er stets von den meist wörtlich mitgetheilten oder übersetzten Nachrichten der alten Schriftsteller ausgeht, Stellen und Worte, die in ihrer Fassung oder Auslegung Zweifel darbieten,

genau erörtert, die Auffassungen anderer, die denselben Gegenstand behandelt haben, prüft und so die eignen Ansichten entwickelt. Er hat sich auch schon früher mit diesen Fragen beschäftigt, und bemerkt, dass er bei wiederholter Prüfung mehrfach seine Meinung geändert: in einigen wesentlichen Punkten aber bleibt er derselben treu, auch wo er mit anderen, man kann wohl sagen vorherrschenden Ansichten in Widerspruch steht. Und recht überzeugend sind seine Darlegungen auch jetzt nicht immer: manche Auslegungen der Texte sind gewagt oder künstlich (z. B. S. 191, wo der Feldherr mit seinem Stab in den Wäldern umherstreifen soll). Der Verf. scheint mir überhaupt nicht ganz der Aufgabe Herr geworden zu sein: die rechte Schärfe der Kritik, die volle Sicherheit in den historisch-antiquarischen Fragen, auf die es manchmal ankommt, eine ganz ausreichende Kenntniss der Literatur, der nicht bloss provinciellen westfälischen, lässt sich vermissen: manches was die Arbeiten von Müllenhoff, Zeuss, J. Grimm auch für diese Verhältnisse enthalten, die Schrift von Bessell, über die Schlacht am Loccumer Berge u. a., ist nicht benutzt.

Dasselbe muss freilich von dem Buche des General Peucker gesagt werden: seine Kenntniss der neueren Arbeiten ist eine noch ungleich viel geringere; von der reichen Literatur, die sich in neuerer Zeit mit einzelnen hier einschlagenden Untersuchungen beschäftigt, hat er nur sehr beschränkt Notiz genommen: weder die Schriften von Wietersheims und seines Freundes v. Abendroth, noch die Verhandlungen zwischen Essellen, Giefers u. a. über die Localitäten, die bei den Zügen des Drusus in Betracht kommen, sind benutzt; was Fiedler, Dederich, Schneider u. a.

über die Anlagen der Römer am Niederrhein u. s. w. untersucht, ist wenigstens nur sehr theilweise ausgebeutet (von Schneider kennt der Vf. nur die ältere Schrift vom J. 1845, nicht die Neuen Beiträge vom J. 1860); in der Darstellung der Kriege auf Gallischem Boden sehe ich weder Mommsen noch Göler zu Rathe gezogen. Allerdings führt der Verf. nur ausnahmsweise neuere Autoren an, fast nur Kohls geographische Werke, dann Mones Badische Urgeschichte, Ledeburs Bructerer, deren Ansichten er als sichere Ergebnisse sich aneignet, und ein paar Monographien. So sind manche Irrthümer nicht vermieden: in der Auffassung und Darstellung macht sich überall ein älterer Standpunkt geltend: in römischen und deutschen Dingen bleibt das Buch um mehrere Decennien zurück*). Dagegen hat der Verf. sich denn bemüht, auf Grund der Quellen selbst und unter Heranziehung dessen, was sich zu ihrer Erläuterung anderweit beibringen lässt, eine ausführliche und zusammenhängende Darstellung der Kriege zwischen Deutschen und Römern zu geben. Der Titel drückt auch hier nicht recht aus, was das Buch wirklich enthält: er verspricht diesmal zu wenig: denn nicht bloss die Schlachtfelder oder Schlach-

*) So werden Germania inferior und superior als Provinzen bezeichnet (S. 190); Agrippa gründet die Colonia Ubiorum (S. 185); in einer bekannten Stelle des Florus ist Gesonia (statt: Gesoniacum) gelesen und gar nicht auf andere Erklärungen, die von den Rheingegenden ganz absehen, Rücksicht genommen (S. 277); Deutz soll mit dem Teut zusammenhängen (S. 281); überall ist von deutschen Völkerbünden die Rede. Wunderlich entstellt sind die Namen Widda (Widau) und Nordstred (Nordstrand), vielleicht durch Druckfehler, die manchmal recht auffallend sind (S. 347: Erzgebirge statt Eggeg., S. 350 Etruscer statt Cheruscer).

ten, sondern alle auf die Kriegführung bezüglichen Verhältnisse sind historisch in grosser Weitläuftigkeit behandelt: ein langer Abschnitt (S. 206—258) beschäftigt sich z. B. mit den römischen Strassen längs den Grenzen Germaniens, ein anderer (S. 260—293) mit den Befestigungen am Rhein. Dies und dass der Verf. auf die ältesten Zeiten, die Züge der Bastarnen, der Cimbern und Teutonen zurückgeht, dann die Kriege Caesars in Gallien gegen germanische Völkerschaften oder solche, die er dafür hält (wie z. B. auch die Trevirer), vollständig behandelt, macht es begreiflich, dass der umfangreiche Band nur bis zu den Zeiten, da Tiberius den Oberbefehl in Germanien führte, gelangt. Die Verschiedenheit von der Behandlungsweise Reinkings tritt sehr entschieden hervor, wenn wir z. B. sehen, dass dieser auf 50 Seiten (S. 38—88) mit Drusus fertig wird, während Peucker seiner Thätigkeit über das Doppelte widmet (S. 259—383), ohne sich dabei in solche kritische Erörterungen einzulassen, wie sie jener für nöthig hält. Statt dessen giebt er eingehende militärische Auseinandersetzungen über die Art der Kriegführung, getraut sich auch wohl die dürftigen Nachrichten, die uns erhalten sind, durch Combinationen zu ergänzen. Dass so recht viel Interessantes und Belehrendes geboten wird, ist dankbar anzuerkennen: namentlich in den Theilen, wo bessere Berichte erhalten sind, z.B. die des Caesar, wird man diese zusammenfassende und beurtheilende Darstellung mit Interesse lesen, wird auch gerne sich von dem kundigen Verf. belehren lassen, wie die Deutschen und ihre Feldherrn damals schon nichts weniger als roh oder ungeschickt erscheinen, sondern sich als gut geschult und wohl erfahren, als

Meister einer gewissen Kriegskunst bewähren. Aber nicht selten scheint doch des Guten etwas zu viel in Anwendung militärisch-technischer Auffassung zu geschehen. Wenn die Sigambern einmal einen ihrer Einfälle in Gallien machen, so heisst es (S. 333): »sie entschlossen sich zu der an und für sich militärisch richtigen Massregel einer durch einen kräftigen Ausfall zu bewirkenden näheren Recognoscirung und Bekämpfung der Dispositionen der feindlichen Einschliessung«. Oder der Verf. wagt Vermuthungen, denen doch alle solide Grundlage fehlt. Vom letzten Feldzug des Drusus wissen wir nur, dass er erst zu den Chatten, dann zu den Sueben und weiter zu den Cheruskern führte; aber Hr General Peucker meint es wenigstens wahrscheinlich machen zu können, dass das Vordringen des römischen Heeres in drei Colonnen erfolgte, die linke Flügel-Colonne in den Thälern der Nidda, Nidder und Wetter etc., die mittlere Colonne im Kinzigthale, die rechte Flügelcolonne im Mainthale, erst hätten die beiden letzteren, dann alle drei sich in den Gebieten zwischen Fulda und Werra vereinigt. Das sind Spiele der Phantasie, die als Uebungsaufgaben für junge Officiere am Platz sein mögen, aber nicht in ein historisches Werk gehören. Und leider nehmen sie recht viel Raum ein.

Wie in ihren Methoden, gehen auch in ihren Resultaten die beiden Darstellungen, die ich hier zusammengestellt habe, oft auseinander, namentlich was die Bestimmung der Oertlichkeiten betrifft. So, um wenigstens eins hervorzuheben, sucht Peucker mit Ledebur u. a. das viel besprochene Aliso in der Nähe von Liesborn, Reinking bei Hamm am Einfluss der Ahse in die Lippe. Dies ist ein Hauptpunkt in der Schrift

des letzteren, und damit hängt auch die Ansicht zusammen, die er über das Varianische Schlachtfeld vertheidigt, indem dasselbe nicht am Osning, sondern in der Gegend von Beckum nachgewiesen werden soll, wofür namentlich die Angabe des Tacitus Ann. I, 59, die es zwischen Ems und Lippe zu setzen scheint, geltend gemacht werden kann. Aber erledigt ist die Sache nicht, und gerade hier wird man gerne die Ansichten des kriegskundigen Generals hören. Hoffen wir, dass er immer mehr bedacht ist festen Boden unter den Füssen zu behalten und sich mit allem bekannt zu machen, was zur Lösung seiner Aufgabe gehört. Dann werden wir mit doppeltem Dank die Fortsetzung eines Werkes begrüssen, das durch lebendige Darstellung und patriotischen Sinn sich aufs beste auszeichnet und wohl dazu dienen kann, Verständniss und Liebe für diesen Theil der deutschen Geschichte in weiteren Kreisen zu erwecken.

G. Waitz.

Versuch einer physiologischen Pathologie der Nerven. Von G. Valentin. Erste Abtheilung. Allgemeiner Theil. Leipzig u. Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1864. VIII u. 320 S. in Octav.

Die Einleitung (S. 1 — 22) beschäftigt sich mit dem Verhältniss der naturwissenschaftlichen Disciplinen untereinander und zur Physiologie. Ausführlich wird die Methode der kleinsten Quadrate besprochen. Wie einst Encke sagte, kann

dieselbe unmöglich ungenaue Beobachtungen zum Range von genauen erheben. Wenn man eine grosse Zahl von guten Beobachtungen besitzt, so ändern sich bekanntlich die Durchschnittsgrössen nur in geringem Grade, je nachdem man alle zu Gebote stehenden Werthe für die Bestimmung der Näherungsgrössen benutzt, oder eine beliebige, verhältnissmässig kleine Anzahl hinweglässt. Dieses gibt ein Bestimmungsmittel, ob eine Beobachtungsreihe für eine gewisse Folgerung hinreicht oder nicht. Jede Annahme gestattet einen erträglichen Fehler oder einen grössten Irrthum, dessen Anwesenheit die Richtigkeit des Schlusses nicht gefährdet. Man kann erst dann den wahrscheinlichsten Werth einer Beobachtungsreihe für eine Folgerung verwerthen, wenn die Gesammtsumme und die um kleine Grössen verminderten Mengen der Einzelfälle wahrscheinlichste Grössen liefern, deren Unterschiede den Werth des erträglichen Fehlers nicht überschreiten. Viele medicinische resp. statistische Schlusssätze beruhen auf Erfahrungsreihen, welche diese Prüfung nicht aushalten, Von Nutzen ist es, diese Sachlage wieder einmal zu betonen.

Es bildet ein stilles Zeugniss des Fortschrittes, dass man zur Zeit keine »exacte« Richtung der Physiologie mehr irgendwelchen anderen Richtungen gegenüberstellt. Dieser Fortschritt ist freilich kaum 10 Jahre alt. Heutzutage ist das Streben nach Exactheit bei jedem Beobachter selbstverständlich und die Frage nur die, wie weit derselbe billigen Anforderungen Genüge zu leisten vermocht hat. Wie im Leben, so zeichnet sich auch in der Wissenschaft der niedere Standpunkt durch den Aberglauben aus, der heute einen persönlichen oder sachlichen Götzen

auf den Thron erhebt und ihn morgen vergisst, der unmögliche Dinge als die Ergebnisse der höchsten Leistungen bewundernd annimmt, der ganz anderen Ursachen angehörende Folgen einem einzigen Eingriffe zuschreibt, weil man nur diesen kennt, der rathlos im Beobachten und Handeln die Zustände weder genau noch in anderer Weise als tappend und gewissermassen nach Laune verfolgen kann. Die denkenden Aerzte fordert der Vf. zur Beurtheilung auf, ob und in welchem Umfange diese Worte auf den Zustand der theoretischen Medicin, wie fast aller Fächer der praktischen Heilknnde passen.

Die Physiologie hat offenbar die Aufgabe die in den Organismen ablaufenden Processe mit allen Mitteln der Physik und Chemie ohne jede weitere Nebenrücksicht zu verfolgen. Sie ist ihrem Wesen nach angewandte Physik und Chemie und erhält hierdurch den Rang einer theoretischen Naturwissenschaft, für welche strengformulirte Ausdrücke der Gesetze und mathematische Theorieen der Erscheinungen das letzte Ziel sind. Die Lehre von den elektromotorischen Eigenschaften der Muskeln und der Nerven bildet nun zum Beispiel eine Zierde der naturwissenschaftlichen Physiologie. Sie hat aber keinen wesentlichen Einfluss auf irgend einen praktischen Zweig der Heilkunde, nicht einmal auf die gegenwärtig so ausgedehnte Anwendung findende Elektrotherapie. Andererseits interessirt die Mechanik der Wirkungen der Gifte (zu denen alle wirksamen Arzneien gerechnet werden sollen) für jetzt mehr den Arzt als den Naturforscher. Je nachdem nun die Darstellung mehr die rein naturwissenschaftliche oder die ärztliche Seite der Physiologie berücksichtigt, wird sich die Physiologie nach dem Prin-

cip der Theilung der Arbeit in eine naturwissenschaftliche und eine ärztliche Physiologie zerspalten.

Es ist möglich, dass der Verf. mit dieser Voraussage Recht behält. Je grösser die Zahl und die Sicherheit der mit feinen physikalischen Hülfsmitteln angestellten Beobachtungen am Thierkörper wird, je mehr die mathematische Behandlung der erhaltenen Resultate als unumgänglich sich herausstellt, um so grösser wird notorisch auch die Anzahl der Aerzte, welche aussagen, dass mit der Kenntniss aller jener Erscheinungen und der Gesetze, nach denen sie vorläufig erklärt werden, für die Praxis absolut Nichts anzufangen sei. Nicht nur dass sie gegenwärtig nicht direct dafür verwerthet werden können, was unbedingt zugegeben werden muss, sondern dass sie auch ihrer inneren Natur nach für die Kenntniss und das Verständniss der am Krankenbette wahrzunehmenden, viel gröberen Erscheinungen niemals, auch in Zukunft nicht, in Frage kommen können, wird von Aerzten behauptet, welche nicht minder gute Praktiker sind, als sie eifrigst allen Fortschritten der theoretischen Medicin zu folgen pflegen. Wir sehen dabei ab von jenem grossen Theil des ärztlichen Publicums dessen fanatischer Hass gegen die mathematische Zeichensprache, wie A. Fick es ausdrückte, nur zu bekannt ist. Es liegt jedoch auf der Hand, dass der mit allen möglichen Gegenständen überhäufte Mediciner sich in diesen Dingen schon aus Mangel an Zeit keine wirklich Nutzen bringende Kenntniss verschaffen kann. Die oberflächlich angelernten Daten sind vergessen, noch rascher als sie erworben wurden, sobald der äussere Anlass sich damit zu beschäftigen hinweggefallen ist. Hat aber der

Eine oder Andre sich einmal aus eigenem Antriebe gründlichere physikalische und mathematische Vorkenntnisse verschafft, oder ist der Heisshunger nach chemischem Wissen über ihn gekommen, so sind bei jetziger Sachlage dieselben fähigen Köpfe dann meistens gründlich dazu verdorben, ferner noch auf dem Flugsande der pathologischen und therapeutischen Theorieen sich zu bewegen.

Dem Mangel an Zeit kann abgeholfen werden. Die Hauptschwierigkeit liegt aber darin, dass das Verständniss der einschlagenden Lehren der normalen, wie der pathologischen Physiologie (der sogenannten allgemeinen Pathologie) desshalb nur sehr unvollkommen erreicht wird, weil so gut wie gar keine physikalische und mathematische Vorbildung bei der grossen Mehrzahl der Medicin-Studirenden auf manchen Universitäten vorausgesetzt werden kann. Hier liegt offenbar der Schwerpunkt der ganzen Angelegenheit, und es sind nur zwei Fälle möglich. Entweder die Schulbildung des künftigen Mediciners muss von Grund aus eine andere werden, als sie bisher war, und die mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen müssen in jeder Beziehung (wöchentliche Stundenzahl, Qualität der Lehrer, äussere Ausstattung der Vorträge, Maturitäts-Examina u. s. w.) in den Vordergrund treten. Oder der Verf. wird in nicht zu ferner Zeit Recht bekommen, was Ref. natürlich für ein Unglück halten würde: es wird sich eine Art von Physik der Organismen absondern, die mit den exact zu bestimmenden Vorgängen im lebenden Thiere sich wesentlich beschäftigen, und um welche der künftige Praktiker sich principmässig so wenig als irgend möglich bekümmern würde. So wie

die Sache ist, kann sie nicht bleiben; es ist möglich, die angedeuteten praktischen Consequenzen noch einige Jahre hinauszuschieben, aber nur zum Schaden der Fachmänner, der Praktiker und der Wissenschaft selbst. Entweder die Medicin wird angewendete Physik und Chemie, oder sie bleibt eine reine Erfahrungswissenschaft, welche einige Kenntniss aus allen möglichen oder doch möglichst vielen sonstigen Wissenschaften voraussetzt — eine dritte Wahl gibt es nicht.

Der Verf. will nun unter physiologischer Pathologie eine Behandlungsweise der ärztlichen Physiologie verstanden wissen, die der praktischen Heilkunde Mittel darbietet, naturwissenschaftlichere und daher fruchtbringendere Forschungs- und Erkenntnisswege zu betreten. Man muss dann zwei Hauptpunkte im Auge behalten.

Die möglichst genaue Beobachtung der Erscheinungen bildet die vorzüglichste Grundlage aller Folgerungen. Sie wird um so befriedigender ausfallen, je schärfer man die Verhältnisse ausdrücken, je bestimmter man sie also in Zahlen wiedergeben kann. Die Unvollständigkeit der gegenwärtigen Untersuchungsweise des Kranken und die unberechtigten Schlüsse auf einer unzureichenden Grundlage erklären zum Theil den dem Naturforscher so ungenügend erscheinenden Zustand der heutigen Heilkunde. Die Physiologie kann die mannigfachsten Mittel zu genaueren Ausmessungen und so die Möglichkeit einer besseren Erkenntniss der Beschaffenheit und der Veränderung der Leidenszustände an die Hand geben. Die ärztliche Diagnostik wird allerdings durch die Benutzung derselben verwickelter werden. Der Praktiker darf aber nicht vergessen,

dass bleibende Früchte auf keinem Wissensgebiete ohne mühsame Aussaat geerntet werden.

Das pathologische Experiment erzeugt eine Krankheit, deren erste Ausgangsbedingung man kennt. Dieser Umstand lässt oft die Folgezustände richtiger beurtheilen, als die Leiden des Menschen, deren ursächliche Beziehungen zu einem grossen Theile verborgen bleiben. Man kann häufig die Eigenschaften der kranken Gebilde oder Vorgänge in Thieren vollständiger und mit feineren Hülfsmitteln, als in dem lebenden Menschen untersuchen. Solche Forschungen gestatten Rückschlüsse auf Erscheinungen, die dem praktischen Arzte vorkommen, ohne ihm in genügender Weise zugänglich zu sein. Die Richtungen, in denen Gifte und andere tief eingreifende Körper wirken, lassen sich auf dem Wege des Versuchs am genauesten verfolgen.

Der nächste Abschnitt (S. 22—43) beschäftigt sich mit den Formbestandtheilen der Nerven und Ganglien. Dabei sollen angeblich nur diejenigen Thatsachen betrachtet werden, welche für die Untersuchung regelwidriger Zustände von Bedeutung sind. Die in Extenso mitgetheilten Thatsachen sind aber theilweise von gar keinem praktischen Interesse. Dahin gehört die auf S. 23—26 uud 31—37 stattfindende, weitläuftige Erörterung der bekannten doppeltbrechenden Eigenschaft des Nervenmarks. Der andere Theil würde wenigstens indirect von ärztlichem Interesse sein, insofern es sich um die microskopische Anatomie des Nervensystems überhaupt handelt. Von dieser nimmt nun aber unglücklicher Weise die Darstellung gar keine Notiz. Sie befindet sich noch genau auf dem Standpunkt des Jahres 1836. Alle seitdem gemach-

ten Entdeckungen, mit den Theilungen der Nervenfasern angefangen, die für Kunstproducte erklärt werden, sind spurlos in Nichts zurückgesunken. Nicht eine einzige wurde der Mühe einer an manchen Stellen so leicht ausführbaren Nachuntersuchung gewürdigt. Die Darstellung kennt nicht einmal die blassen Nervenfasern der sympathischen Stämme, nicht einmal die Nervenendigung in den Vater'schen Körperchen. Sie steht noch auf dem Standpunkt der Endschlingen, welche bekanntlich als Ausgang für alle weitere Forschung auf diesem Gebiete gedient haben.

Nach diesen Beispielen kann eine nähere Beleuchtung des betreffenden Abschnitts als überflüssig erachtet werden. Derselbe ist aber vollkommen werthlos. Nur eine früher schon mitgetheilte Erfahrung verdient, wie es scheint, Erwähnung. Die (Aussenglieder der) Retina-Stäbchen erweisen sich im polarisirten Lichte als positiv in Bezug auf die Längsaxe. Ihr Charakter ist also dem des Nervenmarks entgegengesetzt.

Der zweite Abschnitt: Mechanik der Nerventhätigkeit (S. 43—151) wird in der Einleitung ausdrücklich als für die Bedürfnisse des Physiologen von Fach, nicht des praktischen Arztes berechnet genannt. Was sollen aber die Physiologen mit Erörterungen anfangen, wie sie sich S. 45 über die Irritabilitätslehre finden? Ausgehend von der Vorstellung, dass die Muskelcontraction nach Erregung der motorischen Nerven nicht von einer Fernwirkung der letzteren abgeleitet werden könne, was gewiss unbezweifelt ist, wird nämlich behauptet: das die Unruhe der Nervenmolecüle nur einen kleinen Bezirk der benachbarten Muskeltheile zur Verkürzung anzuregen im Stande sei. Da sich dessen unge-

achtet die Muskelfaser in längeren Strecken zusammenziehe, so kann dieses nur dadurch geschehen, dass sich die Gleichgewichtsstörung eines Muskelquerschnitts auf den benachbarten überpflanzt. So wenig letzterer Satz zu bestreiten ist, so wenig wird dadurch die Fundamentalfrage berührt, ob nämlich irgend ein Muskelabschnitt auch ohne Erregung seines anatomisch zugehörigen Nerven zur Verkürzung angeregt werden könne. Dass es aber experimentell feststeht, wie ein Muskelabschnitt, der keine motorischen Endplatten und folglich weder doppeltcontourirte noch blasse Nervenfasern enthält (Ref.), dennoch zur Contraction gebracht werden könne, dass demnach die Haller'sche Irritabilitätslehre durch den Versuch bewiesen ist, scheint dem Verf. unbekannt.

Es steht ferner fest, dass nur Stromesschwankungen, nicht aber Stromesdichtigkeiten von beständiger Grösse Verkürzungen hervorrufen. Wählt man Abgleichungsgeschwindigkeiten von kleinen oder mässigen passenden Werthen, so erhält man nur eine Schliessungs- und keine Oeffnungszuckung bei absteigender und das Umgekehrte bei aufsteigender Richtung des den Nerven durchsetzenden Stromes. Da dieses bei sehr grossen Stromstärken nicht mehr der Fall ist, so soll das Grundgesetz der elektrischen Erregung nicht haltbar sein. Manche Leistungen des Froschpräparates rühren nur von den Misshandlungen her, die der Hüftnerv bei seiner Isolation und Durchschneidung erlitten hat. Sie fehlen schon, wenn man sich ähnliche Präparate aus dem Kaninchen oder dem winterschlafenden Murmelthiere bereitet, weil die dickeren Hüftnerven dieser Geschöpfe mehr vertragen können.

Fasst man Alles zusammen, so ergibt sich, dass die Nerven und Muskeln nicht die einzigen Thiergewebe sind, welche sich durch bedeutende elektromotorische Kräfte auszeichnen, obgleich freilich der bei weitem grösste Theil derselben ihnen beträchtlich nachsteht. Eine bestimmte Richtung des Nerven- und des Muskelstroms ist kein wesentliches Bedingungsglied der lebendigen Leistungen, da die Umkehrung der regelrechten Stromesrichtung den Eintritt der Nervenerregung oder Muskelverkürzung nicht nothwendigerweise ausschliesst, und die Thätigkeit ausnahmsweise von einer positiven statt einer negativen Schwankung des Nerven- oder des Muskelstromes begleitet sein kann. Der Elektrotonus bildet nur den Ausdruck der Beweglickeit und der Wechselwirkung der Nervenmolecüle, steht aber sonst in keiner unmittelbaren Beziehung zu den lebendigen Wirkungen der Nerven. Er kann in faulenden oder entarteten Nerven wiederum stärker werden, sobald eine Umwandlungsstufe des Markes eintritt, welche eine entsprechende grössere Beweglichkeit der Molecüle zur Folge hat. Ist er geschwunden, so gelingt es bisweilen ihn durch den Einfluss der Erwärmung oder der elektrischen Schläge abermals hervorzurufen. Die Nervenwirkung und die Muskelverkürzung setzen zwar nur als Regel eine solche Massenbeschaffenheit voraus, dass der Nerven- und der Muskelstrom in einer der beiden entgegengesetzten Richtungen vorhanden sei und eine Schwankung desselben im Augenblicke der Thätigkeit auftrete. Da sie aber bei beiden entgegengesetzten Richtungen möglich bleiben, so lässt sich annehmen, dass sie auch bei dem allmäligen zeitlichen Uebergang der einen in

die andern, also auch bei dem Nullpunkte dieser Art von Stromesrichtungen möglich bleiben. Alle elektrischen Aussenwirkungen, der Strom und die Veränderlichkeit desselben können, freilich in schwächerem Grade, auftreten, wenn kein uns zu Gebote stehendes Reizmittel die Lebensleistungen mehr hervorzurufen vermag. Man sieht hieraus, dass die elektrischen und die lebendigen Eigenschaften hin und wieder aus einandergehen, eine Erscheinung, die bei der Betrachtung der Reizversuche noch von einer anderen Seite her bestätigt werden kann. Die Richtungen der elektrischen Ströme, die unseren gegenwärtigen Prüfungsmitteln allein zugänglich sind, können daher keine entscheidende Anhaltspunkte für die Beurtheilung der Lebenswirkungen liefern. Man darf also die Nervenkräfte nicht ohne Weiteres als elektrische ansehen. Die Schwankungen der elektromotorischen Wirkungen während der Thätigkeit der Nerven und der Muskeln bilden nur eine der Nebenfolgen, mithin einen einseitigen und unvollständigen Ausdruck der Molecularveränderungen, welche im Augenblicke der Wirkungen durchgreifen und die Beschaffenheit der Träger vielseitiger wechseln lassen. Selbst genaue quantitative Bestimmungen der Grössen der elektromotorischen Kraft der Nerven oder der Muskeln werden wahrscheinlich nicht mit Schärfe anzeigen, ob diese Theile durch mechanische Misshandlung, durch Kälte oder durch wiederholte elektrische Schläge geschwächt worden, ob sie in Todten- oder in Wärmestarre verfallen sind, ob das Nervenmark noch gar nicht sichtlich geronnen ist, die gewöhnliche faltige oder feinkörnige Gerinnung darbietet. Die eudiometrische Untersuchung der

die Muskeln umgebenden Gasmassen, der unmittelbare Anblick und die microskopische Prüfung belehren in dieser Hinsicht vollständiger.

Dass die hier aufgestellten Sätze den sonst auf dem Gebiete der thierischen Elektricität geltenden mehr oder weniger vollständig widersprechen, liegt auf der Hand. Das Grundgesetz für die Nervenerregung lässt sich folgendermassen (S. 109) formuliren. Nennt man den Verlust an lebendiger Kraft, der die Fortpflanzung der Erregung begleitet, den nachträglichen Widerstand, und die Erregungsgrösse, welche an dem thätigen Endorgan, den Muskelfasern, oder den die Empfindung vermittelnden Ganglienkugeln anlangt, die wirkende Erregungsstärke, so lässt sich nach dem früher Dargestellten sagen, dass diese letztere dem Producte der durch die Dauer und die lebendige Kraft des Stoffes gemessenen Reizstärke und einer von der ursprünglichen Beschaffenheit der unmittelbar erregten Nervenstrecke und der des Erregers abhängigen Function der Summe der getroffenen Markelemente, getheilt durch die Summe des inneren, des äusseren und des nachträglichen Widerstandes der Markmasse gleicht. — Dass hiernach die gesuchte wirkende Erregungsstärke mit unseren jetzigen Hülfsmitteln unbestimmbar sein würde, leuchtet von selbst ein.

Das dritte Capitel (S. 151—320) handelt von der Ausmessung der Nervenwirkungen. An vielen Stellen verfällt darin die Darstellung in den oft gerügten Fehler, der die Hauptschuld trägt, wenn die exacte Methode sich unter den Aerzten keiner grossen Anerkennung zu erfreuen hat: nur immer recht viel messen zu wollen, gleichviel mit welchen Mitteln und zu welchen Zwecken. Als ob darin das unterscheidende Merkmal der

heutigen Physiologie läge, und als ob man nicht ganz exacte z. B. physikalische oder chemische Entdeckungen machen könnte, ohne einen einzigen messenden Versuch anzustellen. Der erste Absatz charakterisirt diese Art von vermeintlicher Exactheit am schlagendsten; es wird nämlich vorgeschlagen durch Messungen zu bestimmen, in wiefern die Muskelfasern durch die Todtenstarre undurchsichtiger werden.

Der erste Abschnitt (S. 151—228) bespricht die Muskeln und motorischen Nerven und zwar zunächst die Bestimmungen ihrer Leistungen durch physiologische Beobachtungen und Versuche (S. 151—218).

Die Arbeitsgrösse des thätigen Muskels muss mit Rücksicht auf die Zeit bestimmt werden, während welcher ein Gewicht auf eine bestimmte Höhe gehoben wurde. Man kann den Arbeitswerth in Grammen - Centimeter - Secunden ausdrücken. Indessen hat ein Muskel, der das gleiche Gewicht auf der gleichen Höhe doppelt so lange hält, als ein anderer, doch verhältnissmässig mehr als den doppelten Arbeitswerth geleistet, wegen des zu berücksichtigenden, aber freilich nicht scharf zu präcisirenden Einflusses der Ermüdung.

Gelegentlich wird aufmerksam gemacht auf die bekannte Thatsache, dass die Scalentheile, durch welche die Entfernung der Inductionsrolle von der inducirenden eines Schlitten-Elektromotors gemessen werden kann, keine unter sich unmittelbar vergleichbaren Zahlen - Werthe liefern, um die physiologische Thätigkeit des Inductionsstromes auszudrücken. Eine Menge von detaillirten Beschreibungen einzelner zu besonderen Zwecken construirter Apparate, einzelner

Experimente und abschweifender Erläuterungen aus dem Gebiet der Mechanik, Physik etc. füllen diese Unterabtheilung. Die folgende (S. 218—228) beschäftigt sich mit Untersuchungen an dem unversehrten Menschen unter regelrechten oder krankhaften Verhältnissen. Es wird vorgeschlagen dieselben Methoden der Aufzeichnung zu benutzen, welche die Arbeitsleistungen der Froschmuskeln unter bestimmten Verhältnissen zu messen geeignet sind. Es ist dabei übersehen, dass die letztere Bedingung am lebenden Menschen nicht erfüllt werden kann. Die Electrotherapie vermag weder einen einzelnen Muskel noch einen einzelnen Nerven isolirt zu reizen, uud mithin können messende Versuche keine unter sich vergleichbaren Werthe liefern.

Untersucht man Fälle von Facialis-Lähmung, die eine Abnahme oder den Verlust des Verkürzungsvermögens unter dem Einfluss der Inductionsströme zeigen, so ergibt sich jedes Mal eine sehr deutliche Schliessungs- und Oeffnungszuckung, wenn man einen schwachen Kettenstrom anwendet. Tritt Besserung der Parese ein, so gewinnen wiederum die Inductionsströme, wie es auch im normalen Zustande der Fall ist, das Uebergewicht über die Kettenströme. Was sonst noch von Bestimmungen an Muskeln unter pathologischen Verhältnissen vorgeschlagen wird, beschränkt sich auf die Stärke mancher Muskelverkürzungen, auf die sogenannte innere Muskelarbeit, d. h. die auf die Einheit der Zeit und des Weges bezogene Leistung beim Gehen auf ebenem Boden, und endlich auf die Anweisung aus etwaigen offenen Wunden gelähmter Theile kleine Muskel- oder Nerven- (!) Stücke zu entnehmen, um daran den Durchsichtigkeitsgrad, den

Elasticitätsmodul, die doppeltbrechenden und electromotorischen Eigenschaften quantitativ zu bestimmen.

Die Leistungen der gesunden und kranken Empfindungsnerven (S. 228—320) werden nach den einzelnen Sinnen abgehandelt. Was die Lähmungen der Empfindungsnerven anlangt, so könnte man doch die auf Reizungen eintretenden Reflexbewegungen ihrer Grösse und Zeitdauer nach bestimmen. Es fragt sich nur, wie man die Intensität der Reize unter sich vergleichbar machen soll. Auch complicirtere Reflexbewegungen wie Niesen, Husten, Erbrechen etc. könnte man zu messen versuchen.

Nach dem Verfahren, dessen man sich bediente mittelst eines Fechner'schen Schallpendels die Festigkeit des Schlafes auszumitteln, könnte man auch die Leistungsfähigkeit eines kranken Gehörsinns zu ermitteln suchen. Was die Massformel der Empfindungen von Fechner anlangt, so bemerkt Verf. dass Herbart bereits 1812 für die Aenderung der Empfindlichkeit der Wahrnehmung Differentialgleichungen aufgestellt hat, deren Integration Exponentialfunctionen ganz ähnlicher Form liefert. Für die beginnenden Paraplegieen könnte die Befestigung eines Pinsels in senkrechter Richtung auf dem Kopfe eines aufrecht stehenden Menschen dazu dienen die ohne Zweifel beträchtlichen Schwankungen desselben auf einer wagrecht an den Pinsel gehaltenen berussten Platte abzuzeichnen. Was die Bestimmung des Raumsinnes der Haut betrifft, so verdient die Methode Volkmanns Berücksichtigung. Es soll danach mit der grössten Entfernung bei der man nur einen Punkt fühlt angefangen werden, dann schreitet man

zu immer bedeutenderen Entfernungen fort, bis der entschiedenste Eindruck zweier gesonderter Punkte zum Vorschein kommt und kehrt dann wiederum allmälig zu der Entfernung des unzweifelhaften Einfachfühlens zurück. Solche Beobachtungsreihen können dann wahrscheinliche Mittelwerthe und ein genaueres Urtheil über die Irrthumsgrössen möglich machen.

Im Uebrigen bietet der Abschnitt nur ein Excerpt der verschiedenen Leistungsfähigkeiten der Hautnerven und Angaben, wie man dieselbe quantitativ bestimmt hat oder doch in pathologischen Fällen bestimmen könnte.

Dasselbe gilt auch vom Geschmack (S. 252 bis 254). Die homöopathischen Mischungen würden über die Stärke des Geschmackvermögens Auskunft geben.

Beim Geruchsinn (S. 255—257) kann man Moschus oder Schwefelwasserstoff anwenden um eine echte Anodynie herauszufinden. Da man die Quantitäten nicht kennt, die von einem riechenden festen Körper in der Zeiteinheit fortgehen, so ist es vortheilhafter mit Gasen zu arbeiten. Diese füllt man in kurze Thermometerröhren von bekanntem Cubikinhalt, legt sie in mit atmosphärischer Luft gefüllte möglichst grosse Flaschen, deren Cubikinhalt ebenfalls bekannt ist, und zerbricht durch Schütteln der Flasche die dünnwandige Kugel des Thermometers. Auf diesem Wege kann man sich fast beliebig verdünnte Gasbeimischungen verschaffen.

Bei dem Gehörorgan (S. 257—269) wird darauf hingewiesen, dass die Entfernung in der man den Gang einer vom Ohr entfernt gehaltenen Taschenuhr noch vernehmen kann, ein

sehr unsicheres Mittel zur Bestimmung des sogenannten Grades der Taubheit darbiete.

Es ist nicht genug nach der bisherigen Untersuchungsmethode der otiatrischen Praxis die Schallstärken kennen zu lernen, welche pathologisch veränderte Gehörorgane eben noch zu erregen vermögen, sondern man soll oder sollte wenigstens auch die Fähigkeit, geringe Verschiedenheiten der Tonhöhen sowie des Klanges noch zu unterscheiden, zu bestimmen versuchen. In Bezug darauf ist zu bemerken, dass höhere Töne bei gleicher Stärke weiter gehört werden als tiefere; wonach also der Rhythmus der Schallwellen d. h. die Tonhöhe nicht ohne Einfluss ist auf die Tonstärke. Für das Auge findet etwas Analoges statt, denn die Intensität z. B. von violetten Strahlen erscheint ceteris paribus grösser als die der rothen. Das Roth schwindet bei schwacher Beleuchtung eher als das Blau. Doch kann auch das Umgekehrte stattfinden.

Die letzte Unterabtheilung (S. 269 – 320) handelt von der physiologischen Pathologie des Gesichtsinns. Die Sehweite ist für die verschiedenen Farben verschieden und kann mit Rücksicht hierauf am besten durch ein Spectroscop mit Schwefelkohlenstoffprisma oder einfacher mit Hülfe gefärbter Gläser bestimmt werden.

Mit Hülfe des Polariscops kann man Lichtstärken unterscheiden, welche nur um $\frac{1}{1000}$ verschieden von einander sind. Man muss aber die Messungen in nahezu einfarbigem Licht vornehmen.

Da es unter 10—20 Menschen durchschnittlich einen Daltonisten gibt, so ist die Maxwell'sche Farbenscheibe oder wieder das Spectroscop ein vielfach zu benutzendes Hülfsmittel. Die Blaublindheit ist bekanntlich viel seltener.

Die Aderfigur, wenn sie in erkrankten Augen zur Anschauung gebracht ist, lässt in sich auch Schatten von Blutergüssen und anderen undurchsichtigen Körpern, die sich an oder in der Retina befinden, in dem subjectiven Gesichtsfeld erscheinen.

Ueber die Bedeutung des ganzen Werkes wird sich erst urtheilen lassen, wenn der zweite, specielle Theil erschienen sein wird.

W. Krause.

Monumenti antichi di Dialetti italiani publicati da Adolfo Mussafia, Professore di filologia neolatina all' università di Vienna. Vienna, dall J. R. Tipografia di Corte e di Stato. In Commissione presso il Figlio di Carlo Gerold, librajo dell' J. R. Academia delle scienze. 1864. (Besondrer Abdruck aus den Sitzungsberichten der Wiener Akad. d. Wiss. Philol.-Histor. Cl. Band XLVI S. 113). 8vo. 123 S.

Herr Professor Mussafia, der sich schon manche Verdienste um die genauere Kenntniss der Romanischen Sprachen erworben hat, liefert in dem anzuzeigenden Werke einen schätzbaren Beitrag zu der Italiänischen Dialektologie. Den Hauptheil der Schrift bildet die Veröffentlichung von zwei schon früher von Ozanam, aber nicht mit genügender Sorgfalt herausgegebnen religiösen Gedichten De Jerusalem coelesti, eine Beschreibung des Paradieses, und De Babylone infernali, eine Beschreibung der Hölle, so wie

von fünf bisher unbekannten Gedichten, ebenfalls religiösen Inhalts: nämlich 3. Dell' amore di Gesù, die beglückenden Wirkungen der Liebe zu Jesus; 4. Del giudizio universale, vom Weltgericht; 5. della caducità della vita umana, von der Hinfälligkeit des menschlichen Lebens; 6. lodi della vergine, Lob der Jungfrau Maria; 7. preghiere, Gebete. Diese Publicationen gehen von S. 24—101 und sind mit aller wünschbaren Sorgfalt lesbar und verständlich gemacht, ohne den diplomatischen Anforderungen etwas zu vergeben. Die Gedichte sind nach einem einzigen Codex der St. Marcus Bibliothek in Venedig veröffentlicht, welcher aus 154 Blättern bestehend noch mehrere andere geistliche Gedichte enthält und die hier edirten auf Blatt 50—110 darbietet. Das erste De Jerusalem coelesti findet sich auch in einer Oxforder Handschrift, wie S. 23 nachgetragen wird. Der Herr Herausgeber hat sich nur erlaubt wenige und unvermeidliche Emendationen in den Text aufzunehmen und natürlich bei allen Veränderungen in den Anmerkungen unter dem Texte die Lesearten des Codex angegeben. Nicht wenige Anmerkungen sind auch der Erklärung des Sinnes gewidmet.

Haben diese Gedichte gleich äusserst wenig poetischen Werth, so ist ihre Bedeutung desto grösser für die Geschichte der italiänischen Sprache. Sie gehören einer Art von Schriftsprache an, welche sich in den zwei ersten Jahrhunderten der italiänischen Literatur im Norden Italiens neben der von Mittel-Italien, durch welche sie später verdrängt wurde, zu entwickeln begonnen hatte und manche — theilweis sich dem Französischen näherende Eigen-

thümlichkeiten zeigt, die nicht selten auch auf Besonderheiten der herrschend gewordnen italiänischen Sprache ein helles Licht werfen; so z. B. ist es von allgemeinem phonetischen Interesse, dass sich das Eindringen von r hinter Dentalen, welches sich im gemein-italiänischen in registro (aus regestum) cilestro (aus coelestis) findet, in diesem Dialekt durchweg in dem Adverbia bildenden mente, z. B. solamentre erscheint. Es erinnert diess theilweis an die Aussprache der sogenannten Lingualen im Sanskrit und an die Entstehung analoger Laute in den übrigen indogermanischen Sprachen, worüber Bühler im Madras Literary Journal eingehender gehandelt hat und eine Recension dieser Abhandlung im nächsten Heft des Or. und Occ. von Justi zu vergleichen ist. Wir dürfen wohl in Zukunft ein näheres Eingehen in die Eigenthümlichkeiten dieses Idioms von Seiten des Herrn Herausgebers erwarten. Aber auch das schon hier gegebene (S. 8—22) in Betreff des phonetischen und grammatischen Charakters desselben, so wie insbesondere das im Glossar S. 102—123 für den lexikalischen beigebrachte verdient alle Beachtung, da es viele dankenswerthe Beiträge zur tieferen Erkenntniss der romanischen Sprachen gewährt.

Th. Benfey.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. Stück. 11. Januar 1865.

Die sogenannte accessorische Intervention im Civilprocess. Von Dr. jur. J. Maxen, Privatdocenten (jetzt Professor) an der Universität Göttingen. Giessen 1864. Fersche Universitätsbuchhandlung. 114 S. Oct.

Das Prioritätsverfahren im Concursprocess. Von Dr. iur. J. Maxen. Giessen 1865. Verlag von Emil Roth. 45 S. 8.

Als ich im 42. Stück des Jahrgangs 1863 dieser Blätter »das Concursverfahren« von Fuchs zur Anzeige brachte, vermisste ich in demselben wie in andern über Concursprocess bislang erschienenen Schriften eine wissenschaftliche Construction des Prioritätsverfahrens und des Verhältnisses desselben zu dem Liquidationsverfahren. Dadurch wurde ich zu einem eingehenderen Studium der juristischen Natur des Prioritätsverfahrens veranlasst. Während ich diesem Studium, so weit es anderweite Arbeiten gestatteten, mit Eifer oblag, reifte in mir der Entschluss, die auf diesen Gegenstand

bezüglichen Fragen in einer besondern Abhandlung zu erörtern und diese Erörterungen der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Bei diesen Erörterungen fragte es sich zunächst, welche Stellung diejenigen Gläubiger, welche einem andern Gläubiger das von demselben für seine Forderung in Anspruch genommene Vorzugsrecht bestreiten, diesem Gläubiger gegenüber rechtlich einnehmen? Bei Prüfung dieser Frage gelangte ich zu dem Resultate, dass die Stellung dieser Gläubiger zu jenem Gläubiger nach den Grundsätzen der sog. accessorischen Intervention zu beurtheilen sei. Um das zeigen zu können, wollte ich eine kurze Darlegung der Grundsätze über Intervention einschieben, und bei dieser Gelegenheit wollte ich zugleich meine von der herrschenden Theorie abweichenden Ansichten über diesen Gegenstand näher darlegen. Allein diese Erörterung einer Frage, welche ich zunächst bloss als eine Vorfrage erörtern wollte, nahm allmählich einen grössern Umfang an, als ich vorausgesehen hatte, und da sie in diesem Umfange nicht wohl eine Zwischenerörterung in der Abhandlung über das Prioritätsverfahren bilden konnte, so entschloss ich mich, jene Erörterung vorab unter dem Titel: die sog. accessorische Intervention u. s. w. separat zu veröffentlichen. Auf der durch diese Abhandlung gewonnenen Grundlage begann ich dann von neuem die Arbeiten über das Prioritätsverfahren, und veröffentlichte dieselben unter dem Titel: das Prioritätsverfahren im Concursprocess.

So viel über die Entstehung und den Zusammenhang beider Abhandlungen.

In der ersten Abhandlung habe ich zunächst

zu zeigen gesucht, dass zwei Arten der Intervention unterschieden werden müssen, nämlich

1. eine vom Willen des Interventen abhängige, und

2. eine vom Willen des Interventen unabhängige Intervention.

Als eine abhängige Intervention in diesem Sinne betrachte ich die Intervention des Regresspflichtigen im Process des Regressberechtigten. Hier musste ich mich genauer aussprechen über die Voraussetzungen der Regressklagen (§ 5), über die rechtliche Stellung des Regresspflichtigen zum Process des Regressberechtigten (§ 6), über die juristischen Motive, worauf diese Intervention beruht (§ 7), so wie über das Verhältniss derselben zur Litisdenuntiation als einem dem Regressberechtigten zu dem Ende gegebenen Mittel, um den Regresspflichtigen zur Intervention veranlassen zu können.

Als eine vom Willen des Interventen unabhängige Intervention betrachte ich die Intervention desjenigen Dritten, dem das in dem anhängigen Processe gegen die eine Partei ausfallende Urtheil ausnahmsweise präjudicirt, der den Inhalt dieses Urtheils als unbestreitbare Norm für die Beurtheilung eines zwischen ihm und einer der Parteien bestehenden oder doch in Frage kommenden Rechtsverhältnisses gegen sich gelten lassen muss. Hierbei kam es nun vorzugsweise darauf an, die Fälle dieser Intervention einer genaueren Prüfung zu unterziehen, welche in den Quellen erwähnt werden. Demnach ist denn ausführlicher die Rede von der heutzutage nicht mehr practischen Intervention des Vertretenen im Process seines Vertreters (§ 10), von der L. 63. D. de re judicata 42. 1 (§§ 11. 12. 13. 14), von der Intervention der Legatare in

dem zwischen dem Testaments- und dem Intestaterben über die Gültigkeit des Testaments anhängigen Processe (§ 15), von der Intervention desjenigen, dem eine res litigiosa legirt ist, in dem bezüglich dieser Sache vom Erblasser begonnenen und vom Erben fortgesetzten Vindicationsprocesse (§ 16), und von der angeblichen Intervention des Bürgen im Process des Gläubigers gegen den Hauptschuldner (§ 17).

Nachdem in dieser Weise unter Festhaltung der Unterscheidung zweier Arten der Intervention die verschiedensten Fälle einer zulässigen Intervention und die Voraussetzungen derselben dargelegt sind, folgt gewissermassen als zweiter Theil der Abhandlung eine Darlegung der rechtlichen Grundsätze über die processualische Stellung des Intervenienten zum anhängigen Process und zu den streitenden Parteien. Hier galt es Fragen zu lösen, welche bislang wenig oder gar nicht sind erörtert worden, insbesondere die Frage, ob der Intervenient als Streitgenosse oder bloss als ein selbständig berechtigter Streitgehülfe des Interventen zu betrachten sei, ferner die Frage, wie weit der Intervenient neben und bezw. statt des Interventen processualisch thätig werden könne, und welche Bedeutung diese Thätigkeit des Intervenienten den streitenden Parteien und dem Richter gegenüber habe. Diese Fragen habe ich in den §§ 19 bis 22 unter Berücksichtigung der beiden Arten der Intervention ausführlich zu beantworten gesucht. Daran schliesst sich zuletzt eine Erörterung über die Zeit des Beitritts des Intervenienten zum Process (§ 23), und über die Form der Betheiligung des Intervenienten an demselben (§ 24).

In der zweiten Abhandlung bin ich, um

das Prioritätsverfahren juristisch zu construiren, davon ausgegangen, dass die Vorzugsrechte im Concurse, sowohl die auf einem privilegium exigendi, als die auf einem Pfandrechte beruhenden, als rechtliche Qualitäten der angemeldeten Forderungen zu betrachten sind (§ 2). Daraus ergab sich dann als Consequenz von selbst, dass die Vorzugsrechte nicht selbständig, sondern nur in Verbindung mit der bezw. Forderung in einem und demselben Processe des bezw. Gläubigers gegen den Cridar (Contradictor) geltend gemacht werden können (§ 3). Hiernach steht denn als Partei dem ein Vorzugsrecht in Anspruch nehmenden Gläubiger einzig und allein der Cridar gegenüber. Nun bilden aber die in den Specialprocessen der einzelnen Gläubiger ergehenden Endurtheile die Grundlage des Distributionsverfahrens, es muss also jeder Gläubiger das zu Gunsten eines anderen Gläubigers ausfallende Urtheil über Existenz und Vorzugsqualität der von demselben angemeldeten Forderung bei der Distribution nöthigenfalls gegen sich gelten lassen (§ 4).

Daraus ergiebt sich wieder, dass der einzelne Gläubiger an dem Ausgange des Specialprocesses eines anderen Gläubiger in zweifacher Rücksicht rechtlich interessirt sein kann, nämlich

1. in Rücksicht auf die dort erwartete Entscheidung über Existenz — Liquidität — der angemeldeten Forderung, und

2. in Rücksicht auf die dort erwartete Entscheidung über die Vorzugsqualität dieser Forderung, dass demnach der so interessirte andere Gläubiger in jenem Specialprocesse interveniren kann,

1. um die Existenz der angemeldeten Forderung, und

2. um die für diese Forderung in Anspruch genommene Vorzugsqualität zu bestreiten (§ 5). Auf diesen Fall der Intervention sind sodann (§ 6) die von der Intervention überhaupt geltenden Grundsätze angewandt, wie sie in der ersten Abhandlung entwickelt sind.

Hiernach habe ich denn, um dem Begriffe eines Prioritätsstreites im eigentlichen Sinne näher zu kommen, im § 7 die Möglichkeit einer Trennung der durch die Anmeldung der Gläubiger veranlassten Specialprocesse betrachtet, der Trennung nämlich in eine separate gerichtliche Verhandlung über die Liquidität — Existenz — der angemeldeten Forderung, und in eine zweite separate gerichtliche Verhandlung über die für diese Forderung in Anspruch genommene Vorzugsqualität. Hiernach erscheint dann diese zweite Verhandlung als ein Prioritätsstreit, d. h. als ein Streit zwischen einem Gläubiger und dem Cridar (Contradictor) über ein von dem ersteren beanspruchtes Vorzugsrecht, als ein Streit, in welchem auf Seite des Cridars die bei der Nichtexistenz jenes Vorzugsrechtes interessirten Gläubiger interveniren können, um jenes Vorzugsrecht zu bestreiten. Nachdem ich sodann noch gezeigt habe, in welcher abhängigen Verbindung der Prioritätsstreit in diesem Sinne mit der gerichtlichen Verhandlung über die Liquidität der angemeldeten Forderung steht, betrachte ich im § 8 die besondere Gestaltung, welche der einzelne Prioritätsstreit dadurch bekommt, dass vom Concursgericht ein sog. Locationsentwurf aufgestellt wird, und schliesse die Abhandlung mit dem § 8, worin ich zu zeigen suche, was Wahres an dem an sich falschen Satze ist, die Prio-

ritätsprocesse seien Processe der Gläubiger unter einander.

J. Maxen.

Kirchliche Ethik vom Standpunkte der christlichen Freiheit, dargestellt von Bernhard Wendt. I. Einleitung in die Ethik. Entwicklungsgeschichte der christlichen Freiheit in der Kirche und Theologie. Leipzig. Bredt. 1864. XXVII u. 345 S. in Octav.

Meistens ist es nicht geboten oder nicht erlaubt, dass die literarische Kritik sich mit der Person eines Schriftstellers beschäftigt. Der Verf. des vorliegenden Buches hingegen drängt uns in der Vorrede Mittheilungen und Andeutungen über seine Schicksale auf, die wir nicht anders als aus der Absicht verstehen können, für seine Schriftstellerei ein günstiges Vorurtheil zu erwecken. Er ist ein Mecklenburgischer Candidat der Theologie, eifriger und, wie wir sehen werden, einseitiger Lutheraner, der seit vier Jahren eine seltene literarische Fruchtbarkeit entwickelt hat. Er benutzt nun die Vorrede dieses Buches, um auf frühere Schriften aufmerksam zu machen, die er der Bestreitung von Kliefoth's Lehre von der Kirche gewidmet haben will, und introducirt seine auf den Begriff der wahren christlichen Freiheit gerichtete Ethik als die Hinweisung auf den richtigen Mittelweg zwischen Kliefoth's kirchlichem Nomismus und Baumgarten's christlichem Antinomismus. Er kann ferner bei dieser Gelegenheit auch nicht seine Zustimmung wie seine

Bedingungen für die deutschen Freiheitsbestrebungen unterdrücken, weil er seine Vorrede am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig geschrieben hat. Er stellt sich endlich als Streiter für die christliche Freiheit dar, indem er eine frühere Schrift über die Kirche veröffentlicht habe, trotz des Verbotes der theol. Fac. zu Rostock, die derselben doch früher den Preis ertheilt hatte. Und er will als Märtyrer für die christliche Freiheit angesehen werden, indem er von der kirchlichen Behörde in Mecklenburg-Schwerin aus einer kirchlichen Dienststellung entlassen worden ist. Fügen wir überdies hinzu, dass er die Einleitung in die Ethik zwar mit dem demüthigenden Bewusstsein von der Geringfügigkeit seiner Kräfte herausgiebt, aber zugleich mit der freudigen Gewissheit, dass Gott in seiner Schwachheit (wie in der des Apostels Paulus) mächtig gewesen ist, — so scheint seine Befähigung zu dem vorliegenden Werke in glänzender Weise zum Voraus erwiesen zu sein. Leider liegt nur schon in der Theol. Zeitschrift von Dieckhoff und Kliefoth (5. Bd. 4. Heft) eine Erklärung aus dem Schoosse der Rostocker theol. Facultät vor, welche die Differenz zwischen derselben und dem Cand. Wendt ganz anders als dieser und sehr zu dessen Ungunsten darstellt, und einen Conflict desselben mit der Mecklenburgischen Kirchenbehörde, in welchem ihm Unrecht geschehen wäre, durchaus in Abrede stellt. Das vorliegende Buch aber ist von solcher Art, dass es keineswegs die anspruchsvolle Vorrede rechtfertigt, sondern nur zu sehr zu den Angaben jener öffentlichen Erklärung über Hrn Wendt passt. Das Buch ist mit Gewandtheit und Lebhaftigkeit, aber zugleich mit dem phrasenhaften Pathos geschrieben, welches natürlich den Verdacht

eines Mangels an Urtheil erweckt. Die Aufgabe, die der Verf. sich gesetzt hat, ist nun auch völlig verkehrt aufgefasst. Endlich hat sich der Verf. eines zusammenhängenden Studiums der Quellen entschlagen; er arbeitet fast ausschliesslich nach secundären Quellen, und nicht einmal nach den neuesten Darstellungen, die ihm zugänglich waren; geschweige denn dass sein Apparat von Monographien vollständig ist. Vieles in dem Buche endlich scheint nur aus Handbüchern geschöpft zu sein.

Der Verf. will die Entwickelung der christlichen Freiheit in der Kirche und in der Theologie schildern, d. h. doch wohl die Veränderungen in der christlichen Sitte und in der ethischen Theorie. Nun gilt ihm als Correlat der christlichen Freiheit die christliche Kirche (S. 18), und unter den verschiedenen Gestalten, welche dieselbe im Laufe der Geschichte angenommen hat, gilt ihm die lutherische Kirche als die Normalkirche (S. 271), weil ihre Absicht und ihre Grundsätze mit der apostolischen Epoche der Kirche übereinstimmen. Indem er sich als correcter Lutheraner durch möglichste Ungerechtigkeit gegen die Reformirten (S. 19. 247) und durch hämische Seitenblicke gegen die evangelischen Unionsbestrebungen (S. 299) zu legitimiren sucht, sieht er in dem Grundsatz und in der Praxis der Rechtfertigung durch den Glauben den zureichenden Grund der christlichen Freiheit, welche durch ihre Gebundenheit an Gottes Wort die wahre ist. Er erreicht dann durch die Art seiner Geschichtsbetrachtung folgende erhebende Anschauung von der Entwickelung der christlichen Freiheit. Auf die normale Freiheit und das normale Freiheitsbewusstsein der apostolischen Kirche folgt die so-

wohl judaistische als ethische Unfreiheit des Katholicismus. Auf die richtige Wiedergewinnung der richtigen Freiheitsprincipien durch Luther folgt die judaistische Unfreiheit des Orthodoxismus und Pietismus, und die heidnische Unfreiheit der Aufklärung, des Rationalismus und des Pantheismus. Endlich empfängt die aus den deutschen Freiheitskämpfen geborene neue sittlich religiöse Freiheit durch die Hand des Verfs die Weisung, sich auf den Grundlagen der Reformation Luthers und der apostolischen Kirche zu begründen. Eine Entwickelung durch diesen Wechsel in der Kirchengeschichte nachzuweisen, hat sich nun der Verf. gar nicht die Mühe gegeben. Die unfreien Standpunkte werden bezeichnet als solche, welche eben allmählich von der Kirche eingenommen wurden, ohne dass den Gründen der Abweichung des Katholicismus von der Paulinischen Lehre nachgeforscht würde, ohne dass die Wurzeln des Orthodoxismus in Luther und Melanchthon auch nur geahnt, und ohne dass die bekannten Motive für die Aufklärung und den Rationalismus geordnet und vollständig vorgeführt würden. Luther ist für den Verf. das Muster der Vollkommenheit, auch als der deutscheste Mann; und so wie dieses Ideal dem Verf. nie aus dem Sinne kommt, so verleiht er seinem Stoffe keine andere Art der Verbindung, als dass er alle Gestalten des christlichen Lebens und der christlichen Ethik an ihrem Abstande von der lutherischen Normalkirche misst. In einer bis zum Ueberdruss widerwärtigen Weise, aber in der naivsten Renommisterei für sein Lutherthum kanzelt er alle Welt, Kirchenväter und Scholastiker, Pietisten und Aufklärer darüber ab, dass sie nicht der lutherischen Lehre von der Rechtfertigung an-

hangen, von der aus sich die christliche Freiheit von selbst macht! Vielleicht auch eine solche Freiheit von Quellenstudium und gewissenhafter Forschung, wie bei dem Verfasser?

Derjenige Begriff, welcher der subjectiven christlichen Freiheit entspricht, und aus welchem der Inhalt derselben abgeleitet werden muss, ist nun aber gar nicht der Begriff der Kirche, sondern, wie der Verf. aus den Reden Christi lernen konnte, der des Reiches Gottes. Allerdings nach katholischer Auffassung deckt sich mit demselben die Kirche. Die altprotestantische Ansicht weiss zwar beide Grössen zu unterscheiden, aber sie hat das Reich Gottes als den Gegenstand der christlichen Hoffnung in ziemliche Ferne gestellt. Erst das positiv evangelische Leben der neuern Zeit stützt sich in demselben Maasse auf die Erkenntniss des absoluten ethischen Werthes jener Grösse, als es sich über die Schranken des Confessionskirchenthums zu erheben vermag. Eine Entwickelung, also ein Fortschritt der christlichen Freiheit wie der ethischen Theorieen kann auch nur erkannt werden von der Würdigung dieses Begriffs aus, und indem der relative Werth des Confessionskirchenthums nach dem Verhältniss zu jener höchsten Aufgabe des christlichen Lebens bemessen wird. So entzieht sich freilich die Aufgabe, die sich der Verf. gestellt hat, von vornherein dem selbstgefälligen Massstabe, den derselbe unreif genug ist überall zu handhaben; unreif auch in der Hinsicht, dass er vor lauter Deutschthümelei gar nicht aufmerksam geworden ist auf die so bedeutsamen und einflussreichen Gestalten des Puritanismus, Independentismus, Methodismus, Baptismus, und kein Wort übrig hat für die evangelischen Missionsbestrebungen!

— Jede concrete Darstellung des christlichen Lebens muss ferner vor allen Dingen darauf achten, wie das Verhältniss desselben zur Welt vorgestellt und ausgeübt ist. Hierin liegt der Schlüssel für die Erklärung der Veränderungen die in den verschiedenen Epochen erreicht werden. Das Christenthum wurde hauptsächlich desshalb katholisch, weil die Kirche in ihrer ursprünglichen Gleichgültigkeit gegen Welt, Staat und bürgerliche Gesellschaft, und um sich selbst in ihrem Bestehen zu sichern, eine Menge politischer Attribute an sich ausbilden musste. So als Staat ausgebildet trat die Kirche in die Epoche, in der der römische Staat sie anerkannte. Die Kirche ging nun in den byzantinischen Staat auf, indem sie dessen Haupt mit der Weihe religiöser Attribute ausstattete. Im Abendlande hingegen erhielt sie ihren Gegensatz zum weltlichen Staate, und schritt desshalb zur politischen Unterordnung desselben unter sich vor, um dem Staate unter dieser Bedingung göttliche Richtung und gottgemässen Werth zu verleihen. Die Reformatoren hingegen erkannten dem Staate und seinem Rechte Selbständigkeit und göttliche Gewährleistung eigenthümlicher Art zu. Aber indem die geschichtlichen Umstände dem Staate die Leitung der evangelischen Kirche in die Hände spielten, wurde theils die evangelische Kirche zu einem Staatsinstitute herabgesetzt, die Religion kam zu einem staatlichen Erziehungsmittel und die Theologie zum Rationalismus herab; theils suchte die Kirche ihre Selbständigkeit gegen den Staat zu wahren, erreichte aber dies Ziel nur in der Gestalt mehr oder weniger puritanischen Sectenthums. Ueber die Stellung und Richtung des christlichen Lebens in der Gegenwart wird man streiten können.

Für mich deutet die ethische Aufgabe, die in dem Reiche Gottes erkannt wird, auf das Streben nach innerer Ueberwindung der Welt und Durchdringung der ganzen Gesellschaft mit dem religiös-sittlichen Motiv. Von diesen Gesichtspuncten aus würde sich nun jedenfalls eine andere Auswahl und Anordnung des Stoffes ergeben, als welche der Verf. getroffen hat. Natürlich ist dieselbe auf der einen Seite unvollständig genug, auf der andern Seite verschont er uns nicht mit der üblichen Skizze der neuern Philosophie, die man wahrlich in solchem Buche nicht erwartet.

Zur Würdigung des Buches führe ich nur noch einige Proben der schätzbaren Kenntnisse und der eigenthümlichen Einsichten des Verf. an. Herr W. vindicirt der reformirten Kirche den Grundsatz, den Geist des Einzelnen oder der Gemeine über das göttliche Wort zu erheben (S. 19); Zwingli hat einen platt rationalistischen Geist, Calvins Prädestinationslehre beruht nicht auf lebendigem Glauben, sondern auf einem philosophischen Gedanken, um dessen willen die christliche Heilsordnung und Glaubenserfahrung aufgeopfert werden (S. 241). Luther hat sich freilich in der Schrift über den unfreien Willen in manchen Ausdrücken einer prädestinatianischen Schroffheit genähert, aber Hr. W. weiss für gewiss, dass Luther später davon völlig zurückkam (S. 238). Und doch ist auch Hr. W. selbst so von Calvins Gift verdorben, dass er das Abendmahl für das Siegel der christlichen Freiheit erklärt (S. 84) und Luthern den Grundsatz Calvins über die Busse unterschiebt, dass dieselbe von der freien Gegenliebe gegen den Erlöser ausgehe (S. 222). Was man Luthern als Eigensinn und Rechthaberei vorgeworfen hat

ist nichts als freier Liebeseifer für das Seelenheil seiner Mitmenschen (S. 235). An Luthers Ausspruch, dass der Brief des Jakobus eine stroherne Epistel sei, kann man nur Anstoss nehmen, wenn man Kraftaussprüche nicht leiden kann, dennoch ist der Wahrheit gemäss, dass der Brief, den Hr. W. natürlich aufs Gründlichste versteht, keine evangelische Art an sich hat (S. 57). Am Schlusse des Buches jedoch erklärt der Verf. mit Anwendung des ausschliesslich von Jakobus entlehnten Ausdruckes, dass das Gesetz der Freiheit das Lebensgesetz der Kirche sein werde. Von Melanchthons synergistischer Lehrweise hält der Verf., dass sie ein verdienstliches Mitwirken des Menschen zu seiner Bekehrung als sittlich berechtigt anerkennt (S. 246). Spener hob bei Weitem nicht genug hervor, dass nicht das Leben im Glauben sondern der Inhalt des Glaubens, die Gerechtigkeit Christi, den Menschen vor Gott gerecht macht (S. 297). Die Richtung des Philosophen Chr. Wolff war eine vorwiegend empirische (S. 280). Die deutsche Kirche ist von Gott dazu bestimmt gewesen, in der allgemeinen christlichen Kirche die vornehmste Trägerin der christlichen Freiheit zu werden (S. 227); — diese durch ihre Abhängigkeit vom Staate verkümmerte und in ihrer Aufgabe so sehr gestörte Kirche! Vom scholastischen Nominalismus weiss Hr. W. dass er nirgends ein absolut gewisses Dogma, nirgends eine untrügliche Auctorität habe gelten lassen, sondern jedem Einzelnen das Recht gegeben habe, die kirchlichen Satzungen einer Kritik zu unterwerfen (S. 169). Mit besonderer Betonung verwendet der Verf. den berüchtigten abgeschmackten Ausdruck: Theologie der Rhetorik zur Kennzeich-

nung der Scholastik (S. 176. 182). Ich will aber Herrn W. durchaus nicht mit den Scholastikern zusammenstellen, indem ich hiemit von seinen misslungenen Uebungen theologischer Rhetorik Abschied nehme.

A. Ritschl.

Elemente der Theorie der Functionen einer complexen veränderlichen Grösse. Mit besonderer Berücksichtigung der Schöpfungen Riemanns bearbeitet von Dr. H. Durège. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1864. In Octav.

Die Arithmetik beginnt ihre Untersuchungen auf dem einfachen Gebiete der absoluten ganzen Zahlen. Aber es stellt sich sehr bald die Nothwendigkeit heraus, dieses Zahlengebiet zu erweitern und zu vervollständigen. Die Beschränkung in der Ausführbarkeit der Subtraction, der Division und der Wurzelausziehung (aus absoluten Zahlen) wird gehoben durch Herstellung der algebraischen (pos. und neg.), der gebrochenen und der irrationalen Zahlen. Durch die letzteren wird zugleich der Begriff der stetigen Veränderlichkeit einer Zahl, der Grundgedanke der Infinitesimalrechnung eingeführt. Es bleibt nach diesen Erweiterungen des Zahlengebietes noch eine Schwierigkeit zu heben, insofern in demselben die Wurzel aus einer negativen Zahl nicht angegeben werden kann, wenn der Wurzelexponent gerade ist. Die Hebung dieser Schwierigkeit ist bekanntlich erst in der

neuesten Zeit erfolgt. Die bedeutendsten Mathematiker bis auf Cauchy (und in seinen früheren Arbeiten dieser selbst noch) haben die s. g. imaginären Zahlen gar nicht als Zahlen anerkannt. Es hat freilich nicht an Versuchen gefehlt, diese Beschränkung zu beseitigen. Aber keiner derselben hat sich allgemeine Beachtung und Anerkennung erringen können, bis Gauss (in den Gött. gel. Anz. 1831. Stück 64) die Reihe der rein imaginären (der lateralen) Zahlen rechtwinklig durch den Nullpunkt der reellen Zahlenreihe legte und damit das Zahlengebiet auf zwei Dimensionen, auf eine Zahlenebene, ausdehnte. Hiernach musste auch die Theorie der Functionen umgestaltet werden, da nun die Variabeln nicht nur die reelle Zahlenlinie durchlaufen, sondern irgendwie in der Ebene der complexen Zahlen sich bewegen können. Namentlich mussten die elliptischen Functionen, von Gauss, Jacobi und Abel in ihrem wesentlichen Charakter, der doppelten Periodicität erkannt, auf eine allgemeine Theorie der Functionen von complexen Variabeln hinleiten. Die ersten Arbeiten auf diesem Gebiete und namentlich die Untersuchung von Integralen zwischen complexen Grenzen verdanken wir Cauchy. Nach ihm hat Puiseux eine systematische Darstellung der Theorie der algebraischen Functionen gegeben, die auch durch Hermann Fischer (Halle 1861) eine ziemlich unglückliche deutsche Uebersetzung gefunden hat. Vor allen ausgezeichnet aber sind die Arbeiten von Riemann durch die Originalität und Tiefsinnigkeit der Methode wie durch die grossartige Allgemeinheit der gewonnenen Resultate. Mit diesen Arbeiten kann die von Cauchy's Nachfolgern in Frankreich ausgebildete Methode den Vergleich in keiner Weise

aushalten. Gleichwohl ist es die letztere, die rasch eine Verbreitung in weiteren Kreisen gefunden hat. Es ist auch zu natürlich, dass das Unvollkommnere dem Vollkommneren vorangehe. Zudem verstehen es die Franzosen auch auf den abstractesten Gebieten der Mathematik aus ihren Entdeckungen in eleganter Weise kleine Münze zu machen. Das Lehrbuch von Briot und Bouquet über die doppelt-periodischen Functionen hat sich mit Recht auch bei uns einen grossen Kreis von Freunden erworben. Es gibt in leicht verständlicher, präciser und eleganter Sprache zunächst die Theorie der Functionen complexer Variabeln im Allgemeinen und darauf die Anwendung auf die doppelt-periodischen, insbesondere die elliptischen Functionen.

Ich citire das Buch von Briot und Bouquet hier nicht, um es den Arbeiten Riemann's gegenüberzustellen. Die »Grundlagen für eine allg. Theorie der Functionen einer veränderlichen complexen *) Grösse« (Inaug. Dissert. Göttingen 1851) und die »Theorie der Abelschen Functionen« (Crelles Journal Bd 54) sind keine Lehrbücher. Sie geben auf wenigen Bogen die reichste Fülle neuer Entdeckungen. Die knappe Sprache und der Reichthum des Inhalts erschweren das Studium sehr und machen es dem Anfänger fast ganz unzugänglich. Daher ist es keineswegs unverdienstlich, den reichen Zuwachs, den die Wissenschaft durch Riemanns Arbeiten gewonnen, durch ein gutes Lehrbuch gewissermassen populär zu machen. Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens sind aber nicht zu gering anzuschlagen, und es fehlt in der

*) So hätte auch Durège auf dem Titel seines Buches schreiben sollen, nicht complexen veränderlichen Grösse.

That nicht an verunglückten Versuchen. Ist in den Original-Abhandlungen jedes Wort, jede Wendung aufs reiflichste erwogen, so muss der Bearbeiter sich dadurch zu gleicher Sorgfalt aufgefordert fühlen. Und je höher der wissenschaftliche Gewinn, um so bedeutender sind natürlich die Schwierigkeiten einer leicht verständlichen und doch durchaus strengen und präcisen Darstellung.

Der Verf. des vorliegenden Buches, der sich bei einem grössern mathematischen Publicum bereits durch seine elementare Darstellung der elliptischen Functionen auf das vortheilhafteste eingeführt hat, stellt sich hier die eben bezeichnete Aufgabe. Die Arbeiten Riemanns, soweit sie die allg. Theorie der Functionen einer complexen Variabeln betreffen, erscheinen hier in einer für weitere Kreise bestimmten Darstellung, und eine nähere Betrachtung des Buches zeigt, dass der Versuch als ein glücklicher bezeichnet werden muss. Man erkennt auf jeder Seite, dass der Verf. mit Liebe in den Geist der Riemannschen Arbeiten eingedrungen ist, und dass er es verstanden hat, diesen Geist möglichst frei von fremder Beimischung in eleganter und leicht fasslicher Sprache wiederzugeben. Man könnte allerdings geneigt sein zu fragen, warum bei einer systematischen Verarbeitung des Gegenstandes nicht auch die Leistungen Cauchys mit herangezogen sind. Doch soll daraus dem Buche kein Vorwurf gemacht werden. Was für einen Einblick in den historischen Entwicklungsgang dadurch verloren geht, ist ein Gewinn für die einheitliche und abgerundete Darstellung des gegenwärtigen Standpunktes der Theorie.

Die Einleitung beginnt mit einem historischen Ueberblick über die allmähliche Entwicklung der

Lehre von den imaginären Zahlen. Es wird hervorgehoben, dass jede Erweiterung des Zahlengebietes auch erweiterte Definitionen der verschiedenen Rechnungsarten verlangt, und dass bei der neuen Feststellung der Definitionen zwar völlige Willkür herrscht, aus Zweckmässigkeitsgründen aber diejenigen erweiterten Definitionen wirklich anzunehmen sind, welche am einfachsten und ungezwungensten die früheren engeren in sich enthalten.

Der erste Abschnitt handelt über die von Gauss herrührende geometrische Darstellung der imaginären (und complexen) Zahlen in der Zahlenebene, so wie von der erweiterten Definition und der Ausführung der vier Grundoperationen. Nach Erläuterung der geometrischen Auffassung der Veränderlichkeit einer Grösse als einer Bewegung in der Zahlenebene (§ 3) geht der 2te Abschnitt zu den Functionen einer complexen Variabeln über. Zunächst wird der Begriff der Function erweitert und unabhängig gemacht von der Existenz eines mathematischen Ausdrucks, vermöge dessen der Werth der Function aus dem Werthe der Variabeln sich berechnen lässt (§ 4). Dann wird die complexe Grösse w als Function der complexen Grösse z definirt, wenn die partielle Diff. Gl. $i\,\frac{dw}{dx} = \frac{dw}{dy}$ erfüllt ist, und aus dieser Gl. der Diff. Quotient $\frac{dw}{dz}$ als unabhängig von der Richtung der Verschiebung nachgewiesen (§§ 5 u. 6). Die geometrische Bedeutung der Diff. Gl., die in den kleinsten Theilen ähnliche Abbildung, schliesst sich im § 7 daran.

Der 3te Abschnitt, von den »mehrdeutigen« *) Functionen, ist besonders wichtig. Er gibt die Entwicklung des Grundgedankens der Riemannschen Methode, wodurch sich diese so wesentlich von dem Verfahren Cauchys und seiner Nachfolger unterscheidet, des ebenso schönen als fruchtbaren Gedankens, eine Fläche herzustellen, innerhalb welcher die mehrwerthige Function von z eine einwerthige Function des Ortes ist. Ueber die z-Ebene wird eine Fläche T ausgebreitet, die für jede Stelle der z-Ebene aus so viel über einander liegenden Blättern besteht, als die Function für das entsprechende z Werthe besitzt. Die Blätter hangen in einzelnen Punkten, den Verzweigungspunkten, zusammen und es sind in einem solchen Punkte so viel Functionswerthe einander gleich, als Blätter in ihm Zusammenhang besitzen. Der Verf. hat auf die Bearbeitung dieses Abschnittes besondere Mühe verwandt. Er erläutert zuerst das Wesen der Verzweigungspunkte an Beispielen. Er zeigt, dass in einem Verzweigungspunkte zwei oder mehrere Functionswerthe einander gleich (oder auch $= \infty$) werden, dass aber nicht umgekehrt **) aus diesem Gleichwerden mit Nothwendigkeit auf einen Verzweigungspunkt zu schliessen sei (§ 8). Dies führt (§ 9) zu den Sätzen: Wenn die Variable z in der sie repräsentirenden Ebene eine geschlossene Curve durchläuft, die keinen der Punkte umschliesst, für welche mehrere Functionswerthe einander gleich (oder $= \infty$) werden, so nimmt jeder der einzelnen

*) Warum nicht, wie bei Riemann, mehrwerthig?

**) Demgemäss muss es S. 39 Abs. 1 nicht heissen: Eine ähnliche Verzweigung findet statt, sondern correcter: kann stattfinden.

Functionswerthe zu Ende des Umlaufs seinen Anfangswerth wieder an. Wenn die Variable in einer geschlossenen Curve um einen, und nur einen, der eben bezeichneten Punkte herumläuft, so kann jeder der einzelnen Functionswerthe zu Ende des Umlaufs seinen Anfangswerth wieder annehmen. Dann ist der fragliche Punkt kein Verzweigungspunkt. Vielmehr heisst er nur dann ein Verzweigungspunkt, wenn ein Functionswerth zu Ende dieses Umlaufs in einen andern als den Anfangswerth übergeht. Ein Umlauf um mehrere Verzweigungspunkte kann durch einen Umlauf um jeden einzelnen ersetzt werden. Diese Sätze werden dann (§ 10) durch Beispiele erläutert. Im § 11 geht der Verf. über zu der wirklichen Untersuchung der Verzweigungspunkte in der Riemannschen n-blätterigen Fläche. Die allgemeine Betrachtung kommt dabei etwas knapp weg, und wenn auch die Sache selbst aus den Beispielen genügend erläutert wird, so tritt doch der Uebelstand ein, dass die Frage, welchen Einfluss ein Umlauf um mehrere Verzweigungspunkte ausübt, und ob die dabei eintretenden cyklischen Vertauschungen aus dem Wesen der einzelnen Verzweigungspunkte sich herleiten lassen, unnöthig breit und doch nicht hinreichend klar behandelt wird (§ 12). Die hier erst auftretende allgemeine Auseinandersetzung über cyklische Vertauschung gehört schon in die Untersuchung des einzelnen Verzweigungspunktes. Der natürliche Gang wäre, im Anschluss an die Unterscheidungen des § 9 und die dort ausgesprochene Definition, folgender gewesen: Man suche alle Werthe von z, für welche zwei oder mehr Functionswerthe einander gleich (oder $=\infty$) werden. Man schlage um einen derselben $z=a$ einen Kreis, der alle andern fraglichen Punkte

ausschliesst. Zu einem Punkte $z = z_0$ innerhalb des Kreises mögen die Functionswerthe $w_1, w_2, \ldots w_n$ gehören. Man lege in der z-Ebene durch z_0 eine geschlossene Linie, die ganz innerhalb des Kreises liegt, und den Punkt $z = a$, ohne ihn zu treffen, einmal umläuft. Macht dann die Variable z von z_0 aus einen Umlauf durch diese Linie, so erscheint zu Ende desselben die Gesammtheit der Werthe $w_1, w_2, \ldots w_n$ wieder wie zu Anfang. Aber ein einzelner dieser Werthe, etwa w_1, kann zu Ende des Umlaufs entweder wieder in seinen Anfangswerth w_1, oder aber in einen der andern $w_2, w_3 \ldots w_n$ übergehen. Schreibt man also unter jeden der Anfangswerthe

$$w_1 \quad w_2 \quad w_3 \quad \ldots . \quad w_n$$

denjenigen Endwerth, in den er übergeht, wenn die Variable in der z-Ebene die geschlossene Curve von z_0 bis z_0 einmal durchläuft, nämlich:

$$w_{\alpha_1}, \quad w_{\alpha_2}, \quad w_{\alpha_3}, \; \ldots \; w_{\alpha_n},$$

so sind die Indices $\alpha_1, \alpha_2, \alpha_3, \ldots . \alpha_n$ nichts anderes als die Zahlen $1, 2, \ldots n$ in irgend welcher Permutationsform. Diese lässt sich aus der ersten durch cyklische Permutationen herstellen. Danach zerfallen die Werthe $w_1, w_2, \ldots w_n$ in Gruppen von Werthen, die sich unter einander cyklisch vertauschen. Enthält eine Gruppe nur einen Werth, so hat das entsprechende Blatt der Fläche T für $z = a$ keinen Verzweigungspunkt, sondern verläuft für sich getrennt. Jeder Gruppe von mehr als einem Werthe entspricht für $z = a$ ein Verzweigungspunkt, der eben so vielen Blättern gemeinschaftlich angehört, als Werthe in der Gruppe sind, und gerade denjenigen Blättern, in denen diese Werthe verlaufen. — War dann noch die Natur

der Fläche in der Nähe eines Verzweigungspunktes beleuchtet, so erledigte sich die Frage, über die cyklischen Vertauschungen, die beim Umlauf um mehrere, über verschiedenen Stellen der z-Ebene liegende, Verzweigungspunkte auftreten (§ 12), von selbst aus dem letzten Satze des § 9. — Ueber die Kunstausdrücke, welche der Verf. bei dieser Gelegenheit gebraucht, erlaube ich mir noch einige Bemerkungen. Im § 12 am Ende wird eine Linie scheinbar geschlossen genannt, wenn ihr Anfangs- und Endpunkt in verschiedenen Blättern der Fläche T über demselben Punkte der z-Ebene liegen Ich würde eine solche Linie, wie jede andere, deren Anfangs- und Endpunkt nicht zusammenfallen, eine nicht geschlossene nennen. Eine scheinbar geschlossene Linie kann in Wirklichkeit ebenso gut eine geschlossene wie eine nicht geschlossene sein. Der Schein entscheidet darüber eben gar nichts. Die in der z-Ebene liegende Projection einer solchen Linie, wie sie hier in Frage steht, ist geschlossen. Der projicirende Cylinder schneidet die $n$blätterige Fläche T in n Curven, die entweder geschlossen (in dem nämlichen Blatt verlaufend) oder nicht geschlossen (Schraubenlinien mit einem Umgang) sind. Man braucht aber die Unterscheidung des Verf. von wirklich und scheinbar geschlossenen Linien nicht, wenn man die z-Ebene und die »darüber ausgebreitete« Fläche T streng auseinander hält. Betrachtet man die Variable z für sich, so bewegt sie sich in der z-Ebene und durchläuft eine geschlossene Curve, wenn sie zu ihrem Anfangswerthe zurückkehrt. Betrachtet man die Variable z und ihre $n$werthige Function w, so bewegt sich das Werthenpaar (z, w) in der Fläche T und es braucht die durchlau-

fene Linie nicht geschlossen zu sein, wenn auch z seinen Anfangswerth wieder annimmt. Noch bedenklicher ist der Ausdruck Verzweigungsschnitt für die Linie, in welcher das letzte Blatt der um einen Verzweigungspunkt liegenden Schraubenfläche sich durch die andern hindurch in das erste fortsetzt. Von einem Schnitt kann hier nicht die Rede sein, da längs der fraglichen Linie keine Trennung stattfindet. Einen Schnitt kann man nicht ohne Sprung passiren. Soll man aber hier von einem beliebigen Punkte eines beliebigen Blattes aus in vorgeschriebener Richtung über die fragliche Linie gehen, so geschieht dies durch ein stetiges Fortgleiten, ohne Sprung, und zwar nur auf eine einzige ganz bestimmte Weise (§ 13). Es kann freilich die Entstehung der Fläche T in folgender, auch von dem Verf. angegebenen Weise gedacht werden. Gelangt man bei einem Umlauf um den Verzweigungspunkt $z = a$, in welchem p Blätter zusammenhangen, aus dem Blatt 1 in 2, aus 2 in 3, u. s. f., aus $p - 1$ in p und aus p in 1 (oder findet unter den Functionswerthen $w_1, w_2, \ldots w_p$ cyklische Vertauschung statt), so denke man sich zunächst die p Blätter völlig getrennt und zerschneide jedes derselben in einer von dem (herzustellenden) Verzweigungspunkte bis ins Unendliche*) gezogenen sich selbst nicht schneidenden Linie, die so verläuft, dass alle diese Schnitte in der z-Ebene eine gemeinsame Projection besitzen. Hierauf setze man wieder zusammen

*) Dass man diese Linie statt ins Unendliche auch nach einem andern Verzweigungspunkte ziehen kann, in welchem dieselben Blätter in derselben Reihenfolge zusammenhangen, kommt hier nicht in Betracht.

das Blatt		1	rechts vom Schnitt			mit 2 links vom Schnitt
»	»	2	»	»	»	mit 3 links vom Schnitt
»	»	3	»	»	»	mit 4 links vom Schnitt
		etc.				
»	»	$(p-1)$	»	»	»	mit p links vom Schnitt
»	»	p	»	»	»	mit 1 links vom Schnitt

Erst wenn man dies vollständig ausgeführt hat, ist für $z = a$ der $(p-1)$fache Verzweigungspunkt fertig geworden. Und umgekehrt, sobald der Verzweigungspunkt fertig vorliegt, sind jene Linien keine Schnitte mehr. Der Ausdruck Verzweigungs-Schnitt ist also eine contradictio in adjecto. Er wird von Riemann nirgends gebraucht, findet sich vielmehr zuerst bei Prym in der übrigens sehr correcten Abhandlung: Theoria nova functionum ultraellipticarum.

Nach den allgemeinen Erörterungen über Verzweigungspunkte wird (§ 13) gezeigt, dass ein $(n-1)$facher Verzweigungspunkt ersetzt werden kann durch $n-1$ einfache. Im § 14 betrachtet der Vf. Verzweigungen, die für $z = \infty$ stattfinden, und erläutert die Vorstellung der im Unendlichen geschlossenen Fläche T. Endlich zeigt der § 15, dass wenn w eine $n$werthige Function von z und ihr Verlauf durch die $n$blätterige Fläche T dargestellt ist, jede rationale Function von z und w in derselben Fläche T eine einwerthige Function des Ortes sein muss.

Der 4te Abschnitt definirt das Integral zwischen complexen Grenzen und untersucht die durch geschlossene Linien erstreckten Integrale.

In klarer und einfacher Weise werden namentlich die um Unstetigkeitspunkte erstreckten Integrale behandelt, sei es, dass die Unstetigkeit in einem einfachen, sei es, dass sie in einem Verzweigungspunkte stattfinde.

Im 5ten Abschnitt gelangt der Verf. von der Functionalgleichung $f(z.u) = f(z) + f(u)$ aus zum Logarithmus und zu dessen Umkehrung, der Exponentialfunction. Dabei werden die Begriffe des Querschnittes und des Periodicitätsmoduls vorläufig erörtert.

Der 6te Abschnitt gibt die Entwicklung von Taylors Lehrsatz für Functionen complexer Variabeln, der dann zum Beweise des Satzes dient: Soll eine Function, die in einer endlichen Linie gegeben ist, innerhalb eines diese Linie in sich enthaltenden Flächengebietes endlich und stetig sein, so kann sie auf ein anstossendes Flächengebiet, das mit dem gegebenen längs einer endlichen Linie zusammenhängt, nur auf eine Weise stetig fortgesetzt werden. Zum Schluss folgt die Entwicklung der Function aus ihren gegebenen Unstetigkeiten.

Im 7ten Abschnitt discutirt der Verf. das Null- und Unendlichwerden in den verschiedenen Ordnungen, für einfache wie für Verzweigungspunkte. Für die letzteren weicht er von Riemann ab, der die Function in einem $(m-1)$ fachen Verzweigungspunkte $z = a$ in erster Ordnung 0 oder ∞ nennt, wenn $(z-a)^{-\frac{1}{m}} f(z)$ und resp. $(z-a)^{+\frac{1}{m}} f(z)$ endlich und verschieden von 0 ist. Der Verf. bezeichnet dies als ein 0 oder ∞ in der Ordnung $\frac{1}{m}$. Es liegt zu dieser Abweichung kein Grund vor, vielmehr

verdient die Riemannsche Ausdrucksweise den Vorzug. Die Hauptresultate des Abschnittes sind die Sätze über das Begrenzungsintegral $\int d\log\varphi(z)$ und der Beweis, dass eine Function, die für jedes z n Werthe besitzt und in einer endlichen Anzahl (m) von Punkten ∞ in erster Ordnung wird, die Wurzel einer algebraischen Gl. $F(\overset{n}{w}, \overset{m}{z}) = 0$ ist.

Der 8. Abschnitt vervollständigt die Untersuchung über Integrale zwischen complexen Grenzen. Der 9. Abschnitt behandelt den Zusammenhang der Flächen und gibt namentlich den Satz, dass jede mehrfach zusammenhangende Fläche stets durch dieselbe Anzahl von Querschnitten in eine einfach zusammenhangende zerlegt wird. Der Beweis ist derselbe, den Riemann (Crelle's Journal Bd 54: Lehrsätze aus der Analysis situs) gegeben hat, und wird durch Beispiele genügend erläutert Der Verf. scheint es absichtlich zu ignoriren, dass auch die Betrachtung der Periodicitätsmoduln (Abschn. 10, § 50) einen vollständigen Beweis des Satzes liefert. Uebrigens hätte auch wohl der sehr hübsche Beweis in Riemanns Doctordissertation (Art. 6) Erwähnung verdient.

Im 10. Abschnitt werden die Periodicitätsmoduln erörtert und als Beispiele der Logarithmus, der Arcus Tangens, der Arcus Sinus und das elliptische Integral, jede dieser Functionen mit ihrer inversen periodischen Function, durchgenommen.

Der 11. Abschnitt wendet das Dirichletsche Princip der Bestimmung einer Function aus Grenzbedingungen darauf an, in der $n$blätterigen durch Querschnitte einfach zusammenhangend gemachten Fläche eine überall stetige Func-

tion des Ortes zu bestimmen, deren reeller Theil in der Begrenzung gegeben und die der partiellen Diff.-Gl. $i\frac{dw}{dx} = \frac{dw}{dy}$ genügt. Daran schliesst sich die von Riemann gegebene Erweiterung des Princips auf die Bestimmung einer Function aus Grenz- und Unstetigkeitsbedingungen.

Hierauf gestützt gibt der 13. Abschnitt die Relation zwischen der Anzahl der Querschnitte, durch welche eine n blätterige geschlossene Fläche T in eine einfach zusammenhangende zerlegt wird, und der Anzahl der einfachen Verzweigungspunkte.

Damit schliesst das Buch, allerdings ziemlich abgebrochen. Da (§ 41) der Satz gegeben ist, dass eine in der $n$blätterigen Fläche T verzweigte Function w von z, die in m Punkten ∞ in erster Ordnung wird, mit z durch eine Gl. $F(w^n, z^m) = 0$ verbunden ist, so hätte wenigstens noch zum Schluss die Aufgabe behandelt sein können, aus dieser Gl. die Verzweigung der Fläche T herzuleiten. Dies hätte zugleich noch eine wünschenswerthe Illustration zu den Untersuchungen des 3. Abschnittes gegeben.

Die im Vorstehenden gegebene Analyse des Buches wird das schon ausgesprochene günstige Urtheil rechtfertigen. Es ist (von wenigen Stellen abgesehen) correct. Die Darstellung ist gewandt und angemessen. Das Buch kann als eine Vorschule für das Studium der Originalarbeiten durchaus empfohlen werden.

Hattendorff.

Ibn-el-Athiri chronicon quod Perfectissimum inscribitur. Volumen decimum annos h.

451—527 continens ad fidem codicum Parisinorum edidit Carolus Johannes Tornberg. Publico Sumtu. Lugduni Batavorum, E. J. Brill, 1864. *Auch mit Arabischem Titel.* 485 S. Oct.

Durch das Erscheinen dieses Bandes ist die Reihe der Theile VIII—XII dieses wichtigen Werkes geschlossen. Wir haben darin eine Geschichte der islâmischen Welt vom Ende des dritten bis nach dem ersten Viertel des siebten Jahrhunderts der Hidschra (907—1231 n. Ch. G.), weit vollständiger und genauer, als irgend eine bis dahin bekannte, durch welche ein Theil der früher herausgegebenen Arabischen Geschichtswerke so gut wie überflüssig gemacht wird, während sich mit Sicherheit sagen lässt, dass die vorliegenden Annalen niemals antiquiert werden können. Denn, wollte man auch von den, namentlich gegen den Schluss hin ausführlichen, Partien des Werkes absehen, welche nicht nach schriftlichen Quellen, sondern nach den eignen Erlebnissen und Erkundigungen Ibn-Al-athîr's geschrieben sind, so könnten diese fünf Bände doch nur dann von jenem Schicksal betroffen werden, wenn sich sämmtliche Quellenschriften, aus denen er seine Chronik zusammenstellte, wieder auffinden und veröffentlichen liessen. Und auch in diesem Fall, dessen völlige Unmöglichkeit jedem Sachverständigen einleuchten muss, würde diese übersichtliche und doch gründliche Darstellung immer noch ihren Werth behalten. Alle Freunde der islâmischen Geschichte und Litteratur müssen daher dem Hrn Herausgeber, so wie denen, welche ihn durch Gewährung der nöthigen Geldmittel so wie sonst unterstützten, in hohem Grade dankbar sein.

Nach einer kurzen Bemerkung auf dem Um-

schlage ist auch der siebte Band schon unter der Presse. Wir billigen es durchaus, dass Tornberg mit der Herausgabe der noch fehlenden Bände von hinten anfängt; denn je weiter die geschilderte Zeit von der eignen des Verfs absteht, desto geringeren Werth müssen die betreffenden Abschnitte seiner Geschichte haben. Der Mangel an Kritik wird bei der Geschichte der beiden ersten, religiös und politisch so tief bewegten, Jahrhunderte des Islâm's und gar der noch ältern Zeit einen sehr schädlichen Einfluss auf die Darstellung haben, und da es für diese Zeit weit bessere, zum Theil schon herausgegebene, Quellen giebt, so würden wir den ersten Theilen der grossen Universalhistorie schwerlich grosse Bedeutung für die Geschichtsforschung zuerkennen dürfen. Und übersichtliche Darstellungen der Geschichte der ersten Jahrhunderte haben wir ja auch sonst schon und haben in den betreffenden Abschnitten von Almas'ûdî's goldnen Wiesen demnächst noch eine besonders gute zu erwarten. Aus diesen Gründen würden wir es nicht eben bedauern, wenn die ersten Bände von Ibn-Al-athîr ungedruckt blieben. Es mag einem mit dem Zustand der Arabischen Litteratur nicht näher Bekannten auffallen, dass wir es für gleichgültig halten können, ob der Anfang eines Werks herausgegeben wird, dessen spätere Theile wir für ausserordentlich wichtig erklären; aber wer bedenkt, wie viele der allerwichtigsten arabischen Werke noch ungedruckt sind, wie geringe Geldmittel zur Publicierung solcher Werke vorhanden sind, und wie viel schon durch Herausgabe von arabischen Büchern geringen oder gar keinen Werthes gefehlt ist, der wird uns Recht geben. Jetzt wäre es vor Allem an der Zeit, Alles zu sammeln und her-

auszugeben, was sich noch von dem grossen Geschichtswerke Attabarî's auffinden liesse! Dazu wäre freilich eine Vereinigung mehrerer tüchtiger Gelehrten zu wünschen.

Im vorliegenden Theil des Ibn-Al-athîr sehen wir das Seldschukische Reich auf seiner höchsten Höhe und in seinem Verfall, der dieselben Symptome zeigt, wie der Verfall ähnlicher islâmischer Reiche. Für uns Europäer hat die Schilderung der Kämpfe mit den Kreuzfahrern ein besonderes Interesse. Es ist gewiss nicht zufällig, dass die Eroberung Palästina's durch die Franken in die Zeit fällt, wo das Seldschukenreich nach dem fast gleichzeitigen Tode des Melikschâh und seines grossen Wezir's Nizâm-al-mulk urplötzlich zu sinken begann. Wäre die Kraft Vorderasiens noch in einer festen Hand concentriert gewesen, so hätten sich die Fremden schwerlich in Syrien festsetzen können. So aber kam es nicht zu einem Aufgebot der ganzen Macht des Reiches gegen die Franken, da dieses in sich gespalten war. Das grauenvolle Blutbad, welches die frommen Brüder bei der Einnahme von Jerusalem zu Ehren des Gottes der Liebe und des Gekreuzigten angerichtet hatten, erschütterte zwar alle Bekenner des Islâm's auf's Tiefste, aber ein grosses Gegenunternehmen ward nicht ausgeführt. Vergebens sucht ein Dichter in kräftigen Versen alle edlen und niedrigen Gefühle und Leidenschaften der Muslime aufzuregen, um einen gewaltigen Rachezug gegen die Christen zu veranlassen *): die Bekämpfung derselben blieb fast ganz den kleinen, mehr oder

*) S. 192 f. Merkwürdig ist es, dass der Dichter die Kreuzfahrer noch nicht »Franken«, sondern mit dem Namen der von Alters her bekannten christlichen Feinde „Rûm“ (Romäer, Byzantiner) nennt.

weniger unabhängigen, Emîren der benachbarten Länder und dem geschwächten Fâtimidenreiche in Aegypten überlassen. Es war ein kleiner Krieg, bei dem auf Seiten der muslimischen, meist aus Türken bestehenden, Heere die Beutegier oft mehr wirkte, als der Glaubenseifer, wie es denn auch ihre Führer zum Theil nicht verschmähten, sich unter Umständen mit den Kreuzfahrern zu vereinigen. Uebrigens ergiebt sich auch aus unserm Buche die schon bekannte Thatsache, dass die Kreuzzüge Europa, welches eine unnatürliche Eroberung krampfhaft festhalten wollte, weit weniger aufregten, als die islâmischen Länder, von denen doch im Grunde nur ein kleiner Theil in die Hände der Feinde gerathen war.

Eigenthümlich zeigt sich in diesem Theile Ibn Al-athîr's das unheimliche Treiben der Ismaeliten (Bâtiniten, Assassinen), welche alle diejenigen als Todfeinde ansahen, die nicht ihre ausschweifenden Ansichten von der Heiligkeit der Imâme u. s. w. theilten, und daher von ihren sich von Chorâsân bis zum Libanon hinziehenden Felsennestern aus Tod und Verderben unter Muslime und Franken trugen. Dafür wurden sie natürlich allgemein als Feinde des menschlichen Geschlechts angesehen und behandelt. Uebrigens mag es gar oft vorgekommen sein, dass der Name der Ismaeliten herhalten musste, um einen sonstigen Meuchelmord zu verdecken, wie wir bei unserm Schriftsteller davon einige Beispiele finden.

Auch die Drusen werden hier schon genannt und zwar in ihren jetzigen Sitzen neben den Nussairiern (S. 461 ganz unten im Jahre 523 = 1129 n. Ch. G.).

Die Behandlung des Textes ist bei diesem

Bände ungefähr dieselbe wie bei dem zuletzt herausgegebenen, vielleicht noch etwas sorgfältiger. Starke grammatikalische Fehler kommen zwar immer noch hie und da vor, aber doch lange nicht so häufig, wie in den zuerst gedruckten Bänden. Ein aufmerksamer Leser wird auch sonst noch manche Gelegenheit haben, Verbesserungen anzubringen; doch lässt sich kaum leugnen, dass der neunte und zehnte Band unsers Ibn Al-athîr wenigstens keinen schlechtern Text darbieten, als die Mehrzahl der sonst herausgegebnen Arabischen Werke.

Kiel. Th. Nöldeke.

Erinnerungen aus den Freiheitskriegen von Friedrich Heller von Hellwald, k. k. östreichischen Feldmarschalllieutenant. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Ferd. von Hellwald. Stuttgart, Verlag der Cotta-schen Buchhandlung 1864. 168 S. in Octav.

Von dem Verfasser der vorliegenden kleinen Schrift ist es, obgleich er sich nicht genannt, schon seit längerer Zeit kein Geheimniss, dass er der Herausgeber der wichtigen Denkschriften des Feldmarschall Grafen Radetzky war und dass von ihm auch die Biographie dieses Helden geschrieben ist. Wenn nun letztere auch gerade nicht als eine bedeutende wissenschaftliche Leistung angesehen werden kann, so ist doch vom östreichischen Standpunkte kaum etwas Besseres über einen der hervorragenden Männer des Freiheitskrieges erschienen. Rechnet man dazu nun noch den sehr wichtigen Umstand, dass Heller von Hellwald langjähriger Adjutant Radetzkys war, so wird es sicher sehr begreiflich sein, dass

in obigen »Erinnerungen« ein nicht unwesentl cher Beitrag für die Geschichte der denkwürdi gen Jahre 1813 und 1814 vermuthet wurd Doch wird bereits eine auch nur ganz obe flächliche Durchsicht eine gewisse Enttäuschun herbeiführen müssen.

Wer den Titel und das Vorwort des Buche gelesen, wird erwarten, es seien in demselbe persönliche Erlebnisse erzählt: allein kein Wor ist von solchen anzufinden. Stände es nicht au dem Titel, würde wahrlich Niemand vermuthen dass hier ein Mitstreiter jener gewaltigen Zei zu uns spricht. Der ganze Inhalt des Schrift chens theilt sich vielmehr in zwei Massen: ur kundliches Material und Betrachtungen über di grossen politischen und militärischen Ereignisse auch über die hervorragenden Persönlichkeiten der Freiheitskriege. Letztere sind aus lauter bekannten Werken mühselig zusammengesucht sie haben gar keinen Werth, zeigen höchstens, dass der Verf. selbst nach einem deutlichen Bilde suchte. Es kommen hier sogar zahllose Fehler der gröbsten Art vor, z. B. »die Schriften, welche zum Zweck hatten, das Nationalgefühl der Deutschen zu beleben, flossen zumeist aus der Feder eines Stein (!), Arndt und Nesselrode (!!)«; Gneisenau ist wieder »einer der Vorsteher des Tugendbundes«; die Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état rühren wieder von Hardenberg her, sind wenigstens »nach seinen Papieren« geschrieben, u. s. w.

Wichtiger sind die in dem Buche mitgetheilten Documente, obwohl auch ihr Werth beim ersten Augenschein leicht überschätzt werden kann. Die erste Reihe von Briefen allerdings, S. 35—68, die wahrscheinlich dem Nachlass von Langenau entnommen sind, scheinen mir fast

sämmtlich ungedruckt zu sein. Sie beziehen sich alle auf die sächsischen Angelegenheiten bis zum definitiven Bruch König Friedrich Augusts mit den Verbündeten. Es sind Briefe von Thielmann, Langenau, Aster, Manteuffel, Le Cocq, Zezschwitz und Schleinitz, die, verbunden mit den Memoiren Senffts, den Documenten in der Biographie Thielmanns von Holtzendorff, auch in den Mittheilungen aus den Papieren eines sächsischen Staatsmanns (Zezschwitz), und in den Werken Asters, nunmehr ein sehr deutliches und vollständiges Bild von jener überklugen Politik geben, welche durch ihre Ueberschätzung der politischen Selbständigkeit, Sachsen zum Fall und zur Theilung brachte. Die Briefe auf S. 65 ff. sind bereits bei Holtzendorff, der auf S. 68 ist schon in der Beilage Nr. 202 der A. A. Z. vom J. 1858 gedruckt worden. Alsdann finden sich für die Zeit vom Anschluss Oestreichs an die Verbündeten bis zum Rheinübergang manche interessante, bisher nicht bekannte Schriftstücke von östreichischen, preussischen, russischen, sächsischen und bairischen Staatsmännern und Officieren. Von grosser Wichtigkeit sind dieselben allerdings nicht, allein sie geben doch dankenswerthe Beiträge, wäre es auch nur, um die Richtigkeit der bisherigen Auffassung von der Art der Kriegsführung und der Stimmung in den massgebenden Kreisen, wie wesentlich dadurch geschieht, zu bestätigen.

Ein Uebelstand macht sich jedoch für die Benutzung all jener Schriftstücke geltend. Die Brauchbarkeit der Publication historischer Urkunden hängt doch hauptsächlich davon ab, ob eine richtige und genaue Wiedergabe letzterer angenommen werden kann. Leider steigen nun aber gerade in dieser Beziehung einige Beden-

ken bei den Veröffentlichungen Hellwalds auf. An tendenziöse Entstellungen freilich ist sicher nicht zu denken. Dazu war die offenbar milde und gerechte Natur des Verstorbenen wohl nicht befähigt. Allein der bereits von der Oestreichischen Militärzeitschrift gerügte unkritische Abdruck der Schwarzenbergschen Briefe, muss billig auch gegen die Zuverlässigkeit der übrigen Mittheilungen Bedenken wach rufen. Die Briefe Schwarzenbergs an seine Gemahlin während des Feldzuges, von der Schlacht bei Leipzig an, sind neuerdings, wie Ref. in Nr. 17 des vorigen Jahrganges dieser Anzeigen bereits besprochen, von dem alten Major von Thielen in seinen »Erinnerungen« veröffentlicht worden. Bei Hellwald sind sie von neuem aufgenommen. Allein einmal fehlen mehrere gerade der allerinteressantesten Briefe, wie z. B. der vor der Schlacht bei Leipzig, ganz und gar, sodann aber, und dies ist der Hauptmangel, sind die mitgetheilten nur sehr mangelhaft abgedruckt. Oft fehlt Anfang oder Schluss, oft sind, ohne es anzumerken, ganze Sätze ausgelassen, oft ist das Datum falsch, z. B. S. 132, wo anstatt 13. Januar der 12. zu lesen ist, und noch viel häufiger ist aus verschiedenen Briefen ein neuer gemacht. Dieses ist z. B. der Fall auf S. 128 ff., wo Briefe vom 23. December bis zum 1. Januar zusammen gezogen sind: und zwar ohne solches anzudeuten, wohl aber mit Weglassung gar nicht unwesentlicher Sätze. Auf S. 132 findet sich ein bei Thielen fehlender Satz: »Ich vertraue auf die Hülfe des Himmels«), wodurch es wahrscheinlich wird, dass dem Verf. die Briefe nicht erst durch Thielens Werk bekannt geworden. Dass sich häufig gerade da, wo auch letzterer seine Polemik anknüpft, Bemerkungen gegen die nichtöst-

reichischen Schriftsteller finden, spricht freilich für das Gegentheil. Sei dem übrigens auch, wie ihm wolle: wer die Briefe Schwarzenbergs verwenden will, kann nur die Ausgabe von Thielen, nicht die vorliegende von Hellwald benutzen.

Ueber die historische Auffassung der Zeit in dem Werk brauche ich hier nichts zu sagen. Der Verf. bemüht sich allerdings aufrichtig und eifrig, eine tendenziöse Verherrlichung der östreichischen Staatsmänner und Feldherrn, namentlich Metternichs, zu vermeiden, er ist auch kein schroffer östreichischer Particularist, vielmehr ein guter deutscher Patriot: dass er hierdurch aber zu einer vorurtheilsfreien Meinung gekommen, lässt sich nicht behaupten, und wenn die Oestreichische Militär-Zeitung und in milderer Weise auch ein Recensent in der Augsburg. Allg. Zeitung meinen, seine Ausführungen widerlegten die Untersuchungen von s. g. preussischen Schriftstellern, vor allem von Bernhardi, so darf man mit Recht den Ernst solcher Behauptungen bezweifeln. Der eigentlich schriftstellerische Theil dieser Erinnerungen wäre vielmehr besser ungedruckt geblieben. R. Usinger.

Mémoires du marquis de Beauvais-Nangis et Journal du Procès du marquis de la Boulaye, publiés pour la première fois pour la Société de l'histoire de France par M. M. Mommerqué et A. H. Taillandier. Paris, Jules Renouard, 1862. XXII u. 376 S. in Oct.

Die Bereicherung, welche die Geschichte durch diese nach dem autographen Manuscripte abgedruckten Memoiren erhält, ist von allen Seiten

betrachtet, eine höchst unerhebliche. Die Erzählung geht fast nie über die engsten Grenzen kleiner persönlicher Beziehungen hinaus, kein freier Blick über das weite Gebiet eines vorzugsweise interessanten Theils der französischen Geschichte, statt dessen Hof- uud Camarillaberichte, die im Ton der wichtigsten Staatsactionen vorgetragen und mit breiten, hausbackenen Nutzanwendungen verbrämt werden. Die Klagen des Vfs über getäuschte Erwartungen und Hintansetzungen in der königlichen Gunst reissen nicht ab, Aemter, Pfründen und Gnadengehalte, um die er wirbt, fallen Andern zu; er kommt immer zu spät wie »Unstern dieser gute Junge«, bereut hinterher den eigenen Mangel an entschlossenem Handeln und fällt aus Verdruss regelmässig in Krankheiten, von denen ihn dann ein energisches purger, saigner et baigner befreiet. Freilich mag der Schreiber an eine Veröffentlichung der Memoiren nie gedacht haben, die immerhin für seine Kinder ein liebevolles Andenken an den Vater abgeben.

Der Vf. — er gehört der schon in der ersten Hälfte des 12. Jh. hervortretenden Familie Brichanteau an, die sich später nach ihren Besitzungen Beauvais-Nangis benannte — beginnt mit der Lebensbeschreibung seines Vaters Antoine, der an der Schlacht bei Moncontour Theil nahm, dann den zum Könige von Polen erkorenen Herzog von Anjou nach Warschau begleitete, den Kriegszügen Heinrichs III. und des ersten Königs aus dem Hause Bourbon beiwohnte, wegen treuer Dienste sein Besitzthum Nangis zum Marquisat erhoben sah und 1617 starb. Der einzige Gegenstand von allgemeinem Interesse, dem man in den weitschichtigen Niederzeichnungen begegnet, gehört diesem Abschnitt der Memoiren an und betrifft den Mord des Herzogs von Guise (1588), hin-

sichtlich dessen hier einige sonst nicht bekannte Details mitgetheilt werden. Wendet sich der Vf. hiernach zu der Erzählung seiner eigenen Erlebnisse, so beginnt er mit der ehrlichen Aeusserung: »Après vous avoir représenté la fortune d'un des plus galands hommes de France, quy a beaucoup mérité et espéré, je vous representeray celle d'un homme qui n'a jamays eu charge, ny espérance d'en avoir, et quy, s'il a quelque marque d'honneur, c'est plus tost par hazard que par bonne conduite« und fährt dann höchst naiv fort: »Je ne vous diray point mon nom, car vous le sçavez.« Der 1582 geborene Nicolas de Beauvais-Nangis wurde als 13jähr. Knabe auf das Collège de Navarre in Paris geschickt, wo, um seine Worte beizubehalten, »je n'estudiay pas assez pour sçavoir beaucoup, mays j'en sçavois assez pour n'estre pas tenu pour ignorant.« Später, fügt er hinzu, habe er kein wissenschaftliches Buch wieder zur Hand genommen, aber sich immer gern mit der Historie beschäftigt, »laquelle je tiens la plus nécessaire de toutes les connaissances, pourveu que l'on s'en sçache bien servir, et qu'on la sçache bien appliquer.« Das sei, bemerkt der Herausgeber in einer vielleicht nicht absichtlich beissenden Anmerkung, ein scharfsinniger Ausspruch, der sich aber in der Erfahrung nicht bewähre, denn »l'histoire n'éclaire guère que ceux qui, n'étant plus dans la sphère d'activité, vivent à l'écart, et se contentent de juger les événements.«

Aus der bescheidenen, untergeordnetenStellung am Hofe als capitaine des toiles de chasses du roi trat der Vf. nicht heraus, und man wird es verstehen, wenn un grand degoust de la court et un desespoir de la fortune in ihm aufsteigt. Er sucht Erheiterung in Reisen nach Italien u. England, nimmt für kurze Zeit (1605) unter Spinola an den

Kämpfen in den Niederlanden Theil und hält sich nach dem Tode Heinrichs IV., den er wahrlich ohne Grund der Kargheit beschuldigt, zu dem jungen Könige, während der Hof sich in die Parteiungen der Prinzen und der Königin-Mutter theilt. Auch die nun folgenden Mittheilungen können, namentlich wenn man die Darstellungen eines de Thou ihnen zur Seite hält, nur als flach und werthlos bezeichnet werden. Der Entschluss, den Hof zu verlassen, regt sich bei jeder neuerdings erlittenen Zurücksetzung und wird ebenso oft wieder aufgegeben. Ein stetes Ringen mit der Misere des Lebens, mit Schulden, Kränkungen, Täuschungen, die statt eines muthigen »Trotz unterm Hut« nur eine morose Stimmung hervorrufen. So schliesst der Vf. mit dem J. 1637 den 2. Abschnitt seiner Memoiren mit der Mahnung an seine Kinder ab, aus seinen Geständnissen zu lernen, wie man sich vor solchen Verirrungen, denen er sich hingegeben, zu hüten habe. Sein Fehler sei, dass er alle Erwartungen auf den Hof gesetzt habe, während doch Heinrich IV. für ihn zu bejahrt, Ludwig XIII. dagegen zu jung gewesen sei, als dass er zu einem von beiden in ein nahes Verhältniss hätte treten können; deshalb habe seine Lage stets von Günstlingen abgehangen, deren Protection zu gewinnen leider seiner Natur zuwider gewesen sei. — Später nimmt der Vf. seine Niederzeichnungen noch einmal wieder auf. Sie gelten dem J. 1641 u. schliessen sich, ihrem Inhalte nach in jeder Beziehung den früheren an. Ungleich belehrender ist das angehängte Journal du procès du marquis de la Boulaye, zu dessen Erörterung u. Verständniss der Herausgeber hin u. wieder die bezüglichen Stellen aus den Memoiren des Cardinal Retz eingeschaltet hat. Die Thatsachen, um welche es sich hier handelt, führen den Leser in das Jahr 1650, die tollste Zeit der Fronde hinein u. stellen die Umtriebe eines Retz u. Broussel, den damaligen Standpunkt von Mazarin u. der Königin-Mutter, die Parteibewegung der Prinzen und das Verfahren der höchsten Gerichtsbehörde in eine helle Beleuchtung.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

3. Stück. 18. Januar 1865.

Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau von G. H. Pertz. Erster Band 1760 bis 1810. Mit einem Kupfer und einer Karte. Berlin bei Georg Reimer 1864. XX u. 696 S. in Octav.

Dieses Werk schliesst sich zunächst an »das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein«. Es heisst darüber in der Vorrede: In dem Kreise der Helden, an deren Spitze König Friedrich Wilhelm III. die Rettung seines Landes aus tiefster Noth, die Veredlung und Erhebung seines todesmuthigen Volks zu höchster Anstrengung, zu Preussens, Deutschlands, Europas Befreiung aus schmählicher Knechtschaft vollführt hat, erheben sich in gleicher Linie mit ihrem Vorkämpfer, dem Minister vom Stein, die grossen Gestalten des Generals Scharnhorst, des Fürsten Blücher und des Feldmarschalls Grafen Gneisenau. In höchster Ehre, in unbegrenzter Hingebung für König und Vaterland einander gleich, haben sie für deren Grösse jeder in seinem Berufe neidlos nebeneinander gekämpft, und mit

ihren Genossen die höchsten Siegespreise errungen. Das Bild dieser Hoheit, welchem ich in dem »Leben des Ministers vom Stein« einen Ausdruck zu geben versucht hatte, veranlasste die Hinterbliebenen des Feldmarschalls mir in Beziehung auf ihren Vater eine gleiche Aufgabe anzuvertrauen. Als mir der seitdem verschiedne älteste Sohn, Major Graf August von Gneisenau, im Namen der Familie diesen Wunsch vortrug, erwiderte ich sogleich, dass meiner Ueberzeugung nach diese grosse und lohnende Aufgabe doch natürlicher einem Soldaten, und Niemandem zuversichtlicher als seinem Schwager, dem General der Infanterie, Wilhelm von Scharnhorst, anvertraut werden könne, welcher dazu durch seine persönliche Vertrautheit mit dem Feldmarschall und durch alle bei einer solchen Aufgabe in Frage kommenden Eigenschaften vor jedem andern geeignet sei. Diesen Einwurf widerlegte Graf Gneisenau durch die Bemerkung, der General fühle sich nicht mehr kräftig genug für eine solche Aufgabe, und hege mit ihm den lebhaften Wunsch, dass ich mich derselben unterziehen wolle. — Steins Leben, welches sich in demselben Kreise bewege, seine Auffassung und Ausführung, gewähre ihnen die Ueberzeugung, dass ich dem Werke gewachsen, und ausserdem als Nichtmilitair in der Lage sei, frei von aller Parteirücksicht einzig meiner Ueberzeugung zu folgen. Als dann auch der Einwand, dass ich damals noch mit den letzten Theilen von Steins Leben beschäftigt, vor deren Beendigung keine ähnliche Arbeit unternehmen könne, nicht als Hinderniss betrachtet ward, Gneisenau's ganze Erscheinung aber von jeher meine lebhafteste Theilnahme in Anspruch genommen hatte, so entschloss ich mich, dem mir ungesucht entgegen-

getragenen Vertrauen zu entsprechen, und übernahm demnächst die für diesen Zweck bereits gebildete Sammlung.«

Verfasser bemerkt sodann, wie er neben Durcharbeitung dieser umfangreichen und höchst gehaltvollen durch Graf August von Gneisenau und die übrigen Geschwister geordneten und ergänzten Sammlung vorzüglich eigenhändiger Schriften und Briefe des Feldmarschalls, auch seinerseits eine bedeutende Vervollständigung des Stoffs für seine Aufgabe erreicht habe, sowohl aus den durch die Gnade des Königs Friedrich Wilhelm IV. und des jetzt regierenden Königs Majestät eröffneten Archiven der Ministerien, als aus werthvollsten Mittheilungen der überlebenden Freunde und Waffengefährten des Feldmarschalls oder deren Erben und sonstigen mündlichen und schriftlichen Beiträgen. Durch deren Zurathehaltung und Benutzung aller in dem ganzen Umfange der eigenhändigen Schriften des Feldmarschalls vorkommenden Nachrichten, so wie seiner von glaubwürdigen Zeugen aufgefassten mündlichen Aeusserungen darf man hoffen an die Stelle der sagenhaften Geschichten, welche bisher über seine Kindheit und Jugend umgingen, die Wahrheit gesetzt zu haben, wie denn auch späterhin seine schriftlichen Aufzeichnungen ein richtiges Urtheil über ihn in den verschiedensten Lagen zulassen.

Aus dem Kirchenbuche steht es fest, dass der spätere Held am 27. October 1760 zu Schilda bei Torgau geboren und dort protestantisch getauft und erzogen worden; in dem Orte zeigt man noch jetzt das Haus und Zimmer, worin er das Tageslicht erblickt hat. Die ersten 57 Jahre seines reichen wechselvollen Lebens umfasst das Erste Buch S. 1—296 und zwar im Ersten Abschnitte Kindheit und erste Jugend,

Erziehung, Universitätsleben in Erfurt, Oestreichischer Dienst und Anspachscher Kriegsdienst in Amerika, Leben in Bayreuth, Empfang von Friedrich dem Grossen und Eintritt in preussischen Dienst S. 1—29. Zweiter Abschnitt. Der Preussische Dienst im Gefolge des Königs, in den Füsiliren zu Löwenberg, im Polnischen Feldzuge bis 1795. S. 30—49. Dritter Abschnitt. Hauptmann, Familienvater und Landwirth zu Jauer bis 1806. S. 50—110. Vierter Abschnitt. Der französische Krieg bis zur Weichsel 1806 October bis December nebst der Denkschrift über den Krieg von 1806. S. 111—137. Fünfter Abschnitt. Major. Bildung der Reserve-Bataillone, Abmarsch nach Danzig December 1806 bis Ende März 1807. S. 138—171. Sechster Abschnitt. Die Vertheidigung von Colberg 1807. 29. April bis Anfang Julius S. 172—266. Siebenter Abschnitt. Die nächsten Folgen Julius und August 1807. Oberstlieutnant S. 267—296.

Zweites Buch 1807—1810. S. 297—615. Erster Abschnitt. Mmel 1807 August bis 16. Januar 1808. Die Neubildung des Heeres. Untersuchungs-Commission. S. 299—335. Zweiter Abschnitt. Neubildung des Heeres. Fortsetzung 1808 Januar bis November S. 336—396. Chef des Ingenieur-Corps. Dritter Abschnitt. Preussische Reichsstände S. 397—419. Dieser Abschnitt enthält aus jetzt zum erstenmal zugänglich gewordenen Papieren die in Steins Leben noch vermissten authentischen Urtheile Steins, Schön's, Gneisenau's über diesen Gegenstand. Vierter Abschnitt. Die politischen Verhältnisse im Jahre 1808 bis zu Steins Falle S. 420—451. Fünfter Abschnitt. Kriegsbereitschaft ohne Handlung 1808 December bis 1809 März S. 452—483. Sechster Abschnitt. Reise nach Schlesien 1809.

19. März bis 24. Mai Oberst. S. 484—496. Siebenter Abschnitt. Königsberg 1809 Mai 24. bis Julius 18. S. 497—524. Gneisenau's Abschied aus dem Militairdienst. Achter Abschnitt. Königsberg 1809 Julius bis December S. 525 — 557. Neunter Abschnitt. Gneisenau's Reise nach England, Schweden, Russland und Rückkehr nach Preussen. Julius 1809—1810. S. 558—623. Hierin unter anderm Gneisenau's Unterredungen mit dem Prinzen von Wales über die Preussische Politik von 1799 bis 1806 und die Besetzung von Hannover.

Hierauf folgen

Anmerkungen S. 623—634.

Beilagen S. 635—696. Gedichte von Gneisenau's Hand S. 637—652, und merkwürdige Actenstücke, unter andern Scharnhorsts Bericht über die Schlacht von Auerstädt S. 652—667. Gneisenau's Bericht über Bildung einer leichten Infanterie S. 667—671. Schill an Gneisenau 1807. Jun. 21. S. 677. Gneisenau's Entwürfe über veränderte Strafen der Officiere, über Abschaffung der Leibesstrafen, über das Avancement der Nichtadligen zu Officierstellen, über Bildung der Ersatzbataillone. Gneisenau und Blücher an Graf Götzen, Götzen an Graf Finkenstein in Wien S. 681—696.

Der Kupferstich von Sagert enthält des Feldmarschalls Bildniss nach dem bekannten Oelgemälde von Krüger; der Steindruck, den Plan von Colberg und dessen Umgebung, zur Erläuterung der Vertheidigung.

Berlin. G. H. P.

Journal of the discovery of the source of the Nile by John Hanning Speke, Captain H. M. Indian Army. With map, portraits and numerous illustrations chiefly from drawings by Captain Grant. Edinburgh and London 1863.

Die Entdeckung der Nilquellen. Reisetagebuch von J. H. Speke. Aus dem Englischen übersetzt. Autorisirte Deutsche Ausgabe. Mit zwei Karten, zwei Stahlstichen und zahlreichen Holzschnitten. 2 Theile. Leipzig 1864.

Eine Reihe von interessanten, französischen, englischen, deutschen und egyptischen Forsch-Reisen, die mit der nicht sehr weit gehenden Expedition des Hrn Linant im Jahre 1827 begann, hatten noch vor dem Jahre 1860 unsere Kenntniss des Weissen oder eigentlichen Nils von Norden her südwärts bis zum 5ten Grade nördlicher Breite hinaufgeführt. Hier lag ein in dem besagten Jahre bereits längst auch durch eine österreichische Missions-Stiftung wohl bekannter Ort am Weissen Nil, Namens Gondokoro (auch Gondakoro geschrieben) unter 4⁰ 54′ N. B.

Von einigen Expeditionen von Elfenbeinhändlern, namentlich aber von dem sehr glücklichen Reisenden Miani, einem Venetianer, erzählte man, dass sie noch etwas weiter hinauf, der genannte Miani nämlich bis 3⁰ 34′ N. B. gekommen seien, und den Fluss auch da noch immer mächtig und wasserreich gefunden hätten.

Bis zu demselben Jahre hatte eine Reihe anderer fast noch interessanterer und seit 1850 durch deutsche Missionäre begonnener Unterneh-

mungen von der Küste von Zanzibar (oder Zanguebar) aus in der Richtung von Osten her das Innere von Africa unter dem 5. Grade südlicher Breite westwärts bis zum Meridian des Nils eröffnet. Die deutschen Reisenden Krapf, Rebmann, Erhardt, von der Decken und andere waren in dieser Richtung weit vorgedrungen, hatten hohe schneebedeckte Berge, unter andern den über 20,000 Fuss hohen Kilimandjaro und den ebenfalls sehr hohen Schneeberg Kenia entdeckt, und noch weiter als sie in den Jahren 1857—1859 auf seiner ersten und zweiten Reise der englische Capitän Speke selbst, in Begleitung oder vielmehr unter dem Befehle seines Freundes, des durch mehrere kühne Reisen bekannten Capt. Burton.

Diese beiden letzteren erreichten im Jahre 1858 den grossen Tanganyika-See, der im Südwesten der Nil-Quellen einem andern Wasser-System angehört. Und in demselben Jahre entdeckte Speke den grossen See Victoria Nyanza oder Ukerewe bei seinem oberen oder südlichen Ende. Nach den bei weit gereisten Arabern eingezogenen Erkundigungen »wurde es diesem Reisenden schon damals wahrscheinlich, dass dem besagten See, den der Aequator im Norden streift, der Hauptstrom des Nils entflösse.« Doch war er damals, wo sein Begleiter und Chef Burton in Kazé krank lag und die Mittel beider Reisenden erschöpft waren, nicht mehr im Stande, den See weiter zu bereisen, um den factischen Beweis jener Vermuthung zu führen, und kehrte einstweilen zur Küste und von da nach England zurück, in der Absicht, sich abermals für eine fernere Verfolgung seiner Entdeckungen vorzubereiten. Ein Bild des Terrains seiner bisherigen Entdeckungen und Aufnahmen, die er in seinen

beiden ersten afrikanischen Reisen gemacht hatte, wurde unseren Karten von Africa einverleibt, und es zeigte sich, dass zwischen dem von ihm erreichten nördlichsten Punkte, dem obersten Ende des Nyanza-Sees, und dem genannten Orte Gondokoro, dem südlichsten bekannten Punkte der Expeditionen, die dem Nil aufwärts gefolgt waren, eine bisher von unseren Reisenden noch nicht berührte terra incognita von circa 130 deutschen Meilen im Durchmesser bleibe.

Es kam nun darauf an, auch durch dieses dunkle Stück Africa's noch die Augen, den Beobachtungs-Geist und die mathematischen Instrumente eines gebildeten Europäers zu führen, um den Lauf, die Windungen und Verbindungen des Nils innerhalb desselben nachzuweisen.

Capt. Speke erbot sich abermals zu dem Unternehmen. Er verlangte, dass die Königl. Geographische Gesellschaft von London, die einflussreiche Beförderin seiner Unternehmungen, der er seine bisherigen Resultate und seine ferneren Pläne vorlegte, ihm durch ihre Fürsprache bei der Regierung eine Bewilligung von 5000 Pfund Sterling verschaffe. Mit einer solchen Summe versehen glaubte er sich drei Jahre lang im Innern des Landes aufhalten, den grossen Nyanza-See in allen Richtungen besehen, seine sämmtlichen Zuflüsse erforschen, die Wasserscheiden untersuchen, seine Verbindung mit dem Nil factisch nachweisen und umfangreiche Sammlungen in allen Zweigen der Naturgeschichte machen zu können.

Man fand indess die verlangte Summe zu gross, bewilligte nur 2500 Pfund Sterling, und ernannte auch Speke erst nach einer Zögerung von 9 Monaten zum Anführer der neuen Expedition. Doch gewährte ihm das indische Depar-

tement der Regierung noch ausserdem 50 Artillerie-Carabiner mit Bajonnet-Degen, 20,000 Kugeln Munition, stellte so viele Mess-Instrumente, wie er verlangte, desgleichen goldene Uhren und andere reiche Kostbarkeiten zu Geschenken an die günstig gesinnten Araber und Neger-Fürsten des Innern zu seiner Disposition, gesellte ihm auch einen Jugendfreund und Jagdgenossen in Indien, den Capitain Grant, einen geschickten Zeichner und Botaniker, als Gefährten bei. Zugleich auch kam er mit Hrn Petherick, einem Elfenbeinhändler, der viele Jahre auf dem oberen Nil zugebracht hatte, überein, dass dieser, den Nil hinaufsegelnd, trachten sollte, ihm von dem wie gesagt bekannten Gondokoro aus entgegenzukommen, um ihm mit seinen Böten und Leuten im Fall der Noth möglichst Beistand zu leisten. Auch dieser Elfenbeinhändler wurde von der geographischen Gesellschaft und der Regierung mit Geld unterstützt, führte aber später die von ihm übernommene Rolle nicht so energisch durch wie die beiden indischen Militairs Speke und Grant, die sieg- und ruhmreich aus ihrem Unternehmen hervorgingen.

Nachdem Speke auf die besagte Weise ausgerüstet sich zu der Ostküste Afrikas bei Zanzibar zurückbegeben hatte, zog er mit seinem Gefährten Grant von da am 1. Oct. 1860 westwärts ins Innere aus, an der Spitze eines Corps von nicht ganz 100 bewaffneten Schützen (Riflemen), Dolmetschern, Trägern, Dienern, Köchen, Trompetern etc. und mit einer kleinen Karawane von Ziegen, Eseln und Mauleseln, welche letztere wie die »Träger« mit mannichfaltigen Waaren und Geschenken für die Gewalthaber der Reiche des Innern bepackt waren.

Die Leute dieser kleinen Armee waren gröss-

tentheils Neger aus der Umgegend von Zanzibar, kleinerentheils Hottentotten vom Cap, welche letzteren sich aber bald als ganz unnütze Begleiter erwiesen. Nur ein arabischer Scheikh mit seinen Dienern befand sich dabei, ausser den beiden genannten Officieren selbst kein Weisser oder Europäer. Viele dieser Leute kamen im Verlaufe der Reise ums Leben oder desertierten oder mussten wegen Krankheit und aus anderen Ursachen entlassen und zurückgeschickt werden. Die dadurch entstandenen Lücken in seinem Corps suchte Speke unterwegs durch Engagierung Anderer zu ersetzen. Nur eine kleine Anzahl »getreuer Kinder« hielt mit ihm bis zur Rückkehr nach Egypten aus.

Unter den zu Geschenken mitgenommenen Waaren befanden sich goldgestickte Gewebe, viele Arten von farbigen Zeugen, darunter eine grosse Quantität »Merikani«, eines amerikanischen in Afrika sehr beliebten Baumwollenstoffs, desgleichen nicht weniger als 36 Lasten rother, weisser und blauer Perlen, und 13 Lasten Messing- und Kupferdraths, eines bei den Bewohnern des Innern zur Anfertigung von Armspangen, Ringen und anderen Schmucksachen sehr beliebten und oft die Stelle des Geldes vertretenden Products.

Obwohl er auf einer ihm schon von seinen früheren Expeditionen her bekannten Route reiste, waren doch in Folge innerer Zwistigkeiten und Kriege unter den Stämmen des Innern und in Folge einer eingetretenen Dürre und Hungersnoth die Schwierigkeiten des Weiterkommens so gross, dass er erst nach 4 Monaten (gegen Ende Januar 1861) den etwa 100 deutsche Meilen von Zanzibar westwärts entfernten Ort Kazé erreichte, in welchem Speke schon im Jahre 1858 bei sei-

ner Entdeckungs-Reise zum Tanganyika-See anwesend gewesen war.

Kazé (auch Kazeh geschrieben) ist die Hauptstadt des Negerstaats Unyamuezi und liegt in einer Entfernung von etwa 35 deutschen Meilen direct südlich von der Südspitze des Nyanza-Sees *), bis zu welchem sich das besagte Königreich hinauf erstreckt.

Unyamuezi, zu deutsch »das Land des Mondes«, ist ungefähr so gross wie England, und ist früher noch weit grösser gewesen, eines der bedeutendsten Reiche Afrika's. Es ist in Europa vor Speke nie etwas über dieses Reich berichtet worden. Doch war es wahrscheinlich schon vor Christi Geburt den Hindus bekannt, die von der Ostküste Afrikas aus vermuthlich mit seinen Bewohnern Handel trieben und vielleicht zuerst den Namen »Mond-Männer«, »Mond-Gebirge« berühmt machten. Die Mond-Männer oder Bewohner von Unyamuezi sind die grössten Kaufleute in Afrika und als Lastträger und Commissionäre entschliessen sie sich zu einer Reise an die Küste (von Zanzibar) mit derselben Leichtigkeit, mit welcher unsere Landleute sich zum Besuche eines Jahrmarktes entschliessen. Sie bebauen den Boden, weben Zeuge auf Webstühlen von ihrer Erfindung, verstehen Eisen zu schmelzen und geschickt zu schmieden, sogar »das Kupfer zierlich in Eisen einzulegen« (eine Art Niello?) und scheinen dies seit unvordenklichen Zeiten gethan zu haben. Sogar in diesem so südlichen Staate (die Hauptstadt Kazé liegt 3 Grad südlich vom Aequator) fand Speke überall viele Leute aus dem Norden »Abyssinischer Abkunft«

*) Speke hat dem Namen einen kleinen königlichen Beisatz gegeben, der wohl bald wegfallen wird. Er nennt ihn „Victoria-Nyanza."

verstreut. Auch regierten in Uzinza, einem den Mondmännern benachbarten Königreiche, zwei Abkömmlinge der abyssinischen (oder Gallas?) Race als Häuptlinge.

Von Kazé aus war Speke auf seinen früheren Reisen (1858) einmal direct westwärts zum grossen Tanganyika-See, und ein andermal direct nördlich zur Südspitze des noch grösseren Nyanza gegangen. Der erst genannte See bot für seinen jetzigen Hauptzweck, die Erforschung des Nils, kein Interesse dar, da Speke schon erkannt hatte, dass er seine Gewässer aus Norden empfange und nach Süden entlasse. Er ging daher diesmal in nordwestlicher Richtung, d. h. in der Diagonale zwischen seinen früheren Routen vor, um zu sehen, wie weit der grosse See sich westwärts ausdehne, und ob er dort oder an seinem nördlichen Ufer einen Fluss (den Nil) entlasse. Auf der Ostseite konnte er seinen See deswegen nicht umgehen und erforschen, weil hier Alles mit völlig wilden, räuberischen und unter sich beständig kriegenden kleinen Stämmen der grossen Nation der Massais erfüllt ist (die auch den deutschen Reisenden, Baron von der Decken, bei seiner Ersteigung des Kilimandjaro zurückgetrieben hatten), während ihn die Kunde von grösseren und mehr oder weniger halbcivilisierten Staaten und Völkern im Nordwesten des Sees dahin lockte. Nach dreimonatlichem Aufenthalte in Kazé und Ueberwindung vieler Schwierigkeiten reiste er Anfangs Juni 1861 dahin ab.

Das schon genannte Uzinza war das nächste bedeutende Reich und darauf folgte ihm ähnlich ein anderes, Usui genannt, und dann ein bedeutenderes, Karagué, und endlich das grösste und wichtigste von allen, Uganda, an der Nordwest-

ecke und längs der Nordküste des grossen Wasserdreiecks des Nyanza. Unter allerlei Widerwärtigkeiten, unter unwichtigen, theils feindlichen, theils friedlichen Verhandlungen mit den Eingebornen, zuweilen auf Rhinozeros und Elephanten, von denen überall grosse Heerden vorhanden waren, Jagd machend, durchzogen Speke und Grant, zuweilen von einander getrennt, dann wieder vereinigt, während des Sommers 1861 die beiden erstgenannten Länder Uzinza und Usui und kamen im November im Königreiche Karagué an, an dessen südlicher Grenze sie in einem entzückend schönen Thale den ersten kleinen Fluss den Lohugati erblickten, der ostwärts dem Nyanza-See zufloss, und der also gewissermassen als eine der südlichsten Nil-Quellen betrachtet werden konnte. Alle früher passierten Gewässer strömten süd- und westwärts dem Tanganyika zu.

Das Reich Karagué wird von einem sehr freundlich gesinnten und intelligenten Könige Namens Rumanika beherrscht, der ein Verlangen hatte, die weissen Männer, von denen der Ruf schon rings um den ganzen See erschollen war, bei sich zu sehen, sie gastlich aufnahm, ein Paar Monate (Nov. 1861 bis Jan. 1862) bei sich beherbergte und bewirthete und dann mit Begleitung und Empfehlung zu seinem Nachbarkönig von Uganda entliess.

Es giebt in diesem Königreiche Karagué reizende Thäler, liebliche Gegenden, und schön angebaute Striche, auf denen Palmen, Bananen, mehrere Sorten Erbsen, Kaffe, Reis und andere Nährpflanzen erzeugt werden. Die Bewohner halten ihre Gärten gut in Ordnung und bauen ihre Hütten geräumig und zweckmässig, mit besonderen Schlafräumen und reinlichen Empfangs-

Zimmern für Gäste. Vor jeder Niederlassung ist ein Gehöfte oder eine Lichtung, und die Gärten und Aecker sind geschirmt und eingefriedigt.

Das für die Geographie und in Hinsicht auf den Zweck der Spekeschen Expedition wichtigste Object in diesem Königreich Karagué ist aber der Fluss Kitangulé. Er entspringt aus einem ganz kleinen See (bei Speke »Lake Akanyaro« genannt) in dem Mond-Gebirge (»Mountains of the Moon«). Der Kitangulé ist von seiner Quelle bis zu seiner Mündung in den Nyanza-See, das allgemeine Reservoir der südlichsten Nil-Quellen, beinahe 50 deutsche Meilen lang, also viel länger als der Graubündner Rhein oberhalb des Boden-Sees. In seinen unteren Partien erscheint er als ein »nobler Strom« von 300 Fuss Breite und grosser Tiefe. Er bewegt sich mit gleichmässiger Geschwindigkeit dahin und auf seinen weit gestreckten Ufer-Marschen weiden die zahlreichen Heerden von tausend und aber tausend Rindern des Königs Rumanika von Karagué. Speke entdeckte keinen mächtigeren Zufluss des Nyanza, und es schien ihm auch wahrscheinlich, beinahe gewiss, dass es keinen grösseren gebe, dass mithin der oft genannte Kitangulé als der eigentliche obere Haupt-Quellen-Strom des Nils gelten müsse. Nahe bei seiner Quelle im Süden hat die Natur, — wie bei der Mündung des Nils im Norden der Mensch, — hohe Pyramiden aufgerichtet, namentlich den ziemlich steilen und pyramidenförmigen Kegel des Berges Msumbiro, der sein weither geschautes Haupt über 10,000 Fuss hoch erheben soll. Die Quelle selbst, die er unter den 3° S. B. verlegt, erreichte Speke nicht. In demselben Gebirge, in welchem dieser Nil-Zweig

entspringt, in dem Mond-Gebirge, haben nach Speke's Meinung auch die beiden grössten Flüsse Süd-Afrika's, der Congo und der Zambézé, ihre entlegensten Quellen. Der genannte Bergriese Msumbiro mit seiner Umgegend wäre darnach die merkwürdigste Wasserscheide in ganz Afrika.

Ebenso gut, günstig und geordnet fand Speke die Zustände in dem benachbarten Königreiche Uganda, welches sich um die Nordwestecke und fast längs der Nordküste des ganzen Nyanzasees hinzieht und vom Aequator durchschnitten wird.

Mtésa, der König dieses Landes, »ein gut aussehender, hübsch gewachsener grosser junger Mann, elegant und geschmackvoll gekleidet«, mit Perlen, Hals- und Armspangen, Leopardenfellen und goldgestickten Tüchern geschmückt, nahm die Reisenden huldvoll auf, und behielt sie fast ein halbes Jahr lang, — freilich nicht ohne freundlichen Zwang — an seinem Hofe, während welcher Zeit sie mit ihrer Begleitung auf Landeskosten verpflegt wurden und sich Alles auf verschiedenen, jedoch nicht sehr weit gehenden Excursionen, Jagden, Pickenick-Partien, und einer Fahrt auf dem See, beschauen durften. Im Uebrigen aber ist auch dieser Mtésa ein Despot nach afrikanischer Weise. Die Sitte seines Hofes verlangt es unter anderem, dass jeden Tag wenigstens ein Mensch in seiner Residenz hingerichtet werde, damit seine Regierung glücklich sei. Einmal liess er, um eine ihm geschenkte Flinte zu probiren, einen Menschen damit erschiessen. Zu einer allgemeinen Ermordung und Vertilgung seiner Brüder, die dem ihnen von den Gesetzen ihres Vaterlandes bestimmten Schicksale geduldig entgegensahn, bereitete er sich gerade bei Spekes Anwesenheit vor.

Wie Rumanika von Karagué den obersten

Nil-Zufluss beherrscht, so rühmt sich Mtésa von Uganda des Umstandes, dass bei ihm der Nil selber aus dem grossen See hervorbricht und seinen Weg nach Egypten beginnt. Er war von dem weiten Lauf seines Flusses nach Norden und von dem Handels-Verkehr der Völker an seinen untern Partien unterrichtet. Er hatte auch, wie er sagte, gelegentlich Waaren von dort erhalten, und längst den Wunsch gehegt, einen Handelsweg nach Gondokoro zu eröffnen. Allein die nördlichen barbarischen und feindseligen Stämme zwischen seinem See und Gondokoro hatten ihm bisher die Strasse versperrt. Die Gewässer des Sees Nyanza brechen nach Speke's Bericht (wunderbar und bei Seen selten genug!) an mehreren (etwa 3) Stellen in ebenso vielen Armen, die sich später wieder vereinigen, nach Norden hervor. Die Residenz des Königs von Uganda liegt gerade in der Mitte zwischen diesen Armen, in dem von ihnen gebildeten Delta, hart am See. Einer dieser Arme und zwar der östlichste, stellt sich nach Speke jedoch als der mächtigste und Hauptfluss-Stamm, »als der eigentliche Weisse Nil« dar. Er setzt mit einem Sprunge (einem Katarakte) aus dem See hervor, ungefähr mit derselben Mächtigkeit, wie sie jener obere See-Zufluss, der Kitangulé, zeigte.

Speke erreichte diesen merkwürdigen Fleck, nachdem ihn sein soi disant liebenswürdiger königlicher Wirth endlich entlassen hatte (die Schilderung der Abschieds-Scene von ihm und seinem Hofe ist eine der ansprechendsten Pièцen in Spekes Buch) am Ende Juli 1862. Er nannte die Wasserfälle dem Earl von Ripon, dem Präsidenten der Geographischen Gesellschaft von London zu Ehren »the Riponfalls« und in seinem Berichte schildert er den Punkt von anmu-

thiger und malerischer Scenerie, von reichem culturfähigem Lande umgeben, und von einem willigen, civilisirbaren, schon halb civilisirten, für Christenthum und Fortschritt geeigneten Volk umwohnt, mit einem Worte als einen ganz reizenden und für eine Niederlassung äusserst geeigneten Fleck. Spätere Zeiten werden hier vielleicht eine bedeutende Colonie entstehen sehen.

Der »Nil« floss unterhalb der Riponfalls als ein mächtiger breiter Strom abwärts und Speke schiffte sich mit den Seinen auf einer Anzahl Böte ein, um die schöne See-Gegend zu verlassen, und, wie er hoffte, nun ungehindert zunächst zu dem Nachbar-Lande Unyoro und dann den ganzen Nil bis nach Egypten hinabzuschiffen.

In Bezug auf Orographie und Geologie der Umgegend des Nyanza ist zu bemerken, dass sie ein colossales und hoch erhabenes Plateau bildet, welches nahe beim See selbst seine grösste Höhe zu haben scheint. Der Spiegel des Nyanza ist 3500 Fuss über dem Meere, und die Residenzen der genannten Könige liegen zum Theil noch höher, Rumanika's Pallast z. B. 4660 Fuss hoch. Aus Osten von Zanzibar her erhebt man sich in einer Entfernung von 60 deutschen Meilen von dem See zu diesem Plateau ziemlich plötzlich. Man bleibt dann fortwährend auf einer Boden-Erhöhung von durchschnittlich 3000 Fuss Höhe. Nach Norden hin mit dem Laufe des Nils dacht sich das Plateau allmählicher ab. Bei Gondokoro (in einer Entfernung von 80 deutschen Meilen vom See) ist man nur noch nicht viel mehr als 1000 Fuss über dem Meere. Einzelne Gipfel des beinahe immer welligen oder hügligen Plateaus steigen zu 6 und 7000 Fuss auf, und einige, wie, nach dem was ich sagte,

die Pyramide Msumbiro bei der Nil- oder Kitangulé-Quelle sogar zu 10000 Fuss. Gewiss haben die genannten Länder und Königreiche diesem Umstande auch ihr trotz der Lage unter dem Aequator mildes Klima (Speke und Grant fanden eine mittlere jährliche Temperatur von 68° Fahrenheit und 178 Regentage im Jahre), ihre mannichfaltigen Producte, ihre grosse Anbaufähigkeit und die Halb-Cultur ihrer Völker zu verdanken. Vielleicht war einst diese ihre Cultur, jedesfalls ihre Macht noch grösser. Denn Speke berichtet, dass in alten Zeiten alle die genannten kleinen Reiche Uganda, Karagué, Uzinza etc. rings um die West- und Nordküste des Sees herum in einem einzigen grossen Königreiche »Kittara« vereint gewesen seien. Ich mag noch bemerken, dass jene für die See-Gegend beobachtete grosse Anzahl von Regentagen nach Speke ziemlich gleichmässig über das ganze Jahr vertheilt war, dass also diese See-Gegend nicht die Ursache des regelmässigen Anschwellens des Nils sein kann. Die Zone, in welcher sich eine entschieden gesonderte Regenzeit im Gegensatze zu einer trockenen Periode zeigt, findet man erst weiter nördlich von Unyoro, unterhalb der grossen Katarakten-Reihe in den Niederungen.

Speke's Absicht, den ganzen »von ihm nun entdeckten Hauptstrom des Nils« in Böten hinabzufahren, wurde bald durch das feindliche Benehmen der Vasallen des nächsten Fürsten, des Königs Kamrasi von Unyoro, vereitelt. Dieselben setzten sich ihm mit den Waffen entgegen und zwangen ihn zur Umkehr. Und zu verdenken war es den armen Leuten kaum. Denn das Gerücht hatte ihnen berichtet, die Weissen kämen ihr Land zu erobern und seien noch dazu

unbarmherzige Menschen-Fresser. Am Hofe des Königs Kamrasi selbst war man etwas verständiger, lieh den Empfehlungen der Nachbaren Mtésa und Rumanika ein günstiges Ohr, begriff die Vortheile der von den Engländern vorgeschlagenen Handels-Verbindungen längs des Nils und erlaubte ihnen endlich auf einem Landwege, die Krümmungen des Nils und seine aufgeregten Anwohner vermeidend, heranzukommen.

Das Königreich Unyoro, das sich besonders auf der Westseite des Nils weit ins Innere erstreckt, ist, obwohl vom See Nyanza ausgeschlossen, doch noch von derselben Raçe wie die Küsten des Sees selber bewohnt, einer Raçe, die Speke den Wahuma-Stamm nennt und als den Gallas verwandt bezeichnet. Doch sind die Unterthanen Kamrasis oder die Unyoro-Leute schon etwas weniger civilisiert, bauen ihre Felder nicht so gut und bekleiden sich nicht so reichlich. Je weiter man den Nil von dem grossen See-Plateau hinabkommt, desto mehr gehen die Leute nackt, vermuthlich zum Theil in Folge der grösseren Wärme des Klimas. Auch hört jenseits Unyoro die »Wahuma-Raçe«, die Speke mit Recht lieb gewonnen hatte, auf, und mit ihr die süd-afrikanische Sprachen-Familie, in deren Gebiet sich die Reisenden von Kazé, ja fast von Zanzibar her bewegt hatten. Wie die Bewohner sich von nun an roher zeigten, so waren auch die Sprachen und Dialekte bunter und Verständigung schwieriger. Der Nil, von dem bezeichneten Plateau herabfallend, bildet hier bis Gondokoro abwärts eine Reihe von Katarakten und Strom-Schnellen, die ausserordentlich bedeutend sein müssen, da Speke auf der kurzen Strecke zwischen Unyoro, wo er den Nil verliess, und Madi, wo er ihn wieder erreichte, d. h. zwei

Oertern, die in gerader Linie nur 25 deutsche Meilen von einander liegen, einen Niveau-Unterschied von 1000 Fuss fand. Dieser Umstand, verbunden mit der Rohheit der Bewohner (grosser Hippopotamus-Jäger), mag es zum Theil wohl bewirkt haben, dass er in dieser Gegend so lange unbekannt geblieben ist, und dass man zu den oberen Seen nicht hinaufdringen konnte.

Der König Kamrasi von Unyoro hielt die Reisenden wieder zwei Monate (Sept. und Oct. 1862) bei sich auf, mit ihnen verhandelnd, conversirend und Geschenke austauschend. Endlich, nachdem er sich hinlänglich am Anblick weisser Leute gesättigt hatte, gab auch er ihnen die Erlaubniss und Mittel zur Weiterreise und drückte sogar den Wunsch aus, sie möchten einige seiner schwarzen Unterthanen mitnehmen, um sie in England zu unterrichten. In Unyoro selbst und auf der ganzen Strecke von den Katarakten am See (Ripon-Fälle) her ist der Nil, ein breiter, mächtiger, zuweilen seeartiger Strom, in hohem Grade schiffbar, und Speke und die Seinen gingen in einem sehr grossen Boot (»an immense canoe«) stromabwärts. Doch auch diesmal nur eine kurze Strecke weit. Es war schwierig, von Station zu Station neue Böte und Ruderer zu beschaffen, und da man bei den »Karuma-Fällen« (einer Stromschnelle unter dem 2° N. B.) jene Reihe von Katarakten erreicht hatte, bei welchen der Nil zugleich mit einem Umwege sich weit nach Westen krümmt, so zog Speke es vor, direct zu Lande durch die Wüste weiter nach Norden zu gehen. Einwohner, d. h. Plagegeister, gab es am Flusse selbst weit mehr, und den Fluss meidend, entging man ihren Plackereien, ihrer Gastfreundschaft und ihren oft mit etwas Zwang verbundenen Einladungen.

Nach einem Marsche von acht Tagen erreichte man Madi, ein neues Land, wo der Nil wieder nach Osten und dann in seine nördliche Richtung zurückkehrt. Madi ist ausserdem auch noch dadurch ein in geographischer Hinsicht interessanter Nil-Punkt, weil daselbst mehrere Seiten-Gewässer sich hinzuziehen. Erstlich empfängt hier der Nil aus Südwesten den Ausfluss des grossen Luta-Nzige-Sees, dessen Natur noch nicht erforscht ist. Und zweitens mündet hier aus Südosten der vielleicht über 100 deutsche Meilen lange »Asua-Fluss« ein, der ebenfalls der Ausfluss eines Sees (des Baringo-Sees) sein soll, von unsern Reisenden aber ebenfalls nur nach Hörensagen auf ihrer Karte eingetragen werden konnte.

An der Gränze dieses Landes Madi, noch vor dem Eintritt in dasselbe, bekamen auch die Reisenden zu ihrer unsäglichen Freude Türken in egyptischer Uniform zu sehen, von denen sie mit eben so grossem Jubel gleichsam wie Landsleute empfangen wurden. Es waren Elfenbeinhändler im Dienste eines von der egyptischen Regierung geförderten Elfenbeinhändlers, Namens De Bono. Diese sogenannten »Türken in egyptischer Uniform« waren alle ziemlich schwarz und zeigten sich auch als mit eingeborenen Negerinnen verheirathet von ganz schwarzen Kindern umgeben. Sie waren auf Befehl ihres Paschas und De Bonos so weit (wohl 250 deutsche Meilen) über die Südgrenze ihres Vaterlandes Egypten hinaus vorgedrungen. In Begleitung des Türken oder Egypters Mohomed und seiner egyptischen Officiere und Soldaten, die auf Eseln und Kühen beritten waren, und mit vielen Hunderten von Negern, welche die Türken, überall Gewaltthat übend, zum Elfenbeinschleppen

zwangen, erreichten denn Speke und Grant endlich nach einem abermaligen Aufenthalte und Marsche von 6 Wochen die Station Gondokoro unter dem 5.⁰ n. B.

An diesem wie gesagt bereits bekannten Orte dünkten sie sich fast schon wie in Europa angekommen. Sie trafen hier ein österreichisches Missionshaus, das von Dr. Knoblecher dort gegründet war, viele Schiffe, und einen englischen Landsmann und Freund, Namens Baker, und bald auch europäische Damen, die kühne Holländerin, Baronin von der Capellen, mit ihren beiden Begleiterinnen. Hr Baker war ihnen statt des säumigen Petherick, der, seine Handelszwecke verfolgend, noch weiter im Norden weilte und keine Schiffe, wie er es versprochen hatte, für seine Landsleute in Bereitschaft hielt, mit mehreren Böten und einer für eine lange Reise auf eigne Kosten völlig ausgerüsteten, mit Waaren, Pferden, Kameelen etc. versehenen Expedition entgegengekommen, in der Absicht, »wenn sie etwa am Aequator irgendwo in der Klemme sitzen sollten«, sie zu retten.

Speke und Grant betrachteten nun ihre Mission als vollendet, ihre Aufgabe gelöst. — Baker gab ihnen Böte, um den Nil nach Chartum in Nubien und weiter hinunter zu fahren. Baker aber übernahm es seinerseits, einige durch seine heimkehrenden Freunde noch nicht gelöste geographische Probleme, namentlich die Beschaffenheit des genannten Luta-Nzige-Sees und die Art seiner Verbindung mit dem Nil zu erforschen, und blieb, von seinen heimkehrenden Freunden Abschied nehmend, im Lande zurück.

Spekes und Grants Reise von Gondokoro den Nil hinab durch die Länder der Gallas, durch Ober- und Unter-Nubien, Ober- und Un-

ter-Egypten bis Kairo und Alexandrien bot noch ungewöhnliche Abenteuer und Scenen in Menge dar, mit deren Beschreibung einen Band auszufüllen es unter andern Umständen wohl der Mühe werth gewesen wäre. Speke unterlässt dies aber in seinem uns vorliegenden Werke, welches die Schilderung seiner Erlebnisse und Entdeckungen nur bis Gondokoro giebt, und aus dem Referent den Hauptinhalt in Kürze darzustellen versucht hat.

Es war dies für den Referenten (so unvollkommen er seine Aufgabe hier gelöst haben mag) keine ganz leichte Aufgabe. Denn das Buch des Hrn Speke ist leider keine sehr sorgfältige Be- und Verarbeitung seiner Erfahrungen und Anschauungen. Vielmehr ist es nur ein rasch bereiteter Abdruck seines Tagebuchs. Es giebt die Erlebnisse und Reise-Eindrücke Tag für Tag, wie sie sich darbieten, sehr brockenweise und sehr gemischt, Bedeutsames und Unbedeutendes ohne grosse Auswahl neben einander. Es ist daher schwer, in diesem Walde die Bäume zu erkennen. Auch ist die Art der Erzählung und Darstellung weder sehr schwungvoll, noch sehr ernsthaft. Es herrscht darin ein gewisser leichter Ton und es verräth sich darin eine nicht sehr tief gehende Bildung. Speke erzählt die Ereignisse seiner grossartigen Unternehmung ungefähr in derselben hastigen und beinahe spasshaften Weise, und in demselben Stil, in welchem ein englischer Reporter eine alltägliche Jagd- oder Pickenick-Partie darstellen würde. Sein Buch wird daher, wie ich fürchte, die Gelehrten oder die Belehrung Suchenden nicht sehr anziehen, obgleich dieselben natürlich vieles Brauchbare und sehr Beachtenswerthe darin finden können und auch darin, als in einem in

seiner Art einzig dastehenden Berichte allein suchen müssen. Auch den nach Unterhaltung strebenden Leser wird das Buch wohl nicht sehr anziehen, weil es dazu auch wieder die »personal adventures« nicht humoristisch, geistvoll und geschmackvoll genug schildert. Es wird für wenige eine Lieblingslectüre werden, ein Schicksal, welches es mit so vielen anderen afrikanischen Reiseberichten theilen wird.

Nur ganz selten ein Mal versucht es der Verfasser die Resultate, zu denen er gelangt ist, in überschaulichen Gemälden oder Abhandlungen zusammen zu fassen. So fügt er z. B. ein Mal ein Capitel ein, das er »Geschichte der Wahuma Stämme« nennt, in welchem er eine »Theorie der Ethnologie Ost-Afrikas« und überhaupt eine «Theorie der Unterjochung höherer durch niedere Stämme »so wie eine Geschichte des alten grossen Königreichs Kittara zu geben verspricht, das also seinem Titel nach anlockend genug erscheint. Diese «Geschichte« und «Theorie« fängt zwar mit einer grossartigen und auch wohl nicht sehr unwahrscheinlichen Hypothese an, nämlich der, dass von Abyssinien an durch die Länder der Gallas bis zu den grossen Seen und den südlichsten Quellen des Nils allen Völkern und Staaten ein gemeinsamer und zwar, wie Herr Speke sich ausdrückt, ein halb-Sem-Hamitischer (Semi-Shem-Hamitic) Ursprung zu geben sei, d. h. dass von Asien her Semiten (Araber) in Abyssinien eingedrungen seien, dort mit den schwarzen Eingebornen sich mischend eine höhere Staaten gründende Race erzeugt hätten, und dass dann auch diese höhere Race von Abyssinien aus die »Nilquellen« und den See Nyanza erreicht und unter den schwarzen Eingebornen die grossen Reiche von Kittara, Uganda, etc.

gestiftet habe. Ueberall sei, sagt Speke, bis weit über den Aequator hinaus, Asien als der Vater, Afrika als die Mutter anzusehen. Noch jetzt, obgleich 'die schwarze Mutter' wohl ganz die Ueberhand gewonnen hat, zeigen die Vornehmen und Fürsten-Familien am See in ihren Race-Eigenthümlichkeiten einen merklichen Unterschied von denen ihrer Unterthanen und behaupten, ihr altes »Vaterland« liege im Norden. Ja manche sagten, sie stammten von »Europäern« ab, unter welchem Namen sie indess wohl mit den eigentlichen Europäern auch Türken, Araber, Aegypter zusammenfassten.

Diese Hypothese, sage ich, ist grossartig und mag im Munde eines so erfahrenen Reisenden wohl Gewicht haben, die andern historischen Notizen, Mythen, Traditionen, die darauf als eigentliche »Geschichte« und »Theorie« folgen, scheinen so brühwarm aus dem Munde der Neger genommen zu sein, und bilden ein so buntes unzusammenhängendes Gemisch, dass man kaum einen historischen Faden darin findet.

In seiner »Einleitung« hat der Verfasser mehrere allgemeine Capitel, in denen er die »Fauna,» die »Flora,« das »Klima,« die »Geographie,« Afrikas in kurzen knappen Bildern darstellen will. Das »Geography« überschriebene Kapitel lautet so: »der Continent von Afrika ist einer umgestülpten Schüssel ähnlich (something like a dish upside-down), da man ein hohes und flaches Plateau in der Mitte hat mit einer noch höhern Kette von Bergen als Einfassung. Nach aussen hin fällt es von diesem Rande plötzlich zu dem flachen Landstreifen ab, welcher längs der Seeküste hinläuft. Eine Schüssel jedoch ist gewöhnlich in ihrer Gestaltung einförmig. Das ist Afrika nicht. So zum Beispiel finden wir in

seinem Centrum eine hohe Gruppe von Bergen, welche das obere Ende des Tanganyika-Sees umgeben, hauptsächlich aus thonigem Sandstein bestehn, und die ich für die Lunae Montes des Ptolemaeus und die Soma Giri der alten Hindus halte. Ferner senkt sich das Land auf der nördlichen Seite statt mit einem plötzlich abbrechenden Rande im Gegentheil vom Aequator her allmählich nach dem mittelländischen Meere ab, und auf der allgemeinen Oberfläche des innern Plateaus giebt es mit Wasser angefüllte Bassins (Seen), aus denen, wenn Regen sie überfüllt, sich Flüsse bilden, die, die einfassende Bergwand durchschneidend, ihren Weg zum Meere finden.

Diess ist Alles, was der Verfasser in seiner Einleitung über die »Geographie Afrika's« giebt, und in ähnlichen »Sketches« fasst er die Gemälde anderer grosser Phänomene zusammen. Afrika ist nun zwar seiner Einförmigkeit wegen berühmt. Aber der Verf. scheint in solchen Darstellungen diese Einförmigkeit des colossalen Welttheils doch ein wenig zu buchstäblich zu nehmen.

Auch ein besonderes wissenschaftliches Lieblingsfach, in welchem er als Kenner und als Autorität gelten könnte, scheint Herr Speke nicht gehabt zu haben, wobei wir jedoch die geodätischen und astronomischen Messungen und die Bestimmungen der geographischen Positionen und der Landhöhen ausnehmen könnten. Denn in diesem Fache war Herr Speke allerdings als Ingenieur vorbereitet und auch vorzugsweise erfolgreich thätig. Sein Begleiter und gewissermassen sein Pylades, Capt. Grant, ein Mann von anscheinend mehr wissenschaftlichem Geiste, machte die klimatischen und Temperatur-Be-

obachtungen und sammelte unterwegs das ganze Nil-Thal hinab 750 Specimens von einheimischen Pflanzen, von denen 80 nach Europa gebrachte Arten ganz neu waren.

Wird das englische Original meiner Meinung nach vermuthlich wenig Leser finden, so hat die deutsche Uebersetzung sich diess geradezu unmöglich gemacht. Dieselbe ist leider nur ein in aller Eile zusammengestoppeltes Fabrikat, die das englische Original so ungeschickt, so übergetreu oder vielmehr so nachlässig und träge Wort für Wort wiedergiebt, dass daraus eine eben so fremdartige als widerliche deutsch-englische Ausdrucksweise und Wortfügung entsteht, und dass man um diesen Jargon zu verstehen beinahe überall das englische Original zu Rathe ziehen muss. Ich enthalte mich, dieses hier näher zu beweisen, weil man das Buch auf jeder beliebigen Seite aufschlagen kann, um zu erkennen, dass kaum eine einzige gesunde und gute deutsche Zeile in demselben enthalten ist. Ein Buch, das wie gesagt in so vieler Beziehung so einzig dasteht, hätte man dem deutschen Publikum doch jedesfalls in einer geniessbaren und verständlichen Uebersetzung übergeben sollen. Einigermassen entschädigt den Käufer der Umstand dafür, dass wenigstens die von Capt. Grant entworfenen Bilder, Ansichten und Portraits und auch die Karten genau dieselben in der Uebersetzung wie in dem Original sind. Der Herausgeber verschaffte sich wahrscheinlich die Platten des Originals aus England.

Wir brechen indess mit diesen kritischen Bemerkungen ab, die bloss das vorliegende Buch des Herrn Speke, nicht seine ganze grosse und vielgerühmte Unternehmung und That betreffen.

Es giebt zwar Leute, welche wie z. B. Caesar die Feder und das Schwert oder den Wanderstab gleich geschickt gebraucht haben. Es giebt auch Africanische Entdecker, die äusserst kühn und unternehmungslustig in fremde wilde Länder hineingereist sind, und dabei uns zugleich äusserst fleissig ausgearbeitete, treue, genaue, gelehrte und in jeder Hinsicht befriedigende Reiseberichte geliefert haben, wie z. B. unsere trefflichen und unübertrefflichen Burckhardts und Niebuhrs. Aber im Ganzen thut man doch wohl gut, um nicht hart und ungerecht zu werden, beide Qualifikationen von einander zu unterscheiden, da es viel häufiger ist, dass Männer der That nicht auch gute Schriftsteller und sinnige Gelehrte sind. Es reicht hin, dass Achilles und Hector den trojanischen Krieg durchgeführt haben, und man soll sie nicht deshalb verachten, dass sie keine so schöne Iliade darauf componiren konnten, wie der blinde Homer. Wahrscheinlich war gerade ein solcher Charakter, ein so kecker, muthiger, hübscher, junger britischer Officier, wie Hr Speke, — tenax propositi vir, — der überall sein Leben einsetzend unverdrossen vorging, der sich weder vor Löwen und Rhinoceros, noch vor den blutigen afrikanischen Tyrannen scheute, der die wilden Büffel, Krokodile und Nilpferde wie ein alter Nil-Anwohner überlistete und erlegte, der mit den Negerprincessinnen lustig sang und tanzte, der dreist zu drohen wagte, auch wenn ihn keine hinlängliche Macht stützte, der seine oft muthlosen, zuweilen meuterischen Begleiter in guter Disciplin zu erhalten und zu massregeln verstand, der vielfach die Vortheile, welche ihm die guten Vorurtheile der Afrikaner zu Gunsten der Weissen darboten, diplomatisch klug zu

nützen wusste, und z. B. europäische Brechmittel und dergleichen als Wunder-Medicin und Panacéen vertheilte, ich sage wahrscheinlich war ein solcher Charakter gerade der Mann dazu, um den Anwohnern der »Nilquellen« zu imponiren, durch alle Gefahren glücklich durchzuschlüpfen und uns das uralte Dunkel, das diese Gegenden deckte, zu enthüllen.

Als Entdecker, die ein grosses geographisches Räthsel, welches so lange die Menschheit beschäftigte, lösten oder zu seiner Lösung einen Riesenschritt thaten, werden die Namen der beiden Briten, — trotz ihres nicht in jeder Hinsicht befriedigenden Buchs — wohl für immer genannt und hoch gerühmt werden, und neben ihnen in zweiter Linie freilich auch die vielen Deutschen und Anderen, die ihnen vorarbeiteten und mit deren Hülfe jene die Palme errangen. Um in dieser Hinsicht den Glanz ihres Triumphes und das Lob, das auch unserm ganzen Zeitalter dafür gebührt, hinreichend zu würdigen, müsste man die Geschichte aller der vergeblichen Unternehmungen, die zu demselben Zweck, zu welchem die beiden brittischen Officiere auszogen, in den frühern Jahrhunderten von Privaten und Regierungen, von Kaisern und Königen veranstaltet wurden, eine Revue passieren lassen. Ist doch die Frage von den Nilquellen so alt wie die Geschichte der Menschheit. Uralte Kulturvölker, Staaten und Könige blühten an den mittleren und unteren Partien des Nils, der sie nährte und gross machte, ohne dass sie etwas von dem Ursprung des wichtigen Flusses und von den eigentlichen Grundlagen und Quellen ihrer Macht in Erfahrung bringen konnten. Sesostris und andere einheimische Potentaten sollen sich bemüht haben, bis zu den Nilquellen

vorzudringen, thaten es aber ohne Erfolg. Cambyses der Perser, Alexander der Grieche, und die römischen Imperatoren, wenn sie in Egypten ankamen, fragten alsbald darnach, wer aus den Nilquellen tränke, und sandten Reisende und Truppen dahin hinauf, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten. Caesar soll erklärt haben, es reize ihn nichts so sehr, als zu wissen, wo der Nil sein dunkles Haupt berge, und wenn er gewiss wäre, dass er dies durch eine Reise den Fluss hinauf erführe, so möchte er gern, Rom mit allen seinen Partei-Streitigkeiten und seinem lockenden Kaiser-Throne im Rücken lassend, eine solche Reise unternehmen.

— — Nihil est, quod noscere malim,
Quam fluvii causas per saecula tanta latentis
Ignotumque caput: spes sit mihi certa videndi
Niliacos fontes, bellum civile relinquam.

lässt Lucan ihn zum egyptischen Oberpriester des Nils Achoreus sagen.

Nach ihm beschäftigte sich auch der Tyrann Nero wieder mit derselben Frage und sandte zwei römische Centurionen mit Mannschaften den Nil hinauf, um die Nil-Quellen zu erforschen. Aber auch ihm gelang nichts Gewisses und die Römer gaben es endlich auf und beruhigten sich mit dem Sprichwort »caput Nili quaerere«, um die Unmöglichkeit dieser und dann auch jeder anderen schwierigen oder unausführbaren Unternehmung anzudeuten.

Wie viele Leute glaubten den Stein der Weisen gefunden zu haben, so konnte es wohl nicht fehlen, dass auch manche sich den Ruhm der Entdeckung der Nil-Quellen zuschrieben. Es haben in verschiedenen Jahrhunderten mehrere be-

rühmte Reisende für Nil-Quellen-Entdecker gegolten, immer jedoch nur für eine Zeitlang, weil sich nachher das Ungenügende ihrer vorgeblichen Enthüllungen herausstellte. Beispiele davon aus der Neuzeit sind (unter andern aus der Mitte des 17ten Jahrhunderts) der portugiesische Missionär Peter Paëz, der im Jahre 1618 die Nil-Quellen erreicht haben sollte, und aus der Mitte des 18. Jahrhunderts der berühmte englische Reisende James Bruce, der sich selbst für den Haupt-Nil-Quellen-Entdecker hielt und ausgab. Er unternahm in den Jahren 1768—1773 eine Reise in Abyssinien mit der erklärten Absicht, die Nil-Quellen zu erforschen. Er glaubte sie am 5ten November 1770 gefunden zu haben und sagt in seinem Reiseberichte, »man könne sich leichter vorstellen als beschreiben, was in diesem Augenblick in seiner Seele vorgegangen sei, als er sich an derjenigen Stelle befunden habe, welche seit 3000 Jahren das Genie, den Fleiss und die Speculation alter und neuer Köpfe vereitelt habe.« Wenn man die Karte anblickt, die Bruce von seinen Nilquellen entworfen, so erkennt man leicht, dass er nichts sah als die Quellen des sogenannten blauen Nils, der ein verhältnissmässig sehr kleiner Nebenfluss des sogenannten weissen oder eigentlichen und grossen Nils ist,, und dessen Quellen von den dieses letzteren noch hunderte von Meilen entfernt sind. Eben dasselbe lässt sich von den sogenannten Nil-Quellen jenes portugiesischen Missionärs »Paëz« und anderer bemerken. Zu den Quellen des blauen Nils und der anderen abyssinischen Nebenflüsse des grossen Nil, die auch den Alten schon unter den Namen Astaboras und Astapus hinreichend bekannt waren, zu gelangen war leichter, weil in jenem nicht so

entlegenen Berglande von temperiertem Klima civilisierte, seit dem 4ten Jahrhundert sogar christliche Königreiche bestanden. Der grosse weisse Nil, in heisser Gegend fliessend, von Barbaren umwohnt, so schwierig zu erforschen, wurde von diesen Reisenden ignoriert. Bruce stellt ihn auf seiner Karte als ein kümmerliches Anhängsel seines blauen Nils dar und giebt beiden ihre Quellen unter dem 10⁰ n. B., was für den eigentlichen Nil etwa 200 deutsche Meilen zu weit nördlich war.

Ebenso interessant, wie die Geschichte der vergeblichen Bestrebungen zur Erforschung der Nil-Quellen, wäre wohl eine Untersuchung über diejenigen, welche schon dasselbe wussten, was Speke und Grant uns jetzt wieder offenbart haben, nämlich dass es unter dem Aequator grosse Seen gäbe, denen die südlichsten Nil-Quellen zufliessen. Dass es zu verschiedenen Zeiten solche Leute gegeben hat, ist aus vielen Umständen mehr als wahrscheinlich. Ich mag in dieser Beziehung hier nur Einiges anführen.

Unter den Berichten aus dem Alterthume ist in dieser Hinsicht der merkwürdigste der, welchen jene beiden Centurionen des Nero nach Rom zurückbrachten, deren Erzählungen der Philosoph Seneca selbst mit anhörte. Ihm zufolge sagten sie aus, sie seien vom Könige von Aethiopien (Abyssinien?) mit Hülfe versehen und von ihm den benachbarten Königen empfohlen (ebenso wie auch Speke von König zu König empfohlen wurde) weit eingedrungen, und noch zu jenseits liegenden Regionen gekommen (»ad ulteriora pervenimus«) und da hätten sie grosse Seen (immensas paludes) gefunden, deren Ende die Landeskinder nicht gekannt hätten, auch zu kennen niemand hoffen

könnte (quarum exitum nec incolae noverant, nec sperare quisquam potest)*). »Dort«, so fuhren die Berichterstatter, die Seneca anhörte, fort, »sahen wir zwei Felsen, über welche die ungeheure Wassermasse des Flusses herabfiel«**). Das »dort« geht offenbar auf den grossen See. Und dann könnte man wohl geneigt sein zu glauben, dass hier die »Riponfalls« des Speke gleich unterhalb des Sees Nyanza gemeint seien. An die Seen in Abyssinien, den Tzana etc., aus denen der blaue Nil seine Quellen bezieht, kann man nicht denken, da sie sehr klein sind und da man ihre Ufer und Enden von allen Seiten her erblickt.

Später hat man, vermuthlich weil man sich nicht denken konnte, dass es unter dem Aequator so grosse Wasser-Magazine gäbe, diese Berichte der Leute des Nero ganz besonders unglaubwürdig gefunden. Namentlich macht sich auch der Engländer Bruce über sie sehr lustig und hält die Centurionen für grosse Lügner, weil, wie er sagt, es notorisch sei, dass es im ganzen Nil-Thale keine so grosse Seen gäbe. Und doch stellt sich nun durch Speke heraus, dass gerade sie, die am meisten Verworfenen, in Rom das Beste über den Nil gesagt zu haben scheinen. Man muss es sehr bedauern, dass man ihre Reise nur aus einer so kurzen und nur gelegentlichen Erwähnung des Seneca kennt.

Auch Strabo, der bald nach Augustus lebte und reiste, leitet den Nil aus grossen Seen her. Nachdem er den Nil bis Chartum, bis zur Ein-

*) Seneca Nat. Quaest. Lib. VI. Cap. VIII.

**) „Ibi, inquit, vidimus duas petras, ex quibus ingens vis fluminis excidebat."

mündung des blauen Nils beschrieben hat, sagt er: Der Astapus (so nennt er den weissen Nil) fliesse aus Seen im Süden und bilde eigentlich den geradlinigen Hauptkörper des Nils, der von dem Sommerregen aufschwelle *).

Dass auch die alten Hindus, die in alter Zeit nach der östlichen Küste Afrikas handelten und von da ins Innere drangen, von grossen Wasser-Magazinen bei den Nil-Quellen Kunde hatten, und dass sie den Nil oder doch seinen südlichsten Hauptarm aus diesen Seen ableiteten, ist ziemlich gewiss. Capt. Speke selbst theilt eine aus den Puranas genommene Karte mit, auf welcher südlich vom Aequator ein grosser See, »der Götter-See« genannt, verzeichnet ist und von dessen nördlichem Ende der Nil hinabgeht **).

Wenn, wie Speke sagt, die Könige am Nyanza-See im Jahre 1862 recht gut wussten, dass das Wasser aus ihrem See weit nach Norden flösse, und mit dem Verkehr und Handel, den fremde Völker da unten im Norden trieben, bekannt waren, so ist es höchst wahrscheinlich, dass früher ihre Vorgänger,. als zur Zeit der alten egyptischen Könige, oder der Römer, oder der Araber noch weit ausserordentlichere Dinge am unteren Nil passierten, ebenso gut oder noch viel besser damit bekannt waren, und daher musste denn auch wohl jeder, der den See, wie Capt. Speke von Osten her (von Zanzibar) erreichte ebenfalls durch sie damit bekannt werden. Arabische Kaufleute und Elfenbeinhändler fand Speke überall um seinen See herum, und vermuthlich ist dieser arabische Handel von der

*) Siehe Strabo Lib. XVII im Anfange.

**) Eine Abhandlung darüber soll nach Speke in den Asiatic Researches Vol. III. 1801 stehen.

Küste her schon sehr alt, ja war früher zur Zeit des Zeniths der arabischen Macht wohl noch viel blühender. Dass die weit reisenden Araber daher von Zanzibar aus den See kannten, ist wohl ohne Zweifel, und eben daher auch, dass sie mit dem Ausfluss und der Richtung des Nils bekannt wurden. Bei alten arabischen Geographen finden wir daher ebenfalls manche richtige Angaben über die grossen Nil-Seen und ihre Zu- und Abflüsse. So auf einer einem arabischen Werke entnommenen Karte, die im Jahre 883 gemacht sein soll, und von der Lelewel in seinem bekannten Kartenwerke eine Kopie mittheilt. Auf ihr entspringt der Nil aus einem See, der den Namen Kura Kavar trägt und den der Aequator durchstreicht. Desgleichen ist auch unzweifelhaft, dass die grossen Seen im Süden des Aequators und der aus ihnen hervortretende Nil schon auf mehreren geographischen Bildern europäischer Kartenzeichner abgebildet stehen. Sir Robert Murchinson spricht in einem seiner Berichte an die Londoner geographische Gesellschaft über Speke von einer in Rom befindlichen handschriftlichen Welt-Karte, von welcher General Jochmus ihm eine Kopie mitgetheilt habe, und auf welcher die Nil-Quellen aus zwei grossen Seen im Süden des Aequators abgeleitet seien *). Refer. kann hinzusetzen, dass er ein ähnliches Bild auf mehreren handschriftlichen alten Karten gesehen hat, auf keiner aber besser und deutlicher als auf einer, welche er im britischen Museum entdeckte, wo sie dem berühmten Werke von Marino Sanuto »Secreta fidelium crucis« beigefügt war, die er kopierte

*) Siehe darüber Petermann Mittheilungen, Jahrgang 1863, S. 232.

und die dann in einem genauen Facsimile in der berliner geographischen Zeitschrift publiciert wurde.

Auf dieser Karte, die noch um ein Jahrhundert älter ist, als die von Sir Robert Murchinson erwähnte (sie datirt aus dem Jahre 1489 und ist in Lissabon gezeichnet) ist der Lauf des Nils in Egypten und die Südgrenze dieses Landes sehr deutlich zu erkennen. Weiter oben sind die beiden grossen Bogen und Ausgreifungen, welche der Nil in Nubien nach Osten und nach Westen macht, sehr naturgetreu auf ihr angegeben, so wie auch die sogenannte Insel Meroë oberhalb dieser Bogen, desgleichen das gebirgige Land Abyssinien und sein blauer Nil mit seinem See Tzana. Der Nil selbst im Westen geht noch weit nach Süden hinauf, und dann kommen in der Gegend des Aequators zwei grosse Seen, »paludes Nili« genannt, die man allenfalls auch, da sie so nahe bei einander sind, für einen nehmen kann. Aus ihnen tritt der Nil in mehreren Armen heraus, was, wie gesagt, auch Capitain Speke behauptet. Die beiden Seen sind auf besagter Karte als die grössten Binnengewässer Afrikas dargestellt und unvergleichlich viel grösser als der Tzana in Abyssinien. Aus dem Süden fliessen ihnen noch mehrere kleine Quellenflüsse zu von dem Mondgebirge (»Montes Lunae«), — aus Unyamuezi dem Lande der Mond-Leute des Capt. Speke. — Dies scheint ein vor 400 Jahren angefertigtes in der That sehr schönes und richtiges Bild des gesammten Nil von seinen südlichsten Reservoirs bis zur Mündung zu sein. Vielleicht schöpfte der Kartenzeichner seine Kunde aus arabischen Quellen, oder aus uns unbekannten portugiesischen Berichten. Aus der Phantasie scheint er jedesfalls etwas

so gut Zutreffendes nicht geschöpft haben zu können.

Wie weit unterrichtet die Portugiesen überhaupt im 15. und 16. Jahrhundert über Afrika und über die Nil-Seen waren, beweist auch die Aeusserung des portugiesischen Historikers De Baoros, welcher zufolge Dr. Beke (in seinem Essay über die Quellen des Nils) irgendwo sagt, dass im Innern von Afrika ein See sei, aus welchem der Nil sowohl als auch der Congo und der Zambezi ihre Quellen hätten.

Es versteht sich, dass man über die Geschichte der mit den wahren Verhältnissen der Nil-Quellen Vertrauten noch viel mehr, ein grosses Werk, schreiben könnte, und es ist auch bereits Manches darüber geschrieben. Aber schon aus dem Wenigen, was ich hier vorbringen konnte, geht zur Genüge hervor, dass Capt. Speke offenbar die durch seine Reise erlangte Kunde und einen Theil seiner Lorbeeren mit mehreren andern Männern vor ihm theilen muss. Er hat dabei denn aber jedesfalls das Haupt-Verdienst, dass er diese Kunde so zu sagen an die grosse Glocke gehängt hat, dass er im Stande war, den ganzen Zusammenhang zu erweisen und durch umständliche Berichte allen Gebildeten klar zu machen. Er hat Ausserordentliches geleistet. Vieles bleibt in der Sache freilich auch noch nach ihm zu thun übrig. Die Stücke des Nils und die Küste des Sees, welche er nicht sah, müssen nun noch bereist und aufgenommen werden. Der grosse sogenannte See Luta Nzige im Westen und der grosse Nil-Arm, von Speke »Asua-River« genannt, so wie ebenfalls die andern von ihm genannten aber nicht erforschten »Nebenflüsse« des Nils, der Giraffen-Fluss, der Sobat und vor allen der sehr bedeutsam er-

scheinende Bar-Gazal sind noch zu erforschen. Desgleichen ist es noch nicht sicher, ob der genannte Kitangulé wirklich der grösste Zufluss des Nyanza-Sees und als der eigentliche oberste Nil zu betrachten ist, oder ob es im Osten vielleicht von den Schneebergen Kenia und Kilimandjaro her wohl noch grössere Flüsse giebt. Alle diese Flussfäden müssen noch bis zu ihrer Quelle verfolgt, in ihrer Länge und ganzen Bedeutsamkeit bemessen werden, bevor wir uns ganz klar über die Frage werden, welches der eigentliche Haupt-Nil und seine Quelle sei. Endlich müssen auch noch des Capitäns Speke Angaben von vielen andern Reisenden, die ihm vielleicht folgen werden, bestätigt, berichtigt und vervollständigt werden.

Dies Alles wird wohl sicher bald der Speke-schen Expedition folgen, und schon jetzt sind Viele unterwegs seinen Spuren nachzugehn und seine Resultate auszubeuten: Speke's Freund Baker, die oben genannten holländischen Damen und Andere, — auch der Pascha von Egypten, auch eine jüngst in Egypten gestiftete grosse Handels-Compagnie, die mit Handels-Unternehmungen, Dampfschiffen, Eisenbahn-Plänen und Telegraphenlinien zu dem obersten Nil und den Seen hinarbeiten.

Bremen. J. G. Kohl.

Kritische Lese verbesserter Lesarten und Erklärungen zum Talmud, von Fürchtegott Lebrecht. Berlin 1864, W. J. Peiser. X u. 54 S. in Octav.

Wie es trotz der Tausende von Talmudjüngern in Europa noch immer mit der wissenschaftlichen Erkenntniss und nützlichen Anwendung des Talmud's unter uns stehe, kann man auch daran schätzen, dass noch Niemand eine irgend erträgliche Ausgabe desselben der heutigen Welt vorgelegt hat, sondern immer nur die vor 300 Jahren erschienenen Drucke mit allen ihren theilweise sogar ganz lächerlichen Mängeln wiederholt werden. Wir haben daran längst ein Zeichen der Zeit erkannt, wie es denn jetzt mit der etwas schwerer zu betreibenden Wissenschaft unter den Anhängern des Talmud's wirklich stehe. Der Verf. der obigen kleinen Schrift theilt nun hier einige neue Vermuthungen über Lesarten und Erklärungen Talmudischer Stellen mit welche uns manches Richtigere zu enthalten scheinen und den Beweis geben wie tief er die erwähnten Mängel fühlt. Wichtiger aber ist dass er diese kleine Schrift zugleich als Ankündigung einer von ihm vorbereiteten neuen Ausgabe des Talmud's veröffentlicht, welche endlich einmal mit genauer Benutzung aller heute zugänglichen Hülfsmittel ein reineres Wortgefüge geben oder wenigstens auf Massorethische Weise am Rande andeuten soll. Er will dabei nicht den Raschi und die übrigen weitschweifigen Zuthaten mit abdrucken lassen, sondern den Talmud zum erstenmale rein für sich geben: wir billigen aus vielen Gründen auch dies, und wünschen, dass die Ausführung so guten Vorsätzen entspreche, auch nicht zu lange auf sich warten lasse. Vor zu gewagten und unklaren Vermuthungen möchten wir jedoch den gelehrten Herausgeber warnen: wie er z. B. hier S. 23 f. den Ort גָּרֵב wo Mikha's Götzenbild nach den Talmudischen Meinungen noch immer stehe man-

nichfach verbessern will ohne zu bemerken dass die ganze Vorstellung worauf diese Meinungen beruhen gar keinen geschichtlichen Grund haben kann. Der *Thränenort* oder nach anderer Meinung der *Gareb* (Jer. 31, 39), wo nach jenen täppischen Meinungen dies Götzenbild noch immer stehe, sind doch gewiss nur Oerter in Jerusalem, und sollen auf die Zeiten der heidnischen und christlichen Herrschaft über Jerusalem anspielen; diese zwei Oerter sind nur nach dieser oder jener ungeschichtlichen Voraussetzung gewählt. H. E.

Einige Andeutungen zur Erklärung des Hebräischen Wortes אָב (ab) von Johannes Nowotny, Doctor der Theologie, Pastor zu Spreewitz. Hoyerswerda bei W. Erbe 1864. VIII u. 84 S. in Octav.

Da der Vf. in der Vorrede bemerkt er habe Jahrzehende lang über manches Sprachräthsel ernstlichst nachgedacht, so erwarteten wir in diesen Blättern wenigstens einiges für die Sprachwissenschaft Nützliche verzeichnet zu finden. Allein der Verf. hat unsre Hoffnung getäuscht. Er will in einer Wurzel wie *kab* oder *ab* die allerverschiedensten Bedeutungen entdecken, bleibt aber immer den Beweis dafür schuldig. Und während er aufs bunteste alleSprachen herbeizieht, weiss er sie im einzelnen nicht zu verstehen, verwechselt Türkisch mit Persisch u.s.w. Als geborner Slave zeigt er für die Slavischen Sprachen eine besondere Vorliebe, gibt aber auch aus deren Kreise nichts Zusammenhangendes und Lehrreiches.

H. E.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück. 25. Januar 1865.

Staatengeschichte der neuesten Zeit. Achter Band. Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815. Von Reinhold Pauli. Erster Theil. Von der Schlacht bei Waterloo bis zum Tode Georgs IV. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1864. VIII u. 555 S. in Octav.

Nachdem in der Herausgabe der »Staatengeschichte der neuesten Zeit« seit dem Erscheinen von Rochaus französischer und Reuchlins italienischer Geschichte ein vorübergehender Stillstand eingetreten war, hat das Unternehmen neuerdings in Springers östreichischer, in Bernhardis russischer und zuletzt in Paulis englischer Geschichte Fortsetzungen erhalten, welche für die vorausgegangene Unterbrechung reichlich entschädigen, die an der Spitze des Ganzen stehenden Arbeiten von Rochau und Reuchlin an Werth unbedingt übertreffen. Gewiss sind auch die letzteren stofflich überaus schätzbar; Reuchlin insbesondere verfügte über einen Stoff, der mehrfach erst durch ihn selber beigebracht und

zugänglich gemacht ist und so seinem Buche in manchen Punkten auch durch den Reiz der Neuheit zu Statten kommt. In dieser günstigen Lage befindet sich Pauli nicht; ihm haben nach sein ausdrücklichen Versicherung (S. VI) keine vorher unbekannten Quellen zu Gebote gestanden. Aber höher steht Pauli, wie auch schon Bernhardi, durch die Art den Stoff zu behandeln, durch die wissenschaftliche Grundlage, auf welcher das Werk ruht.

Keine Wissenschaft hat der Natur der Sache nach mehr als die historische zu leiden unter dem Treiben des Dilettantismus; von den verschiedensten Seiten her und zu den verschiedensten Zwecken macht man sich mit ihr zu schaffen, die verschiedensten Interessen begegnen sich hier und suchen Nahrung. In unseren Tagen sind es unstreitig vorwiegend die politischen Interessen, welche auf diese Weise die Geschichte in ihren Dienst zu ziehen, sie für ihre Zwecke und Bestrebungen auszubeuten suchen; kaum irgend ein Gebiet der Geschichte aber, sieht man leicht, ist der Gefahr solchen Missbrauchs meh ausgesetzt, als das, welchem der Gegenstand de vorstehenden Werkes entnommen ist. Es kann dahe nicht hoch genug angeschlagen werden, dass ei mit dem Gegenstande so vertrauter Gelehrte wie Pauli sich der Bearbeitung desselben be Zeiten unterzogen, und dadurch, so weit über haupt möglich, jener Gefahr vom Standpunkt der strengen Wissenschaft aus einen Riegel vor geschoben, oder doch wenigstens spätern Bear beitungen Bahn und Richtung vorgezeichnet ha Dieser Bedeutung des Buches entspricht auc durchweg die Form, welche der Verf. für sein Darstellung gewählt hat; sie ist berechnet fü weitere Kreise als den der Fachgenossen, fesse

durch die belebte, farbenreiche, nur in dem Gebrauche von Bildern hin und wieder vielleicht zu verschwenderische Sprache; eine Form, welche den wissenschaftlichen Grundcharakter des Buches keineswegs beeinträchtigt, sondern im Gegentheile der allgemeineren Verbreitung einer wissenschaftlichen Auffassung des Gegenstandes nur Vorschub leisten kann.

Die Schwierigkeit des Unternehmens leuchtet ein. Schon die Beschaffenheit der Quellen steht hemmend im Wege. Es versteht sich von selbst, dass für die Geschichte eines unserer Gegenwart noch so nahe liegenden Zeitraums, wie die Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815, die Quellen noch sehr Vieles zu wünschen übrig lassen; es ist unrichtig, zu schliessen, weil es unmöglich sei, auch nur die Geschichte der Gegenwart und der nächsten Vergangenheit befriedigend und erschöpfend darzustellen, sei es vollends nicht möglich, zu einer genügenden historischen Darstellung der älteren Zeiten zu gelangen. In gewissem Sinne freilich sind die Quellen für die Geschichte der jüngsten Vergangenheit zahlreicher und umfassender als für die ältere Geschichte; sie sind zahlreicher, weil sie noch völlig ungesichtet, bunt durchmischt sind mit einem Wuste unbedeutenden, wenn nicht gänzlich unbrauchbaren Stoffes, der mit der Zeit sich selbst verliert, durch sein Vorhandensein nur die Uebersicht und die Benutzung der werthvollen Quellen erschwert; aber auch zahlreicher sind sie nur in beschränktem Masse, nur einzelne Gattungen von Quellen fliessen reichlicher, andere desto dürftiger. Durch diese Ungleichartigkeit des zur Verfügung stehenden Quellenmaterials wird auch die Darstellung der neuesten Geschichte Englands wesent-

lich erschwert. Weit umfangreicher und vollständiger als früher sind die Papiere und Verhandlungen des Parlamentes, welche letzteren noch bis zu Ende des 18. Jahrhunderts in sehr mangelhafter und unbeglaubigter Gestalt aufgezeichnet wurden; dann die Erzeugnisse der Presse, namentlich der politischen Tagesliteratur, die nur freilich nicht alle eine ebenso reiche Fundgrube sind, wie die 1802 gestiftete Edinburgh Review, und die 1809, um dieser das Gegengewicht zu halten, von den Tories ins Leben gerufene Quarterly Review, zwei Zeitschriften, welche auf den Gang der öffentlichen Verhältnisse bald den grössten Einfluss erlangten. Dagegen lässt sich von den Quellen anderer Art nicht dasselbe rühmen. Die Zahl der Denkwürdigkeiten und Briefschaften mag allenfalls nicht zurückbleiben hinter der aus den letzten Zeiten des 18. Jahrhunderts; schon was bis jetzt veröffentlicht ist, gewährt die wichtigste Ausbeute; dennoch kann auf diesem Gebiete eine grössere Vollständigkeit, die Ausfüllung mancher sehr fühlbarer Lücken erst von einer späteren Zeit, durch fortgesetzte Veröffentlichungen aus den Familienarchiven erwartet werden. Ein wirklich empfindlicher Mangel aber ist der an urkundlichem Material; denn sind auch vereinzelte Documente in den privaten Aufzeichnungen dieses oder jenes Staatsmannes aufbewahrt, so ist dieses doch weitaus keine Entschädigung für das Dunkel, welches noch immer über den Schätzen der Archive schwebt, und es unmöglich macht, die auswärtigen Beziehungen, die diplomatischen Vorgänge mit der wünschenswerthen Genauigkeit darzustellen, oder gar die innersten Motive der leitenden Persönlichkeiten aufzudecken. Die Sitte der sofortigen Veröffentlichung diplomatischer

Actenstücke ist ja erst von allerneuestem Datum, erstreckt sich überdem selbstverständlich nur auf einen Theil des diplomatischen Materials; für die ersten Jahrzehnte unsres Jahrhunderts fehlt auch diese Hülfsquelle, wie denn z. B. der Wortlaut des ersten Pariser Friedens noch heute ein Geheimniss ist.

Bei diesem Zustande der Quellen erklärt es der Verf. mit Recht von vorn herein noch nicht für möglich, die Epoche der englischen Geschichte, welcher sein Buch gewidmet ist, des Gegenstandes würdig darstellen zu können, zumal da auch die literarischen Hülfsmittel, die ihm zu Gebote standen, an Zahl und Werth gleich dürftig sind, oder doch, wie die Werke von May und Gneist, nur mit einem einzelnen Zweige des öffentlichen Lebens sich beschäftigen. Aber was auf Grund der zugänglichen Quellen und der vorhandenen Vorarbeiten geleistet werden konnte, ist durch den Verf. geleistet, wobei ihm ausserdem die persönliche Anschauung und mündliche Mittheilungen vielfach zu Hülfe kamen. Es wäre ein müssiges Unterfangen, die Benutzung des Stoffes durch den Verf., die Vollständigkeit, Zuverlässigkeit und Genauigkeit seiner Angaben noch besonders prüfen zu wollen; keiner ist so wie er auf diesem Gebiete zu Hause; nur darum kann es sich handeln, seine Auffassung des von ihm behandelten Abschnitts der englischen Geschichte ins Auge zu fassen, zu sehen, welche Stellung und Bedeutung sich für die vorliegende Periode aus der ersten umfassenden, vom unbefangenen wissenschaftlichen Standpunkte aus unternommenen Darstellung derselben ergibt. Im Einzelnen mag der zu hoffende spätere Zuwachs neuen Quellenstoffs über manche Punkte berichtigende, ergänzende Aufklärungen zu Tage för-

dern; die Auffassung der Entwicklung im Ganzen wird aber dadurch voraussichtlich kaum berührt.

Der Verf. bezeichnet selbst seinen Standpunkt zum Voraus dahin, dass es darauf ankomme, »nicht lediglich zu bewundern und zu staunen, sondern auch abzuwägen und zu unterscheiden.« Es gab eine Zeit, da als das Muster einer parlamentarischen Verfassung die französischen Einrichtungen gepriesen wurden; nachdem man dann von diesem Irrthum zurückgekommen, nahm das englische Vorbild die Stelle des französischen ein, und erst neuerdings fängt man allgemeiner an, auch hier eine nüchternere Anschauung aufkommen zu lassen. Einer solchen leistet das vorliegende Buch wesentlichen Vorschub. Die Periode, von der es handelt, gehört freilich auch zu den unerquicklichsten der neueren englischen Geschichte, und kann auch auf die blinden Verehrer nicht anders als abkühlend wirken; aber diese unerfreulichen Zustände beruhten keineswegs bloss auf vorübergehenden, mehr oder weniger zufälligen, ausnahmsweise unglücklichen Ursachen, sondern standen im engsten Zusammenhange mit der ganzen vorausgegangenen Entwickelung. Der Verf. gibt der ganzen Periode, die er im vorliegenden ersten Bande behandelt, die Aufschrift: »Stillstand oder Bewegung?«; und in der That war der Staat an einem sehr verhängnissvollen Wendepunkte seiner Entwickelung angelangt. Die Einleitung, vorzüglich das zweite Kapitel derselben, enthaltend einen Rückblick auf die Regierung Georgs III., ist bestimmt, den Verlauf der Dinge, welcher zu einem solchen Ergebniss geführt, nach den wichtigsten leitenden Gesichtspunkten kurz zusammenzufassen. Es würde von dem Hauptgegenstande zu

weit abgeführt haben, hätte der Verf. noch weiter ausholen wollen; nur darf man nicht glauben, weil er den Rückblick erst mit Georg III. beginnt, der »Stillstand« nach den Friedensschlüssen von 1814 und 1815 sei lediglich die Folge von Georgs III. Regierung, veranlasst gewesen durch die Missgriffe des Königs, durch seine Versuche die von ihm vorgefundene Ordnung der Dinge wieder umzustossen. Die Zustände, welche Georg III. vorfand, waren eben auch der Art, dass ihnen ein Ende gemacht werden musste, und nicht, dass er diesen Entschluss fasste, sondern nur die Art wie er ihn zur Ausführung brachte, die neue Ordnung, die er an die Stelle der alten setzen wollte, griff hemmend und störend in das öffentliche Leben ein. Die Entwickelung unter Georg I. und II. war in ihrer Art eben so wenig eine normale gewesen, wie die unter Georg III. Das parlamentarische Regiment, wie es unter den beiden ersten Georgen sich ausgebildet hatte, war wol ein Ausbau der Verfassung, aber ein einseitiger und keineswegs gleichbedeutend mit einem verfassungsmässigen Regiment; Wilhelm III. ist von dem Boden der Grundsätze der Revolution von 1688 nicht abgegangen, hat dem englischen Volke eines seiner wichtigsten Verfassungsgesetze, die act of settlement, aus eignem Antriebe verliehen, ja recht eigentlich aufzwingen müssen; aber nie und nimmer hätte er ein parlamentarisches Regiment zur Geltung kommen lassen, von einem solchen kann während seiner Regierung nicht die Rede sein. Auch unter Anna kam man noch nicht so weit; und man wäre vielleicht auch unter Georg I. und II. noch nicht so weit gekommen, wenn diese nicht durch die gesetzwidrigen Anschläge gegen die hannover-

sche Erbfolge, in welchen nicht bloss vor, sondern auch geraume Zeit nach der Thronbesteigung der neuen Dynastie das politische Treiben der Tories beinahe aufging, den Whigs in die Arme getrieben worden und in vollständige Abhängigkeit von ihnen gerathen wären. Das parlamentarische Regiment, von dem man zu dieser Zeit spricht, war nichts anderes als das Parteiregiment der Whigs; das Gleichgewicht der Gewalten war verschoben, und zwar zu Ungunsten des Königthums, aber nicht zu Gunsten des Parlaments, sondern in Wahrheit nur zu Gunsten der Whigs, die über das Parlament wie über ein willenloses Werkzeug verfügten, und am Ende wohl den Widerstand des Königs, nicht aber den des Landes zum Schweigen zu bringen wussten. Georg II. hätte sich den Herzog von Newcastle, dessen Politik das Land an den Rand des Verderbens gebracht hatte, trotzdem gerne als leitenden Minister gefallen lassen, hatte sich also mit der Herrschaft der Whigaristokratie ausgesöhnt; aber dennoch ist es unläugbar, dass dieselbe zwar nicht rechtlich aber thatsächlich die Stellung des Königthums beeinträchtigte, zum Schaden von König und Land sich zwischen beide stellte. Da das englische Volk wie Ein Mann sich für die Berufung Pitts ans Staatsruder erhob, weil ohne ihn die Sache Englands verloren sei, wurde der König durch die im Parlamente herrschende Whigaristokratie in seinem Widerstande gegen Pitt unterstützt; und nicht dass Pitt schliesslich doch berufen wurde, war die Wirkung des parlamentarischen Regiments, sondern dass er seinen langjährigen Gegner Newcastle neben sich im Ministerium dulden musste, weil er ohne ihn auf das Parlament sich nicht hätte verlassen können. Das engli-

sche Volk hatte der Whigaristokratie, dem damaligen parlamentarischen Regimente zuerst offen den Krieg erklärt, indem es Pitt, den entschiedenen Gegner dieser Aristokratie, auf den Schild hob; was Wunder, wenn bald darauf die Krone, auf welcher der Druck ebenso sehr wie auf dem Volke lastete, dem Beispiele des letztern folgte. Damit begann Georg III. seine Regierung, und hätte er sich begnügt der Herrschaft der Whigoligarchie ein Ende zu machen, so hätte er das ganze Volk hinter sich gehabt, und die Verfassung wieder zu einer Wahrheit gemacht.

Das Auftreten Georgs III. war also keineswegs bloss ein Erzeugniss seiner Willkür, sondern durch die Verhältnisse selbst hervorgerufen, und kann nicht als ein einfacher Rückschritt, als eine blosse den Fortschritt hemmende Episode angesehen werden. Mit Recht stellt auch der Verf. diesen Gesichtspunkt an die Spitze des Rückblicks auf die Regierung Georgs III. Aber zu wenig Gewicht legt er doch auf die Nothwendigkeit, dem Unfuge der Whigoligarchie zu steuern; man muss sich erinnern, wie der grösste englische Staatsmann der Zeit, der grösste den England je besessen, wie Pitt eben die Bekämpfung der Whigoligarchie zu einer seiner wichtigsten Lebensaufgaben gemacht, wie er um der Durchführung dieses Zweckes willen auch der Zurücksetzungen und Kränkungen, die ihm vom König widerfahren, vergessen konnte und der Krone immer wieder bereitwillig seinen Arm lieh zur Niederwerfung jener Oligarchie; daraus erhellt wie verderblich ihr Treiben war, dadurch wird es begreiflich, dass die Erbitterung des Königs gegen sie keine Grenze kannte, und dass man auch er in seinen Schritten über das rechte

Mass hinausging. Heftige Kämpfe hätten nicht ausbleiben können, auch wenn der König sich darauf beschränkt hätte, lediglich die schädliche Uebermacht der Whigoligarchie zu brechen; aber indem Georg so weit ging, das persönliche Regiment des Königs nach alter Stuartscher Weise herstellen zu wollen, und zu diesem Behufe das Kabinet als blosses Werkzeug zur Ausführung seiner eignen Gedanken und Absichten zu gebrauchen, gerieth er in Conflict mit dem Grundsatz der Ministerverantwortlichkeit, der nun einmal verfassungsmässig festgestellt war, also in Conflict mit der Verfassung selber, und gab dadurch den parlamentarischen Kämpfen eine ganz andere Wendung. Von der wirksamsten Waffe gegen die Whigoligarchie, der Parlamentsreform wollte er nichts wissen; aber da er schon auf seinen eignen Wegen zum Ziele gekommen zu sein meinte, erlitt plötzlich sein ganzes politisches System eine jähe Niederlage durch den unglücklichen Ausgang des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, durch den Sturz des Ministeriums North, die Berufung der Whigs unter Shelburne an die Regierung, endlich gar durch die erzwungene Einsetzung des Ministeriums Portland, die berüchtigte Coalition zwischen Fox und North. Diese Coalition bezeichnet einen wichtigen Wendepunkt, indem sie in überraschender Weise einen Umschwung zu Gunsten des Königs und der Verfassung zugleich herbeiführte.

Dieser im Gefolge der Coalition vollzogene Umschwung war so tiefgreifend, dass es zu wünschen gewesen wäre, der Verf. hätte die Bedeutung derselben noch schärfer hervorgehoben. Die Hitze des Kampfes, die Gefahr, in welcher die Verfassung schwebte, kann das Verfahren

von Fox nicht entschuldigen. Durch die Coalition mit North lieferte er eben den schlagenden Beweis, dass er und seine Partei, die Whigoligarchie, den Kampf für die Verfassung nicht um der Verfassung selbst willen, sondern im Interesse ihrer Parteiherrschaft führten; selbst durch das Bündniss mit dem »grossen Staatsverbrecher, mit dem man unter vier Augen nicht sicher, mit dem es infam sei, gemeinsam zu handeln«, wie er noch kein volles Jahr vorher North zu nennen geliebt hatte, schien Fox der Sturz der unabhängigen Whigs, der Besitz der Macht für ihn selbst nicht zu theuer erkauft. Das schlimmste aber dabei war, dass in unerhörter Weise dem Könige Gewalt angethan, dass das anerkannte Recht der Krone auf freie Wahl der Minister von den vorgeblichen Vertheidigern der Verfassung selber aufs frivolste angetastet war. Das hatte noch gefehlt, um der Whigaristokratie vollends den Todesstoss zu versetzen. Der Umschlag der öffentlichen Meinung zu Gunsten des Königs war vollständig, und es ist bekannt wie erfolgreich Georg ihn benutzte. Er entledigte sich des Ministeriums Portland mit Hülfe eines dem Ministerium ungünstigen Oberhausbeschlusses, den er durch sein eigenes mit der Verfassung nicht in Einklang zu bringendes Dazwischentreten herbeigeführt hatte, ohne aber dadurch in den Augen des Volkes seiner Sache zu schaden, weil der Unwille über die Coalition alle anderen Rücksichten überwog; er berief dem Höhnen, dem Aerger und dem Widerspruche des Fox ergebenen Unterhauses zum Trotze unter dem Jubel des Landes den jüngeren Pitt an die Spitze der Regierung. Man weiss, wie an Pitts Festigkeit die Kraft seiner Gegner rasch sich brach, und das zuversichtliche Auftreten von

Fox und seiner Partei mit einer vernichtenden Niederlage derselben endigte. Aber die Sprengung der Whigoligarchie, ihre definitive Beseitigung aus dem Besitze der höchsten Gewalt war nicht das einzige Ergebniss von Pitts Auftreten; es war noch weit mehr dadurch gewonnen. Wie konnte der König, der so manche Beschwerden über die Verfassung, namentlich über die Verantwortlichkeit der Minister hatte, diesen glänzenden Sieg der Krone über die selbstsüchtigen Bestrebungen einer Partei, welche sich die Verfassungspartei nannte, wenn er wollte gegen die Verfassung auszubeuten versuchen! Da war es von der grössten Wichtigkeit, dass Georg in die Hände Pitts die Benutzung des Sieges legte; Pitts Berufung bürgte dafür, dass der Sieg benutzt werden sollte im Sinne der Verfassung. Und so beginnt eine neue Epoche, in welcher die Verfassung wieder eine Wahrheit ward, zwischen König, Parlament und Volk, wie noch nie unter Georg III., Eintracht und Frieden herrschte; es regierte keine Partei mehr, sondern ein Minister, der über den Parteien stand, ohne doch in irgend etwas seine Vergangenheit zu verleugnen; keinen einzigen von den politischen Grundsätzen, die er vom Vater überkommen, liess er fahren, wie auch der Verf. betont; »alle ehrlichen, über dem Parteitreiben erhabenen Whigs mussten ihn noch entschieden zu den Ihrigen zählen«; »in einer Reihe grosser Fragen übernahm er die Führung im Geiste der besten Männer der Partei, die ihm vorhergegangen« (S. 63). Das politische Leben war auf die Bahn einer normalen Entwickelung hinübergeführt.

Will man wissen, worin der Stillstand seinen Grund und Anfang hat, welchen der Verf. als die Signatur der Zeit nach den Friedens-

schlüssen aufstellt, so muss man zurückgehen auf diese erste Periode der Verwaltung Pitts; darin hat der »Stillstand« seinen Grund, dass Pitt durch die allgemeinen europäischen Verhältnisse sich genöthigt sah, auf der Bahn, in die er die politische Entwickelung seines Landes gelenkt, vorläufig selbst wieder stille zu stehen. Es ist im Grunde von untergeordneter Bedeutung, dass Pitt ein streng parlamentarisches Regiment führte; das hatten seit Walpole alle Minister gethan, auch Lord North mit seinen Majoritäten im Ober- und Unterhaus nicht ausgenommen; bei der Verkommenheit und Unselbständigkeit des Parlaments, das sich am Ende zu allem benutzen liess, war das noch kein Beweis für die Verfassungstreue des Ministers. Pitt lieferte für seine Verfassungstreue einen vollgültigeren Beweis, indem er durch eine Parlamentsreform das Parlament zu säubern und zu heben, seiner Gesunkenheit und Unselbständigkeit ein Ende zu machen bemüht war. Der Vf. bemerkt mit Recht, dass von allen Fragen, welche Pitt in Angriff nahm, schon damals die Parlamentsreform die wichtigste war, hebt Pitts Anstrengungen hervor, um die Sache in Fluss zu bringen; allein da war es eben ein Theil der Whigs selber, darunter Männer wie Burke, welcher den Minister im Stiche liess und seine Absichten vereitelte; und es ist nicht mehr als billig, wenn der Verf. gegenüber den Anfeindungen, welche Pitt später erfuhr, weil er die Sache fallen liess, ihm das Zeugniss ausstellt, dass er »unstreitig eher als die Whigs die Bewegung auf ebenem Wege zu ihrem Ziele geführt hätte, wäre die französische Revolution nicht rückwirkend dazwischengetreten« (S. 65). Unter den Einwirkungen der französischen Revolution be-

ginnt eine neue Stockung in der politischen Entwickelung; das Geleise, in welches Pitt dieselbe gebracht, wurde verlassen und Jahrzehnte lang nicht wieder aufgefunden. Oder genauer, es wurde überhaupt nicht wieder aufgefunden, sondern auf neuen Bahnen und mit neuen Kräften die Entwicklung später zum Ziele geführt, weit umfassender und tiefgreifender, als geschehen sein würde, wäre gleich der erste Anlauf geglückt.

Die Einwirkungen der französischen Revolution auf die politischen Zustände Englands waren unleugbar zunächst und vorwiegend schädlich und verderblich. Selbst Pitts Staatskunst getraute es sich nicht, auf dem bisherigen Wege einer massvollen und ruhigen Reformthätigkeit fortzuschreiten, ohne England der Gefahr des Eindringens der revolutionären französischen Grundsätze auszusetzen; aber weil Pitt unter solchen Umständen alle Reformthätigkeit einstellte, vielmehr durch die strengsten Repressivmassregeln alle revolutionären Regungen niederzuhalten suchte, ihn einen Abtrünnigen von seinen alten Grundsätzen zu schelten, ist ein eben so oft gehörter als ungerechtfertigter Vorwurf. Der Verf. tritt diesem unbilligen Urtheil mit Entschiedenheit entgegen. »Der Vorwurf, dass er seine politische Ueberzeugung geändert, trifft Pitt entweder gar nicht, oder gemeinsam mit der überwiegenden Mehrheit seiner Landsleute. Er, der einflussreichste Politiker des Tages, bebte vor dem donnernden Tritte der furchtbaren Erschütterung so gut wie der König, der Adel und die Masse der Bevölkerung Englands, die an Besitz, Ueberlieferung und Glauben festhielt« (S. 74). »Von den liberalen Grundsätzen der Jugend hat er keinen dahingegeben, und nur die

blinde Parteileidenschaft hat je nach der Steigerung der Gegensätze ihn als Urheber eines England zu Grunde richtenden Krieges gebrandmarkt, oder als Vertheidiger der parlamentarischen Missbräuche, des Confessionsdruckes, des Schutzzolles hoch gepriesen« (S. 99). Auch die Vorwürfe gegen seine Kriegspolitik als solche, freilich nicht gegen seine unstreitig an grossen Mängeln leidende Art der Kriegführung, sollten billig verstummen, seitdem der heftigste Gegner derselben, Fox, sobald er selbst Minister geworden, auf seinem Sterbebette gleichsam als letztes Vermächtniss seinen politischen Freunden die kräftige Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich ans Herz gelegt hatte. Und eigentlich war es mit den Fragen der inneren Politik ebenso; auch die Parlamentsreform liessen die Whigs, die alte Opposition gegen Pitt, vollständig auf sich beruhen, als sie nach Pitts Tode selbst ans Ruder kamen. Da drängt sich allerdings, wie der Verf. ausdrücklich bemerkt, die Frage auf, »ob denn das Parteiregiment, an welches man sich lange Zeiten hindurch krampfhaft fest zu klammern suchte, den stets obsiegenden monarchischen Bestrebungen sowohl, wie den Einflüssen eines Alles umgestaltenden Zeitalters gegenüber überhaupt noch haltbar war« (S. 103). Es kann gar nicht geleugnet werden, dass »einzig und allein Parteieinfluss der Preis war, um den man rang, um den bei länger dauerndem Erfolge die Lösung so mancher brennenden Frage ins Unbestimmte hinausgeschoben, so viele hohe politische Kräfte zur Unthätigkeit oder zur Theilnahme an principiellem Widerstande gegen die wichtigsten Interessen des Landes verdammt wurden« (S. 103). Mochte das System auf der anderen Seite auch seine Vortheile haben, war

auch das Parteiregiment, wie der Vf. mit Grund geltend macht, »nun einmal da, und auf unvertilgbare Resultate der Geschichte ebenso fest begründet, wie die Nothwendigkeit, dass die Krone bei aller Vorliebe für ihre Prärogative nur durch Parteieinfluss regieren konnte«, so stand doch eine andere Thatsache ebenso fest, die Thatsache, wie sich der Verf. in einem andern Zusammenhange ausdrückt, »dass seit dem Anfange des Jahrhunderts der alte Glaube an die Trefflichkeit des Parteiregiments unterging. Das Volk in immer weiteren Kreisen fasste einen Ekel dagegen, als es die Verfechter grosser ungelöster Probleme in erster Linie nicht mehr um diese, sondern stets fruchtlos um den Besitz der Macht ringen gesehen hatte« (S. 127). Und diese Thatsache wirkte für die nächste Zukunft entscheidend.

Man irrt schwerlich, wenn man für den »Stillstand«, welcher das öffentliche Leben beherrschte, neben dem Einflusse der französischen Revolution eine Hauptursache findet in einem Rückschlage gegen das Parteiunwesen seit länger als einem halben Jahrhundert. Das Volk hatte dasselbe satt bekommen, gewährte den Whigs, an denen der Vorwurf dieses Treibens vorzugsweise haftete, keinen Rückhalt, sah der Auflösung der alten Whigpartei gleichgültig zu und liess ohne nachhaltigen Widerstand die Tories im Besitze der Gewalt sich befestigen. Bei den Tories aber gehörte Stillstand wenigstens in Betreff der Fragen, auf deren Erledigung die Opposition seit Jahren gedrungen hatte, gewissermassen zum Parteiprogramm, und so lange der Krieg fortdauerte, hatte ein solches Verfahren auch kaum etwas Auffallendes. Der Stillstand, der nach den Friedensschlüssen aufs

schwerste empfunden wurde, machte sich vorher weniger fühlbar, theils weil die Aufmerksamkeit, die Kräfte des Volkes noch durch den Krieg angespannt waren, theils weil er doch noch nicht so vollständig eingetreten war. Wenn es auch von der Parlamentsreform bereits ganz stille geworden war, so wurde dafür über die Katholikenemancipation im Parlamente lebhaft verhandelt, die durch die Union Irlands mit Grossbritannien als weitere brennende Frage in das politische Leben hereingeworfen worden war, und auch unter den Tories entschiedene Fürsprecher fand. Aber die definitive Entscheidung für eine Politik des Stillstandes fiel, als der Prinz von Wales zur Regentschaft kam und rasch seinen Uebertritt aus den Reihen der Whigs auf die Seite der Tories bewerkstelligte. Die Zusammensetzung des Ministeriums Liverpool, wie es im Jahre 1812 aus langen Kabinetskrisen hervorging, bedeutete den vollständigsten Sieg der Politik des Stillstandes; die bedeutendsten Persönlichkeiten der Torypartei selbst, Canning und Wellesley, waren erst ausgeschieden worden, weil sie wenigstens an der Katholikenemancipation festhielten, weil sie eben durch ihre Ueberlegenheit den Parteigenossen selbst zur Last fielen; lauter Mittelmässigkeiten blieben im Ministerium zurück, und diese Mittelmässigkeit ihrer Naturen war das hauptsächlichste Band, welches die Minister an einander kettete (S. 124); es war das Ministerium Liverpool-Castlereagh-Eldon-Sidmouth, das während der Periode des Stillstandes die Zügel der Regierung führte.

Es kam aber noch ein anderer Umstand hinzu, welcher auf die Politik dieser Regierung bestimmend einwirkte, die Art, wie sich die Beziehungen zum Festlande, die auswärtige Politik

bei den Friedensschlüssen von 1814 und 1815 gestaltete. Der Verf. hat die Darstellung dieser Verhältnisse gleich an die Spitze seiner Einleitung gestellt, ein Verfahren, das durchweg dem Plane der Arbeit entspricht. Die »Staatengeschichte der neuesten Zeit« hat auszugehen von den Zuständen, wie sie die Friedensschlüsse von 1814 und 1815 geschaffen; so lange der Kampf gegen das bonapartische Kaiserthum dauert, tritt bei den Mächten allen, tritt namentlich bei England billigerweise seine Stellung als Mitglied der europäischen Staatenfamilie in den Vordergrund; seine besonderen Verhältnisse kommen erst in zweiter Linie in Betracht; auch bei den Friedensschlüssen, bei der Neuordnung der Zustände Europas ist dasselbe der Fall; als Einer der Verbündeten, der Bezwinger Napoleons nimmt England daran Theil; erst nachdem diese Neuordnung vollendet, wird England, freilich ohne sich auf sich selbst zurückzuziehen, doch mehr sich selber zurückgegeben, fällt das Hauptgewicht wieder auf seine Stellung als Einzelstaat. Ohne Zweifel von diesem Gesichtspunkte geleitet, beginnt der Verf. damit, den Antheil Englands an dem Friedenswerke zu schildern; aber das Ergebniss der Schilderung ist nicht der Art, dass dadurch die gegen Englands Haltung gerichteten Anklagen gemildert würden. Erscheint Castlereagh in einem minder ungünstigen Lichte, so fällt dafür um so mehr Wellington zur Last, der namentlich das franzosenfreundliche Auftreten Englands verschuldet hat, und dafür von den Franzosen selbst belohnt wurde durch das Zeugniss, dass er französischer als die Franzosen selbst sei (S. 34), der aber so wenig wie Castlereagh im Stande war, bei den Berathungen England die erste tonangebende Stimme zu

sichern, dem immer weiter um sich greifenden Einflusse Russlands das Gegengewicht zu halten. Hat auch Wellington durch seine Weigerung, der heiligen Allianz beizutreten, um Grossbritannien und Europa sich verdient gemacht (S. 56), so war England eben doch grade dadurch isolirt und diese Isolirung eine Niederlage seiner Politik; ein eigenes politisches System hatte es dem der heiligen Allianz doch nicht entgegenzusetzen; es ging, nur verschämter, mit ihr Hand in Hand.

Für die inneren Verhältnisse war diese Richtung der auswärtigen Politik von grosser Wichtigkeit. Zwar wurden jene nicht durch diese bestimmt, im Gegentheil war die letztere natürlich abhängig von den erstern, wie der Vf. ausdrücklich bemerkt (S. 56); England hätte bei den Friedensverhandlungen eine ganz andere Rolle gespielt, hätten statt der Tories die Whigs am Ruder gesessen, oder hätte unter den Tories Canning statt Castlereaghs die auswärtige Politik geleitet. Aber die nahen Beziehungen, in welchen England zu den festländischen Staaten stand, die Gemeinschaft, die es mit ihrer Politik gemacht hatte, band ihm die Hände, und machte es ihm schwerer, selbst wenn die Regierung gewollt, auch nur in der innern Politik eine Richtung einzuschlagen, welche mit den von den festländischen Regierungen angewandten Grundsätzen nicht im Einklange stand. Auch die auswärtige Politik befand sich in einer Bahn, welche den Stillstand in den inneren Verhältnissen nur noch befördern, nur noch vollständiger machen konnte.

Alles in Allem genommen springt es in die Augen, dass der unerfreuliche Anblick, welchen England nach Herstellung des allgemeinen Frie-

dens darbietet, nicht in äusseren mehr oder weniger zufälligen Veranlassungen seinen Grund hat, sondern dass die Wurzeln des Uebels früher und tiefer liegen. Man war weiter als je davon entfernt, die durch den Ausbruch der Revolution unterbrochene Reformthätigkeit wieder aufzunehmen; und doch hatten die Schäden, die es schon damals zu heilen galt, in der Zwischenzeit nur noch überhand genommen, und bedrohten durch ihre Fortdauer den Staat, die Gesellschaft mit der grössten Gefahr. So hat der Verf. in den beiden ersten Kapiteln »Noth und Druck der ersten Friedensjahre«, »die Dynastie, das System in Gefahr«, eine Zeit politischen und socialen Elends zu schildern, dessen letzter Grund darin liegt, dass die alten politischen und gesellschaftlichen Zustände sich vollständig überlebt haben, und das nur noch gesteigert wird, indem die Regierung die Symptome desselben lediglich als Ausbrüche politischer Unzufriedenheit, als strafbare Störungen der bestehenden Ordnung auffasst und ahndet. Es ist keine Uebertreibung, wenn der Verf. es gradezu ausspricht, nachdem die Revolution in Frankreich zu Ende, sei eine solche nachträglich in England im Anzuge gewesen (S. 128); aber ungeachtet der Umtriebe der von französischen Anschauungen erfüllten Radikalen, ungeachtet Cobbetts Weekly Political Register (S. 168 f.), waren es doch weniger die »kosmopolitischen Resultate der Revolution«, welche in England den Geist des Umsturzes nährten, als vielmehr die unerträgliche materielle Noth und der Druck, welche auf den niederen Klassen lasteten und dieselben bis zur Verzweiflung trieben. Statt den veränderten volkswirthschaftlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen, klammerte sich die

Regierung an die alten Grundsätze fest; statt den hungernden Massen zu wohlfeilem Brod zu verhelfen, opferte sie durch hohe Kornzölle die Arbeiterbevölkerung dem Interesse des Grundbesitzes. Wiederholt und ausführlich verweilt der Verf. bei diesen Verhältnissen; wäre das Parlament in Wahrheit die Vertretung des Landes gewesen, die es seit einem Jahrhunderte wenigstens nicht mehr war (S. 510), so hätte es sich der Sache angenommen; so aber hatte es nicht den geringsten Einfluss auf die Regierung; die Bemühungen von Männern wie Romilly und Brougham, wenn sie auch nicht ganz tauben Ohren predigten, waren auf Verbesserungen gerichtet, die jedenfalls nicht unmittelbar, erst nach Verlauf einiger Zeit sich fühlbar machen konnten. Wohl hatten, da das Parlament seine Schuldigkeit nicht erfüllte, die radikalen Demagogen die Führung der Massen in die Hand genommen und die gefährlichste Agitation wachgerufen; allein in den Kreisen der Gesellschaft, von welchen ein Umschwung zum Besseren zunächst hätte ausgehen müssen, herrschte fortwährend eine klägliche Stagnation; da sorgte das Staatsoberhaupt selbst dafür, dass Leben und Bewegung zurückkehrte.

Es ist richtig, dass durch kein anderes Ereigniss als durch den Process gegen die Königin die Erschütterung hervorgerufen wurde, deren es bedurft hatte, um einer neuen bessern Zeit die Thüre aufzuthun (S. 264). Langsam ging freilich der Umschwung vor sich, aber es war wenigstens einmal Bresche gelegt in das alte System, wie der König und die Regierung selbst anerkannten, indem sie Wellesley nach Irland schickten, Peel und sogar die stark den Whigs zuneigenden Grenvilles an sich zogen.

Und auch das Parlament raffte sich wieder zu selbständigeren Lebensäusserungen auf (S. 253 ff.). Wie bekannt vollzog sich der Umschwung zuerst in der auswärtigen Politik. Dabei ist es billig zu erinnern, dass noch Castlereagh selber den Umschwung einleitete (S. 272), wie denn bei unbefangener Betrachtung das Bild seines Wirkens, und vollends seiner Persönlichkeit ungleich weniger dunkel sich darstellt, als der Parteihass es gemalt hat (S. 290 f.); um gar nicht zu reden von seinen unbestrittenen grossen Verdiensten um das Land während seiner früheren politischen Thätigkeit in Irland. Und durch die Anerkennung seiner aufrichtigen Anstrengungen, in der auswärtigen Politik wieder gesunderen Grundsätzen zum Siege zu verhelfen, geschieht dem Ruhme seines Nachfolgers Canning, welcher diese Grundsätze allerdings mit grösserem Geschick und grösserer Entschiedenheit zur Geltung brachte, als von Castlereagh zu erwarten gewesen wäre, durchaus kein Eintrag. Es bleibt Cannings Verdienst, durch die Anerkennung der südamerikanischen Freistaaten, durch seine Haltung in der portugiesischen und griechischen Frage der Abhängigkeit der englischen Politik von der der Festlandsstaaten ein Ende gemacht, wenigstens in der auswärtigen Politik die »Bewegung« an Stelle des »Stillstands« gesetzt zu haben.

Seitdem war auch in der inneren Politik der Grundsatz des absoluten Stillstands unmöglich geworden, wenn es auch Canning nicht beschieden war, hier ebenso den entscheidenden Umschwung herbeizuführen wie in der auswärtigen Politik. Zuerst machten sich unter dem Einflusse und im Zusammenhang mit Cannings Politik auf dem volkswirthschaftlichen und han-

delspolitischen Gebiete Fortschritte geltend, so lebhaft auch der Widerstand war, dem Huskissons Massregeln begegneten. Aber noch grössere Schwierigkeiten stellten sich der Katholikenemancipation in den Weg, deren Durchführung der Prüfstein war, ob es auch im Innern mit dem Stillstande dauernd ein Ende haben sollte. Die Darstellung der überaus schwierigen Lage zwischen den Parteien, in welcher sich Canning in Folge seiner auswärtigen Politik und seiner Sympathie für die Katholikenemancipation auf der einen, und seiner torystischen Vergangenheit auf der anderen Seite befand, gehört zu den interessantesten Partieen des vorliegenden Buches. Der Sache der Emancipation kann übrigens Cannings nothgedrungene Zurückhaltung in dieser Frage nicht wohl geschadet haben; die Gegner, welche stark genug waren, ihn selber aufzureiben, wären auch noch stark genug gewesen die Emancipation zu vereiteln. Und nicht 2 Jahre vergingen nach Cannings Tode, so wurde von den Gegnern selber die Emancipation durchgeführt. Die Thatsachen sind bekannt und von dem Verf. erschöpfend erzählt, das Ineinandergreifen der so verschiedenen und verschlungenen Interessen und Motive aufs lebendigste und anschaulichste dargestellt; der ganze Hergang ist eine im parlamentarischen Staate überaus merkwürdige Erscheinung. Da grade die bedeutendsten Tories selber, Wellesley, Canning, Castlereagh der Emancipation günstig waren, und die exclusive Mehrheit der Partei ihre Unterstützung im Kabinet nicht mehr länger entbehren konnte, hatte man sich geraume Zeit dadurch geholfen, dass man die Emancipation als eine für die Kabinetsmitglieder offene Frage behandelte, ein Verfahren, das schon deshalb vom Uebel war, weil

es thatsächlich zwar bereits ein Zugeständniss, aber ein widerwilliges enthielt, und das, obgleich es nicht ohne Vorgang war, zu den Grundsätzen des parlamentarischen Regiments doch keineswegs stimmte. Noch ungewöhnlicher aber war das Verfahren bei der schliesslichen Durchführung der Angelegenheit, der Umstand, dass Wellington und Peel, vor kurzem noch die entschiedensten Gegner, die Sache zum Ziele führten. Das freilich wird Niemand leugnen wollen, dass das gewichtigste Hinderniss, der Widerstand des Königs, von Niemand eher als eben von diesen beiden Staatsmännern überwunden werden konnte; aber, fragt man, war die Handlungsweise der beiden parlamentarisch? Darauf gibt es nur Eine Antwort, nämlich die weitere Frage, ob ihre Handlungsweise dem Lande zum Heile gereichte, und darauf wieder ist nur eine einzige Antwort möglich, dass dadurch England vor dem Verluste Irlands, vor den grössten Gefahren bewahrt wurde. Auch der Verf. steht nicht an, der Haltung Peels, dem ein weit grösseres Verdienst um das Ergebniss als Wellington zukommt, dem sittlichen Muthe, womit er die Parteifesseln brach, sobald sie ihn hinderten nach seiner gewissenhaften Ueberzeugung für das Wohl des Landes zu wirken, die höchste Anerkennung zu zollen, und ihn, sofern es sich um das Verdienst handelt, den Geist der Revolution durch den der Reform gebannt zu haben, auf Eine Linie mit Canning zu stellen (S. 480). Und es ist wahr, die beiden Staatsmänner, welche sich während des im vorliegenden Bande behandelten Zeitraums die grössten Verdienste um England erworben haben, sind Canning und Peel; und es ist ebenso wahr und für den politischen Charakter der Periode be-

zeichnend, dass beide keine strengen Parteimänner waren, sondern die Parteifesseln abschütteln mussten, um die für das Wohl des Landes unerlässlichen Schritte zu thun.

Die Alternative, ob Stillstand oder Bewegung, war zu Gunsten der Bewegung entschieden. Jetzt kam die Reihe an die Parlamentsreform, die aber, so lange Georg IV. lebte, noch sehr geringe Aussichten hatte. Nur die kräftigere Wiederanregung der Angelegenheit fällt noch unter die Regierung Georgs IV., in den Bereich des vorliegenden Bandes. Der Verf. legt fortgesetzt grosses Gewicht auf die Umgestaltung der socialen Verhältnisse, welche mehr als alles andere die Reform unvermeidlich machten, auf die ungeheure Zunahme der Industrie, welche gebieterisch eine active Theilnahme am Staatsleben forderte; ausserdem aber schreibt er auch den von Frankreich ausgegangenen revolutionären Grundsätzen, dem Treiben der Radikalen und Demagogen einen grossen Einfluss auf die Förderung der Reform zu. Er geht in diesem Punkte jedenfalls weiter als der Engländer May, und, sieht man genauer zu, doch nicht mit Unrecht. Denn sind auch die masslosen Forderungen der Radikalen nicht durchgedrungen, haben sie auch durch ihr ungestümes Dazwischentreten die alten bewährten Vorkämpfer der Reform, die gemässigten Whigs scheu gemacht und veranlasst ihrerseits die Sache ruhen zu lassen; ist es auch unbestreitbar wahr, dass ihr Programm nicht auf dem Boden der Verfassung stand: so haben sie dafür durch ihre Thätigkeit gegen die bestehende Ordnung diese immer mehr untergraben, und so mittelbar der Herstellung einer neuen Ordnung vorgearbeitet. Aber noch mehr. Wohl sind die demokratischen Grundsätze bei der Par-

lamentsreform von 1832 nicht zur Anerkennung gekommen, aber es ist ihnen die Möglichkeit verschafft, sich mit weit grösserem Erfolge als vorher geltend zu machen, und es hat sich gezeigt wie schnell und umfassend ihnen das gelungen ist. Es ist im Grunde richtig, wenn May die Reform von 1832 als einen Sieg der Verfassung über die Demokratie betrachtet; so stellte sie unmittelbar sich dar; aber sie war noch mehr, und mit weiterem Blicke bezeichnet unser Verf. schon die Lage der Dinge im Jahre 1830 so: »Die bisherige geschlossene Staatsform, die für den neu emporkommenden Mittelstand, für die Arbeitermassen keinen Raum hat ... weicht leise aus den Fugen, die hier und da wohl verstopft und geflickt werden, aber immer weiter klaffen, bis eine umfassende Ausbesserung als unerlässlich betrachtet wird. Dass diese sich wesentlich in der Richtung des volkswirthschaftlichen Fortschrittes vollzieht, der um den hohen Preis eines theilweisen Bruches mit einer grossen Vergangenheit, mit der harmonischen Gestaltung des bisherigen Staatswesens erkauft werden muss, liegt in der Natur der unser Jahrhundert treibenden Kräfte« (S. 528).

Sigurd Abel.

Die Lieder in den historischen Büchern des Alten Testaments neu übersetzt und erläutert. Für gebildete Verehrer der Heiligen Schrift. Von D. Karl Heinrich Sack, Königlich Preussischem Ober-Konsistorialrath und Professor a. D. Barmen. W. Langewiesche's Verlagsbuchhandlung 1864. XVI u. 167 S. in 8.

Das Buch Ezechiel's. Uebersetzt und erklärt von Dr. Th. Kliefoth, Oberkirchenrath. Erste Abtheilung. Kap. 1 — 39. Rostock, Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung. 1864. 400 S. in Octav.

Ob der Verf. des ersten dieser beiden Bücher bloss für eine einzelne Art von Lesern arbeiten wollte, wie er sogleich an der Stirne seines Buches bemerkt, ist für die Sache welche er hier behandelt um so gleichgültiger da er doch zugleich für Gelehrte schreiben will, rein gelehrte Erörterungen in Menge vorbringt, ausnahmsweise auch sich der Hebräischen Buchstaben bedient. Solche beschränkende Bemerkungen in der Aufschrift von Büchern haben selten einen guten Grund, und tragen bei Büchern welche wie dieses doch offenbar genug nur für Gelehrte ihre nächste Bestimmung haben von vorne an etwas Schillerndes und Unsicheres vor sich her. Der wirkliche Inhalt solcher Bücher gibt sich dann leicht auch als an einer gleichen Ungewissheit leidend kund; und so gerne wir von dem vorliegenden anders urtheilen möchten, ist es uns doch nach seiner genaueren Betrachtung nicht möglich.

Denn wer möchte nicht zur Freude geneigt sein sehend wie ein bekannter Gelehrter der schon vor vierzig bis funfzig Jahren seine öffentliche Laufbahn mit solchen Biblischen Arbeiten begann und seitdem in einem längeren Leben sich (so viel der Unterz. weiss) um die Kirche manche Verdienste erwarb, noch in seinem Alter den Zustand der fortschreitenden Wissenschaft theilnehmend verfolgt und ihre Fortschritte selbst zu fördern oder sie wenigstens vor drohenden Abwegen zu schützen sucht? Allein die Mei-

nung als ob unsere neuere Wissenschaft in Deutschland dem Ansehen und dem Segen der Bibel zu viel schaden könne, steht noch immer zu gespensterhaft vor den Augen des Vfs; und noch immer will er alle die sich irgendwie um die Bibel und ihre Religion näher bekümmern zu einseitig in zwei grosse feindliche Lager abtheilen welche so wie er sie sich denkt nirgends sind. In das eine Lager will er nämlich alle zusammen zwingen welche nach seiner Meinung behaupten »dass alle israelitische Geschichte und Lehre Gesetz und Prophetie nur gerade so aus dem natürlichen Volksgeiste hervorgegangen sei wie das Griechen- und Römerthum aus dem Genius dieser Völker«; in das andere welches man sich danach leicht denken kann wirft er mit solchen wie Oehler Auberlen u. s. w. sich selbst. Nun mögen einige schlechte Schriftsteller unserer Zeit zu einem solchen Gedanken den Anlass gegeben haben, Leute welche weil das Wort *National* seit siebenzig bis achtzig Jahren von Paris aus noch immer so verführerisch durch die Welt zieht, in aller Eile auch eine »poetische (auch prophetische und sonstige) Nationalliteratur der Hebräer« in dicken Büchern der Welt vorzulegen hatten und, wie sich dann von selbst versteht, alles nur von der »Nation« abzuleiten wussten. Der besseren Wissenschaft ist das alles vollkommen fremd geblieben: sie sucht nichts als die Wahrheit auch bei und in der Bibel, und frägt dann (wie es ihre Pflicht ist) noch etwas weiter ob diese Wahrheit auch noch für unsre Zeiten genüge; wie sie aber diese Frage beantworte kann jedermann leicht wissen. Wenn nun der Verf. diese bessere Wissenschaft mit jener leichtsinnigen in eine Verdammniss wirft, so muss er das sichtbar noch aus einer ganz

anderen Ursache thun, und diese kann man auch aus seiner neuesten Schrift hinreichend erkennen.

Es sind nämlich durchaus nur die jetzt gänzlich unhaltbar gewordenen unklaren und unsicheren Ansichten über die Bibel und insbesondre auch über die hier erklärten Lieder des Alten Testaments welche der Vf. aufrecht erhalten und den »gebildeten Verehrern der h. Schrift« neu empfehlen will. Nur zu diesem Zwecke verfasst er sein Werk, und sucht zu dessen Gunsten alle Gründe zusammen, wenig sorgsam ob er auch Scheingründe erfasse oder nicht. So soll der Segen Jakob's Gen. c. 49 ganz so wie er jetzt in seinen Buchstaben dasteht und ohne alle weitere Unterscheidung von dem Erzvater wörtlich gesprochen, das grosse Lied im Deuteronomium c. 32 bloss weil es einmal hier in dieses Buch aufgenommen ist gerade so von Mose im strengen geschichtlichen Sinne niedergeschrieben sein. Gingen nun solche Ansichten bei dem Verf. aus einem gründlichen Verständnisse der Stücke hervor, so liessen sich seine Gründe wie er sie zu ihrer Unterstützung anführt wenigstens hören: allein er versteht weder die Sprache noch die dichterische Kunst der Lieder; und schon seine deutsche Uebersetzung gibt diese so wieder dass man unwillkürlich fragen muss ob denn die Hebräischen Dichter wirklich nur auf einer so äusserst niedrigen Stufe standen dass sie kaum verständlich zu reden wussten. Unsre heutige Wissenschaft hat das alles unvergleichlich nicht nur zuverlässiger sondern auch schöner und erhebender wiedererkannt; und wer heute irgend hinter ihr nicht zurückgeblieben ist, der wird leicht finden wie wunderbar herrlich und verklärt die Bibel sowohl in diesen kleineren

als in ihren grössten und wichtigsten Stücken aus ihrer Erforschung hervorgegangen ist. Aber während der Verf. diese bessere Wissenschaft kaum an ihren Säumen etwas kennt und festhält, überschätzt er die unbedeutenden Schriftsteller unserer Zeit und macht sich viel mit Widerlegungen zu thun die kaum irgend einen Nutzen haben. Vorzüglich ist es auch Bunsen's bekanntlich unvollendetes Bibelwerk gegen welches er sich wendet.

Bei diesen Umständen ist es wohl nicht nöthig näher in die Meinungen des Vfs einzugehen. Man nehme nur das éine dass er alle Worte von 2 Sam. 23, 1 für eine blosse Ueberschrift der »Letzten Worte David's« halten will, und man wird begreifen dass eine solche Behandlung der Bibel anstatt uns grössere Gewissheit zu bringen nur alles in Zweifel setzt und uns sogar die ächtesten Worte eines Königs wie Davîd zugleich mit der besten Kunst seiner Dichtung raubt. Aber wir möchten in der That lieber annehmen dass der Vf. fast unbewusst in einer Art von Selbstwiderspruch befangen sei der ihm doch zuletzt nur zur Ehre gereichen würde. Denn nach S. XI und anderen zerstreuten Stellen gibt er selbst zu es komme bei der Schätzung des wesentlichen Inhaltes und Werthes der Bibel gar nicht dárauf an ob das eine oder das andere Stück und Buch dem Verfasser angehöre dessen Namen es trägt, und ob es in diese oder in jene Zeit des Alterthumes falle: wenn das so ist, warum streitet er überhaupt noch gegen die bessere Wissenschaft? Es gibt liebenswürdige Selbstwidersprüche: wir zählen am liebsten dies ganze Buch dazu, und hoffen der Vf. habe christliche Selbstverläugnung genug dasselbe zu thun. — Sehr verschieden steht es wenigstens mit

dem zweiten der oben bemerkten Bücher, schon weil sein Verfasser ganz andre Ansprüche erhebt als der im Ganzen doch sehr milde und zart gesinnte Dr. Sack. Dr. Kliefoth ist den Lesern dieser Blätter gewiss schon sonst bekannt; sie wissen aber auch aus dem Jahrg. 1862 S. 881 ff. *) mit welchem Erfolge er sich neuerdings in die Erklärung des Alten Testaments geworfen hat. Wir haben hier nun eine Art Fortsetzung jenes Werkes von ihm: waren es dort die Räthsel des B. Zakharja welche er in ganz neuer Weise lösen wollte, so geht er hier nun zu dem B. Hezeqiel's über, welches seiner Entstehung und Zusammensetzung nach von jenem zwar sehr verschieden ist (denn es ist wirklich ganz wie es jetzt im A. T. steht von der Hand des Propheten), aber ihm doch ähnliche Räthsel einzuschliessen scheint die er sich rühmt endlich gelöst zu haben. Wir können uns indess hier ziemlich kurz fassen. Denn eine mit Recht so zu nennende Erklärung des B. Hezeqiel's gibt der Vf. hier nicht: er lässt sich zwar zerstreut auch auf die Erklärung Hebräischer Worte ein, zeigt sich dabei aber als ein Mann der kaum die dürftigsten Sprachkenntnisse besitzt. So will er die Worte über Nabukodrossor's Eroberung von Tyrus 29, 20 só fassen als sagte Jahve »Für seine Arbeit die er daran gethan hat, will ich ihm Aegypten geben: denn sie haben's mir gethan«: allein diese Fassung und Uebersetzung ist gänzlich gegen den Sinn der Worte. Das Nennwort פְּעֻלָּה ist niemals so viel als *Arbeit*, ebenso wenig wie sein Thatwort פָּעַל je unser *arbeiten* bedeutet: das Hebräische hat für diesen

*) Wir bemerken nur gelegentlich dass dort S. 884 Z. 34 für 1—14 zu lesen ist 7—14.

Begriff bestimmtere Wörter. Der Vf. verwechselt ferner hier עָבַד mit עָשָׂה indem er beide ebenso farblos als unrichtig durch *thun* wiedergibt, obwohl der Sinn jenes aus v. 17 f. klar genug einleuchtet und dieses weil hier vom Lohne die Rede ist *erwerben* bedeuten muss; und eben so muss das בְּ deshalb den Lohn bezeichnen für welchen man dient. Aber ein einzelnes nacktes Wort wie פְּעֻלָּתוֹ kann auch nicht entfernt bedeuten *für seine Arbeit.* Und dies sind nur einige der unaufhebbaren Schwierigkeiten in der Sprache auf welche der Vf. stösst ohne sie auch nur einmal zu bemerken. Meint er die Kenntniss des Hebräischen liege noch heute in ihren Windeln und man könne mit diesem Kinde alles beliebige machen?

Aber eine seiner Hauptbemühungen ist zu zeigen dass das B. Hezeqiel's nach lauter heiligen Zahlen die sich sogar auf das mannigfaltigste und bunteste begegnen sollen verfasst sei. Denn er findet nun einmal sein Vergnügen und eine Bestätigung vorgefasster Meinungen darin solche heilige Zahlen überall in der Bibel aufzuspüren, als hätten nicht etwa einzelne spätere Schriftsteller durchgängig oder die älteren sparsam und am rechten Orte solche Zahlen angewandt, sondern als gehörten sie zum Wesen der Bibel oder gar des Christenthumes selbst. Man spielt wohl zu Zeiten gerne mit den heiligen Aeusserlichkeiten, und es ist bekannt wie eine vor kurzem noch überall so mächtige kirchliche Richtung heute sie überschätzt: warum sie nicht auch überall in die Bibel hineintragen? ist das nicht der Tiefsinn der Bibel? und ist es nicht ein staunenswerther Scharfsinn ihn aufzufinden? So suchte der Vf. unter anderem schon das jetzt sogenannte B. Zakharja in die heilige Siebenzahl

zu bringen und auch durch dies ganz neue glänzende Mittel gegen alle Zweifel unserer Zeit felsenfest zu beweisen dass das Buch so wie es jetzt erscheint eine ursprüngliche Einheit von Zakharja's eignem Geiste aus habe: wir sahen jedoch an dem oben bemerkten Orte mit welchem Erfolge dieser Versuch angestellt wurde. Im B. Heseqiel's will er nun beweisen dass von den drei grossen Abschnitten in die es zerfällt sein erster gerade 4 mal 7, sein zweiter 2 mal 7, sein dritter einfach 7, das ganze Buch also 7 mal 7 besondere Abschnitte habe von denen jeder mit den Worten »Es kam Jahve's Wort zu mir« beginne. Eine solche Künstlichkeit wäre freilich bei diesem Buche schon an sich höchst auffallend. Denn da der Prophet seine einzelnen Stücke in verschiedenen Zeiten nach einander niederschrieb ehe er sie im jetzigen Buche vereinigt heraüsgab (was Dr. Kl. gegen die deutlichsten Beweise ja gegen die Worte Hezeqiel's selbst läugnet), so würde hier entweder der blosse Zufall walten von welchem viel zu reden nicht der Mühe werth ist, oder Hezeqiel wäre einer seltsamen Absichtlichkeit gefolgt ohne uns auch nur einen Wink über sie zu geben. Aber in der That hält diese Ansicht keine Versuchung aus. In c. 1—24 findet sich jene Redensart nicht 28, sondern 29mal: der Räthselerfinder und Löser lässt hier 1, 3 willkürlich aus. Im zweiten grossen Abschnitte c. 25—32 wiederholt sie sich nur 13mal; Dr. K. will deshalb auch das Stück 33, 1—20 noch zu diesem Abschnitte ziehen und gibt sich ungemein viel Mühe dafür Gründe aller Art beizubringen; allein keiner von diesen kann seinen Zweck erreichen, weil die Gottesworte über sieben Heidenvölker (diese Siebenzahl hat Hezeqiel allerdings

absichtlich gewählt) so deutlich als möglich allein den zweiten Hauptabschnitt füllen sollen und damit das Wort über Israel 33, 1—20 nicht einmal so wie bei Jeremja c. 25 mit c. 46—49 im Sinne verbunden ist Der dritte Hauptabschnitt hat deshalb bei Dr. Kl. nur 6mal jene Redensart: er will deshalb das ganze lange Stück c. 40—48 auch ohne sie hieher ziehen, und bedenkt nicht dass er damit seinen eignen Grundsatz zerstört. Denn kann man auch andre Stücke die nicht so anfangen einrechnen, so wird die Zahl aller Stücke weit grösser. Wirklich könnte man dem Verf. rathen sein Kunststück só zu verbessern dass er sagte die Redensart kehre ohne Rücksicht auf die drei grossen Abschnitte des ganzen B. Hezeqiel's doch gerade (wenn ich recht zähle) 49mal wieder und dies könne doch nicht zufällig sein: allein bedenkt man dass die Stücke ohne Unterschied im Sinne überall auch ganz anders beginnen und jene Redensart selbst nur wo sie zufällig am leichtesten sich gibt angewandt ist, so wird man sich dennoch hüten auf sie irgend etwas zu bauen und dem Propheten eine völlig sinnlose Künstlichkeit zuzuschreiben die man nur willkürlich selbst schafft. — Jedoch nicht genug damit so will der Vf. weiter zeigen das Buch zerfalle mit allen jenen 7 mal 7 und den anderen Stücken auch in 3 mal 7 Abschnitte, indem der erste Hauptabschnitt 8, der zweite 5, der dritte 8 kleinere enthalte: es reicht indess zum Urtheilen darüber hin dass er hier um die ersehnten 3 mal 7 zu sehen alles noch weit willkürlicher abtheilt und sogar die paar Worte 33, 21 f. für einen besondern Abschnitt halten will, obgleich sie so deutlich als möglich nur eine Einleitung zu v. 22—33 sind. Und zugleich dient dieser Fall noch zur Widerlegung auch der er-

sten Annahme von 7 mal 7 Stücken, da jene Redensart deren Stellung alles bestimmen soll hier nicht im Anfange des Stückes steht.

Von allen diesen Künsten bleibt also nichts. Wenn der Vf. aber schon das Aeussere bei Hezeqiel's Buche so unrichtig versteht und an der Schwelle seiner Sprache ebenso wie der wirklichen Kunst seiner Zusammensetzung stolpert, was sollen wir erwarten wo die Reihe an die Lösung der wirklichen Schwierigkeiten dieses grossen Buches oder auch nur an seine erhabenen Gedanken und prachtvollen Bilder kommt? Dieses prophetische Buch macht uns zwar insofern weniger Schwierigkeiten als es sich wirklich fast durchaus so wie Hezeqiel es verfasste und veröffentlichte unverändert erhalten hat: aber desto schwieriger ist uns manches in den Worten und Beschreibungen eines Propheten welcher in einem fremden Lande und unter den Bedürfnissen einer ganz neuen Zeit und Lage seines Volkes schrieb. Wie Dr. K. hier den Erklärer mache, wollen wir lieber an dieser Stelle übergehen, zumal man es sich aus seinen übrigen Schriften leicht von selbst denken kann. H. E.

Formulario ou guia medica que contem a descripção dos medicamentos, suas dóses, as molestias em que elles se empregão, as aguas minerães mais usadas, o breve tratamento das molestias, a escolha das melhores formulas etc. por Pedro Luiz Napoleão Chernoviz, Doctor em med. etc. Sexta edição, augmentada pelo autor, e acompanhada de 121 figuras intercaladas no texto, que representão as plantas medicinães. Pariz, em casa do autor. 1864. 819 S. 8.

Die erste Auflage von Chernoviz Formular erschien 1841 in Rio Janeiro, wo der Verf. Jahre lang als praktischer Arzt thätig gewes ist. Ihr folgte ebendaselbst 1846 die zwei 1852 die dritte, 1856 die vierte und 1860 Paris die fünfte. Wir haben es somit mit ein Werke zu thun, das den Stürmen der Zeit g trotzt hat und welches durch die wiederholt Auflagen, ähnlich wie bei uns das nur um ei Auflage im Rückstande befindliche Handbuch d speciellen Arzneiverordnungslehre von Posn und Simon, wenn nicht seinen Werth, so do mindestens seine Brauchbarkeit und Beliebth bei einem zahlreichen Publicum erweist. In d vorliegenden 6. Auflage sucht Chernoviz den neuesten Standpunkt der französischen Medicin, namentlich in Hinsicht auf Arzneiverordnungslehre, mit der im Ganzen und Grossen nur einen groben Empirismus darstellenden Heilkunde der portugiesischen und brasilianischen Aerzte zu verbinden. Bekanntlich haben die meisten romanischen Völkerschaften das Recht verloren, von einer nationalen Medicin zu reden, weil sie sich an Frankreich oder richtiger gesagt an Paris anschmiegten, das den Centralpunkt für die Mode überhaupt und für die Mode in der Medicin insbesondre darstellt. Ob dies in Brasilien nicht schon vor Chernoviz geschehen oder ob er der erste Importeur Pariser Weisheit für Rio Janeiro und Umgegend ist, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Ist letztres der Fall, so ist mit seinem Buche unstreitig ein grosser Fortschritt verknüpft, wenn wir auch nicht verkennen können, dass die Pariser Therapie und Arzneiverordnungslehre im gegenwärtigen Momente an recht vielen und argen Mängeln leidet. Sie ist, weil sie den Ton angeben will, sehr einseitig und zieht es

vor, die vielen Fortschritte, welche aus Entdeckungen jenseits des Rheins und des Canals resultiren, Jahre lang unbenutzt zu lassen und erst dann zu verwerthen, wenn ein französischer Gelehrte sie als seine Entdeckung vor die Academie des sciences getragen hat. Ausserdem hat sich die Arzneimittellehre Frankreichs zu viel in unnützen Formelkram verflacht. Nimmt man z. B. Bouchardat's Annuaire de Thérapeutique zur Hand, so findet man neben den pharmakodynamischen Thatsachen ganze Seiten neuer Recepte, vorzugsweise Purgirpillen betreffend, die mindestens unnöthig sind, welche aber irgend ein französischer Arzt benutzt, um seinen Namen daran zu hängen und sich im Darmschleime seiner Mitmenschen unsterblich zu machen. Uebrigens müssen wir, um gerecht zu sein, betonen, dass der Wust von Recepten, durch welchen sich bei uns namentlich ältere Handbücher der Arzneiverordnungslehre charakterisiren, auch in Deutschland neuerdings leider noch nicht ganz verschwunden ist. Das vortreffliche neueste »compendiöse Handwörterbuch der speciellen Arzneiverordnungslehre« von Prof. Falck in Marburg rügt mit Recht, dass die Herren Posner und Simon in ihrem oben genannten Werke mehr eine Eselsbrücke für angehende Aesculape, als ein zum Studium geeignetes und durch sein Studium wahrhaft nützliches Buch geliefert haben. Um aber auf Chernoviz zurückzukommen, so scheint ihm der französische Formelkram wahrhaft imponirt zu haben und er importirt daher seinen Landsleuten nicht allein Purganzen und Tisanen nach der Vorschrift ihrer grossen Erfinder, sondern auch Pomaden, Haaröle, Kölnisch Wasser und Zahnpulver. Uebrigens wird er sein Publicum wol kennen und mag deshalb ein Vorwurf aus

seinem Verfahren nicht abgeleitet werden können.

Was uns in Chernoviz Buche am meisten interessirt, sind die in Rio Janeiro gebräuchlichen Brasilianischen Arzneipflanzen, über welche uns Vf. in demselben Mittheilung macht. Wir sind zwar nicht der Ansicht, dass jede Empfehlung einer neuen Arzneipflanze eine Bereicherung des Arzneischatzes ist. Im Gegentheile, wir halten es mit der Commission zur Ausarbeitung der preussischen Pharmakopoe, dass man besser thut, auszumerzen als zu recipiren, dass man eine Menge unnützen Ballast hinausthun muss, ehe man den Arzneischatz wirklich als einen Schatz betrachten darf. Wir stimmen auch den Bestrebungen bei, welche auf eine Materia medica der reinen Pflanzenstoffe hinarbeiten, wie eine solche auf Grundlage der vorhandenen Beobachtungen von W. Reil bereits 1858 versucht ist, und wozu schon 1855 von New York aus durch die Verfasser der Positive medical agents der Anstoss gegeben wurde. Nicht als ob wir es für möglich hielten oder gar im Auge hätten, alle Infuse und Decocte von Pflanzentheilen, Tincturen und Pillen wegzudecretiren; aber wir huldigen der Ueberzeugung, dass es ein grosser Vortheil für die Therapie ist, mit Stoffen zu thun zu haben, welche eine bestimmte chemische Zusammensetzung besitzen, und deshalb keine Schwankungen ihrer Wirksamkeit erleiden können, vorausgesetzt dass sie nicht einer chemischen Alteration durch äussre Einflüsse, wie z. B. das Coniin, unterworfen sind. Von solchen Stoffen kann man, nachdem sie experimentellen Prüfungen unterzogen und als in einer bestimmten Richtung wirksam befunden sind, mit vollem Vertrauen Gebrauch machen, nicht aber von den die wirk-

samen Stoffe in durchaus unregelmässigen Mengen enthaltenden Pflanzentheilen und deren Extracten u. s. w. Nur von dieser Voraussetzung ausgehend und in Erwägung, dass die unter der tropischen Sonne allein gedeihenden Gewächse uns reine Pflanzenstoffe von der grössten Wirksamkeit (Strychnin, Brucin, Chinin, Cinchonin u. a.) geliefert haben, bezeichnen wir Chernoviz' Angaben über die erwähnten Medicinalpflanzen Brasiliens als ein wichtiges Förderungsmittel der Therapeutik. Es sind etwa 50, übrigens zum grössten Theile schon von Martius gekannt und botanisch bestimmt, auch, wie wir uns zu überzeugen Gelegenheit hatten, in der höchst fleissigen Synopsis plantarum diaphoricarum von Rosenthal erwähnt. Mehrere sind Wurmmittel, die vielleicht ebenso gut in Anwendung gezogen zu werden verdienen, wie die abyssinischen, andre Drastica, wie Trianosperma ficifolia Mart. u. s. w.

Nächst diesen Arzneipflanzen nehmen unser Interesse die Mittheilungen über die Mineralwässer Brasiliens in Anspruch, welche bei uns, so viel uns bekannt, nur sehr ungenügend gekannt werden. Als wichtigster Säuerling Brasiliens ist die *Agua Virtuosa da Campanha*, auch Agua Santa genannt, aus der Provinz Minos Geraes bezeichnet; ausserdem existiren in der Provinz von Pernambuco noch einige Säuerlinge in Pajehu de Flores. Als alkalische Thermen werden erwähnt die *Aguas thermaes de Caldas Novas* (Provinz Goyaz), welche 1842 von Dr. Faivre untersucht und stickstoffhaltig befunden sind. Ihre Temperatur schwankt zwischen 34—40° C. Sie geniessen bei den Brasilianern grossen Ruf wider Aussatz, jedoch nach Faivre mit Unrecht. An Stahlquellen ist Brasilien reich; die hauptsächlichsten eisenhaltigen Wässer sind: *Agua de Malacavallas* (Rio Janeiro), nach einer Analyse von Dr. Antonio Maria de Miranda a Castro in 4 Pfund 2,23 Gr. kohlensaures Eisen und 0,85 Gr. Kohlensäure enthaltend; *Agua de Andaraky* (Municipium v. R. Janeiro), nach einer Analyse desselben Herrn in 4 Pf. 1,85 Gr. kohlens. Eisen und 0,70 Gr. Kohlens. enthaltend, *Agua das Larangeiras* (ebendaselbst), noch eisenärmer, *Agua da rua de Silva Manoel* (Rio Janeiro) und *Agua da Lagôa de Rodrigo de Freitos* (Municipium v. Rio Janeiro), so wie viele andre in der Provinz Rio Janeiro, Minas Geraes und Pernambuco. Von Salzsoolen Brasiliens werden drei namhaft angeführt, von Sipo, Mosquete und Itapicuru. Schwefelquellen scheinen in der Nähe

von Rio Janeiro nicht zu existiren. Unter den Mineralwässern Europas sind von Chernoviz besonders die portugiesischen hervorgehoben, welche ebenfalls bei uns wenig gekannt sind.

Was die Anordnung des Stoffes in dem vorliegenden Werke anlangt, so zerfällt es in folgende Abschnitte: 1. Betrachtungen über Receptirkunst. 2. Beschreibung der pharmaceutischen Arzneiformen, die in alphabetischer Ordnung abgehandelt werden. 3. Notizen über Aräometer. 4. Vergleichende Tabelle der Thermometer von Fahrenheit, Réaumur und Celsius. 5. Vergleichungstabelle für Grammgewicht und das in Brasilien und Portugal noch gebräuchliche Unzengewicht. 6. Der eigentliche Formulario, in welchem alle in der Medicin gebräuchlichen Substanzen in alphabetischer Reihenfolge erörtert werden. Chernoviz gibt bei jedem Medicamente die Synonyme an, den französischen und lateinischen Namen desselben, die naturhistorischen und sonstigen Eigenschaften, die Krankheiten, bei welchen es zur Anwendung kommt, die Dosis, die Angabe der Stoffe, mit welchen es nicht verbunden werden darf, endlich die beste Form für das Mittel. In dieser Abtheilung finden sich auch die Mittheilungen über Brasiliens und Portugals Mineralwässer, sowie die 121 Abbildungen von Arzneipflanzen in saubern Holzschnitten, welche auf dem Titel erwähnt werden; letztre betreffen meist europäische Gewächse und sind daher für Chernoviz's Leser in Brasilien wichtiger als für uns. 7. Classification der Arzneimittel, wobei die neuern französischen Autoren und Giacomini berücksichtigt und die einzelnen Classen seltsamer Weise wiederum in alphabetischer Ordnung aufgeführt werden. 8. Verschiedene Recepte, über die wir uns schon oben ausgesprochen. 9. Kurzes alphabetisches Verzeichniss der Krankheiten, bei welchen die einzelnen Medicamente in Anwendung gezogen werden. Dieser letzte Abschnitt ist in pathologischer Hinsicht recht dürftig, aber er ist für uns insofern der wichtigste im ganzen Buche, als er uns den tiefsten Einblick in die Geheimnisse der brasilianischen Medicin gestattet, in welcher Glauben und Vertrauen eine grössre Rolle spielen als das Wissen.

Theod. Husemann.

Berichtigung. In der Anzeige des Ibn-el-Athir, hg. von Tornberg S. 72, Z. 13 lies mehr für weniger.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück. 1. Februar 1865.

Untersuchungen über die evangelische Geschichte, ihre Quellen und den Gang ihrer Entwickelung. Von C. Weizsäcker. Gotha, Verlag von Rudolf Besser, 1864. XVI u. 580 S. in Octav.

Der geschichtliche Christus. Drei Reden in Rücksicht auf die neuesten Werke und mit literarischen Beigaben von Theodor Keim, Doctor der Phil. u. der Theol., ord. Prof. der Th. an der Universität Zürich. Zweite vielfach umgearbeitete Auflage. Zürich, Druck u. Verlag von Orell Füssli u. Comp. 1865. 146 S. in Oct.

Die Evangelienkritik und das Lebensbild Christi nach der Schrift. Zwei Vorträge — von Lic. Dr. Otto Zöckler a. o. Prof. der Theol. zu Giessen. Darmstadt, Fr. Würtzische Buchhandlung. 1865. 68 S. in Octav.

Die Geschichte Jesu nach Matthäus als Selbstbeweis ihrer Zuverlässigkeit betrachtet. Ein nachgelassenes Werk von Thomas Wizenmann, zum ersten Male 1789 mit einer Vorrede her-

ausgegeben von Johann Friedrich Kleuker, zum zweiten Male mit einer Einleitung und dem Meisten und Bedeutendsten aus Wizenmann's Nachlasse von Dr. C. A. Auberlen a. o. Prof. der Theol. in Basel. Basel, Bahnmaier's Verlag, 1864. XXX u. 511 S. in Octav.

Bei dem jetzt so ungemein hoch gehenden Strome von Schriften über die Evangelien und ihren Inhalt stellen wir hier vier besondere zusammen die uns ein klares Bild von den höchst verschiedenen Antrieben geben können welche diesen Strom in Bewegung setzen. Nichts konnte für die höhere Anregung und Bildung unsrer Tage Glücklicheres kommen als dieser ganz neue immer mächtiger werdende und immer allgemeiner sich ausbreitende Trieb den Grund und den Werth aller Evangelischen Geschichte völlig zu erforschen und eine ebenso sichere als fruchtbare Erkenntniss über sie zu gewinnen welche man zu besitzen meinte aber in der That längst nicht mehr besass. Auch ist dieser Trieb heute in keiner Weise mehr zu hemmen: man wird ihn entweder weise leiten müssen, oder es werden sich ihm allerlei wilde verwüstende Wasser beimischen die ihn zuerst trüben und verwirren dann aber auch vor der Zeit völlig ersticken können, so dass für lange Zeit nichts als eine neue weite wüste Leere übrig bleibt.

Für jetzt bringt uns jener Strom noch immer einige dem reineren Triebe dieser ganzen Bewegung entflossene Schriften: und wir können die erste der hier zusammengestellten mit vollem Rechte dahin rechnen. Diese Schrift ist zugleich eine ausführlicher die Gegenstände erörternde und genauer in die schwierigen Fragen eingehende, obgleich sie nicht den ganzen Um-

fang aller der Fragen in ihren Kreis zieht um welche sich eine vollständige Geschichte Christus' drehen muss. Indem der Verf. mit Ruhe mit Scharfsinn und mit vorzüglicher Sachkenntniss seine Untersuchungen verfolgt, vermeidet er meist mit Glück die einseitigen und verkehrten Ansichten welche in unseren Zeiten auf fast allen Feldern welche den Lesern hier gute Früchte neuer Erkenntniss verhiessen so üppig emporwucherten, und reicht solchen Lesern welche auf diesen Feldern noch gute Augen sich bewahrt haben manche eigne treffende Beobachtung und gesunde Erkenntniss. Es versteht sich danach von selbst dass der Verf. sich von den Verirrungen der Tübinger Schule sehr fern hält, während er doch den Rechten der Wissenschaft nichts vergibt und auch über die heute noch etwas schwerer anzugreifenden Fragen meist ebenso frei von früheren Vormeinungen als klar und gerecht urtheilt. Die Stellen in welchen der Verf. uns dem ganzen ebenso grossen als schwierigen Gegenstande nicht völlig genügt zu haben scheint, fallen nicht auf das Herz und die anderen edlen Theile desselben, sondern mehr nur auf einzelne seiner nach aussen liegenden Glieder: allein es ist nicht zu läugnen dass eine in diesen einreissende Schwäche langsamer oder schneller auch auf jene zurückwirken kann. Wir heben daher bei der in unsern Tagen doppelten Wichtigkeit der Sache und bei den im Allgemeinen hohen Vorzügen dieses neuen Werkes Einiges der Art hervor.

Die drei ersten Evangelien können sowohl ihrer Entstehung als dem wahren Werthe ihres Inhaltes nach nur durch die genaueste Wiedererkenntniss ihrer Urbestandtheile und die sorgfältigste Sonderung dieser richtig angewandt wer-

den: dies ist heute hinreichend eingesehen, und das meiste was dahin gehört ist auch bereits so sicher wiedererkannt dass man künftig ganz vergeblich versuchen wird sich dagegen zu sperren. Der Verf. erkennt nun auch zwei der bedeutendsten Ergebnisse der neueren Untersuchungen vollkommen an, indem er das frühe Alter und die volle Ursprünglichkeit eines Evangeliums von Markus zugibt und davon eine Spruchsammlung (oder, wie er sie zum Begriffe der *λόγια* weniger passend nennt, eine Redensammlung) als das ursprüngliche ächte Werk des Matthäus sorgfältig unterscheidet. Mit dieser Doppelerkenntniss ist schon viel gewonnen: es ist nur zu wünschen dass man künftig in genauerer wissenschaftlicher Rede die jetzt erhaltenen Umarbeitungen dieser zwei ursprünglichen Evangelien nirgends mit ihnen selbst vermische und z. B. nicht Alles was sich im jetzigen Matthäusevangelium findet einfach auf Matthäus zurückführe. Allein indem unser Verf. die höchst mannichfachen Stufen durch welche hindurch unsre jetzigen drei ersten Evangelien erst wurden was sie sind nicht noch weiter bis ins Einzelnste verfolgt, bleibt so Manches bei ihm doch zuletzt schwankender und ungewisser als es heute zu bleiben braucht. Nehmen wir z. B. das jetzige Markusevangelium: dieses ist, wie sich bei näherer Erforschung ergibt, durch drei wohl zu unterscheidende Stufen gegangen ehe es die Gestalt empfing in welcher es im Kanon verewigt wurde. Wie das ursprüngliche Markusevangelium war, kann man aus seiner heutigen Gestalt und aus einer steten Vergleichung mit den beiden anderen aus unsrer Dreiheit noch sicher und vollkommen genug einsehen, ja man kann es danach fast ganz so wiederherstellen wie es

einst war. Später aber (wiewohl in der Wirklichkeit ziemlich bald) muss dieses Werk mit der Spruchsammlung und einem noch älteren Evangelium so verarbeitet sein wie wir es jetzt im Wesentlichen besitzen; bis endlich ein wiederum späterer Evangelist es zwar noch mit einigen Zusätzen vermehrte aber weit mehr verkürzte, wahrscheinlich weil er es mit dem jetzigen Matthäusevangelium zusammen herausgab und sich nun die vielen Doppelstellen lästig machten. Nur wenn man diese zwei Wandelungen welche das ursprüngliche Markusevangelium erfahren hat deutlich erkennt und festhält, verschwinden eine Menge Unsicherheiten und Zweifel. Man kann dann unter anderm nicht bezweifeln dass das Markusevangelium in seiner zweiten Bearbeitung welche Lukas ebenso wie schon früher der letzte Bearbeiter des Matthäusevangeliums in anderer Weise benutzte, auch die sogenannte Bergpredigt enthielt welche es bei seiner uns erhaltenen letzten Umbildung verlor. Dasselbe jedoch beweist sich von einer andern Seite her auch dadurch dass Christus die Zwölfe nicht bloss um sie auszuwählen zu sich auf den bekannten Berg bestellt haben kann, wie es jetzt Marc. 3, 13—19 heisst; die Worte v. 14 f. sollen aber bloss den Namen *Apostel* für die ersten Leser dieses Evangeliums (welche Römer waren) erklären. Es gilt eben jetzt dass wir uns in den Sinn der jetzigen wie der diesen schon vorausgegangenen Evangelien ganz versenken und nichts irgendwie Ungehöriges in ein uns erhaltenes Stück hineinlegen aber Alles was in ihnen wirklich liegt auch vollkommen erschöpfen. Aber auch dass das Markusevangelium schon vor der Spruchsammlung geschrieben und wie der Vf. es immer behandelt und nennt, geradezu das

»älteste Evangelium« gewesen sei, ist unbeweisbar, und nach anderen Spuren zu schliessen sogar unmöglich. Nicht als wenn die Spruchsammlung viel früher geschrieben wäre: die beiden Werke konnten fast gleichzeitig verfasst werden; aber wenn sie in sehr verschiedenen Ländern veröffentlicht wurden, so konnte eine längere Zeit vergehen bevor sie sich begegneten und näher mit einander verglichen wurden. Das älteste Evangelium war aber, so viel wir jetzt wahrnehmen können, keins dieser beiden, sondern eine sehr kleine Schrift deren Ueberbleibsel sich jetzt allerdings am schwersten wieder erkennen lassen.

Die Frage nach dem Ursprunge und der geschichtlichen Bedeutung des Johannesevangeliums ist jedoch heute ebenso wichtig wie die nach den drei ersten Evangelien: und es ist daher ein sehr gutes Zeichen dass der Vf. ihr allein einen ebenso grossen Raum widmet als jenen ersten. Wir können auch mit hoher Befriedigung melden dass er den so rücksichtslosen und so ungerechten Behauptungen gegenüber unter welchen dieses Evangelium in der neuesten Zeit zu leiden hat, eine rühmlichste Selbständigkeit im Untersuchen und Urtheilen bewährt. Man hat dieses Evangelium bis tief in das zweite Jahrhundert herabdrücken wollen: unser Verf. zeigt aus guten Gründen dass es noch in das Ende des ersten gehören muss. Man hat ihm allen geschichtlichen Werth nehmen wollen, und hat dadurch erst am meisten alle unsre sichre Einsicht in Christus' Geschichte schwer verwirrt: der Verf. zeigt an vielen und wichtigen Fällen dass es vielmehr von einem unersetzlichen ächten Werthe für diese Geschichte ist und nicht entfernt das Misstrauen verdient womit man

seine Geschichtlichkeit zuerst verdächtigen dann vernichten wollte. Man hat hundertfach auf das Übervollste beweisen wollen dass es vom Apostel Johannes nicht ausgegangen sein könne: unser Verf. zeigt die Nichtigkeit der meisten Gründe worauf man solche Zweifel bauen wollte. Dennoch kann man bedauern dass der Verf. an einzelnen Stellen den Gründen der Zweifler etwas zu viel nachgibt: so schwer ist es heute im steigenden Gewirre des Kampfes die volle Besonnenheit zu behaupten! Gibt man nämlich mit dem Vf. zu dies Evangelium sei zwar seinem wesentlichen Inhalte nach aus den Erinnerungen des Apostels Johannes und aus seiner ephesischen Umgebung hervorgegangen, es sei aber erst nach seinem Tode von einem Apostelschüler nach freierer Auffassung und nicht ohne eine gewisse Künstlichkeit und Ungeradheit niedergeschrieben, so will ich nicht sagen dass man dadurch den Ansichten und Zwecken der Tübinger Schule sich wieder zu sehr nähern würde; denn wäre es wahr, so dürfte man dies nicht scheuen. Aber man thut dann sowohl dem Evangelium als dem Apostel ein Unrecht an: und dies ist's was man zu scheuen hat. In der That aber will das Evangelium vielmehr noch vor dem Tode des Apostels geschrieben sein, und ist dieses auch: man sucht vergeblich einen Grund um das Gegentheil davon zu beweisen. Dass es allerlei Allegorisches einmische, ist ebenso unrichtig: vielmehr ist nächst Christus selbst Niemand von aller Allegorie freier als der Apostel sowohl im Evangelium als in den Briefen; und wir wundern uns dass der Verf. S. 387 in den an das Samarische Weib gerichteten Worten Joh. 4, 18 eine Allegorie finden will. Sagt Christus diesem Weibe sie habe fünf Männer

gehabt und der Mann den sie jetzt habe s nicht der ihrige: so stand es wohl den alt Allegoristen gut an darin eine Anspielung a die fünf verschiedenen Städte zu finden aus d nen das neue zuerst rein heidnische Samari einst bevölkert wurde, als ob die Götter jen Städte (die übrigens nach 2 Kön. 17, 24. 29– 31 wie leicht an sich klar ist mehr als fün waren) die 5 falschen Männer der Samarisch Gemeinde gewesen wären; und dass in unse Tagen Hengstenberg diese scheinbare Geistr chigkeit wieder auffrischt, ist ebenso wenig a fallend wie dass die Tübinger Schule um dar eine Waffe gegen die Geschichtlichkeit des Eva geliums aufzulesen derselben Künstlichkeit hu digt: ist doch dieses nicht der einzige Fall w Männer wie Hengstenberg der Tübinger Schu und diese jenem in die Hände arbeiten. Alle wie man in ernstlicher Wissenschaft solche Behaup tungen aufstellen und vertheidigen könne, ist un unerklärlich: ist doch jenes Samarische Weib i Sinne des Evangeliums weder das Sinnbild der Sama rischen Gemeinde (Kirche), noch liesse sich von die ser sagen sie habe wohl ehemals fünf Götter gehab jetzt aber habe sie so gut wie keinen (was auc im v. 22 gar nicht liegt), und am wenigste könnte jemand angeben wie dies Alles denn i den Zusammenhang jenes ganzen Gespräche passe. Beruft man sich aber jetzt immer a die Worte in Josephus Alterth. 9: 14, 3, so kön nen auch diese hier nichts beweisen, da si nichts enthalten als was Josephus nach seine wenig genauen Betrachtung in den Worten 2 Kön. 17, 29 zu finden meinte und was unsere Stelle ganz ferne liegt. Und so wird es nie ge lingen den Inhalt des Johannesevangeliums zu verflüchtigen, eines Evangeliums dessen volk

Aechtheit schon dádurch feststeht dass die drei Briefe welche man sich ebenso umsonst dem Apostel abzustreiten bemüht nur von demselben Schriftsteller verfasst sein können.

— Sieht man jedoch von solchen kleineren Mängeln ab, so hat Dr. Weizsäcker's Werk unläugbar gerade für den heutigen Zustand der Evangelienforschung sehr grosse Verdienste. Wir bedauern nicht ganz dasselbe von der zweiten der oben zusammengefassten Schriften sagen zu können. Man kann sich ja nur freuen dass Dr. Keim nicht in das Lager jener Gelehrten übergegangen ist welche wie vor jeder wahren Geschichte so auch vor der höchsten und einzigsten welche die Erde bis jetzt kennt ein heimliches Grauen haben und die trotz dieser ihrer Unfähigkeit noch vor kurzer Zeit überall als die fähigsten und besten galten. Allein auf der anderen Seite hat die Tübinger Schule die Geister welche sich ihr mehr oder weniger ergaben so gründlich um das beste Licht und Leben gebracht dass die übeln Folgen davon noch immer fühlbar genug sind. Dr. Keim ist in Tübingen erst zu einer Zeit gebildet wo das Ansehen dieser Schule nicht durch verkehrte sondern durch die richtigsten und daher auch wirksamsten Mittel tief erschüttert wurde; auch will er ihr nicht urtheilslos folgen: dennoch aber hat er noch zu viel von ihren grundlosen Ansichten, Einiges auch von ihren schriftstellerischen Sitten beibehalten. So gilt ihm denn vor Allem das vierte Evangelium als nicht bloss nicht vom Apostel verfasst sondern auch als ein ganz ungeschichtliches Werk; es ist vor seinen Augen einmal verurtheilt, und damit ist's genug! S. 37 macht er von diesem ihm einmal als unantastbar feststehenden Grundsatze eine Anwendung und meint die Taufe wel-

che nach Joh. 4, 1 die Jünger Christus' schon bei seinem Leben ebenso wie der Täufer und dessen Jünger verrichteten, sei nach Matth. 28, 19 vielmehr erst im letzten Augenblicke seines Weilens auf der Erde von Christus eingesetzt. Wäre dies so, dann würde freilich schon dadurch allein alles geschichtliche Ansehen des Johannesevangeliums dahin schwinden müssen. Allein unser Vf. übersieht hier das Wesentlichste: das Neue und Wichtige welches Matth. 28, 19 als die neue Pflicht der Apostel anbefohlen wird, ist etwas ganz anderes als das blosse Taufen; und wer nur den Ursprung und Sinn des erhabenen Christuswortes am Schlusse der Spruchsammlung richtig versteht, der wird auf einen solchen Irrthum als solle hier die christliche Taufe als solche erst eingeführt werden gar nicht verfallen. Mit derselben Starrheit hält denn der Verf. einem andern Irrthume jener Schule folgend auch den unbedingten Vorzug fest welchen unter den drei ersten Evangelien nur das nach Matthäus benannte namentlich dem Markusevangelium gegenüber haben soll, als ob wir nichts irgend Zuverlässiges über Christus heute wissen könnten was nicht in diesem einen Evangelium zu finden ist. Allein was er S. 81 nur ganz beiläufig zur Unterstützung dieser einseitigen Ansicht vorbringt, verdient kaum eine ernstlichere Rücksicht, da er es hier nicht einmal deutlich erörtert. Was aber die allgemeinen Ansichten des Verfs über die Geschichte Christus' selbst betrifft, so leiden sie an Unklarheit und Ungleichmässigkeit besonders dadurch dass er das was in ihr von vorne an rein geistigen Ursprunges und Sinnes ist und was eben deshalb wenn man es sinnlich auffasst nur zu mehr oder weniger schädlichen Vorstellungen füh-

ren kann, von dem ganz anders gearteten geschichtlichen Stoffe nicht scharf genug scheidet. Wohl sucht auch was in der Erfahrung ursprünglichst rein geistig war sich der Vorstellung und Erinnerung in klarster leiblicher Gestalt zu veranschaulichen und so sich desto fester zu erhalten: aber hundertfacher Irrthum entsteht sofort wenn man diese zarten geistigen Gestalten zu grob festhalten und so Sterbliches und Unsterbliches vermischen will. Was dagegen sinnliche Thatsachen betrifft, so möchte der Verf. die neue Ansicht aufstellen der Täufer sei erst am Schlusse des Jahres 34 hingerichtet und Christus' Kreuzigung falle nicht früher als ins Frühjahr 35 n. Ch., womit er die andre Ansicht verbindet unsre gemeine Zeitrechnung nach der Geburt Christus' sei um 8 Jahre zu spät. Jene neue Ansicht über die Ereignisse der Jahre 34 und 35 bauet er jedoch nur auf eine Vermuthung über den Krieg zwischen dem Nabatäischen Könige Aretas und dem Vierfürsten Antipas welche uns keinen Grund zu haben scheint. Er meint nämlich aus der Erzählung in Josephus' Archäologie 18: 5, 1. 2 folgern zu können die Festung Machärûs welche an der südlichen Grenze der Länder des Vierfürsten lag und in welcher der Täufer enthauptet wurde sei erst im Anfange des im J. 36 beendigten Krieges von ihm erobert, und habe früher den Nabatäern gehört. Die Stadt war aber vielmehr stets Hasmonäisch - Judäisch, und wir wissen nicht dass sie bis zur Zerstörung Jerusalems jemals den Nabatäern unterworfen war. Auch Josephus deutet nirgends an diese als südliche Grenzfestung so wichtige Stadt sei Nabatäisch gewesen: und das Missverständniss welches bei ihm an jener Stelle § 1 durch das einzige Wört-

chen τὸν hinter *Μαχαιροῦντα* entstehen könnte, hebt sich vollends wenn man dafür *στρατηγὸν* liest, was der Zusammenhang der Rede deutlich fordert. Wir brauchen daher nicht einmal die übrigen Gründe zu erörtern welche der Annahme einer so späten Hinrichtung des Täufers widerstreben.

— So laufen bei diesem Verf. manche und zwar auch wesentlichere Fragen betreffende Irrthümer mit unter: immer jedoch ist bei ihm eine Liebe zur geschichtlichen Wahrheit und zur Wissenschaft selbst sichtbar welche ihnen ihren schlimmsten Stachel nimmt und für die Zukunft einen erfreulichen Fortschritt hoffen lässt. Wie ganz anders aber steht es mit dén Antrieben welchen der Vf. der dritten Schrift offen genug folgt! Dieser vermag in allen unseren neueren wissenschaftlichen Bemühungen um sichere Erkenntniss der Evangelien und der ganzen hinter diesen stehenden grossen Geschichte nichts als »Angriffe auf die Aechtheit und Glaubwürdigkeit der Evangelien« zu finden: man kann also leicht denken was seine Absicht bei dieser Schrift sei. Aber er drückt den Sinn und Geist worin er Alles betrachtet und behandelt auch sehr klar mit dém Satze aus, der Christus der Bibel müsse mit dem der Kirche eins und dasselbe sein und bleiben, so dass nämlich jeder welcher diesen habe auch schon jenen vollkommen genug besitze. Wir haben bei dem Vf. also nur die Vergötterung der Kirche vor uns, wesentlich dieselbe welche die Päpstliche Kirche lehrt; aber der Verf. scheint nicht zu bedenken wie weit er sich mit solchen Grundsätzen schon von allen den Grundlagen nicht nur der Evangelischen Kirche sondern auch der Wahrheit selbst entfernt habe. Da er sich jedoch bei seiner Be-

handlung der Dinge auf eine heute in Deutschland noch immer sehr ausgebreitete und begünstigte kirchlich-politische Richtung stützt, so nimmt er es mit dem Beweise für seine Worte und Reden ziemlich leicht, und gibt sich nicht einmal die Mühe die besten und gründlichsten Arbeiten der heutigen Wissenschaft sich zuvor geistig anzueignen und nach ihrem wahren Wesen zu verstehen. Es gibt heute unter uns so viele Schriftsteller auch über diese Gegenstände welche die innerhalb der Evangelischen Kirche unserer Länder errungene Freiheit auf das gefährlichste missbrauchen, sei es mit mehr oder mit weniger Absichtlichkeit: einige von diesen wählt unser Verf. sich heraus um an deren Gedanken und Worte seine eignen anzuknüpfen und so als »Apologet« der christlichen Wahrheit zu erscheinen. Als ob diese solcher Apologeten bedürfte und ohne sie zu verschwinden drohete!

Vor solchen heutigen Vertheidigern der guten Sache flüchtet man sich lieber zu den älteren, welche die Dinge selbst über welche sie reden und schreiben wollten doch wenigstens nicht so leicht nahmen als diese jüngsten Zeitredner. Einer dieser älteren und jetzt fast schon völlig verschollenen wird uns in dem letzten der oben genannten Bücher vorgeführt, und jedenfalls verdient dieses heute aufs neue eine besondere Beachtung. Der Unterz. gesteht dass, als ihm das vor zwei Jahren erschienene grössere Werk des Fhn v. d. Goltz über Thomas Wizenmann in die Hände fiel und er darin ein sehr anziehendes Bild von dem Leben und Streben dieses im J. 1787 zu früh verblichenen Schriftstellers fand, er ein etwas lebhafteres Verlangen fühlte seine Schriften und besonders die »Geschichte Jesu nach Matthäus« genauer kennen zu lernen; und

dasselbe Verlangen haben seitdem wohl nicht wenige unsrer Zeitgenossen verspürt. Die vorliegende Veröffentlichung kommt nun solchem Wunsche aufs befriedigendste entgegen: man liest hier bis S. 281 den Wiederabdruck jener heute völlig verschollenen Schrift über das Matthäusevangelium, und findet daran eine Menge anderer kleinerer Schriften Wizenmann's angeschlossen welche theils im vorigen Jahrhunderte erschienen und heute völlig unbekannt geworden, theils noch gar nicht gedruckt waren. Wizenmann wurde früh von dem besseren Geiste ergriffen welcher sich vor jetzt achtzig Jahren in den Schriften Kant's Herder's und anderer vielgelesener Schriftsteller jener Tage regte; er kam dann mit dem bekannten Düsseldorfer Philosophen F. H. Jacobi in sehr vertraute Berührung, und wurde von diesem viel geliebt und viel bewundert. Auch lässt sich nicht verkennen dass aus ihm vielleicht ein bedeutender Schriftsteller geworden wäre, der manche Einseitigkeit von Kant und anderen damaligen Philosophen früh hätte glücklich beseitigen können, und besonders die Bemühungen Herder's erfolgreich weiterzuführen wohl der geeignetste Mann gewesen wäre. In ihm ist viel reines und klares Denken, viel Bestreben Alles tiefer und genügender zu erforschen, viel anziehender Aufrichtigkeit und Wahrheit. Allein als er nach den Erfahrungen eines fast zu früh zerriebenen Lebens und viel zerspaltenen und gedrückten Geistes mit 27 Jahren starb, war er doch für die schwierigen Aufgaben mit deren Lösung er rang bei weitem noch nicht genug reif geworden, wie er (wenn man einzelne Aeusserungen von ihm wohl beachtet) auch selbst hell genug fühlte. Nimmt man hinzu dass es ihm da alle seine Arbeiten

sich vorzüglich nur um die Bibel dreheten, doch gänzlich an allen den schwieriger zu erwerbenden Vorkenntnissen fehlte und er schon deshalb über die Bibel und alles zu ihr Gehörende mehr träumte als forschte, so kann es nicht auffallen dass in allen seinen Schriften wie sie hier gesammelt leicht überblickt werden können, kaum ein einziger Gedanke auftaucht welcher unsrer heutigen Wissenschaft viel zu nützen vermöchte. Auch sein übrigens nicht vollendetes Hauptwerk, das über Matthäus, bezeugt zwar in hohem Mâsse die Selbständigkeit und Innigkeit seines geistigen Arbeitens, ist aber höchst einseitig angelegt und durchgeführt, und kann uns heute nicht wahrhaft nützen. Ein wahres Vergnügen aber bleibt es dennoch einem solchen Geiste aus jener Zeit zu begegnen nachdem sein Andenken im heutigen Geschlechte völlig untergegangen war; und Alle welche ein solches höheres Vergnügen zu schätzen wissen, werden den Männern welche sich heute um die gründliche Erneuerung des Andenkens an Wizenmann verdient machten, sich zu freudigem Danke verpflichtet fühlen.

Was sollen wir dagegen von Dr. Auberlen sagen, dem Zeitgenossen und Geistesfreunde des oben erwähnten Dr. Zöckler, wenn wir auf die Zusätze seines eignen Geistes sehen womit er hier diesen wiedererweckten Jüngling des vorigen Jahrhunderts begleitet? Ihm gilt dieser schwächlich zarte feinbesaitete tiefnachdenksame milde Wizenmann einer vergangenen gährenden Zeit als ein Sturmbock den er gegen das beste Bestreben und die sichersten Ergebnisse unsrer heutigen Wissenschaft vorschieben will, und als ein guter frommer Name an dessen so ganz neu wiedererweckten Ruf er seine sonst schon genug bekannten Verdächtigungen dieser Wissenschaft

mit neuem lauten Klange anhängen kann. Aber während man meinen sollte er werde doch nun diesen von ihm so hoch emporgehobenen Mann wirklich tief verehren und Alles an ihm liebend betrachten, hat er sogleich wieder so Vielerlei und so Gewichtiges an ihm auszusetzen dass man kaum begreift warum er ihn denn so vor aller Leute Augen emporhebe. Allein alles das was er an ihm am meisten tadelt, ist (wie sich leicht näher beweisen liesse) vielmehr gerade das beste an ihm, weil es bei ihm dem tiefsten Durchdenken und Erforschen der schwierigsten und für uns noch heute lehrreichsten Gegenstände entsprungen ist, sollte auch die volleste Wahrheit damit nicht immer schon ganz genügend getroffen sein. Also lobt denn der heutige Herausgeber an diesem zu früh verblichenen herrlichen Jünglinge nur das Schwächere und Trübere, und will uns dieses zum Annehmen empfehlen. Hier sehe denn jeder Mann unserer Zeit selbst zu was er sich empfohlen sein lassen wolle.

H. E.

Vorschule der Völkerkunde und der Bildungsgeschichte von Dr. Lorenz Diefenbach, correspondirendem Mitgliede der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin und der Maatschappy der Nederlandsche Letterkunde zu Leyden, Ehrenmitgliede der Berliner Gesellschaft für Deutsche Sprache, Mitgliede des Gelehrtenausschusses des Germanischen Museums zu Nürnberg. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag. 1864. XII u. 746 S. in Octav.

Der Verfasser des anzuzeigenden Werkes hat sich auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und des praktischen Lebens einen höchst ehrenwerthen Namen erworben. Charakter, Geist und Reichthum an Kenntnissen weisen ihm unter den Männern, welche sich an den praktischen, wissenschaftlichen und überhaupt geistigen Bewegungen unsrer Zeit betheiligt haben, eine hervorragende Stellung ein. Auf wissenschaftlichem Gebiet haben seine Arbeiten im Felde der indogermanischen Sprachen überhaupt, so wie insbesondre in dem der celtischen, germanischen und romanischen nicht wenig zur Förderung einer tieferen Einsicht in deren Entwickelung beigetragen. Die Sprache eines Volkes ist nun aber der treueste Spiegel seines ganzen Lebens überhaupt, so wie speciell seiner Bildung, und so liegt es nah, dass derjenige, welcher sich eindringend mit vielen Sprachen beschäftigt hat, seinen Blick immer mehr erweitert und von den einzelnen Erscheinungen derselben sich bis zur Erkenntniss des in ihnen waltenden und ausgeprägten Geistes erhebt. Alsdann jedoch bedarf es in der That auch noch mancher andrer Studien, welche von ebenso wesentlicher, bisweilen noch wesentlicherer Bedeutung für die Erkenntniss der Natur, des Charakters, der Entwicklungsgeschichte und der Bildung der Völker sind, und es lässt sich nicht verkennen, dass sie in ihrer Selbstständigkeit einen solchen Umfang gewonnen haben, dass jede allein genügt die geistige Kraft eines Mannes in Anspruch zu nehmen und vollständig zu beschäftigen. Von der physischen Gestaltung der Völker sind ihr ursprünglicher Charakter, ihre Anlagen zwar wohl nicht im strengsten Sinne des Wortes abhängig, aber doch wenigstens stark beeinflusst; die in dieser Bezie-

hung hervortretenden Verschiedenheiten typisch hinzustellen oder gar sich der Beziehungen zwischen ihnen und den verschiedenen geistigen Richtungen der Völker einigermassen bewusst zu werden, ist eine Aufgabe, deren Lösung schon an und für sich ausserordentlich schwierig, durch die seit vielen Jahrtausenden eingetretene Mischung der Völker noch mehr erschwert ist. Die physische Beschaffenheit der Urheimat bestimmter Völker, die ihrer späteren Sitze, die Natur und der Charakter der angränzenden oder überhaupt der Völker, mit denen sie in Berührung kommen, die äussere und innere Geschichte derselben, speciell die Entwicklung der im Menschen liegenden Triebe bis zu systematischen Organismen (Sprache, Sitte, Recht, Staat, Religion, Kunst, Wissenschaft), die genaue Scheidung des darin hervortretenden ureignen und des aus der Fremde überkommenen, dieses und andres, z. B. Geschichte der Wissenschaft überhaupt und der einzelnen Wissenschaften, der Kunst und der Künste, dessen weitre Ausführung hier zu weit führen würde, sind alles so wesentliche Momente für die tiefere Erkenntniss der Völker und der Bildungsgeschichte, dass für jeden, welcher sich diese zur Aufgabe stellt, ein eindringliches Studium derselben unumgänglich nothwendig wird.

Allein so umfassend und schwierig auch die Völkerkunde und Bildungsgeschichte durch die Menge der Disciplinen wird, deren man zur Gewinnung derselben nicht entbehren kann, so dass man fast wagen dürfte zu behaupten, dass es eine Aufgabe sei, deren einigermassen befriedigende Behandlung die Kräfte eines einzelnen Mannes übersteige, so lässt sich doch nicht verkennen, dass derjenige, welcher sich eindringend

mit der Sprache beschäftigt hat, wenigstens vor vielen andern, welche von andern Wissenschaften herkommen, sich dieser Aufgabe unterziehen wollten, manches voraus hat. Vorweg ist, wie schon bemerkt, die Sprache der treuste Spiegel der Volksseele, sie ist der Inhalt alles dessen, was sich ein Volk zum Bewusstsein gebracht hat, sie giebt, richtig befragt, auch in den meisten Fällen entscheidende Antwort über die Art, sowie den Weg, auf welchem es sich die Objecte seiner Erkenntniss zum Bewusstsein gebracht hat, über die ihm eigenthümliche Form des Empfindens, Vorstellens und Denkens, Antworten, welche grade für die Kunde völkerlicher Besonderheit von der allergrössten Wichtigkeit sind; man kann demnach sagen, dass der, welcher sich vorzugsweise mit der Sprache beschäftigt hat, durch diese seine specielle Beschäftigung dem Centralpunkt der Völkerkunde wenn auch nicht am nächsten, doch sehr nahe steht. Er ist aber ausserdem durch seine besondre Wissenschaft genöthigt, sich wenigstens mit einem nicht unbeträchtlichen Theil derjenigen Disciplinen bekannt zu machen, die auch für die Völkerkunde und Bildungsgeschichte von Wichtigkeit sind. Wo er die Frage über die Verschiedenheit der menschlichen Sprachen zu erwägen hat, muss er sich mit dem physischen und geistigen Unterschied der Völker ebenso sorgsam bekannt zu machen suchen, wie der Ethnolog; um die Anwendung und den Gebrauch der Sprache zu begreifen, mit der Literaturgeschichte; um den Inhalt derselben, mit den Objecten sprachlicher Darstellung. Man kann demnach nicht mit Unrecht behaupten, dass der Glossolog auf dem besten Weg ist, ein Ethnolog und Culturhistoriker zu werden und bei hinlänglichem Muth

und Ausdauer kaum verfehlen kann dies Ziel zu erreichen. Man wird zwar andrerseits nicht umhin können, einzuwenden, dass es einem einzelnen Menschen nicht möglich sei, auf allen diesen Gebieten eine Selbstständigkeit zu gewinnen, sie in demselben Grade sich anzueignen, zu beherrschen, wie der, welcher sie zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, aber dieser Einwand trifft jeden andern eben so sehr. Die Ethnologie sowohl als die Bildungsgeschichte setzen einen Complex von Kenntnissen voraus, den wohl Niemand in vollständiger Selbstständigkeit wird zu beherrschen vermögen. Aber wenn man nicht selten selbst in beschränkteren Wissenschaften genöthigt ist, Hülfe in einer Wissenschaft zu suchen, die man nicht zu beherrschen vermag, so wird dies bei Disciplinen, in denen jeder Theil eine Lebensaufgabe bilden kann, kaum einer Entschuldigung bedürfen.

Ein Rigorist könnte zwar das Gesetz aufstellen wollen, dass man nur über Gegenstände schreiben solle, die man mit vollständiger Selbstständigkeit sich angeeignet habe und zu beherrschen vermöge — ein Gesetz, welches auch nach des Referenten Ansicht wenigstens für Forschungen seine fast unbeschränkte Geltung haben sollte — allein damit würde man gradezu eine Fülle von Werken unmöglich machen, von denen es für den Fortgang der Wissenschaften äusserst erspriesslich ist, dass sie überhaupt erscheinen, wenn auch, in Folge des Umfangs ihres Gegenstandes, in noch sehr unvollendeter Form. Wenn jedem, welcher nicht Chinesisch versteht, nicht Malayisch, Aethiopisch oder überhaupt nicht alle die Sprachen, in denen je ein Buch geschrieben ist, untersagt sein sollte, eine Literaturgeschichte zu schreiben, weil er über

das, was von den Chinesen, Malayen, Aethiopen geleistet ist, nicht selbstständig zu urtheilen vermöge, sondern sich an das von andern darüber Mitgetheilte halten müsse, dann würden wir wohl in alle Ewigkeit auf eine Literaturgeschichte zu warten haben. Jeder würde sein Lebelang in den Vorbereitungen zu einem Werke stecken bleiben und fast die ganze Literatur würde sich auf Monographien beschränken.

Auch das vorliegende Werk lässt nicht selten erkennen, dass der Hr Verf. auf den vielen Gebieten, die er berührt, nicht gleich heimisch ist; in der Literaturgeschichte ist er wesentlich von Wachler, in der Geschichte der Musik von Schlüter, Ambros und Nohl (vgl. S. 660, 665, 666), abhängig. Dennoch freuen wir uns, dass er sich dadurch nicht hat abhalten lassen, das was er für eine Vorschule der Völkerkunde und Bildungsgeschichte von Wichtigkeit hielt, zu veröffentlichen. Es lässt sich trotz aller Mängel nicht verkennen, dass der geehrte Verf. auch diejenigen Gegenstände, welche seinen bisherigen wissenschaftlichen Publicationen ferner liegen, im Wesentlichen vollständig verarbeitet, sich in den Hauptzügen angeeignet, sie in das Bereich seiner eignen Weltanschauung gezogen, sie davon durchdrungen und ihnen das Siegel seiner besonderen Individualität aufgedrückt hat.

Dagegen kann ich nicht bergen, dass es mir fast scheint, als ob es dienlicher gewesen wäre, die Volkskunde und die Bildungsgeschichte von einander zu trennen und jedes besonders zu behandeln. Ich verkenne zwar keinesweges, dass beide in einander übergehen und dass das die Menschheit trennende Moment, welches in der Verschiedenheit der Völker liegt, in der Bildungsgeschichte der Menschheit immer mehr zu-

rücktritt, gewissermassen stufenweise abnehmend in der Kunst, der Industrie und anderem, bis es in der höchsten Entwicklung der Menschheit: der Wissenschaft,* wenn auch nicht fast völlig aufgehoben, doch von der allgemeineren Richtung weit überragt wird. Allein die bestimmenden Richtungen sind divergirend, gradezu entgegengesetzt. Bei der Völkerkunde wird, so viel mir scheint, die Erkenntniss der Differenz der Völker, die Richtung auf die Hervorhebung derselben, ihr Einfluss auf die verschiedene Gestaltung der menschlichen Schöpfungen, wie Sitte, Recht, Staat, Religion, Kunst, Wissenschaft in ihrer völkerlichen Besonderheit das wesentliche sein, mit einem Wort die Besonderung der Menschheit nach Völkern der eigentliche Kern, das Centrum der Aufgabe bilden. Sie geht also gewissermassen vom allgemeinen Begriff der Menschheit aus und steigt von da herab zur Erkenntniss ihrer Besonderungen. Umgekehrt ist der Weg der Bildungsgeschichte. Sie setzt die völkerlichen Besonderungen als etwas gegebenes voraus und weist nach, wie theils durch das allen diesen Besonderungen zu Grunde liegende allgemein menschliche, theils durch historische Vermittlungen, gewissermassen in einem dialektischen Process, die völkerlichen Differenzen sich in den grossen geistigen Schöpfungen — Sitte, Recht, Staat, Religion, Industrie, Kunst, Wissenschaft — immer mehr ausgleichen und einer sich immer mehr verallgemeinernden und umfassenden menschheitlichen Bildung Raum geben. Dass beide Gebiete sich sehr nahe stehen, verkenne ich keineswegs; allein sie scheiden sich doch auch dadurch, dass die Völkerkunde zwar die Voraussetzung der Bildungsgeschichte bildet, nicht aber umgekehrt. Die Völkerkunde kann

wenigstens unabhängig davon bearbeitet werden und ist so umfassend, dass sie schon darum eine besondre Behandlung verdient. Meine vielleicht ganz specielle Neigung, die Zweige des Wissens nach den in ihnen sich kund gebenden besonderen oder gar divergirenden Richtungen so sehr als möglich zu trennen — denn eine vollständige Trennung ist, wie ich gern anerkenne, fast durchweg unmöglich, da fast alle mehr oder weniger zusammenhängen und in einander übergreifen — kann ich zwar Niemandem aufdrängen, allein ich kann nicht bergen, dass mir scheint, als ob die Völkerkunde überhaupt und speciell in diesem Buche, durch eine Trennung von der Bildungsgeschichte, in manchen Beziehungen gewonnen haben würde. So scheint mir dasjenige was S. 202—209 unter der Ueberschrift »Psychologie« über den geistigen Charakter der Völker gesagt wird — so geistvoll und belehrend es auch ist —, doch im Verhältniss zu dem was von S. 108—202 über den physiologischen mitgetheilt ist, doch ziemlich dürftig und ungenügend. Genau genommen, wird dieses für die Völkerkunde allerwesentlichste Moment in der That kaum berührt. Es ist zwar wie der Hr Verf. S. 207 mit Recht bemerkt und auch Ref. gern zugiebt, sehr schwierig, allein eben darum werden Beiträge zur näheren Bestimmung der verschiednen Volksnaturen von so geistvollen und tiefblickenden Männern, wie der Verf. ist, um so dienlicher sein. Es ist dies grade ein Feld, auf welchem von der zusammentragenden, wenn auch noch so emsigen, Arbeit verhältnissmässig wenig, wenigstens nichts Befriedigendes zu erwarten ist. Es bedarf hier einer besonderen Anlage, einer Intuition, der Fähigkeit, in die Seele eines Volkes schauen zu kön-

nen, den Kern desselben zu erfassen und das ganze Leben, alle Schöpfungen des Volkes als seine Ausstrahlungen zu begreifen — eine Gabe, die mit der der dichterischen Charakterisirung so wesentlich identisch ist, dass ich grade auf diesem Gebiete von dem Hrn Verf., der auch im Zweige des Romans sich einen ehrenwerthen Namen erworben hat, manches weiterführende Wort erwartet hätte. Ich bin überzeugt, dass wenn der Hr Verf. diesem Moment eine schärfere Betrachtung zugewendet hätte, wir seinem geistvollen Blicke vieles verdankt haben würden, was minder scharfe Augen nicht zu sehen und wohl nur ein Darsteller von solchem Geist in die passenden Worte zu kleiden vermocht hätte. Es führt mich dieser Mangel auch zu einer andern Seite des Werkes, wo ich einen ähnlichen zu erblicken glaube. Wenn ich weit entfernt bin, diese Mängel an dem Werke des mir befreundeten und von mir so hoch geachteten Vfs zu verbergen, sie vielmehr geflissentlich hervorhebe, so bitte ich den Hrn Verf. sowohl als den Leser darin nicht eine Sucht zu mäkeln erblicken zu wollen. Eben die hohe Bedeutung einer solchen Arbeit, und die grossen Geistesgaben des Hrn Verfs bestimmen mich, dasjenige offen auszusprechen, was ich grade von ihm behandelt zu sehen gewünscht hätte, oder noch behandelt zu sehen wünsche. Denn ich gebe mich der Hoffnung hin, dass dieser Versuch, welcher so sehr an der Zeit ist, nicht vorübergehen werde, ohne eine Aufmerksamkeit zu erregen, die ihm eine neue Ausgabe sichern und damit die Möglichkeit geben wird, die Seiten zu ergänzen, welche etwas lückenhafter geblieben sind, als sich von einem solchen Manne erwarten liess.

Ich kann nämlich nicht verbergen, dass ich
einem Werke, welches Völkerkunde und Bil-
ngsgeschichte verbindet, also seine Einheit in
n Herauswachsen der allgemein menschlichen
dung aus den besondern völkerlichen Bildungs-
sen findet, gewünscht und auch erwartet
te, diese Verbindung beider Wissenszweige
ndiger hervortreten zu sehen. Der Hr Vf.
t auch dafür manches, insofern als er die
träge der verschiednen Völker zur Gesammt-
wicklung sondert, ja er geht auch so weit,
st bei Individuen, welche im Bildungskreise
s ihnen ursprünglich fremden Volkes wir-
, ihre ursprünglich verschiedene Nationalität
s anzugeben. Ich will — beiläufig gesagt —
letztere nicht tadeln, obgleich ich nicht um-
kann, zu bemerken, dass es die Aufmerk-
keit auf eine Besonderheit zieht, welche weit
fernt das Verhältniss des nationellen Elements
der Bildungsgeschichte zu beleuchten, es ohne
nauere Erklärung vielmehr verdunkelt, den
ichtspunkt verschiebt und einer schiefen Auf-
sung desselben Thür und Thor öffnet. Indi-
duen, welche die Zeit ihrer receptiven und
haffenden Entwicklung in einem bestimmt aus-
prägten Bildungskreis durchgemacht haben, ge-
n, vielleicht ausnahmslos, auf jeden Fall mit
hr wenigen Ausnahmen, in diesem Bildungs-
eis auf; der Charakter ihrer ursprünglichen
tion hat auf ihre Bildung sehr geringen, so
t wie gar keinen Einfluss mehr. Die grossen
ganischen Menschencomplexe müssen massen-
ft vereinigt sein, wenn ein ihnen angehöriges
ied einen bedeutenderen Einfluss auf den Gang
ner Entwicklung von ihnen empfangen soll.
st sich ein bildungsfähiges, entwicklungsbe-
rftiges und sich wirklich geistig entwickelndes

Glied ab, tritt es in ein andres Volk über, nimmt es seine Sprache, diesen einzigsten und wahrhaften Körper eines Volksgeistes an, so gehören alle seine Entwicklungstriebe dem Verband an, dem es sich angeschlossen hat; nur, wenn es in engerem Verband mit seiner ursprünglichen Nation bleibt, kann der Einfluss des Bildungskreises, in welchem es lebt, gehemmt werden und eine mehr oder weniger zwitterhafte Bildung desselben veranlassen. Anders ist es mit denjenigen Individuen einer ursprünglich fremden Nationalität, denen Bildungsfähigkeit und Bildungstrieb mangelt, oder die schon ehe sie ihren Aufenthalt unter einer fremden Nationalität nahmen, im Wesentlichen ihre Bildung vollendet hatten. Diese werden im Allgemeinen auf der Stufe beharren, auf welcher sie standen, als sie ihren angebornen Bildungskreis verliessen; ihr Verhältniss zu diesem und ihrer neuen Umgebung wird sich im Wesentlichen in dem Grad kundgeben, in welchem sie sich die Sprache ihrer Umgebung angeeignet haben. Bei den jetzt in Europa herrschenden Verhältnissen, welche alle Arten von Communicationen so sehr erleichtern, können sie jedoch auch mitten unter der fremden Nationalität ihre eigne weiter entwickeln, sich von der fremden ganz abschliessen, Deutsche in England, Engländer in Deutschland u. s. w. nicht bloss bleiben, sondern sich auch wesentlich im Geiste ihrer angebornen Nationalität weiter entwickeln. Von Männern dagegen, wie z. B Chamisso, ist die Angabe, dass sie einer fremden Nationalität angehörten, dass er ein geborner Franzose war, fast nur Sache der Curiosität; er ist so ganz und gar Deutscher, dass jeder Accent, welchen man auf seine fremde Abstammung legt, den zwar denkenden,

aber nicht richtig denkenden Leser über den Charakter nationaler Bildung irre machen kann. Hat ein aus der Fremde stammendes Individuum, welches ganz in den Bildungskreis der neuen Nationalität eingetreten ist, dennoch etwas fremdartiges, so mag dies zwar in der That seinen letzten Grund in der ursprünglich fremden Nationalität, in dem angeerbten Blut haben; allein zu der neuen Nationalität und deren Gewalt steht dies in keinem anderen Verhältnisse als besondre Familieneigenthümlichkeiten, welche in den ihr stammhaft angehörigen Individuen hervortreten und nicht selten in letzter Instanz ebenfalls auf ursprünglich verschiedner Nationalität, z. B. Einwanderung beruhen. So sind auch selbst in den aus einer fremden Nationalität unter den oben angegebnen Bedingungen in eine andre übergegangnen Individuen Züge, welche der Nation angehören, der sie entstammen, wesentlich nicht wie nationelle, sondern wie Familienzüge anzusehen. Mag man jedoch hierüber streiten — wie ich denn keineswegs verkenne, dass das was ich in einzelnen Individuen dieser Art unter die Rubrik Familieneigenthümlichkeit bringen würde, mit Rücksicht auf seine Entstehung auch als nationelle bezeichnet werden kann — so wird man doch auf jeden Fall darüber einig sein, dass in einer Bildungsgeschichte, welche gewissermassen die Volkskunde als Grundlage hat, die Charakteristik des Volksgeistes und der Art wie sich seine Bildung aus ihm erhebt eine hervorragende Stelle einzunehmen verdient. Und hier, will ich nicht in Abrede stellen, hätte ich von dem geistvollen Hrn Verf. mehr erwartet als in seinem Werke geschehn ist. So sehr die Völker sich in den allgemeinen Resultaten der Bildung näheren, so mäch-

tig treten sie doch auch auf diesem die Menschheit einigenden Gebiet wieder auseinander. Ja, je tiefer die Entwicklungen auf diesem Gebiete sind, desto mehr scheiden sie sich, und die Scheidung beruht auf dem immer gewaltiger, vollendeter sich in ihnen ausprägenden Volksgeist. So sehr sich z. B. in unsrer Zeit die drei auf dem Gebiete des Geistes thätigsten Völker, Franzosen, Engländer und Deutsche, in den allgemeinen Resultaten der Bildung einander näheren, so treten sie doch in den Principien, welche die Entwicklung derselben beherrschen, weit auseinander. Wird man auch gern zugeben müssen, dass jede allgemeine Charakterisirung cum grano salis zu nehmen ist, dass sie nicht alle Individuen unter sich begreift und dass eine Nation, wie sie Individuen umfasst, die sich in ihrem physischen Bau andern Nationen näheren, so auch solche, deren geistige Anlagen und Richtungen verbindende und in eine fremde Nationalität übergreifende Ringe bilden, so lässt sich doch nicht verkennen, dass — abgesehen von andern mehr auf nationeller Differenz begründeten Bildungskreisen, wie Sitte, Recht, Kunst — selbst in der Wissenschaft sowohl Anfang als Mitte und Ende völkerlich scharf auseinandergehn. Man kann, ohne zu viel zu sagen, behaupten, dass die Betreibung der Wissenschaft bloss um ihrer selbst willen im grossen Ganzen entschieden eine Eigenthümlichkeit der Deutschen ist, dass in England auch auf diesem Gebiet das Nützlichkeitsprincip wenigstens wesentlich vorherrscht, in Frankreich dagegen das Streben nach Genuss — natürlich einem geistigen — dem niemand, eben so wenig wie dem Nützlichkeitsprincip, eine schöne wenn gleich einseitige Berechtigung absprechen wird. Aus

dieser Differenz des wissenschaftlichen Triebes folgt sogleich eine sehr wesentliche Verschiedenheit in der wissenschaftlichen Richtung. Dem Deutschen genügt es den Gegenstand seiner wissenschaftlichen Thätigkeit herausgestellt zu haben, der Engländer ist nicht eher befriedigt als bis er ihn brauchbar gemacht hat, der Franzose will ihn gefällig, geniessbar; will man es bildlich ausdrücken, so kann man sagen, der Deutsche holt das Metall aus den Schachten, der Engländer münzt es aus, der Franzose verarbeitet es zu Werken des Schmucks und der Zierrath. So scheidet sich denn auch nach diesen Principien die Darstellung. Der Deutsche lässt den Gegenstand sich selbst aussprechen, er wagt es nicht irgend einem seiner Elemente eine hervorragendere Stellung einzuräumen, als es durch sich selbst zu beanspruchen vermag, der Engländer hebt die Seiten besonders hervor, von welchen aus er ihm von besonderem Nutzen zu sein scheint, der Franzose die, durch welche er zu dem höchsten geistigen Genuss verarbeitet werden kann. Hier tritt der Deutsche in einen Gegensatz zu beiden Völkern, der wesentlich darauf beruht, dass die wissenschaftliche Entwicklung der Engländer — wie sie, dem Ursprung des englischen Volkes gemäss, zwischen deutschem und romanischem Geist in der Mitte ruht — bis jetzt mehr unter dem Einfluss des romanischen als des germanischen gestanden hat. Der deutsche Geist hat sich nie von dem Gedanken befreien wollen und wird sich — so lang er ein ächt deutscher bleibt — nie davon befreien, dass alle geistigen Entwicklungen auf einem dunkeln undurchdringlichen Hintergrunde ruhen, dass ein Streben, welches um Klarheit zu gewinnen, diesen dunkeln Hin-

tergrund verkennen oder gar aufopfern wollte, ein falsches, ein der Wahrheit — dem letzten Princip der Wissenschaft — gradezu widersprechendes sei. Diesen dunkeln Hintergrund übersieht er weder in Sachen noch Personen und charakterisirt bis in die untersten Volksschichten hinab — ein Zeichen, dass diese Anschauung den ganzen Volksgeist durchdringt — das Bedeutende seiner Art durch die auf den ersten Anblick sonderbare und, so viel mir bekannt, bei keinem Volke wiederkehrende Wendung »es ist etwas hinter ihm« oder »dahinter«; er erkennt damit die äussere Erscheinung als etwas zur Ergründung des Gegenstandes nicht genügendes, er spricht es aus, dass dessen eigentliches Princip in einem Hintergrunde ruht. Der Engländer und Franzose weiss bei seiner wissenschaftlichen Darstellung nichts von diesem dunkeln Hintergrunde, oder will nichts davon wissen. Er sucht den Gegenstand derselben ganz davon abzulösen, eine Gruppe gewissermassen zu bilden, um welche man von allen Seiten herumgehen kann, die er ins hellste Licht zu rücken vermag, der er durch Benutzung von farbigen Stoffen diejenige Farbe zu verleihen vermag, die ihm die angemessenste oder schönste zu sein scheint. Der Deutsche wagt ihn nicht von diesem Hintergrunde abzulösen. Wenn ihm seine Arbeit noch so sehr gelingt, wenn er die Theile seines Gegenstandes noch so lebendig hervortreten zu lassen vermag, es werden stets nur — wenn auch noch so erhaben gearbeitete und abgerundete — Reliefs daraus, die, wenn auch in einzelnen Theilen abgelöst, doch im Ganzen mit dem Hintergrund verbunden bleiben, auf dem sie ruhen. Er kann es nicht über sich gewinnen, sie von ihrer ursprünglichen Stelle in einen künstlich er-

hellten Saal zu rücken. Wer sie genauer betrachten will, muss ihn zu der Stelle begleiten, wo ihre Natur sie hingestellt hat, einer Stelle, die nicht selten durch den Hintergrund, der sie abschliesst, noch verdunkelt ist, die durch die mit Mühe geöffneten Zugänge vielleicht kaum ein mattes Licht empfängt. Sie von diesem Hintergrund gewaltsam loszureissen, von dieser ihrer naturgemässen Stelle zu entfernen, um sie in ein helleres Licht zu bringen, scheint ihm eine Entheiligung; solch Streben nach Klarheit eine Aufopferung der Wahrheit.

Doch so viel im Allgemeinen. Fügen wir nur noch eine Uebersicht des Inhalts hinzu, damit der Leser die Fülle des ihm in diesem Werk gebotenen zu übersehen vermöge.

Es zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, deren erste die Volkskunde behandelt (S. 1—357), die zweite (S. 358 bis zu Ende) die geistige Volksthätigkeit oder Bildungsgeschichte in engerem Sinn. Der ersten Abtheilung ist eine sehr inhaltsreiche und werthvolle Einleitung vorausgesandt »Die Völker nach ihrer Entstehung, Abgrenzung und Wechselbeziehung«. Dann wird das Volksthum in seinen Einzelnheiten, z. B. nach Sprache, Volksnatur, Geschichte, Sitte, Religion, Rechtsbrauch und äusserer Volksthätigkeit besprochen. Daran schliesst sich die Bildungsgeschichte mit der verknüpfenden Nebenbezeichnung Geistige Volksthätigkeit. Die Rubriken, in welchen sie abgehandelt ist, sind Sprache und Schrift, Redekunst, Dichtkunst, Wissenschaften, Tonkunst und bildende Künste.

Alle diese Rubriken sind sehr reich, vielleicht in manchen Beziehungen zu reich ausgestattet, insbesondre scheint mir eine zu grosse Fülle von Namen aufgenommen zu sein. Ich

glaube, dass der Hr Verf. hier mehr hätte sichten sollen. Sonderbarer Weise fehlt (S. 587) unter den Mathematikern der allergrösste, Gauss.

Wir scheiden von dem Buche dankbar für viele genussreiche Stunden, und wünschen, dass der Herr Verf. bald Gelegenheit erhalten möge, dasselbe von neuem umzuarbeiten und dem erstrebten Ziele immer mehr entgegenzuführen. Wenn gleich es auch schon in dieser Gestalt sehr nutzbringend wirken wird, ist es doch so angelegt, dass jede neue Bearbeitung seinen Werth sicherlich erhöhen wird.

Th. Benfey.

Beiträge zum Preussischen Kirchenrechte von Aemilius Ludwig Richter. Aus dessen Nachlass herausgegeben von Dr. Paul Hinschius, Professor der Rechte zu Halle. Verlag von Bernhard Tauchnitz. Leipzig 1865. VI u. 81 S. in Octav.

Diese wenigen Blätter, die jetzt der Pietät eines der Schüler des Verewigten die Herausgabe verdanken, bilden den literarischen Nachlass eines Mannes, der, wie kein Anderer während des letzten Vierteljahrhunderts die Wissenschaft des Kirchenrechts als Lehrer und Schriftsteller gefördert hat. Von dem Geiste und der Methode der historischen Juristenschule durchdrungen, namentlich den Impulsen folgend, die Karl Friedrich Eichhorn für die Bearbeitung dieser Wissenschaft gegeben hatte, zugleich von einer tiefen Ueberzeugung von der

Bedeutung der protestantischen Kirche für unser nationales Gesammtleben erfüllt, seine theoretischen Arbeiten durch reiche praktische Erfahrungen fördernd, die ihm in den verschiedensten amtlichen Stellungen wurden, endlich seine ganze geistige Kraft auf die Behandlung dieser einen Disciplin beschränkend, so ist es ihm zu Theil geworden, die erste Stelle unter den Bearbeitern des Kirchenrechts einzunehmen, und durch Entdeckung und Bearbeitung von Quellen, durch Einzelforschungen und zusammenfassende Darstellung seinen Namen für immer mit der von ihm bearbeiteten Wissenschaft zu verbinden.

Es war bekannt, dass Richter bald nach Vollendung der fünften Auflage seines Lehrbuchs, welches seiner Zeit in diesen Blättern angezeigt wurde, einer neuen grossen Arbeit sich zugewandt hatte, welche die Darstellung des Rechts der evangelischen Kirche Preussens umfassen sollte. Man musste um so mehr dem Erscheinen eines solchen Werks mit grossen Erwartungen entgegensehn, als es sich einerseits um eine Landeskirche handelte, die eine vorzugsweise reiche kirchenrechtliche Entwicklung aufzuweisen hat, auf deren Zustände auch schon in den Systemen des gemeinen protestantischen Kirchenrechts vorzugsweise verwiesen werden muss, und als andererseits eine solche Beschränkung auf einen ganz bestimmt begrenzten, abgeschlossenen Rechtskreis, eine tiefere Durchdringung des gegebenen positiven Materials herbeiführen musste, als bei den gemeinrechtlichen Darstellungen, die an einer gewissen Unbestimmtheit fast mit Nothwendigkeit leiden.

Es sollte Richter nicht bestimmt sein, dieses

Werk zu vollenden, ja die wiederholten kör lichen Leiden der letzten Jahre, namentlich länger andauerndes Augenübel haben es schuldet, dass trotz der grossen Vorliebe trotz des regen Eifers, den der Verstorbene rade für die Förderung dieses wissenschaftli Unternehmens hegte, nur ein verhältnissmä sehr kleiner Theil zum Abschluss gebracht und dass an die vollendeten Stücke nicht letzte Hand gelegt werden konnte. Inde wird man gewiss mit dem Herrn Herausg darin übereinstimmen, dass den vielen Freun des Verstorbenen diese Arbeiten, gerade sie die letzten, mit grosser Liebe von ihm ternommenen waren, schon aus persönlichem teresse eine willkommene Gabe sind, dass ner diese Fragmente auch insofern eine Be tung haben, als sich aus ihnen die Stel Richters zu manchen noch heute wichtigen gen klarer als aus seinen andern Schriften nehmen lässt, und dass schliesslich auch im teresse der Kirchenrechtswissenschaft eine öffentlichung geboten war.

Ich will mich lediglich darauf beschrän den Inhalt der vier verschiedenen Abhand gen, welche hier mitgetheilt sind, anzuge Die erste handelt von den Rechtsquellen preussischen Kirchenrechts; und zwar zunä von den allgemeinen Grundlagen der Recht dung in der evangelischen Kirche, namen von der Bedeutung der Bibel und der Beke nisse; es folgt dann eine Aufzählung und schreibung der in den östlichen und in westlichen Provinzen der Monarchie in Betr kommenden Kirchenordnungen, sowie ein I auf die an die Kirchenordnungen anlehn-

Rechtsentwicklung; sodann eine kurze Erörterung über die Bedeutung des corpus juris canonici und des gemeinen Kirchenrechts; endlich eine ziemlich ausführliche Darstellung der kirchenrechtlichen Bedeutung des allgemeinen Landrechts, namentlich auch des Verhältnisses desselben zu den Provinzialrechten und zum Gewohnheitsrecht. Die zweite Abhandlung hat die confessionellen Verhältnisse und die Union zum Gegenstande; sie ist wesentlich geschichtlich gehalten, fasst jedoch die Resultate der Entwicklung in eilf Sätzen zusammen, die den Charakter der bestehenden Union angeben. Die dritte Abhandlung giebt eine Uebersicht über die Entwicklung der Kirchenverfassung in Preussen; dieselbe zerfällt für die sechs östlichen Provinzen in drei Perioden, bis zum siebzehnten Jahrhundert, bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, vom Anfange dieses Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Bei den Grundzügen der Gemeindeordnung für die östl. Provinzen v. J. 1850 angelangt, bricht das Manuscript mitten im Satze ab; die Entwicklung der Kirchenverfassung in den westlichen Provinzen ist vollständig. Endlich die vierte Abhandlung bezieht sich auf die kirchlichen Behörden, die Superintendenten, Generalsuperintendenten, die Consistorien, die Provinzialregierungen, den Evangelischen Oberkirchenrath und das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten. Erwähnen wollen wir nur noch, dass mehrfach Mittheilungen aus ungedruckten Actenstücken gemacht werden.

Was die Thätigkeit des Herrn Herausgebers betrifft, so rührt die Anordnung des Stoffs von ihm selbst her, da die einzelnen Bogen des Manuscripts und die dazu gehörigen, die Anmer-

kungen enthaltenden Blätter sich bunt d
einander gewürfelt, ohne jede Numerirung
Nachlasse vorfanden. Ebenso hat derselbe
Ueberschriften zu den einzelnen Abschnitten,
che durchgängig fehlten, ergänzt. In der
stellung dagegen ist nichts geändert und ni
hinzugesetzt, »es galt hier den noch in
letzten Tagen seines Lebens von dem Vere
ten geäusserten Wunsch zu ehren, dass A
was man aus seinem Nachlasse publiciren wü
intact bleiben solle.« Nur die nothwendig
Quellenangaben und literarischen Nachweisun
sind hinzugefügt und solche Zusätze äusser
kenntlich gemacht.

Ernst Meier.

Choix de pièces inédites relatives au rè
de Charles VI. Publiées pour la société de
stoire de France par L. Douët d'Arcq.
me II. Paris, chez Jules Renouard. 1864.
S. in Octav.

Referent hat bereits bei der Anzeige des
sten Theils des oben genannten Werks *)
merkt, dass derselbe sich fast ausschliess
über die politischen Verhältnisse während
Regierung Karls VI. verbreite, der zweite da
gen der Beleuchtung der inneren Zustände
gehören werde. Die bei jener Gelegenheit
gewordene Klage, dass der reichhaltige Stoff

*) Jahrgang 1864, S. 1618.

Sichtung und die Vertheilung desselben der Ordnung entbehre, darf nur in erstgenannter Beziehung bei dem vorliegenden Theile wiederholt werden, während eben hier der Mangel sprachlicher Erläuterungen um so empfindlicher hervortritt, als die Mittheilungen den verschiedensten Landschaften Frankreichs angehören und sonach alle Dialecte in ihm vertreten sind. Hieran möge die nahe liegende Bemerkung sich knüpfen, dass das gebotene Material, weil gerichtlichen Acten entnommen, immer nur die eine Seite des bürgerlichen Lebens beleuchtet, so dass, wenn man auf Grund derselben ein Gesammtbild französischer Zustände für jene Zeit entwerfen wollte, dieses einen Abgrund der Verworfenheit zeigen würde, der kaum eine Aussicht auf sittliche Entwickelung zuliesse.

Um den Werth der 150 unter bestimmte Rubriken gebrachten Pièces zu bezeichnen, welche dieser zweite Band enthält, wird eine kurze, übersichtliche Inhaltsangabe genügen.

Die erste Abtheilung bezieht sich auf den Clerus und enthüllt, neben zahlreichen Belegen von der Zuchtlosigkeit und Verwilderung der Priesterschaft, den unter geistlichen Corporationen vorwaltenden Hader. Entführungen von Ordensschwestern gehören so wenig zu den Seltenheiten, wie Klosterbrüder, die sich an ihren Abt vergreifen. Blutige Raufereien der Schüler der Universität Orléans beruhen meist auf der scharfen Sonderung in Landsmannschaften, oder der vermeintlichen Beeinträchtigung hergebrachter Vorrechte.

Dann folgt die Noblesse und wenn wir hier wiederholt der Erlaubniss zur Befestigung adliger Höfe begegnen, so wird die Annahme, dass

eben so oft auch ohne Einwilligung des h
sten Lehensherrn die curia in ein castrum
missimum verwandelt wurde, keine gew
sein. An Absagebriefen von Rittern und K
pen an Städte ist kein Mangel; Fehden g
vorzugsweise die Veranlassung zum Einschre
des Königs ab; die Beweise für eine mas
Erbitterung, die im Landvolke gegen den
herrschte, häufen sich. Gnadenacte wegen
übten Todschlags, wegen Friedbruchs, Rä
reien oder Entführung adliger Frauen.

Die dritte Rubrik, »Guerre« überschrie
führt das Söldnerwesen jener Zeit an uns
über, jene Banden zuchtloser Armagnacken,
wenn der Staat sie nicht verwandte, d
Krieg auf eigene Hand sich nährten; vor i
flüchteten sich die Landbewohner in die
der, gaben ihre Hütten preis, bargen sic
Schluchten und Höhlen, oder nahmen bl
Rache an zusammengelaufenen Rotten von
bern, die ihre Dörfer geplündert, ihre Fr
geschändet hatten. Dafür fanden sie mitu
die Unterstützung königlicher Soldknechte.
fahren gegen Spione und Ueberläufer. Die
den folgenden Abschnitte »Paysans« und »
de métiers«, anbelangend, so giebt der e
manche interessante Belege für die Zustä
der Unfreiheit und der zahlreichen Abstufu
derselben, welche sich auch in Frankreich
ausstellen, während die Mittheilungen über
Verhältnisse der Handwerker und städtis
Zunftgenossen überaus karg ausfallen.

Der an Reichhaltigkeit bei weitem über
gende Abschnitt führt die Ueberschrift »Cri
et délits«. Es sind zum grösseren Theile
pellationen vom Spruche des Prévôt entw

an die höhere Instanz (das Parlament) oder unmittelbar an den König, und es ergiebt sich aus ihnen, dass die Angeschuldeten gewöhnlich Monate lang in Haft lebten, bevor sie zum Verhör gezogen wurden und dass die Folter fast überall behufs Beschleunigung des Geständnisses Anwendung fand. Bei geringfügigen Vergehen wurde der richterliche Spruch häufig wegen bereits erlittener schwerer Tortur durch einen königlichen Gnadenact für aufgehoben erklärt. Meutereien in Städten und die durch unerträglichen Steuerdruck hervorgerufenen Aufstände auf dem flachen Lande unterlagen der härtesten Züchtigung, während ein im Affect begangener Todschlag selten schärfer als mit halbjähriger Haft bei Wasser und Brod bestraft wurde. Fluchreden, Gotteslästerungen werden nach Umständen mit auferlegter Betfahrt oder dem Darbringen von Altarkerzen gesühnt; ist ein Selbstmord unter mildernden Umständen erfolgt, so erlässt der König wohl die herkömmliche Einziehung des Vermögens. Die Ermordung eines Mannes, welcher Gewalt an Frauen geübt hat, namentlich des auf frischer That ertappten Ehebrechers durch den betreffenden Ehemann, giebt jedesmal Gelegenheit zur Verkündigung königlicher Gnade. Ein Finanzbeamter, der des Unterschleifs oder der Fälschung von Rechnungen überführt ist, wird, wenn er bis dahin einen unbescholtenen Wandel geführt hat und überdies im Stande ist, den Schaden zu ersetzen, der Strafe entzogen, zuweilen mit dem Zusatze, dass sein guter Name durch das Geschehene nicht geschmälert sein solle. An Falschmünzern wird durchschnittlich das Urtheil »d'estre boully« vollzo-

gen; doch begegnen wir hier auch dem I
dass der König das Todesurtheil eines G
schmieds, der in Folge der Kriegslasten r
und nach seiner sämmtlichen Habe durch
pfändung oder auf dem Wege der Zwangsv
streckung verlustig gegangen war und, um
arme Leben von Frau und Kindern zu fris
einige Groschen geprägt hatte, in mehrmo
lichen Kerker bei Wasser und Brod verw
delt. Ein Wildschütz, der im Walde der K
gin gejagt und sich verbindlich gemacht ha
einem Händler 100 Kaninchen (connins) fü
Livres zu beschaffen, wird von der Köni
»parcqu'elle ne vouloit sa personne estre
griefment traictiée ou malmenée« zu einer G
busse begnadet, welche den Predigermönche
Tours zufliessen soll.

Nächst Raub und Diebstahl — wegen
ringfügiger Entwendungen, zu denen die höc
Noth getrieben hat, wird die Strafe gern er
sen — nimmt die Aufzählung von an Fra
begangenen Schandthaten, Unzucht der W
fahrer an heiliger Stätte, unnatürlicher Woll
Liebestränken, welche von Juden verkauft
etc., den meisten Raum ein.

Den Schluss bilden »Comptes et inven
res« zwei in den Jahren 1418 und 1420
genommene, über 120 Seiten sich verbreite
Verzeichnisse der joyaux de la couronne,
solche in verschiedenen königlichen Schlöss
verwahrt wurden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. Stück. 8. Februar 1865.

Daniel the Prophet. Nine lectures delivered in the divinity school of the University of Oxford, with copious notès. By the Rev. E. B. Pusey, D. D. Regius professor of Hebrew, and Canon of Christ Church. John Henry and James Parker, Oxford etc. 1864. XL u. 628 S. in Octav.

Wie es sich mit den neun Oxforder Vorlesungen verhalte welche den ganzen Inhalt dieses sehr eng gedruckten und ungemein vielerlei enthaltenden grossen Buches gebildet haben sollen, kann den Lesern desselben ziemlich gleichgültig sein. Von dem lebendigen Hauche welcher freie Vorträge zu tragen pflegt, findet man in ihm nichts: es gibt fast durchaus nur die gelehrte Büchersprache wieder, nur dass die fortlaufende Rede von einer Menge von Anmerkungen und einigen Anhängen unterbrochen ist. Sein Verfasser selbst ist auch in Deutschland bekannt genug: und wir beurtheilten erst neulich in dem Jahrgange 1862 S. 323 ff. 1681 ff. sein ähnlich ungemein gross angelegtes Werk

über die Kleinen Propheten. Ob jenes W
vollendet sei wissen wir zur Stunde nicht:
gegenwärtige aber über das B. Daniel wel
nicht einmal eine fortlaufende Erklärung
selben sondern nur das was man jetzt eine
leitung in das Buch nennt zu geben bestin
ist, schliesst wohl das ausführlichste aber
von dem Gegenstande abschweifendste in
was jemals über diesen geschrieben ist.

Nun weiss jeder Sachkenner, dass es
dem B. Daniel innerhalb der Entwickelung
neueren Wissenschaft ebenso gegangen ist
mit allen andern Büchern der Bibel. Sol
diese Wissenschaft ihre Kräfte selbständiger
suchte, wurden eine Menge theils halb richt
theils auch ganz verkehrter ja leichtsinn
und unwürdiger neuer Ansichten über es au
stellt; und das lag bei ihm um so näher
einzelne Stücke von ihm besonders wegen
ganz eigenthümlichen Kunst der Darstellung
che in ihm herrscht für unsre späten Ze
sehr schwer verständlich geworden waren.
lein die bessere Wissenschaft liess sich u
uns dadurch nicht abschrecken ihre Bahn
verfolgen: so ist das Verständniss des Bu
nach allen Seiten hin schon bis heute im
sicherer geworden, und auch hier hat sich
währt dass der ächte Werth eines Biblis
Buches durch sein allseitiges richtiges Verst
niss nur gewinnt. Es ist erkannt dass
Buch von dem alten weisen Daniel weder
schrieben ist noch im groben unkünstleris
Sinne geschrieben sein will, dennoch aber
wohl in sich selbst als für die Entwickelung
wahren Religion in einer ihrer gefahrvollsten
ten vom höchsten Werthe bleibt. Dieses Erg
niss hat sich unter uns längst fest genug g

det, und vergeblich wird man künftig an ihm noch viel rütteln können. Allein wie der bejahrte Oxforder D. Pusey nun fast sein ganzes Leben mit dem Anklagen und Verdächtigen auch der besseren Deutschen Wissenschaft hingebracht hat, so ist er auch gegen jenes Ergebniss unserer wissenschaftlichen Bemühungen um das B. Daniel aufs heftigste erzürnt; und sichtbar genug ist dieser sein Zorn in der jüngsten Zeit um so glühender entbrannt je mehr er nun auch dichte um sich in England und am meisten in der Englischen Staatskirche selbst ja auf der Universität Oxford die ihm verhassten Ansichten emporkommen sieht. Er veröffentlicht also nun dies grosse Buch um die zu widerlegen welche er für seine Gegner hält: und wohl könnte man die ungemeine Mühe und Arbeit bewundern welche er sich deshalb gibt, wenn nur sein Werk selbst wie er es hier nicht ohne Anmassungen aller Art veröffentlicht aus einem lautern Geiste geflossen wäre und wirklich das bewiese was es mit einem so ungeheuern Wortaufwande beweisen will.

Allein schon der eben erwähnte heftige Zorn auf die Deutsche Wissenschaft und deren Ausbreitung von welchem der Verf. sich durch das ganze Werk hindurch leiten lässt, muss gegen ihn zeugen. Was haben doch solche Feindschaften und bittere Stimmungen welche, sobald sie laut werden wollen, nur zu leicht auch in Ueberhebungen und Anmassungen schlimmer Art überfliessen, mit der Wissenschaft in ihrer Ruhe und mit der Sammlung zu thun deren sie um ihre schweren Aufgaben glücklich zu lösen bedarf? und wie regen sie sich gerade bei der Bibel doppelt unheilvoll! Der Verf. nennt alles was er hier bestreiten will beständig nur Un-

glauben und Läugnung des Christenthumes
er weiss die Deutsche Wissenschaft nur
als »die Schule der Revolution« zu bezeich
Da es sich nun näher um das B. Daniel
delt, so liegt ihm auch der Name »die Sc
des Porphyrios« stets zur Hand, als wären
solche Christenfeinde wie der bekannte Por
rios. Umsonst ist für ihn in diesen Gel.
1859 S. 270 f. darauf aufmerksam gemacht
bereits vor diesem Philosophen des untergel
den Heidenthumes der berühmte Kirchenv
Hippolytos im B. Daniel Anspielungen auf
Geschichte der Ptolemäer und Seleukiden f
er hat diese Stelle in den Gel. Anz. gele
und hält dennoch die durchaus grundlose
sicht fest unsre heutige christliche Wissensc
sei erst durch den Heiden Porphyrios ins Le
gerufen und wolle nichts anderes als was di
Christenfeind wollte. In dieser tödlichen
dächtigung aller unserer auch der gewissen
testen und christlichsten Wissenschaft ist er
einmal alt geworden, als ob die Vorurtheile
Jugend sich durch ihr Erstarren und Versto
im Alter bessern könnten. Aber wenn er sc
zum voraus so starr und steif gegen die
genauerer Untersuchung sich ergebenden
kenntnisse eingenommen ist, so wundern
uns über sein Verfahren im Einzelnen ni
Er wählt sich am liebsten nur die von der
seren Wissenschaft unserer Tage längst verw
fenen Schriftsteller um diese weitläufig zu
derlegen: und wirklich ist bloss dadurch
Werk so ungeheuer angeschwollen; die Ansi
ten der tieferen Forscher berücksichtigt er
weniger, sucht sie nicht einmal vollständig
und bekümmert sich nicht darum sie genüg
zu begreifen und richtig darzustellen. Ein

liebtes Mittel die welche er für seine Gegner hält zu widerlegen ist ihm nur den wirklichen oder scheinbaren Widerstreit zwischen ihnen spottend hervorzuheben, während ihm das Wichtige worin sie übereinstimmen für nichts gilt. Aber anstatt in ihre Ansichten näher einzugehen, verdammt er sie sämmtlich zum voraus als rein nur aus »Unglauben« und anderen solchen Antrieben geflossen. Wie zur gerechten Strafe dafür bleibt ihm denn auch fast alles und jedes irgend Schwierige worüber er richten will selbst ganz fremd und unverständlich dastehen; und sieht man auf die Frucht dieser ungeheuer langen Arbeit, so ist sie für unser Verständniss des Buches wo es etwas dunkeler ist sehr unfruchtbar. Hat er doch nach S. 214 den Grundsatz für die Männer des »Glaubens« komme es überhaupt in der Bibel nicht auf den einzelnen Sinn der Worte und Stellen in ihr an, und es sei ganz gleichgültig ob sie im Verständnisse derselben übereinstimmten oder nicht: das sagt und danach handelt der heutige Regius professor des Hebräischen in Oxford! Man könnte also diese wie alle seine Schriften über die Bibel völlig unbeachtet vorübergehen lassen, da ihm gerade seinen Grundsätzen zufolge ein genaueres Verständniss und demnach auch eine erspriessliche Anwendung der H. Schrift doch nicht am Herzen liegt und seiner Seele tiefstes Bestreben ganz anderswohin geht. Nur weil dieses Riesenbuch welches ganz abgesehen von seiner schillernden Sprache schon durch seinen gewaltigen Leib die Augen der Unerfahrenen blenden könnte, von der einen Seite dem Verf. durch unsre eigne Wissenschaft wie abgenöthigt ist, von der andern als ein letzter Versuch seiner Art gelten kann, scheint es uns nützlich

seine Ansichten und sein Verfahren unsern
sern etwas näher vorzulegen. Wir halten
dabei an das Wesentliche und noch heute
ganz Unwichtige, so dass wir hoffen kö
auch für die Wissenschaft selbst hier ei
Nützliche zu bemerken.

Man muss jedoch beim Ueberblicke kur
gen der Verf. habe weder den Kern noch
Aeussere und die Geschichte des B. Danie
griffen. Um jenes zu beweisen gehen wir
sogleich von dem tiefsten und am schwe
lösbaren Räthsel des Buches aus, der We
gung über die Siebenzig Wochen c. 9. D
Stück ist wirklich Weissagung, und Dr. P
geht das grösste Unrecht wenn er unsrer
senschaft bald offen bald versteckt vorwirf
wolle weder in diesem noch in den andern
cken des Buches ächte Weissagung anerke
Vielmehr wirft sie, um nicht alles zu verw
und den ächten Sinn des Verfassers des Da
buches nicht zu verfehlen, nur die Frage
wo die wirkliche Weissagung d. i. die von
wirklichen Zeit des Verfassers ausgehende
ginne und was sie enthalte. Bei Pusey ver
es sich nach seinen um solche genauere Fr
gänzlich unbekümmerten Voraussetzungen
selbst dass er in den Zahlenbestimmungen
ses Stückes 9, 24—27 den geschichtlichen
stus sogar nach dem Jahre seiner Erschei
geweissagt finden will, obgleich ihn zu so
Voraussetzung nicht einmal irgend eine S
des NTs befugt, da die Anspielungen des
auf einzelne Bilder des B. Daniel so allge
und so frei sind dass niemand daraus eine
fugniss oder gar eine Verpflichtung das
der geschichtlichen Erscheinung Christus' in
geweissagt zu finden ableiten kann und ehe

gerade Gegentheil davon aus dem NT. sich beweisen lässt; denn wenn die letzten viertehalb Jahre von den siebenzig Jahrwochen in der Apokalypse und sonst in ihm noch als Zukunft betrachtet werden, so können die Zahlen im B. Daniel schon deswegen gar nicht auf die geschichtliche Erscheinung Christus' bezogen werden, was gerade der gläubigste Christ am bestimmtesten einsehen sollte. Allein Dr. P. ist gegen alle solche Wahrheiten unempfindlich: weil er aber zugeben muss dass 7 mal 70 oder 490 Jahre von etwa 600 oder von 586 n. Ch. an gerechnet zu den Jahren der Erscheinung Christus' nicht stimmen, so kehrt er zu der Auskunft einiger früheren Ausleger zurück man müsse bei den Worten Dan. 9, 25 nicht an das Jahr 586 n. Ch. welches doch der Prophet mit Jeremja selbst als seiner Quelle klar genug meinte, sondern an das Jahr der Rückkehr Ezra's aus dem Osten 459 v. Ch. denken. Da dieses aber den Worten des Danielbuches schnurstracks zuwiderläuft, so ist nicht nöthig die übrigen Irrthümer nach welchen dieser neueste Gelehrte das Verständniss seiner Worte sich willkürlich aufbauet weiter zu widerlegen. Die richtige Ansicht über die ganze Stelle ist jetzt nicht mehr zweifelhaft; und was er gegen diese nur durch jenen Grundirrthum wie gezwungen vorbringt, hat keine Bedeutung. Allerdings sind die Worte 9, 24—27 sehr schwer: hat man sich aber einmal durch gute Gründe überzeugt dass der prophetische Verfasser einer genauen Zeitrechnung für die von ihm genau unterschiedenen drei Zeiträume der zu seiner Zeit schon wirklichen Vergangenheit folgt, so erkennt man sicher genug dass die Berechnung dieser Zeiträume wie sie hier mit genug klaren Worten vorgezeichnet ist vollkommen zutrifft

sobald man annimmt dass in dem jetzigen
gefüge entweder hinter שבוע אחד und vor
השבוע v. 27 oder vielmehr hinter v. 2
paar Worte wie שָׁבֻעִים נִקְצַר לַשַּׁבָּת
»doch um 70 Jahrwochen ist es des Sa
wegen verkürzt« oder bloss מִנְיָן לשבת
ausgefallen sind. Die leichte Möglichkeit
Ausfallens gerade dieser Worte ergibt sich
aus den Buchstaben. Nur so lange man m
konnte der prophetische Zeitberechner u
Danielbuches habe sich mit unbestimmteren
den Zahlen begnügt, war bei der Erklärun
Worte ein etwas freierer Spielraum gegeben
Beispiel des B. Henókh und der übrigen
wandten Bücher zeigt aber wie genau
künstliche Rechnungen sein können; und
das genaue Zutreffen kann doch den Rei
cher Räthselberechnungen schaffen und ihr
sung sichern.

Indessen ist dieser tiefste Kern dem B
niel vorzüglich nur deshalb eingefügt um
ersten Leser auch über die Zeit von welch
seine reine Weissagung gelten solle nicht
gend einem Zweifel zu lassen. Dem letzten
und Zwecke nach kommen alle seine üb
vier Weissagungsstücke c. 2. 7. 8. 10—1
denselben Inhalt zurück: und die Kunst in
sen ist nur díe dass auch abgesehen von
Zeitrechnung die Zeitumstände in welche
eintreffen sollte stufenweise immer bestin
und wenigstens für den aufmerksamen
greifbarer angedeutet werden. Also werden
zwar auch die vier heidnischen Weltreiche
che nach dem Danielbuche seit der Zerst
des alten Reiches Israel's die Weltherrsch
éiner Reihe folgend behaupten c. 2 u. 7 i
genauer bezeichnet: aber dass es sich hier üb

vorzüglich nur um das griechische Weltreich Alexanders und seiner Nachfolger handle, zeigt sich schon vom zweiten Stücke c. 7 an stufenweise immer deutlicher; und alle die drei letzten Stücke schliessen die Andeutung der wirklichen Vergangenheit und Gegenwart mit dem hell genug durchleuchtenden Bilde des damals noch lebenden hier nur dem Namen nach nicht zu bezeichnenden Antiochos Epiphanes. Beginnt nun die wirkliche Zukunft des Danielbuches nach der klaren Zeichnung aller seiner vier Weissagungsstücke mit den letzten Jahren dieses damals noch mächtig herrschenden Königs, und stimmt damit auch die in ihm so wie die Zeit und die Kunst es erlaubte deutlich genug ausgedrückte Zeitrechnung überein, so ist schon damit der Beweis über das nothwendig anzunehmende Zeitalter dieses Buches gegeben. Dr. P. aber muss sich diesem Beweise gegenüber rein abweisend und läugnend verhalten: dies ist zwar nur só möglich dass man den einfachen sichern Sinn des Buches umkehrt; allein wir begreifen wie er auch dazu bereit sein kann. Er meint nämlich das vierte der Weltreiche Daniel's müsse das Römische sein, welches man sich dann weiter noch heute fortdauernd zu denken liebt: und anscheinend hat er darin wenigstens für das wirkliche alte Römische Reich ein Recht. Denn nachdem die Römer über hundert Jahre nach dem um 168 v. Ch. verfassten Danielbuche als Oberherren der Judäer an die Stelle der Griechischen Herrschaft getreten waren und bald sich unter ihnen gründlich verhasst gemacht hatten, ist es nicht auffallend dass man Worte des Danielbuches welche es ihrem allgemeinen Sinne nach leicht zuliessen auf sie bezog; und war das von dem Buche ge-

weissagte Messianische Alter noch nicht ers
nen, so musste es eben mit allen seinen Zei
und Merkmalen ferner erwartet werden.
war eine ganz einfache und unwillkürliche
wendung von einzelnen abgerissenen Worten
nun schon heilig gewordenen Buches: nie
dem fiel es aber dabei ein eine genaue wi
schaftliche Erklärung des ganzen Inhaltes
Buches nach dieser in der drängenden Ge
wart sich unwillkürlich darbietenden blossen
wendung einzelner Worte von ihm geben
wollen. Setzt dagegen jetzt Dr. P. voraus
müsse nach dieser damals hie und da einrei
den Anwendung einzelner Worte des Buche
les in ihm erklären und den ursprünglichen
seines Verfassers danach bestimmen, so ge
damit weit über alles hinaus was das Röm
Zeitalter selbst mit Einschluss des NTs w
thut durch die Ausführung seines willkürli
Unternehmens dem Sinne und Geiste des
fassers des Buches und diesem selbst ein
recht an welches bei einem Gelehrten
grösser sein kann, und vermag folgerichtig
nur allerlei völlig grundlose und untreffende
sichten über den wirklichen Inhalt des Bu
aufzustellen. Ja die Verkehrtheit seines Ve
rens muss sich hier fast auf den ganzen I
des Buches ausdehnen, weil er sein schlage
Herz verkennt und wegen seiner eignen g
gen Entfremdung von ihm es in seinem i
den heiligen Eifer lieber zerstören möchte.
zerstört so z. B. den ganzen Sinn eines gr
Haupttheiles des Buches und zugleich seine
lage und Kunst indem er, um das Röm.
Reich in dem vierten Daniel's zu finden,
zugibt dass die Schilderung in dem Stücke
nicht bis zum Römischen Reiche herabre

wohl aber in den übrigen; dass Antiochos Epiphanes zwar 8, 23—25 gemeint sei, nicht aber in den ganz entsprechenden Stellen. Ueber die so ausführlichen und (hätte der prophetische Verfasser nicht der Kunst zufolge die verdeckte Schilderung der Vergangenheit wählen müssen) fast ganz geschichtlich -gehaltenen Gemälde der Ptolemäer und Seleukiden c. 11 redet Dr. P. in seinem so überaus langen Buche fast gar nicht, als ob er der wirklichen Geschichte wie sie zur Zeit der Abfassung des Buches war ins Angesicht zu sehen eine Scheu hätte: wohl aber behauptet er diese Schilderung springe am Ende plötzlich auf den Antichrist noch unsrer eignen Zeit über, weil der Gewalthaber hier wie c. 7. 9 noch ganz anders übermüthig geschildert werde als Ant. Epiphanes 8, 23—25. Aber »der Fürst der Fürsten« dem dieser nach 8, 25 widersteht, ist ja selbst Gott: und niemand kann läugnen dass schon danach der 8, 23—25 beschriebene Antichrist (wenn man ihn so nennen will) derselbe ist welcher sonst im Danielbuche gezeichnet wird. Doch es wäre unnütz alle die grundlosen Ansichten Pusey's zu widerlegen welche den Sinn und Zweck des Buches selbst betreffen. Sie sind am untreffendsten gerade da wo er (wie in dem eben angegebenen Falle) etwas Neues von sich selbst aus aufstellen will.

Beachten wir nur weiter wie er auch das Aeussere des Danielbuches beurtheilt und richtet! Wer die erste Hälfte dieses Buches c. 1—6 (man zertheilt es jedoch am richtigsten in drei Theile, c. 1 f., c. 3—6 u. c. 7—12) unbefangen in sich aufnimmt, wird nicht entfernt daran denken diese Stücke unmittelbar von Daniel's eigner Aufzeichnung abzuleiten: so völlig wie über einen Mann des Alterthumes wird über

ihn sogar unter grossen Lobeserhebungen a
Art in einfacher Erzählung geredet. Erst
den Worten 7, 2 an geht die Darstellung
einem leichten Anlasse in die lebendigere Er
lung vermittelst des *Ich* über: wer aber die
genthümliche Art von Schriften kennt in de
Reihe sich dieses Buch seiner Kunst und
nem Zwecke ebenso wie seinem Zeitalter n
stellt, der begreift um so leichter dass di
Wechsel eben nur zu der schriftstelleris
Farbe und Kunst aller solcher Schriften geh
Ja schon weil das Buch trotz einiger kle
Unebenheiten in der Erzählung (wie 1, 21.
1) unstreitig von demselben Verfasser ist, k
seine zweite Hälfte nur so wie die erste auf
Namen Daniel's zurückgehen; und sein wi
cher Verfasser hat bei seinem Entwerfen si
nicht gemeint dass solche wohlgesinnte L
wie er sie sich wünschte die Kunst seines V
kes so schwer missverstehen und es im gro
Sinne unmittelbar von Daniel's Hand able
würden. Es gibt schriftstellerische Sitten
Künste welche aus den besondern Bedürfni
gewisser Zeiten sich hervorbilden: wir ha
aber jetzt das Hebräische Schriftthum in a
seinen Ausbildungen und Wandelungen genu
cher wiedererkannt um einzusehen sowohl
wie hohe herrliche Kunst in ihm herrschte
wie sehr diese nach den Zeiten wechselte.
soll man also sagen wenn Dr. P. dies alles
gleich man es heute unschwer erkennen k
gänzlich verkennt und missachtet? Dass Da
mit so grossen fortlaufenden Lobeserhebu
habe von sich selbst reden können, will er d
Fälle wie Joh. 19, 35. Apoc. 21, 14 erhär
allein wer das Johannesevangelium und die A
kalypse versteht, begreift dass diese Stellen

lig unähnlich sind. Man muss hier vielmehr das B. Jona vergleichen: wie dieses nicht von dem alten Propheten Jona geschrieben sein will, ebenso wenig will das B. Daniel so grob verstanden werden. Aber Dr. P. hat sich überhaupt von allem Schriftthume des Volkes Israel's gar keine klare Vorstellung gebildet, diese sich auch nicht bilden können weil sein Auge für alles was seiner ungeschichtlichen Voraussetzung widerstrebt verschlossen ist. Sein einziger Gedanke ist »Gott hat mir befohlen zu glauben das B. Daniel welches in der Bibel steht sei von Daniel selbst geschrieben«, während er weder beweisen kann dass Gott ihm oder irgend einem andern Christen dies befohlen habe, noch bedenkt dass Gott ihm ganz sicher befehle wie über alle Geschichte so insbesondre über die der wahren Religion mit allem was dazu gehört sich und Andre nicht absichtlich zu täuschen, sei es auch unter welchem irgend denkbaren Vorwande.

Darum kann er denn ferner auch nicht die ächte Farbe und das Verhältniss der beiden Sprachen verstehen welche im B. Daniel zusammenstehen und wobei allerdings uns heute beim oberflächlichen Anblicke manches sehr dunkel ist, zumal wir vom Aramäischen um welches es sich hier besonders handelt aus so frühen Zeiten nur wenige Urkunden besitzen. Er will hier beweisen das B. Daniel müsse auch deshalb schon im sechsten Jahrhunderte vor Chr. geschrieben sein weil seine Aramäische Sprache dér im B. Ezra gleich, dagegen von dér der ältesten Targûme sehr abweichend sei. Gerade auf diesen Beweis legt er sehr viel Gewicht, bringt von allen Seiten Stoffe herbei ihn zu begründen, und füllt damit einen grossen Theil

seines Werkes aus. Allein er täuscht sich au
hier überall. Dass das Aramäische des Dan
buches dem des Ezrabuches vollkommen e
spreche ist unrichtig: wir brauchen hier
(um anderes zu übergehen) an die entscheiden
Thatsache zu erinnern dass in jenes bere
Griechische Wörter eingedrungen waren, welc
vor den Zeiten Alexanders und der Seleuki
eine Unmöglichkeit ist. Wir haben jedoch f
alles was hieher gehört schon auf eine äh
che Veranlassung in den Gel. Anz. 1861 S. 10
ff. so ausführlich erörtert dass es überflüs
wäre jetzt darauf zurückzukommen, zumal
Verf. jene Erörterung nicht beachtet hat.
fällt hier vielmehr S. 28 ff. so weit hinter
unsre heutigen Sprachkenntnisse zurück dass
läugnet das Wort *συμφωνία* habe im Seleuki
schen Zeitalter auch ein besonderes Musikwe
zeug bedeutet und dass er dieses Wort n
der abweichenden Lesart כִיפֹנְיָא gar wieder
dem Semitischen ableiten will, wobei er sich
einige ganz unbedeutende Deutsche Schriftste
neuester Zeit beruft; er hätte dann wenigst
zeigen sollen dass das Wort auch in dieser
ner kürzeren Aussprache wie sie sich in eini
Handschriften findet eine Semitische Bildung
Ableitung habe. Von der anderen Seite ist
Aramäische der Targûme allerdings von g
anderer, vorzüglich von reinerer Sprachfar
allein wie alt auch die ältesten derselben sei
hat Dr. P. hier keineswegs nach genaueren F
schungen erörtert; und gingen sie wie man d
annehmen muss zuerst von den östlichen o
babylonischen Judäern aus, obgleich später a
sogenannte Jerusalemische hinzukamen, so
klärt sich der Abstand der Aramäischen Spra
farbe in ihnen auf eine ganz andre Art wel

sicher die einzig richtige ist. Denn dieser Abstand ist allen geschichtlichen Zeugnissen zufolge nicht sowohl ein zeitlicher als ein örtlicher. In Palästina bildete sich seit den Zeiten des neuen Samarien's und neuen Jerusalem's das hier heimisch werdende Aramäische in einer eigenthümlichen Gestalt aus: es blieb hier zum Theil in dér älteren Gestalt fester stehen welche es zur Zeit seiner Verpflanzung hatte, wie man in der Sprachgeschichte oft ähnliche Erscheinungen findet; theils nahm es manche mehr Hebräische Farben an. Wir sehen dies klar am Samarischen: und da die Aramäische Sprache des Danielbuches sich diesem stark zuneigt, so liegt ja darin nur ein neuer Beweis für die Wahrheit dass dieses Buch nicht im Osten und damit etwa von Daniel selbst sondern im Westen geschrieben ist. Aber auf dasselbe führt auch der Wechsel des Hebräischen mit dem Aramäischen welchen das Buch in einer so seltsamen Weise zeigt. Betrachtet man diesen näher, so kann sein Grund nur dárin liegen dass der Verfasser des Buches in einem Lande und einer Zeit schrieb wo beide Sprachen ziemlich leicht neben einander, das Aramäische aber doch als Schriftsprache noch leichter verstanden wurde, so dass das Buch wohl lieber ganz Aramäisch geschrieben wäre wenn sein Verfasser es nicht vorgezogen hätte seines höheren prophetischen Inhaltes und Zweckes wegen das Hebräische wenigstens vorne und am Ende zu gebrauchen und vorzüglich seine rein prophetischen Stücke lieber Hebräisch einzukleiden, wie von c. 8 an geschieht. Aehnlich verhält es sich auch mit dem Wechsel beider Sprachen bei dem Chroniker in dem jetzt sogenannten B. Ezra. Ein solches Nebeneinanderbestehen beider Sprachen weist

uns eben auf Palästina hin, so wie die spr
lichen Verhältnisse in diesem noch im J.
vor Ch. waren: denn eine neue Wendung d
brachten bald darauf die Makkabäischen Z
hervor, indem sie das Neuhebräische zur Sch
sprache erhoben, wodurch denn auch das
mäische als Palästinische Schriftsprache r
zurückgedrängt wurde bis es aus neuen U
chen dennoch wieder sehr überhandnahm.
niel selbst aber würde zu seiner Zeit eine Sc
entweder rein Aramäisch oder wie Hezeqiel
Hebräisch abgefasst haben.

Aber auch die älteste Geschichte unsres
nielbuches und dessen was wir sonst von
niel wissen kann Pusey aus der einfachen U
che weil sie seiner starren Voraussetzung wi
spricht nicht richtig verstehen, sondern r
sich sie nach ihr gewaltsam umzudeuten be
hen. Vergeblich strengt er alles an um
Beweise zu entfliehen dass der weise Daniel
strengeren geschichtlichen Wahrheit nach s
in der Assyrischen Verbannung gelebt ha
muss: er bedenkt nicht einmal dass wenn
dieses läugnet, dadurch nur die Anmassung
der Unglauben derer gefördert wird welch
unsern Tagen gerne alle wahre Geschichte
flüchtigen und den Daniel zu einem rein u
schichtlichen Wesen machen. — Was aber
wichtigste Zeugniss über die älteste Geschi
des Danielbuches betrifft, so strengt er
ebenso vergeblich an einen Grund zu fi
warum es nicht in den ächten alten Kanon
Prophetischen Bücher des ATs sondern nur r
in den dritten und letzten Haupttheil desse
aufgenommen sei. Er wiederholt hier näm
bei aller Weitschweifigkeit womit er dieses
handelt im Wesentlichen nur die Meinung H

stenberg's das Buch sei in den Prophetenkanon nicht aufgenommen, weil Daniel kein öffentliches Amt als Prophet Israel's bekleidet habe: diese Meinung ist längst widerlegt. Zum Glück war das Prophetenthum in Israel nie an ein öffentliches Amt gebunden, was heute nur solche behaupten die keine klare Vorstellung von seinem Wesen und seiner Freiheit haben. Soll aber die Aufhebung des öffentlichen Wirkens der Propheten in der Verbannung hier eine Bedeutung haben, so dürfte auch Hezeqiel's Buch nicht unter den Propheten des ATs seinen Platz behaupten. Aber bei den Propheten Israel's war ja überall nur das Kommen des rechten Gotteswortes in welcher Gestalt auch von Bedeutung: und in dieser einzigen Hauptsache gilt der Daniel unsres Buches als ein ächter voller Prophet. Auf Pusey's Wege lässt sich also nie verstehen warum dieses Buch nicht von Anfang an, wie es nachher in den LXX unbedenklich geschah, in die Reihe der Prophetenbücher ATs aufgenommen wurde. Nur wenn das Buch wirklich erst so spät entstand wie es allen übereinstimmenden Merkmalen nach entstand, erklärt sich die Stellung welche es im Hebräischen Kanon behalten hat.

Wir haben jedoch hier nicht Raum alle die Irrthümer und schiefen Urtheile des Verfs zu berühren: auch wird man unter uns wohl der Ansicht sein dass dies kaum nöthig sei. Wir heben daher zum Schlusse nur noch eins hervor. Der Verf. leidet nicht bloss bei dem Buche Daniel sondern auch bei allen anderen in der Englischen Bibel enthaltenen an derselben steifen Abhängigkeit vom Buchstaben, einer Grundvoraussetzung über die Heiligkeit des Biblischen Buchstabens zufolge welche selbst von vorne an ohne Grund ist und in der That nur auf eini-

gen durchgreifenden Missverständnissen sc
der Bibel selbst als des Christenthumes un
ler Geschichte beruhet. Sogar das B. Qoh
ist ihm (im Widerspruche mit Hengsten
Keil und andern neuesten Gelehrten seiner
nen Art) sicher von Salomo selbst geschri
und die Bücher welche man heute nach
und Nehemja benennt sind ihm ganz so wi
sie haben von Ezra und Nehemja verfasst.
kann alles von diesem Sinne und Geiste
ihm in dem jetzt von ihm veröffentli
grossen Buche nachlesen, wenn man es
noch von Bedeutung hält. Allein bei de
Nehemja kommt ihm dabei einmal nach S.
der darin erwähnte Hohepriester Jaddua
in die Quere: dieser lebte, wie wir aus an
Quellen sicher wissen, als Hohepriester no
Alexander's Zeit, kann also unmöglich unte
hemja schon Hohepriester gewesen sein, und
doch im B. Neh. 12, 22 vgl. mit v. 11 als
cher erwähnt. Hier kommt also wie tau
mal sonst die Grundvoraussetzung unsres
in schwere Verlegenheit: allein rasch ents
sen will er die Erwähnung Jaddua's aus
B. Nehemja herausschaffen und führt sie
eine blosse sogenannte Glosse zurück.
Auskunft ist zwar hier nicht bloss willkü
sondern auch ganz unmöglich; der Name
hier sogar zweimal in verschiedenem Zusam
hange, und niemand der das B. Nehemja in
sammenhange versteht kann behaupten wir
ten hier eine nicht zu ihm gehörende s
Glosse. Aber wenn der Verf. einmal an d
Stelle sich solcher Freiheit bedient und
Biblischen Buchstaben hier wankend ma
will, wie kann er mit irgend einer Folgeric
keit unsre heutige Wissenschaft anklagen?

nur dieselbe Freiheit welche diese übt nur leider ganz am unrechten Orte an sich reisst, was will er noch mit diesem ganzen langen Buche und allen seinen übrigen Schriften gleichen Geistes?

So endigt er mit einem Selbstwiderspruche welcher nicht schlimmer sein kann. Denn schon ist durch sein seit so vielen Jahrzehenden hartnäckigst fortgesetztes Verfahren ein allen Augen sichtbarer grosser weiter Schaden geschehen, zunächst und am empfindlichsten in England und überall wo dieses heute herrscht, dann aber auch sonst in weiten Kreisen. Noch in vorigem Jahre (1864) hat er als öffentlicher Ankläger jeder auch der besseren Biblischen Wissenschaft auf seiner eignen Universität Unruhen Aergerniss und Zerstörung genug gestiftet; und noch jetzt rühmt er nach S. 393 seinen einstigen Universitätsgenossen und gleichgesinnten Mitstreiter *Newman* (obgleich dieser längst offen in das Päpstliche Lager übergegangen ist und die Englische Kirche mit allen übrigen Protestantischen für Satanisch hält), als *one of the most powerful intellects of the day* (was in der That entweder blosse Einbildung von ihm oder niedrige Schmeichelei ist), und lobt von ihm über alles den Spruch *there is but one choice, Infallibility or Infidelity* (was im Munde Newman's ganz richtig ist, weil er bei dieser Wahl unter jener das Päpstliche, unter dieser alles nichtpäpstliche Wesen versteht). Demnach ist er noch heute trotz aller Erfahrungen der letzten Jahrzehende vollkommen ebenso wie Newman gesinnt, und bleibt dennoch aus irgend welchen Antrieben innerhalb der Evangelischen Kirche mit ihren Ehren und Pfründen stehen. Diese ist auch von genug starken Grundlagen um solche schroffe Gegensätze wie ihn und Bischof Co-

lenso innerhalb ihrer Grenzen zu ertrage die Englische Herrschaft hat in unsern genug Einsicht und Kraft bewährt um dieser beiden (wie sie jetzt sind) unver chen Gegensätze zu nahe zu treten und m blossen weltlichen Arme da eine Entsch herbeizuführen wo nur die christliche W und neben dieser die Wissenschaft in hei Weise etwas entscheiden kann. Allein d gensätze sind vor allem durch die so u brochene und durch manche Englische Mis che sogar sehr begünstigte lange Wirks unsres Verf. dort längst scharf genug geg ander gekehrt; und das gegenwärtige B wie nur dazu geschrieben sie noch schwe verschärfen und die Vorurtheile gegen De Wissenschaft noch ärger zu spannen. Sc dort auch das grosse Volk immer unhe in diese Gegensätze hineingezogen, währe sey's alter und neuer Busenfreund Newm Fortschritten seiner Päpstlichen Kirche ve zuschauen kann. Unter diesen Umstände denn wohl desto offener gesagt werden d P. die Wissenschaft als deren Ankläger e jetzt alles trüben will weder jemals frühe stand noch sie heute versteht und über urtheilen durchaus unfähig ist. Möge s England bald Besseres bilden! Anfänge sind zwar schon jetzt gemacht, aber oh gründlichste Anstrengung wird aus ihnen Heilsames entspringen.

H.

Die Pathologie und Therapie der N Krankheiten casuistisch dargestellt von Dr.

nd Rosenstein. Berlin, Verlag von Aug.
schwald 1863. 478 S. in Octav.

Die vorliegende Monographie der Nieren-ankheiten kann allerdings keinen Anspruch f besondere Originalität machen, sie bringt ne wesentlich neuen Resultate eigener For-ung, allein sie giebt eine recht klare und gehende Darstellung der Nierenpathologie nach n jetzigen Standpunkt der Wissenschaft, die, nn sie auch zumeist den Untersuchungen An-rer folgt, doch durchaus von einem selbstän-gen, auf eigener Beobachtung beruhenden Ur-il zeugt, wie auch die zahlreichen, zum gros-n Theil dem Verf. angehörigen Krankenge-ichten beweisen, welche derselben überall zu unde liegen; und darf deshalb keineswegs als e bloss compilatorische Arbeit angesehen wer-n. Der vorliegende Band umfasst die anato-sch nachweisbaren Structurerkrankungen der eren, während die Besprechung der mehr func-nellen Störungen und einzelner wichtiger auch n Krankheiten der übrigen Harnorgane zu-mmender Symptome einem weiteren Bande vor-halten bleiben. Da es sich bei dem Werke eniger um neue Thatsachen als um die Auffas-ng und Verarbeitung des vorhandenen Mate-als handelt, so wird es zur Charakterisirung sselben genügen nur die Darstellung welche sselbe von den gewöhnlich als Morbus Brigh-ii bezeichneten Affectionen giebt, etwas näher rvorzuheben, eben weil sie die Forschung wäh-end der letzten Jahre vorzugsweise beschäftigt nd deshalb seit den letzten monographischen earbeitungen der Nierenkrankheiten die grösste mgestaltung erfahren, ja zum Theil erst ihre igentliche Begründung erhalten haben.

Es kann jetzt wohl als ausgemacht b-
tet werden, dass unter dieser Bezeichnu
schiedene Krankheitszustände begriffen si
die Darstellung derselben als einer Kran
Einheit in dem Sinne, wie sie Frerich
Reinhard durchzuführen gesucht hatten,
geben werden muss, allein es zeigen sic
auch jetzt noch nicht geringe Schwierig
die einzelnen Vorgänge, um die es sic
handelt, mit aller Schärfe von einander z
dern und als anatomisch und klinisch glei
stimmt charakterisirbare Affectionen hin
len. Es ist hier, wie der Verf. mit Rec
merkt, die anatomisch-histologische For
der klinischen Beobachtung vorangeeilt, w
ben durch die schönen Untersuchungen
Meckel und namentlich von Virchow und
Schülern die Veränderungen des eigentliche
senparenchyms, des interstitiellen Bindeg
und des Gefässapparats als anatomisch diff
Krankheitsformen kennen gelernt, allein
zweifelhaft es auch gewiss ist, dass diese
schiedenheiten für den weiteren Verlauf u
ganze Bedeutung des Processes von gr
Belang sein werden, so ist es doch bis
noch nicht gelungen für sie auch klinische
male aufzufinden, welche die Unterscheidun
selben auch während des Lebens ermögli
und eine gesonderte Besprechung derselb
um so schwieriger als die verschiedenen G
meist gleichzeitig afficirt sind und der eige
Ausgangspunkt des Leidens nach unserer
gen Kenntniss kaum je mit Sicherheit zu b
men ist. Es ist deshalb ein strict anatom
Standpunkt in der Eintheilung praktisch
durchaus durchzuführen, es erscheint vie
dem Verf. noch immer am gerathensten, de

fahrungsmässigen klinischen Unterschied zwischen leichten und schweren Parenchymerkrankungen der Niere, welcher sowohl in der Natur der Krankheitsprocesse, als in der Dignität der befallenen Gewebe begründet sein kann, als Eintheilungsprincip für diese Zustände hauptsächlich zu benutzen. Von diesem Gesichtspunkte aus stellt er aus dem früheren Morbus Brightii vier Krankheitsgruppen auf, die wenn die Unterbringung der einzelnen Fälle unter sie auch mitunter zweifelhaft erscheinen kann, doch in der Natur begründet sind.

Die erste Gruppe bildet die einfache Stauungshyperämie der Niere, die durch veränderte Circulationsverhältnisse im Gesammtorganismus, namentlich durch chronische Herz- und Lungenkrankheiten bedingt ist und nicht, wie Verf. früher annahm, als erstes Stadium der diffusen Nephritis, sondern als ein in sich abgeschlossener Zustand betrachtet werden muss, der nie zu tieferen Degenerationen und Atrophie des Organs führt, und deshalb auch nie die weiteren Folgezustände dieser nach sich zieht. Die Veränderungen, welche das secernirende Epithel der Harncanälchen auch hier mit der Zeit erleidet, sollen auf einfachen Ernährungsstörungen desselben in Folge der andauernden Stauung des Bluts in den Capillaren beruhen, nur möchte es schwer sein, die histologischen Differenzen zwischen ihnen und den Veränderungen bei der catarrhalischen Nephritis des Verfs bestimmt zu charakterisiren. Er schliesst sich damit ganz der Anschauung von Traube an, dem er auch in der Darstellung wesentlich folgt. Die Klappenkrankheiten des Herzens will er namentlich auch deshalb nicht als ätiologisches Moment für die degenerativen Formen der Nierenerkrankun-

gen gelten lassen, weil dieselben sonst viel
figer zusammen angetroffen werden müsste
es wirklich der Fall ist und jedenfalls die
fänge der diffusen Nephritis viel öfter beo
tet werden würden. Diejenigen Fälle, in d
er selbst Atrophie der Nieren und Klappenk
heiten des Herzens verbunden fand und d
früher als Grundlage für den Zusammen
zwischen beiden betrachtete, glaubt er jetz
hin deuten zu müssen, dass beide Affect
wahrscheinlich Coeffecte derselben Ursache,
lich des Rheumatismus acutus waren.

Zu der Stauungshyperämie rechnet Verf.
die Albuminurie der Schwangeren,
che, seit Frerichs und Litzmann die Ecclar
gravid. als urämische Erscheinung gedeute
ben, als wirklicher Morb. Br. angesehen zu
den pflegt, während dem Verf. schon die L
tigkeit, mit der dieselbe bald nach der En
dung sich von selbst verliert, durchaus g
diese Annahme zu sprechen scheint. Er
deshalb auch die Entstehung der Ecclampsie
urämischer Intoxication entschieden in Al
und führt dafür an, dass die Albuminurie
selten erst während des Geburtsactes au
und in manchen Fällen von Ecclampsie
haupt nicht beobachtet wird. Am plausibe
erscheint ihm zur Erklärung dieser Erschei
die Traube'sche Ansicht, wonach in Folge
Gebäractes durch die heftigen Contractionen
Uterus, der Bauchmuskeln und der ganzen
permusculatur ein abnorm hoher Druck im
tensystem geschaffen werde, welcher bei der
handenen Circulationsstörung im Abdomen
der Verdünnung des Blutserums durch seine
kung auf die kleinsten Arterien zu Oedem
secundärer Anämie des Gehirns führe, w

bei der grossen Reflexerregbarkeit der Schwangeren, namentlich der Erstgebärenden, dann die Convulsionen hervorrufe. Gerade in den Fällen, wo Verf. wirklichen Morb. Br. bei Schwangeren beobachtete, sah er nie Ecclampsie eintreten, die Kranken aber fast immer einer Metritis oder Peritonitis unterliegen.

Die zweite Gruppe bezeichnet Verf. als catarrhalische Nephritis, sie entspricht der desquamativen Nephritis der Englischen Autoren und umfasst jene Formen, bei denen die entzündlichen Ernährungsstörungen sich auf die Epithelien der geraden Harncanälchen beschränken, mehr oberflächlicher Art, den catarrhalischen Vorgängen auf den Schleimhäuten analog und meist von leichter Bedeutung sind. Die primären Formen sind meist durch Erkältung bedingt und verlaufen unter dem Bild eines catarrhalisch-rheumatischen Fiebers, so dass sie bei nicht genauer Beachtung des Harns häufig übersehen werden. Häufiger ist die secundäre Entstehung durch Weiterverbreitung des catarrhalischen Processes von der Schleimhaut der übrigen Harnwege. Auch die Einwirkung der reizenden Diuretica soll primär immer die Blasenschleimhaut betreffen und die Nierenaffection erst durch Fortschreiten des Catarrhs auf das Nierenbecken und die geraden Harncanälchen entstehen. Die Albuminurie beim Typhus hat nach dem Verf. nur die Bedeutung dieses einfachen catarrhalischen Processes und bedingt keineswegs die übele Prognose, die ihr z. B. Vogel zuschreibt.

Hieran reihen sich die Veränderungen, welche die Nieren im Verlauf der Cholera erleiden, doch sind die Verhältnisse hier complicirter, indem zu der catarrhalischen Reizung die Folgen

Untersuchungen von Schottin u. A. noch keineswegs widerlegt, auch sind ja die neueren, unter Schmidts Leitung von Petroff angestellten Versuche derselben wieder günstig, indem sie die Flüchtigkeit, mit der die Erscheinungen bei Injectionen von kohlensaurem Ammoniak in das Blut vorübergehen und die man als Einwand gegen die Betheiligung desselben bei der Urämie hauptsächlich hervorgehoben hat, durch den Nachweis erklären, dass dasselbe von den gesunden Nieren sehr rasch wieder aus dem Körper entfernt wird und im Uebrigen ein gewisses Verhältniss zwischen der Menge des injicirten Ammoniaks und der Aehnlichkeit der durch dasselbe geschaffenen Symptome mit den urämischen constatiren. Der Nachweis des kohlensauren Ammoniaks ist allerdings im Blute der Brightiker noch keineswegs durch eine auf wissenschaftliche Genauigkeit Anspruch machende Methode geführt und ebenso wenig festgestellt, ob und welchen Antheil die verschiedenen anderen excrementiellen Bestandtheile des Harns an der Entstehung der urämischen Zufälle haben mögen. Der Verf. meint selbst, dass die Unschädlichkeit der Anhäufung auch von unzersetztem Harnstoff im Blute durch die Injectionsversuche keineswegs völlig erwiesen werde, da derselbe bei Integrität der Nieren rasch durch diese entfernt werde, so dass die Zustände bei Morb. Br., wo eine andauernde Accumulation und damit die Möglichkeit einer tiefer greifenden Einwirkung desselben auf die Gewebe stattfinde damit nicht verglichen werden könne. Es bliebe demnach die besondere Betheiligung dieser verschiedenen mechanischen und chemischen Momente an dem Zustandekommen der urämischen Erscheinungen noch durch weitere Untersuchungen aufzuklären.

Die Retinitis der Brightiker ist hauptsäch- nach Liebreich, die mikroskopischen Verän- ngen der Retina nach H. Müller und C. veigger geschildert. Unter den Complicatio- sind ferner namentlich die Entzündung der sen Häute und parenchymatösen Organe, die penkrankheiten des Herzens, die Verände- en der Milz und Leber in ihrer Beziehung Morb. Br. ausführlich besprochen.

Jm auch der vom Verf. empfohlenen Be- dlung im Kurzen zu gedenken, sei er- t, dass er das Hauptgewicht auf die Erzie- einer ausgiebigen Diaphorese legt und zu m Zweck namentlich warme Bäder mit nach- nder Einwickelung in nasse Leintücher und ne Decken, in chronischen Fällen vorzüg- auch die von Liebermeister empfohlenen Bä- wo die Temperatur während des Bades t von 37° bis 42° C. gesteigert wird, wirk- fand. Von den Drasticis giebt er den Co- nten den Vorzug, von den Diureticis sah eben Digitalis und Squilla namentlich von Verbindung von Cremor Tartari und Ni- oft gute Erfolge. Wo wegen grosser Span- der Haut über den Oedemen Scarificatio- nothwendig erscheinen, empfiehlt er lieber und lange Einschnitte in weiter Entfernung inander zu machen und diese durch Aus- zen und Auswaschen mit Chlorwasser rein halten. Gegen die urämischen Zufälle fand m die Spannung im Aortensystem zu mässi- noch immer den Aderlass, und wo dieser aindicirt schien, Blutegel an den Kopf und eige in den Nacken am wirksamsten. Bei nischem Verlaufe hält er die Adstringentien ndicirt, über das Tannin hat er selbst keine rungen, von der Gallussäure in 5gränigen

Dosen 4 bis 5mal täglich sah er nie Erf
bessere dagegen vom Plumb. acet. zu gr.
bis 3mal täglich. Salpetersäure sowohl alsl
hydrojodicum fand er stets unwirksam. U
gens bezweifelt er die vollständige Heilung
chronischen Fälle überhaupt, er sah wenig
auch nach zeitweisem Verschwinden des E
sses aus dem Harn, dasselbe nach einiger
stets wiederkehren, ein Ereigniss, das imme
cher zu erwarten ist, so lange das spec.
des Harns niedrig bleibt.

Die vierte Gruppe bildet die amylo
Entartung der Nieren, doch ist das Ver
niss, in welchem die Erkrankung der Gefäss
den fast immer gleichzeitig vorhandenen Ve
derungen des Stromas sowohl als der Epith
steht, welche die Erscheinungen während
Lebens zumeist bedingen, noch immer zw
haft. Verf. erklärt sich eher gegen die Tra
sche Annahme, dass die Fettentartung der
thelien als eine in Folge der mangelnden
zufuhr regressive Metamorphose aufzufassen
deshalb direct von der amyloiden Entartung
Gefässe abhängig sei und glaubt namentlic
Rücksicht auf diejenigen Fälle, in denen oft
ringe Ausbreitung der amyloiden Degener
mit weit verbreiteter Fettentartung der Ep
lien verbunden ist und umgekehrt, oder
solche, wo Milz und Leber amyloid, die N
aber nur parenchymatös verändert gefunden
den, die Erkrankung der Gefässe mehr als
plication des parenchymatösen Processes au
sen zu müssen. Unter den von Verf. zu
mengestellten Fällen kam die am. Degen. 4
bei Tuberculosis pulm., 29mal bei Knochen
rungen, 15mal bei Syphilis, 3mal bei Carci
2mal bei Psoasabscess, 2mal bei Pyelitis

ronephrose, 1mal bei Leberabscess und chro-
nem Alcoholismus vor. Diese ätiologischen
hältnisse sind auch das wesentliche Moment
die Diagnose, die sonst nur wenig Anhalts-
kte zur Unterscheidung vom eigentlichen
b. Br. bietet. Verf. hebt als solche noch
or, dass sich bei am. Deg. auch ohne Klap-
rankheiten der Harnfarbstoff neben erhöh-
spec. Gewicht meist sehr vermehrt zeigt,
urämische Zufälle selten sind, und dass
der meist gleichzeitigen amyloiden Entar-
der Milz und Leber diese Organe häufig
rössert gefunden werden, denn unter 79 Fäl-
zeigten sich 48mal gleichzeitig Milz, Leber
Nieren, 20mal Milz und Nieren, 4mal Le-
und Nieren und nur 5mal die Nieren allein
rt.

n die durch entzündliche Processe bedingte
ge Degeneration der Niere reihen sich die-
en Zustände, wo eine abnorme Fettentwi-
ng ohne solche stattfindet, und die der
unter den Namen Fettniere zusammen-
. Es sind darunter aber sehr verschiedene
änge begriffen; einmal eine wirkliche Fett-
ration der Epithelien, wie sie bisweilen bei
ettreicher Nahrung, häufiger in Folge des
meinen Schwundes des Fettgewebes bei ta-
renden Krankheiten vorkommt. Eine acute
ose der Art wurde neben der gleichen Ver-
rung der Leber mehrfach bei Phosphor-
ftungen beobachtet. Verf. selbst fand bei
n solchen Fall die gewundenen Canälchen
Rinde mit fettigem Epithel gefüllt, einige
neruli aber beträchtlich injicirt, mit Extra-
sen innerhalb der Malpighischen Kapseln.
ein Rückbildungsprocess erscheint die Fett-
rtung bei seniler Atrophie, wohin vielleicht

auch die Fälle zu rechnen sind, wo bei a Atrophie der Leber die Epithelien der N ohne sonstige Zeichen entzündlicher Ernähr störungen fettig zerfallen. Endlich kor auch Fälle vor, wo das die Nieren umgel Fett-Zellgewebe eine bedeutende Massenzu me erfährt und allmälig das Nierengewebe drängt.

Es folgt dann die Darstellung der üb entzündlichen Affectionen der Niere, der ei lichen circumscripten Nephritis, welche ir suppurative und metastatische Form getheilt den, der Pyelitis und Pyelo-Nephritis, an sich die auch durch andere Ursachen bed Hydronephrose anschliesst, dann der Pe phritis.

Von Neubildungen sind die Cystenbildu die Tuberculose, das Carcinom ausführliche trachtet, dann die verschiedenen Niedersc und Concretionen in der Niere. Von den rasiten hat nur der Echinococcus ein klini Interesse, die übrigen sind nur kurz erw und einige Unrichtigkeiten in Betreff ders nachgewiesen. Es folgen sodann einige Be kungen über die wirkliche Hypertrophie Niere und die anomalen Lagen der Niere, mentlich die bewegliche Niere. Den Sc bilden die Krankheiten der Nierengefässe, Arterien und Venen.

L.

Beschreibung und Eintheilung der Meteoriten auf Grund der Sammlung im mineralogischen Museum zu Berlin. Von Gustav Rose. Mit 4 Kupfertafeln. Berlin in Commission bei F. Dümmler. 1864. (Aus den Abhandlungen der K. Akademie der Wiss. zu Berlin, 1863). 161 Seiten in Quart.

♥

iese Arbeit ist unstreitig die wichtigste, ne bis jetzt über die mineralogische und ische Constitution der Meteoriten erschiest. Sie besteht nicht bloss aus einer sehr nen und lehrreichen Beschreibung der Meten des Berliner Museums, sondern enthält ich einen auf genaue Untersuchungen geleten neuen Versuch einer rationellen Clastion dieser Körper, ausgehend von der gesehr richtigen Ansicht, dass dieselben, so hieden sie auch in ihrer Zusammensetzung den tellurischen Gebirgsarten sind, doch, Gemenge von bestimmten Mineralien, mit vergleichbar als kosmische Gebirgsarten etrachten seien, auf welche nach den sie ituirenden Mineralspecies dieselben strenGrundsätze in Anwendung gebracht werden ten, wie auf jene. Nach kurzer Angabe allmäligen Entstehung der Berliner Samm- von der ein systematisches Verzeichniss fügt ist und die jetzt 181 Localitäten zählt, nach Erwähnung der Classificationsversuvon Partsch, Shepard und v. Reibach, gibt der Verf. eine Uebersicht des ihm vorgeschlagenen Systems. Zunächst er, nach bisheriger Weise, die Meteoriten sen- und Stein-Meteoriten ein.

Die Eisen-Meteoriten zerfallen i
Nickeleisen (Meteoreisen) von dem, nac
inneren Structur, wieder 5 Unterarten u
schieden werden. Hierzu gehören die me
Meteoreisen, z. B. Toluca, Braunau, Seel
etc. 2. Pallasit, Meteoreisen mit porph
tig eingewachsenen Olivinkrystallen, z. B.
nojarsk, Atakama, Rittersgrün. 3. Mesos
rit, Gemenge von Meteoreisen, Magnetkies
Augit. Sierra di Chaco, Hainholz.

Von den Steinmeteoriten werden 7
ten unterschieden, nämlich

1. Chondrit, wozu bei weitem die
sten Meteorsteine gehören. Sie bestehen,
z. B. die von Erxleben, Ensisheim, Mezö-M
ras, Bremervörde, Mauerkirchen, aus einer
aschgrauen, theils sehr festen, theils zerr
chen Grundmasse, in der mehr oder we
häufig kleine Kugeln neben anderen Gemeng
len, wie Olivin, Nickeleisen, Schwefel
Chromeisenerz, liegen. Die Grundmasse be
aus einem innigen Gemenge von durch Salz
zersetzbaren und von dadurch nicht zerse
ren Silicaten. In den ersteren sind die
fast allein Magnesia und Eisenoxydul, in
letzteren ebenfalls diese beiden mit kleinen
gen von Natron, Kali, Kalk und Thonerde.
ähnlicher Zusammensetzung ist das Gem
woraus die Kugeln bestehen. Mit Sicherhe
bis jetzt nicht zu ermitteln, aus welchen
chen Mineralien Grundmasse und Kugeln
mengt sind.

2. Howardit. Bis jetzt kennt man n
Meteoriten, die daraus bestehen, nämlich
von Loutolax, Bialystok, Mässing, Noblebor
und Mallygaum. Sie sind feinkörnige Gem
von Olivin mit einem weissen Silicat, viell

Anorthit, und mit kleinen Mengen von Nickeleisen und Chromeisenerz.

3. Chassignit, aus dem nur ein einziger Stein, der von Chassigny, besteht. Ein kleinkörniger eisenreicher Olivin mit sparsam eingemengten kleinen Körnern von Chromeisenerz.

4. Chladnit, wozu bis jetzt ebenfalls nur ein Meteorit gehört, der von Bishopville. Ein Gemenge von farblosem Magnesiasilicat (Shepardit, 2 Mg O, 3 Si O^2) mit einem thonerdehaltigen Silicat und kleinen Mengen von Nickeleisen, Magnetkies und einigen anderen, noch zu bestimmenden Substanzen.

5. Shalkit, der Stein von Shalka, ein körniges Gemenge von vorwaltendem Olivin, Shepardit und Chromeisenerz.

6. Eukrit, ein gut bestimmbares körniges Gemenge von Augit und Anorthit mit kleinen Mengen von Magnetkies, Nickeleisen, zuweilen auch Olivin und kleinen, noch näher zu bestimmenden tafelförmigen Krystallen. Es gehören dazu die Steine von Juvenas, Stannern, Jonzac und Petersburg (V. St.).

7. Die Kohle, organische Materie und Wasser enthaltenden schwarzen, erdigen Meteoriten von Bokkeveld, Kaba, Alais und Orgueil sind von dem Verf. noch nicht mineralogisch untersucht worden. Man könnte diese Gruppe mit dem Namen Kabaït bezeichnen.

Wir begnügen uns hiermit auf diese bedeutende Abhandlung aufmerksam gemacht zu haben; es ist unmöglich, in die vielen mineralogischen, chemischen und mikroskopischen Einzelnheiten, die sie enthält, einzugehen, ohne die Grenzen dieser Blätter weit zu überschreiten.

W.

Histoire de la littérature anglaise pa
Taine. Tome quatrième et complé
taire. Les contemporains. Paris
III u. 494 S. in Octav.

Die ersten drei Bände dieses Werkes
Ref. an dieser Stelle bereits ausführlich be
chen und es wird daher genügen auf den
liegenden unlängst erschienenen Ergänzungsl
wie ihn der Verf. selbst nennt, mit Wer
aufmerksam zu machen, da er sich in s
ganzen Art und Weise mit all seinen Mä
und Vorzügen seinen Vorgängern aufs gena
anschliesst. Wenn diese nämlich z. B. g
tentheils aus frühern einzelnen Monogra
entstanden waren und die Spuren dieser
stehungsweise unschwer erkennen liessen,
ohne dass der Vf. dies dem Leser ausdrüc
mitgetheilt hätte, so bemerkt hier Taine s
gleich im Vorbericht, dass er nur einzelne
ter den englischen Schriftstellern der Gegen
ausgewählte Proben liefere, da unsere Zeit
ihre Ideen, die erst noch in der Bildung be
fen seien und deshalb den Anblick des Un
gen gewähren, für eine zusammenhängende
stellung noch nicht reif erschienen. Der
bindende Kitt, der in den frühern Bänden
als nothwendig erwies, um ein beabsicht
Ganzes zu schaffen, und deshalb auch, oft s
bar, hinzugefügt wurde, fehlt hier also, und
erhalten daher die früher in einzelnen Art
besprochenen Schriftsteller ohne vermittelnde
knüpfung in einem Sammelbande vorgef
Es sind deren sechs, nämlich die Romansc
steller Dickens und Thackeray, die Gesch
schreiber Macaulay und Carlyle, der Philo

rt Mill und der Dichter Tennyson. In Be-
auf dieselben bemerkt der Verf.: Les six
ains décrits dans ce volume ont exprimé
Dieu, la nature, l'homme, la science, la re-
n, l'art et la morale des idées efficaces et
lètes. Pour produire de telles idées il n'y
jourd'hui en Europe que trois nations, l'An-
rre, l'Allemagne et la France. On trouvera
elles de l'Angleterre ordonnées, discutées et
arées à celles des autres pays pensants.«
on diesen durch Taine ausgewählten sechs
äsentanten des litterarischen England der
nwart sind unter uns die drei ersten bei
grössern Publicum die bekanntesten, wäh-
die andern drei dies vielleicht weniger sind,
ss wer z. B. von der Stuart Mill'schen Phi-
hie noch keine nähere Kenntniss besitzt,
eine recht übersichtliche Darlegung antref-
wird. — Ueber den lebendigen, oft aber
hr nach Effect haschenden Stil Taine's hat
sich bereits früher ausgesprochen; wir be-
n demselben auch hier wieder, wie wenn
die Charakteristik Dickens' auf folgende
geschlossen und zusammengefasst wird:
aura son portrait en se figurant un homme
une casserole dans une main et un fouet
stillon dans l'autre, se mettrait à prophé-
« Doch ist der Verfasser seines *cacozelon*
recht wohl bewusst, indem er, von der in
der Romane Thackeray's sich findenden
ahmung des ältern Stiles sprechend, be-
t: »Nos témérités modernes, nos images
guées, nos figures heurtées, notre usage de
uler, notre volonté de faire effet, toutes
mauvaises habitudes littéraires ont disparu«.
ndererseits bekundet sich Taine hier wie
ll als einen in jeder Beziehung vorurtheils-

losen und umfassenden Geist, der aufrichti
nach strebt, das Gute und Wahre zu erke
wo es sich auch findet und deshalb bean
chen kann, nachsichtig beurtheilt zu we
auch wenn er irrt. Dass kleinliche, enghe
Rücksichten ihn ebenso wenig wie seinen Fr
Renan davon abhalten, die Thätigkeit des
schen Geistes richtig zu würdigen, hat R
gleichfalls früher schon hervorgehoben und
len wir hier aus dem vorliegenden Buche
folgende mit Bezug auf Carlyle geäusserte
merkung anführen. »Il a été le plus accr
et le plus original des interprètes qui on
troduit l'esprit allemand en Angleterre. Ce
pas la une petite oeuvre, car c'est à une oe
semblable que tout le monde pensant tra
aujourd'hui. De 1780 à 1830, l'Allemagne a
duit toutes les idées de notre âge historiqu
pendant un demi siècle encore, pendant un
cle peut-être, notre grande affaire sera d
repenser.« Taine verdient also in mehr al
ner Beziehung eine freundliche Aufnahme
Deutschland, die ihm gewiss auch werden
Man kann es vielleicht bedauern, dass T
sich in dem vorliegenden Bande auf eine so
ringe Zahl von Schriftstellern beschränkt
Er selbst bemerkt: »A' côté de Macaulay e
Carlyle, il y a des historiens comme Ha
Buckle et Grote.« Er hätte zu diesen Geschi
forschern auch den unlängst verstorbenen Kr
minister, Sir George Cornewall Lewis, hin
gen können, der nicht nur als Staatsmann,
dern auch in schriftstellerischer Beziehung
zwar nicht bloss als Historiker sich in
ausserhalb England einen bedeutenden Na
erworben hat und für den gelehrtesten Man
England galt. Ein scharf ausgeprägter T

englischen Nationalcharakters, war er je-
auch der sich jetzt in England gleichfalls
nd machenden »civilisation du dix-neuvième
« nicht unzugänglich und vereinigte also in
ene beiden Richtungen, die, wie Taine be-
, in der englischen Litteratur der Gegen-
zum Vorschein kommen. Ein Bild der lit-
schen Wirksamkeit dieses ausgezeichneten
es, dem öffentliche Achtung jetzt in seiner
stadt ein Standbild aufgerichtet, hat Refer.
s vor längerer Zeit dem grössern Publi-
vorzuführen gesucht. (S. Preussische Jahr-
r 1862. Band XII, S. 19 ff.).

ittich. Felix Liebrecht.

---

oetische Personification in grie-
chen Dichtungen mit Berücksich-
ng lateinischer Dichter und Shak-
e's. Erste Abtheilung. Festschrift zur Feier
reihundertjährigen Bestehens des Grossher-
hen Friedrich-Franz-Gymnasiums zu Par-
Von Dr. C. C. Hense, Director. Par-
1864. XIV und 52 S. in Quart.

er Verfasser will die personificierenden
e und Wendungen der griechischen Spra-
ur Uebersicht bringen. Er unterscheidet
drei Gruppen übertragener Worte, welche
des menschlichen Körpers, welche kör-
he Lebensäusserungen und Erleidnisse, end-
welche irgendwie geistiges Leben bezeich-
und bietet hier zunächst die Darstellung
ersten Gruppe. Nicht nur die Dichter
n, die Poesie ist so alt, als das Men-

schengeschlecht denkt und spricht. Nach Satze ἄνθρωπος μέτρον ἁπάντων bezeichne Mensch alles ausser sich theils nach den pfindungen, die die Dinge ausser ihm i erwecken, theils nach den Aehnlichkeiten er in den Dingen mit sich findet, indem e Analogie der Erscheinungen nachgeht, d dem Erzeugen, Erhalten und Vergehn alles sen, was Leben heisst, vorhanden sind. So allen Nomina ein Geschlecht gegeben, so jede Sprache eine Fülle von Worten und dungen, die menschliches Leben auf die ausser dem Menschen, zum Theil in den sten Bildern, übertragen und ihnen mensch Gestalt oder menschliche Empfindung beil Die griechische Mythologie, das Mährchen Fabel, die Bilder der Dichter beruhen auf selben Grunde, wie eine unendliche Menge Ausdrücken, an deren ursprüngliche Bildlic erst der Sprachforscher wieder erinnern Dieser Art sind auch viele der von dem gesammelten Wendungen, und eine eingehen Scheidung des in der Sprache nicht mehr bildlich Bewussten, des von den frühern chischen Dichtern aus dem lebendigen V geiste heraus bewusst Gebildeten, des von teren in spielender Nachahmung künstlich vorgebrachten wäre wohl zu wünschen. auch jetzt bietet die geistreiche und gel Abhandlung, welche in 36 Nummern übertra Theile des menschlichen Körpers mit zahlrei Dichterstellen aufführt und zeigt, dass nam lich Auge und Fuss in ausserordentl Mannichfaltigkeit so vorkommen, Belehrung Anregung in reichem Maasse: möge die setzung bald folgen. H. S.

Göttingische

elehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

r Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

ttück. 15. Februar 1865.

---

rnest Renan über die Naturwissenschaften die Geschichte mit den Randbemerkungen deutschen Philosophen. Von Dr. Hein- Ritter. Gotha, Verlag von Friedrich eas Perthes. 1865. 126 S. in Octav.

ie Lehren Renan's, welche in diesem klei- Buche besprochen werden, sind aus einem en Aufsatze in der Revue des deux mondes ommen. Er wird auszugsweise, doch in fast licher Uebersetzung wiedergegeben. Daran essen sich alsdann weitere Erörterungen an, ie die kurzen, fragmentarischen Aeusserungen n's erläutern, zum Theil ergänzen, zum Theil erhältniss zu andern Meinungen unserer Zeit besonders zur deutschen Philosophie ausein- rsetzen sollen. Auf dies letzte Verhältniss t der Titel an. Es wird schwerlich unter uns Zweifel darüber sein, dass Renan zu den zosen gehört, welche aus deutschen Quellen ig geschöpft haben, und dass in diesen len auch die Philosophie reichlich fliesst. auf verweist Renan selbst. Für den Beob-

achter aber des Ganges, in welchem u neueste wissenschaftliche Bildung sich Bahn brochen hat, muss es ein grosses Interesse ben zu bemerken, wie die Forschungen der c schen Philosophen seit Kant bei andern Völ eingedrungen sind, wie sie bei ihnen und i rer Heimath selbst auch mit andern Wis schaften und Denkweisen sich versetzt ha wie so das Gemeingut der Wissenschaften breitet und gestärkt worden ist. Zu diesen merkungen giebt der Aufsatz Renan's ma faltige Veranlassung.

Mit grosser Klarheit setzt er auseinan dass wir den Zusammenhang der Naturwis schaften mit der Geschichte und umgekehrt Geschichte mit den Naturwissenschaften fahren lassen dürfen und die Fachgelehrten, che ihn vernachlässigen, doch nur zu eine ckenhaften und dürftigen Einsicht in die Gr der Erscheinungen kommen können. Unter Geschichte aber versteht er die moralischen senschaften. An den Wissenschaften, welche in die Vorgeschichte einführen, der vergleic den Sprachwissenschaft und Mythologie, er nach, dass die Sittengeschichte auf einer türlichen Vorbildung beruht, und alsdann we gehend, dass die Vorgeschichte noch eine w zurückliegende Vorgeschichte habe, in wel wir auf reine Naturprocesse stossen und welche uns die Naturwissenschaften unterric sollen. Nachdem so der Zusammenhang zwis den moralischen und den physischen Wissens ten dargethan ist, wird gezeigt, dass auch letztern eine Kette bilden, in welcher die zelnen Theile derselben nur verschiedne P den der Weltgeschichte bezeichnen. In der ist alles im Werden, in einem Fortschreiten

niedern Stufen der Entwicklung zu den hö-
Die höchste Stufe der Entwicklung er-
t das Menschengeschlecht. Das ist der Adel
Geschichte, dass sie uns mit den Fortschrit-
les Geistes bekannt macht, auf welche alle
rn Processe der Natur abzwecken. In ih-
offenbart sich das Wahre, das Gute und
ne, deren Princip Gott ist. Die Offenba-
Gottes soll alles betreiben; sie zu vollen-
ist das Ziel der Geschichte. Die heilige
hichte stellt sich so als den Höhepunkt al-
Wissenschaft dar. Man sieht, wie diese
derung mit dem Leben Jesu in Zusammen-
steht, welches Renan geschrieben hat. Sein
atz kann als eine Auseinandersetzung der
dsätze angesehn werden, welche ihn in die-
Werke im Allgemeinen geleitet haben.
s ist ein kühner Ueberblick über das Ganze
Wissenschaften von ihren ersten begründen-
Anfängen an bis zu ihrem höchsten Ziel-
te hinan, was Renan versucht hat. Alle
welche bei ihren besondern Fächern hängen
en, werden sich ihm versagen. Eben die-
Ueberblick aber giebt den Untersuchungen
philosophischen Charakter. Renan jedoch
ihn nicht zur Schau; vielmehr nur eine
rische Probe für die Richtigkeit seiner all-
inen Ansicht sucht er zu geben an den
sachen aus der Geschichte der Wissenschaf-
Er kann aber nicht umhin dabei in Pole-
sich zu setzen gegen die, welche die Ab-
erung der Fächer festhalten möchten, um
nicht durch fremdartige Einmischungen in
cherheit gerathen zu lassen. Diese Polemik
et sich besonders gegen die Classen der
iker und der Theologen, welche der Philo-
ie feind sind und keine Einreden von dem

allgemeinen Zusammenhange der Wissensch und ihrer fortschreitenden Entwicklung an men wollen. Seine Polemik ist nur skizzen sucht nur Thatsachen zu ihrer Stütze und sich auf allgemeine Grundsätze wenig ein; her lässt sie auch viele Einwände zu und k leicht missdeutet werden. Die Randbeme gen, welche ihr beigegeben worden sind, s die Hauptvorwürfe zu entkräften, welche die allgemeinen Grundsätze Renan's beso von den Theologen gerichtet worden sind.

Wie gesagt, Renan ist der Erörterung allgemeinen wissenschaftlichen Grundsätze dem Wege gegangen, so viel als möglich, jedoch liess es die Beschaffenheit des G standes nicht zu. Die populäre Fasslichkei ner Darstellung wollte er einer schwerfäll Gründlichkeit nicht opfern; das entspricht Publicum, mit welchem er sich verstän wollte; ganz ohne Nachtheile aber konn nicht bleiben. Noch ein anderer Umstand zu ihrer Vergrösserung beigetragen. Aus Verlaufe, welchen die Geschichte unserer Bi genommen hat, ist es hervorgegangen, das Naturwissenschaften unter allen besonder chern in einem hervorragenden Ansehn s Um so verdienstlicher war es ihnen, aus eigenen Geschichte nachzuweisen, dass sie die Grundlage unseres sittlichen Lebens un serer moralischen Ansicht der Dinge uns nen lehren sollen. Dies hat Renan unte men. Dieser Gang seiner Untersuchunge günstigt aber den Anschein, als wollte den moralischen Wissenschaften auch dies Grundsätze fortführen, welche in den Natu senschaften gelten. Dass dies nur ein fal Schein ist, hat ausführlicher nachgewiesen

den müssen, weil von den naturalistischen Ausgangspunkten Renan's einiges auch über die Beurtheilung moralischer Dinge sich verbreitet hat. Ein eigener Abschnitt beschäftigt sich vorzugsweise mit diesem Gegenstande, und es ist dabei besonders ein Gesichtspunkt von grosser Wichtigkeit hervorgehoben worden. Renan hat in sehr einleuchtender Weise gezeigt, dass die Natur in den Processen ihrer fortschreitenden Entwicklung auf eine immer stärkere Individualisirung hinarbeitet; dass diesem Processe ein anderer entgegengesetzter auf Verallgemeinerung ausgehender zur Seite steht, hat er nicht in demselben Masse verfolgt. Man kann nicht sagen, dass er diese Richtung des Lebens übersehen hätte; dadurch aber, dass er sie nur stillschweigend voraussetzt, fällt in seinen Auseinandersetzungen nur das halbe Licht auf den Gehalt des sittlichen Lebens, welches die Vereinigung beider entgegengesetzter Richtungen zu suchen hat.

Renan's Leben Jesu hat zu grosses Aufsehn gemacht, als dass man bei Prüfung seiner allgemeinen Weltansicht desselben uneingedenk bleiben könnte. Die Prüfung schlägt zu seinen Gunsten aus. Er ist in zahlreichen Angriffen auf sein Werk verderblicher philosophischer Irrthümer beschuldigt worden; von solchen Irrthümern finden wir nichts. Dieselben Angriffe auf ihn, welche von dieser Seite gemacht werden, würden den allgemeinen Gang der deutschen Philosophie, welchen sie seit Kant eingeschlagen hat, und nicht bloss ihre Ausschreitungen treffen. Richtige Grundsätze sichern aber nicht vor Fehlern in der Anwendung. In einem kurzen Nachworte ist auf die Gefahren hingewiesen, welchen ein jedes Unternehmen eine Biographie

Jesu zu geben sich aussetzt. Sie zu be ist erst in neuerer Zeit häufiger gewagt w Es ist das keine Sache der Tollkühnheit rer Zeit. Das Bedürfniss, das Zeitliche mi Ewigen in engerer Verbindung zu sehen, frühern Zeiten es sich dachten, hat au diesen Unternehmungen getrieben. Man zweifeln, ob nicht noch jetzt unüberwi Vorurtheile ihnen entgegenstehen, ob die gen Vorarbeiten für sie schon zur Reife g men sind, aber dass sie ein nothwendiges betreiben, darf nicht bestritten werden. wiederholten Versuche können nicht ausbl nur in fortschreitenden Versuchen näher uns in allen historischen Untersuchunge Wahrheit.

H. Ritte

Du climat de l'Egypte, de sa valeu les affections de la poitrine, comme stati bernale comparée à celles de Madère, d' de Palerme, de Naples, de Rome, de Veni Nice, d'Hyères, de Pau etc. Par B. Sch Médecin sanitaire de France à Alexandri gypte etc. Paris F. Didot frères, fils et 1862. XXVIII und 358 S. in gr. Octav.

In diesem Buche sind zwei Theile zu nen; der erste behandelt das specielle Unter-Egyptens in dessen salutärer Eigen nach eignen Untersuchungen, der andere behandelt, auf Beispiele die Anwendung ma allgemeine Lehren der therapischen Klin

gie, welche freilich selber nur ein Theil ist der ganzen Klimatologie, aber eben dass der Verf. dies anerkennt und anwendet, bildet die Vorzüge seiner Arbeit.

Drei Jahre hat der Verf. in Alexandria zugebracht, beobachtet, meteorologische und biostatistische Thatsachen aufgenommen, auch Cairo und Mittel-Egypten besucht. Das Ergebniss seiner Untersuchungen ist, in geradem Widerspruch mit den Erfahrungen und ausgesprochenen Meinungen früherer, und darunter mit Recht hochgeachteter, Aerzte, in Bezug auf das Verhalten dieses Klima's zur Lungen-Tuberculose dahin ausgefallen, »dass die Phthisis hier nicht nur nicht endemisch selten sei, sondern auch dass vor dem Klima durchaus zu warnen sei, sobald entschieden Zeichen von Lungen-Tuberculose sich kund geben« (S. 325). Diese neue und vereinzelt dastehende Einsprache dürfen wir billig der Beurtheilung jener Aerzte überlassen, welche aus eigner Erfahrung Kenner des Landes geworden sind, und welche daher berufener sind, das berühmt gewordene Klima Egyptens in solcher Hinsicht zu vertheidigen. Nur einzelne Punkte mögen in Bezug auf die specielle Klimatologie Unter-Egyptens zu einigen Bemerkungen Veranlassung geben, bevor wir zum zweiten, allgemeineren Theile uns wenden.

So sorgfältig der Verf. Thatsachen gesammelt hat und so viel klimatologische Einsicht er bekundet, hat er doch nicht hinreichend unterschieden das feuchtere, d. i. dampfreichere, höher saturirte Klima, wie es sich so nahe beim Meere in Alexandria und auch beim Nil findet, von dem trocknen, d. i. hier wirklich dampfarmen, niedrig saturirten, also auch evaporationskräftigen, ausserdem mit trocknem Erdboden

verbundenen, Klima der sogenannten »Sa
ste«, richtiger aber nur Wüste, welches
unweit von Cairo beginnt. In der Wüs
unzweifelhaft die Phthisis sehr selten, vom
gal bis Syrien wird sie kaum genannt, wie noc
che andere Krankheitsformen dort absent
Ausserdem aber sprechen eben die statist
Zahlen, welche der Verf. aus der Bevöl
und aus den Spitälern anführt, alles erwogen
für die Seltenheit der Phthisis in Egypt
für deren Häufigkeit, wenn man sie ver
mit der in Europa vorkommenden Frequen
sie ja etwa $^1/_7$ der ganzen Mortalität einn
Es wäre zu bedauern, wenn man den Vo
dass man unmittelbar bei Cairo die Wüs
ben kann, an deren Grenze eine gross
von Krankheitsformen, und also deren Ur
Halt machen und zurückbleiben, nicht
benutzen, sondern verkennen und aufgeben
anstatt ihn erst wahrhaft schätzen und be
zu lernen. Als Krankheitsformen, gegen
die trockne und durstige, nur mumifici
nicht aber Fäulniss kennende, Wüste ihre
wohnern eine entschiedene Freistätte ge
sind zu nennen: ausser der Phthisis die A
entzündung, der Aussatz, das maligne B
schwür, der Scorbut, Framboesie, Strumosi
tanus, chronische Hautleiden, Fettleibigkeit
cinom, Nierenleiden); auch die Ruhr ist s
die Malaria fehlt ausser in den Oasen (ende
ist Rheuma). In der That an den klimat
Gebrauch der Wüste knüpfen sich so m
Hoffnungen für die Zukunft, dass man l
Verwahrung einlegen muss, wenn die C
droht, dass er, sogar ohne genügende I
verkannt und verlassen werde. (Auch di
meel-Milch, diese Panacee der Beduinen

wenig versucht, vielleicht ist sie fähig, nach der Kirgisen, als Kumis in Gährung ge-t zu werden; wer die Wirkungen der Ku-kennt, muss erwarten, beiläufig gesagt, dass Iolken ihr bald Platz machen werden).
uch die bekannte egyptische Ophthalmie der Verf. gelegentlich einen Mythus; es freilich auf der ganzen heissen Zone viel halmien (ausser, wie schon erwähnt ist, in ich trocknen, dampfarmen, evaporationskräf-Continenten), namentlich auch im südlichen und in Ostindien; aber die egyptische halmie scheint ausgezeichnet dadurch, dass ontagiosität besitzt; dies verdient gewiss re Beachtung.
ie meteorologischen Beobachtungen des Vfs exandria sind für die Temperatur im Win-ffenbar zu niedrig ausgefallen; während der Jahre von October 1858 bis September 1861 t er als Mittel des Januars nur 11°.1 C. R.), da doch gleichzeitig Lesseps zu Port am Suez-Canal, auf gleicher Parallele, 17°.5 4° R.) fand, auch Russegger ebenso viel ot, und endlich da die Temperatur der so Meeresfläche sicherlich nicht unter 12° R. et. Besonders werthvoll dagegen sind die ben über die Winde, indem sie erweisen, hier (31° N.) im Winter der Regen mit kommt, während wenig weiter südlich (28° eide, Regen und Südwest-Wind, nicht mehr mmen. Dies ist abermals einer der Be-wie sie längs der ganzen Nordküste Afri-und in weiterer Fortsetzung durch Asien inden, dass dann, etwa bei 27° N. der rückkehrende Passat, herabsteigend, die nten Winterregen des Subtropengürtels be-
Dass hier so nahe einem Meere ein aus

der Richtung der Wüste und zwar der Sa kommender Wind der Regen bringende sein musste früher so auffallend erscheinen (und segger hatte hier noch den Regen als vom N her, mit den auch dann häufigen Nordwinden mend, bestimmt angegeben), dass gewiss zu schuldigen ist, wenn man den ersten Ang auch zuverlässiger Forscher in diesem Pu einen Irrthum (Druckfehler) unterlegen mo wie es dem Ref. ergangen ist in seinen »K tologischen Untersuchungen« 1858, S. 632. ganze geographische Windsystem wird so b tigt durch das Regensystem, wie überhaupt sich ergänzen; und dies mag gelegentlich den Seefahrern empfohlen werden zur Beach und zur Erwägung, welche noch immer dem Banne Espy'scher oder Maury'scher P tasien die allgemeine tellurische Vorstellung den Winden zu gewinnen sich bemühen.

Ein zweiter eingewebter Theil beschäftigt wie gesagt, mit allgemeinen Lehren der Kl tologie, indem die auf dem Titel genannten rühmten und beliebten Winter-Stationen (man sie bis jetzt nicht Sanitarien nennen k verdienen sie doch wohl den Namen Salutar verglichen werden. Bei dieser Gelegenheit erlaubt erscheinen, einige Paralipomena, w Ref. aus seinen allgemeineren klimatologis Studien noch in sich trägt, betreffend die t mische Variabilität der Klimate, ku äussern, weil sie die Ergebnisse langer Ueberle sind. Es handelt sich bei solchen Orten Allem um eine milde Temperatur des Win ohne störende Wechsel, also um ein äqua nicht variables Klima (ausserdem vorzüglich mehr oder weniger Trockenheit und Heiter des Klima's). Man hat bisher dabei mehr

ıle Einwirkung der heimischen Winter ver-
n wollen, als positiv die Eigenschaften frem-
Klimate benutzen; die Auswahl derselben
ine besondere Wissenschaft hervorgerufen
rird mit grosser Sorgfalt betrieben; indes-
ie Meteorologie selbst, muss man beken-
hat noch wenig Veranlassung genommen,
ier zur Frage kommenden praktischen An-
ungen nähere Antworten zu geben. Bei
Vergleichungen wünscht man ausser der
ren Temperatur auch die grössere oder ge-
e Variabilität mit einer gewissen Ge-
keit bestimmen zu können, und in dieser
ht erkennt man bald, bestehen noch grosse
l, fehlt es noch sehr an den Mitteln zur
ichenden Klimatologie, wie sicherlich schon
nem Klimatologen fühlbar geworden ist.
eifach ist das hier zu erfüllende Erforder-
ein theoretisches und ein praktisches, es
thig sowohl

eine genauere Eintheilung und Terminologie der Temperatur-Variationen (oder Oscillationen), wie auch

eine genauere Methode sie zu messen.

völlig äquables Klima giebt es bekannt-
irgends, das Thermometer befindet sich in
ablässiger Oscillation, dass es kaum eine
e hindurch gleich bleibt. Wir können uns
ein völlig ruhiges, äquables Klima denken
stalt einer geraden Linie, ein variables
wären dann die Erhebungen und Senkun-
ner geraden Linie in den mannigfach mög-
Curven, von den kleinsten bis zu den
en, von denen freilich die kleinsten weder
noch werth sind, gemessen zu werden. Es
sich nun zuerst, wie man diese vielfachen
tionen oder Curven unterscheiden und ein-

theilen soll. Zunächst unterscheidet man
unter gewiss sehr passend und natürlich: F
tuationen und Undulationen; jene
die direct mit dem Sonnengange parallel g
den, sie bilden also für jeden Tag und f
des Jahr eine Curve, die anderen dagegen
die nichtperiodischen, nur secundär von der
abhangenden (durch Winde, Abdunstung,
kendecke, Niederschläge u. s. w. bestim
Schwankungen. Diese letzteren sind es
welche so mannigfache Wechsel darstellen
deren Eintheilung und Messung deshalb so s
rig ist; hier muss man ferner kürzere und
gere Zeiträume abtheilen, und dann die C
berücksichtigen in dreifacher Hinsicht: au
Höhe (Amplitude), ihre Frequenz (Zahl der
sel), und Raschheit des Wechsels (oder St
der Curven). Uebrigens bezieht man die
bilität im engeren, eigentlichen Sinne über
nur auf kürzere Zeiträume; die Unterschied
extremen Monate des ganzen Jahrs ode
beiden Jahreszeiten, Winter und Sommer, b
man nicht eigentlich darunter; wenn in
Klima eine grosse jährliche Fluctuation
plitude besteht, d. i. eine grosse Differen
mittleren Temperatur der extremen Monat
nennt man es ein excessives (oder extr
Klima, dies findet sich vor Allem auf g
Continenten der höheren Breiten; — der G
satz dazu ist das limitirte Klima, es
sich vor Allem auf kleinen Inseln der Aeq
Zone, auf Inseln der ektropischen Breiten
etwas weniger limitirt, jedoch nicht etwa
siver werdend mit zunehmender Polhöhe.

Ein Klima also ist variabel oder
äquabel (constant) zu nennen in Bezu
die Temperatur-Curven gewisser kurzer Ze

und zwar könnte man ferner terminologisch
chnen: in Hinsicht auf die senkrechte
der Curven, breit variabele, in Hin-
auf die Frequenz derselben, frequent
abele, und in Hinsicht auf die Raschheit
Vechsel, rasch variabele Klimate.

Wenn wir uns nun zur Methode der
ung wenden, so ist zu bedenken, dass die
ändigste Methode wäre, die Vergleichung
on einem selbstregistrirenden Thermometro-
en gezeichneten Curven-Linien oder wenig-
stündlich aufgenommener Beobachtungen,
urven-Linien gedacht. Aber solche Beob-
ngen sind so selten und werden auch immer
lten bleiben (und solche Vergleichung müsste
als übertriebene Mikrologie erscheinen),
die praktische Aufgabe sich beschränkend
eniger enge Aufnahmen, auf das nach all-
n üblicher und ausführbarer Weise gewon-
Material, darin bestehen muss, aus den
dreimal täglich abgelesenen Zahlen eine
eichbarkeit der Variationen der Tempera-
u beschaffen.

s Ergebniss längerer Erwägung scheint Ref.
des Verfahren empfehlenswerth zu sein, um
Eintheilungen der Curvenlinien zu gewin-
welche gemessen eine Vergleichbarkeit der
te, bis zu einem gewissen genügenden Grade
ren. Man unterscheide und messe: a. die
he Fluctuations-Breite, d. i. die Differenz
en den beiden extremen Stunden, der käl-
und der wärmsten; in dieser Hinsicht
man Klimate »tageszeitlich excessive« und
irte«, benennen; erstere finden sich da, wo
ächtliche Ausstrahlung sehr begünstigt wird,
auf grossen Continenten, auch der heissen
, zur Zeit grosser Heiterkeit des Himmels,

diese dagegen finden sich vorzugsweise auf
nen Inseln aller Zonen; — b. die täglich
dulations-Breite, d. i. die Differenz zwischen
absoluten Maximum und Minimum, — c. di
derjenigen Undulations-Curven, welche 2° R.
treffen, innerhalb eines Tages (hierzu sind
lich erforderlich wenigstens stündliche Abl
gen); — d. die Differenz der sich folg
Tage, ihrer mittleren oder auch der abso
Temperatur (zweitägige Undulations-Amplit
— e. die Undulations-Breite kleiner Tages
pen (Tagfünften), der extremen Tagesmittel
der absoluten Werthe; — f. die Undula
Breite der Monate, der extremen Tagesn
oder der absoluten Werthe.

Variable Klimate werden vorzugsweise
mittelt durch Windwechsel, finden sich als
wo contrastirende Temperatur-Gebiete sich
liegen, und ein reger Luft-Austausch nich
hindert wird durch schützende Höhen, daher
Küsten grösserer Continente und auf Gebi
Aequable Klimate aber finden sich vor allen
kleinen Inseln. (Die Abweichung vom Ja
mittel wäre zu nennen »zeitliche Anomalitä

—

Historia de España por Don Antonio
vanilles. Tomo primero, 1860, 457, T
segundo, 1861, 411, Tomo tercero, 1862,
Tomo cuarto, 1862, 450, Tomo quinto, 1
401 S. in Quart. Madrid, Libreria de San

Der Verf. bemerkt in dem aus wenigen
len bestehenden Vorwort, dass es anfangs

ht gewesen, dem Wunsche der Real acade-
le la historia zu entsprechen und ein Com-
um der spanischen Geschichte abzufassen,
er aber dann dem Verlangen, die Geschichte
Vaterlandes in einem grösseren Werke
ändig zu bearbeiten, um so weniger habe
stehen können, als das historische Material
edem Tage an Umfang gewinne und eine
r vernachlässigte Kritik in Sichtung dessel-
mmer mehr Einfluss behaupte. Ueber Plan,
ode und Umfang, so wie über die Stellung
hluss zu geben, welche er in Bezug auf
ssung und Darstellung zu seinen jüngsten
ingern einnehme, hat der Verf. nicht für
lerlich erachtet, ein Verfahren, das um so
überrascht, wenn man das von der ge-
nhaftesten Forschung zeugende Werk La-
es in einer bereits starken Reihe von Bän-
or Augen hat.
s wird immer grossen Schwierigkeiten un-
gen, die geschichtliche Entwickelung der
niedenen christlichen und maurischen Staa-
paniens gleichzeitig zu verfolgen, ohne durch
es Abspringen von einem Gegenstande zum
n zu ermüden, den Zusammenhang zu zer-
n, wohl gar in ein wirres Durcheinander
rfallen. In dieser Beziehung ist Lafuente
ner historia general de España mit grösse-
Geschick als der Verf. des vorliegenden
s verfahren, wie er denn überhaupt den-
n in Sicherheit der Haltung und besonne-
Erörterung hinter sich zurücklässt. Wie
iner so umfangsreichen und inhaltsschweren
t kaum anders zu erwarten steht, sind
alle Abschnitte derselben einer gleichmäs-
Behandlung unterzogen; bei einigen geht
Verf. mit grosser Sorgsamkeit in die sich

aufdrängenden Schwierigkeiten ein, bei an
berührt er sie nur im leichten Vorüberstr
Man vermisst nur zu häufig die richtige
schätzung und Vertheilung des Stoffes, un
wird manche bedeutungslose Angabe eines C
nisten so weitläufig vorgetragen wie ein fo
schweres Ereigniss. Und während der Vf.,
sen Streben nach einem möglichst unpartei
Standpunkte die vollste Anerkennung ver
kleinen Legenden und Heiligenbildern Zeit
Raum gönnt, bleibt die Entwickelung der
ren Verhältnisse nur spärlich bedacht. Da
namentlich von der Stellung der Stände zu
ander und zum Königthum, von den Bedi
gen, unter denen die Mozaraben und späte
Mudejaren ihre bürgerliche Existenz fris
Es hat der Hauptsache nach nur die äu
Geschichte eine eingehende Berücksichtigun
funden, und wo sich die Darstellung dem
stigen Leben des Volks zuwendet, lässt sie
nur selten auf ein tieferes Erfassen dess
ein. Der Verf. fusst in vielen Abschnitten
verkennbar auf einem Studium von Quellens
ten, aber er geizt mit Belegstellen mehr al
lig, verweist fast nie auf eins der zahlre
Specialwerke der neuern Zeit und wo er a
Widerlegung verbreiteter Ansichten über
sachen oder Persönlichkeiten eingeht, hat e
nur Mariana vor Augen.

Refer. verweilt nicht bei der Einleitung
welcher der Verf. die Urgeschichte Spanien
ner Beleuchtung unterzieht, das sichere Re
gewinnt, dass dessen Bevölkerung von jehe
kaukasischen Race angehört habe, oder be
legenheit der ältesten Münzen, die von Sp
zeugen, in die Klage ausbricht, dass ma
Jahrhundert abgelaufen sei, bis Cadmus die Sc

züge ins Leben gerufen habe. Auch die Darstellung phönicischer Ansiedelungen, der carthagischen und römischen Herrschaft, der ersten Gestaltung eines gothischen Reichs möge hier übergangen werden, theils weil der Verf. sich innerhalb bekannter Grenzen bewegt und wenig Gelegenheit hat, mit den Resultaten selbständiger Forschungen hervorzutreten, theils um für die Beleuchtung solcher Abschnitte der spanischen Geschichte, die seit geraumer Zeit den Gegenstand tiefgreifender Untersuchungen abgegeben haben, den Raum nicht zu verkürzen. Es genüge hinsichtlich dieses Zeitraums die Bemerkung, dass der Verf., neben einem Skelett der römischen Kaisergeschichte, den Apostel Jacobus unter der Regierung Neros das Evangelium in Spanien verkünden und der heiligen Jungfrau ein Bethaus in Zaragoza bauen lässt.

Mit einem Auszuge aus Tacitus, dessen Schilderung germanischer Zustände auf alle jene Völkerfamilien, welche auf Rom drängten, gleichmässig Anwendung findet, gewinnt der Vf. den Uebergang zu den Westgothen, die er unter Teodoredo gegen Attila — »la mas terrible figura que presente la historia de la humanidad« — und dessen Hunnen — »de raza negra« — kämpfen lässt. Die Gesetzgebung Eurichs wird einer kurzen, die Regierung Reccareds einer gedehnten Besprechung um so mehr unterzogen, als die mit Vorliebe behandelten kirchlichen Fragen hier den Vordergrund füllen. Nach einer Kritik der von Geistlichen ausgehenden Berichte oder der aus Legenden genommenen Angaben sucht man hier ebenso vergebens, als man eine eingehende Berücksichtigung der auch in diesen Blättern besprochenen gründlichen Untersuchun-

gen von Montesa und Maurique über sp
Legislation und der von der Academia
historia veröffentlichten Cortes de los a
reinos de Leon y de Castilla vermisst. I
tastrophe unter Don Rodrigo wird im W
chen nach maurischen Berichterstattern u
Einschaltung des Inhalts altspanischer F
zen und der alphonsinischen Chronik erzä

Gelangt der Leser hiernach zu dem Ab
mit der Ueberschrift Dominacion arabe, s
wirft der Verf. mit gutem Recht die unbe
Glaubwürdigkeit der Quellen, nach denen
sein bekanntes Werk zusammentrug, leg
andrerseits der Hyperkritik von Dozy e
grosse Bedeutsamkeit bei. Mit Gewan
ohne Zeit und Verhältnisse einer nähere
fung zu unterziehen, gleitet der Verf. üb
Persönlichkeit Pelayos hinweg und fusst
bar auf einem festen historischen Grund
bis zur Stunde eine sichere Scheidung der
heit von der Dichtung nicht hat gelinge
len. So namentlich der Kampf bei Cava
in welchem die Legende mit der ritte
Auffassung der Romanze verschmilzt. Wi
und wieder eine Kritik geübt, so gilt sie
den primitiven Quellen, sondern den A
Marianas und den gelegentlichen Bemerk
Sandovals, der bekanntlich nie die Ehre
spruchte, auf diesem Gebiete spanische
schichte als Autorität zu glänzen. Die
staltung der kleinen christlichen Reiche
dem Leser als Thatsache entgegengetragen,
ihn mit den langen Geburtswehen derselb
kannt zu machen, die Zeitangabe der Nied
der Franken im Thal von Roncesvalles a
besondere Entdeckung gepriesen, die der

Bekanntschaft mit Einhard »secretario y
› del emperador Carlo Magno« verdankt.
)er zweite Theil beginnt mit der Regierung
Don Garcia und erörtert, neben den Käm-
mit Ungläubigen, vornehmlich die Stiftung
Klöstern, den Bau von Kirchen und bespricht
ür Kunst und Wissenschaft durchbrechende
: am Hofe der Ommajaden, freilich mit dem
ränkenden und nach Massgabe der Resul-
wenig begründeten Zusatze, dass diese Rich-
bei der arabischen Bevölkerung keinen Ein-
gefunden habe und ausschliesslich der Per-
:hkeit des Kalifen anzurechnen sei; »cuando
de ser ilustrado el Califa, se perdera toda
ι de saber en el pais.« Der Schilderung
len Unternehmungen des grossen Almanzor,
ssen Vorkehrungen zur gänzlichen Vernich-
der kleinen Reiche im Norden die bedräng-
'hristen die »vespera mundi« zu erkennen
ten, folgt man nicht ohne Interesse. Das
och mehr von den folgenden Abschnitten,
nen der Vf. sich dem Nationalhelden Spa-
, dem Cid, zuwendet. Dem Ausspruche:
abula lo divinizo, la poesia canto sus glo-
el primer poema español lleva su nombre;
mbio la critica descarnada, injusta y fria,
à negar que hubiese existido este perso-
wird man unbedenklich beistimmen, und
der Vf. den Gemahl Ximenes in sein be-
nes historisches Recht wieder einzusetzen
bt ist, so fusst er nicht minder auf halt-
Gründen, als auf dem Verlangen, den
Inhalt der reichsten Poesie des spanischen
alters für sein Volk zu vindiciren. Er
ein, dass sich die Sage der Thaten des
emächtigt und diese ins Wunderbare aus-

geschmückt habe, aber er behauptet mit
dass, wenn man das poetische Gewand ab
ein Kern zurückbleibe, der zur Genüge d
terlichen Helden vertrete. Sonach ist e
entfernt, den Angaben von Ferreras und
zu folgen, welche das Geburtsjahr des C
selbst das Haus, in welchem er das Lic
Welt erblickte, mit Sicherheit namhaft m
oder in dem Cid der Romanze und des D
wie er im Herzen des Volks lebt, den
über Valencia wiederzufinden, aber er e
auch in der Dichtung die Grundzüge de
sönlichkeiten und der Ereignisse wieder,
geschichtliche Documente aufbewahrt
Wenn in der neuesten Zeit eine einseitig
tik beflissen gewesen ist, auf dem Grund
bischer Berichte den Cid in der Haltung
ordinairen Wegelagerers darzustellen, so
nur zu beklagen, dass Scharfsinn und G
samkeit auch hier dem Verlangen dienen
ten, durch ungeahnete Entdeckungen zu ü
schen. Ein genaueres Eingehen auf die R
ches etc. von Dozy wird übrigens bei
Gelegenheit vermisst, so wie andrerseits die
vollen Untersuchungen Hubers über den C
Romanze und den Cid der Geschichte nich
ten unbeachtet bleiben sollen.

In dem Apendice am Schlusse dieses z
Theils giebt der Verf. die Gesta Roderici
pidocti nach einer Handschrift, die Hein
rend seiner geschichtlichen Nachforschun
Spanien auffand, käuflich erwarb und nac
lin brachte, von wo sie vier Jahre nac
Tode desselben die Rückwanderung nach
nien antrat.

Der dritte Theil beginnt mit dem

egierung von San Fernando, welcher vom in den Worten »Grandes monarcas tuvo a, pero el mayor de todos fue S. Fernanoch wohl zu hoch gestellt wird, während n Sohn und Nachfolger nur der Ruf der rsamkeit unangetastet bleibt. Dass die lassung zu den herben Geschicken, welche o el Sabio trafen, lediglich von ihm selbst gangen sei, wie hier versichert wird, darf o sehr in Frage gestellt werden wie die ntigung zu der Benennung eines rey teo- welche ihm hier beigelegt wird. Bei weiingehender behandelt der Verf. die Kämragons mit dem französischen Königshause apel, wenn schon die Erzählung mehr auf arstellung Amaris, als auf der unvergleich- Chronik des Don Ramon Muntaner und r »Conspiration de Jean de Prochyta« zu en scheint.

r Untergang des Tempelherrnordens hätte rweise weniger aphoristisch behandelt wer- ollen, da die von Benavides herausgegebe- Memorias de D. Fernando IV de Castilla id 1860) in Bezug auf diesen Gegenstand und reichhaltige Aufschlüsse gewähren. otive des von Philipp dem Schönen ausden Angriffs auf den Orden werden vom ebenso richtig gewürdigt, als man seinem ruche: »No es nuestro animo que se crea ables á aquellos caballeros; en tiempos ficiles, en medía de una sociedad tan corda no es posible que conservasea la pu- e su primitivo instituto. Y? como estaas demas ordenes y las demas clases? habra juzgado á los victimas y á los ver- « gern beipflichten wird. Und wenn der

Verf., hieran anknüpfend, die Frage aufwir
Vorliebe für diese Zeiten des Mittelalter
rechtigung haben könne und dann fortfährt:
son buenos los presentes tiempos; somos
copiantes de perversos originales. Ya n
los magnates, como entonces, los que affig
trono; hoy solo son grandes proprietarios,
vivan vida propia, reflejan luz prestada.
desgracia somos satelites que giramos á m
de gente extraña«, so spricht daraus die
Natur des in seinem nationalen Gefühle ve
ten Spaniers.

Im Schlusskapitel dieses Theils hält de
für erforderlich, »decir algo, siquiera sea
vemento, del estado del pais, de sus con
de sus cortes, de sus estudios, de su legisl
de sus poetas y prosistas, y de sus adel
mientos en artes y ciencias, milicia y na
mit dem Zusatze, dass nur dadurch das
Verständniss für den besprochenen Zeitrau
wonnen werden könne. Für die Erledigun
ser Aufgabe, deren Inhalt eine grössere
cherung verheisst als die Nomenclatur vo
nigen und deren Frauen und Infanten, ha
Verf. den Raum von kaum 40 Seiten für
reichend befunden. Wie gern würde ma
Aufzählung der Provincial-Concile schenken,
statt ihrer der Durchbildung des städtische
bens eine grössere Aufmerksamkeit gesch
oder die Phasen der castilischen Legislatio
13. Jahrhundert, die Gründe, welche ihrer
führung in die Praxis entgegenstanden,
nanter hervorgehoben wären. Der Besprec
der damals blühenden oder in der Bildung
griffenen Universitäten werden nur wenige
len gewidmet, die poetische Literatur eine

urtheilung vom Standpunkte des 19. Jahrhunderts unterzogen. Gerechter ist die Kritik, welche über die Chronik von D. Alonso el Sabio gefällt wird.

Als Anhang dieses Theils findet sich eine kurze Erörterung des 1273 von Alonso gestifteten Ritterordens der Santa Maria de España, dem wahrscheinlich die Aufgabe gestellt war, den Kampf gegen den Glaubensfeind auf dem Meere zu bestehen. Belehrender sind die hierauf folgenden und zum ersten Male veröffentlichten Statuten des von Sancho IV gestifteten Ordens de la Banda.

Für den vierten Theil, welcher bis hart vor den Ausgang des letzten granadischen Krieges führt, giebt die reina catolica den Mittelpunkt ab. Man wird es dem Verf. nicht verargen, wenn er sich dieser Glanzzeit seines Volkes mit einer Liebe zuwendet, die auch untergeordnete Ereignisse in den Kreis der Darstellung hineinzieht und, im Gegensatze zu seiner bisherigen Behandlung des Stoffes, zahlreiche Nebenfiguren für die Ausschmückung des Bildes benutzt. Es spricht aus Liedern und Chroniken, aus Berichten, Correspondenzen und selbst aus Urkunden dieser Zeit ein Schwung der Begeisterung, ein unbegrenzter Drang nach Thaten, das Leuchten der Morgenröthe eines an Verheissungen überreichen Tages, dass unwillkürlich jeder in diesen Zauberkreis Eintretende sich wie vom Banne umstrickt fühlt. Selbst die widerwärtige Persönlichkeit Fernandos muss als Staffage zur Verherrlichung Isabellas dienen, und bricht ein Misston durch, so geht er in stolzen Siegesliedern, in Hymnen auf Gott und seine Heiligen, oder in schmerzlich-süssen Klagewei-

sen aus dem Alhambra unter. Das hat
cott erfahren, als er sich in diese Episod
castilischen Lebens versenkte.

Einer solchen Auffassung und einem s
unmittelbaren Aneignen des geheimsten S
und Strebens jener Tage vermag allerdin
ser Verf. nicht nachzufolgen. Die Ersch
gen sind ihm zu mächtig, als dass er sie
Deutung bewältigen könnte, und er b
sich damit, dieselben zu umschreiben u
ihren Folgen zu besprechen. Seine Aus
dersetzung, dass zur Beurtheilung der
ins Leben gerufenen Inquisition die An
unserer Zeit nicht massgebend seien, hätt
lich gespart werden können. Die Schil
der Kämpfe mit den granadinischen Maur
ruht auf zu bekannten Quellen, als das
der Erzählung eine neue Seite hätte ab
nen werden können, während zu wünsch
wesen wäre, dass der Verf. in Bezug a
Thronfolge Isabellas die Abhandlung vo
Diego Clemencin (Memorias de la real
mia de la historia, T. VI) nicht gänzlich
achtet gelassen hätte. — Im Apendice
sich einige Documentos relativos al an
Luna (Benedict XIII).

Vom fünften Theile, welcher bis zum
tritt der Regierung von Philipp II. reicht
hört das erste Kapitel dem letzten Stadiu
Kampfes mit Granada, das zweite dem
decken der neuen Welt. Hiernach geh
Verf. auf die Betheiligung Fernandos a
französisch-italienischen Kriegen ein, ei
schnitt, welcher, auch wenn von einem
kaum statthaften Vergleiche mit dem m
haften Werke Rankes Abstand genommen

chte Anforderungen am wenigsten zu be-
igen vermag. Fast scheint es, als ob der
nthum werthvoller Quellenschriften, welche
über Karls VIII. und Ludwigs XII. italie-
e Feldzüge, über die Politik des Aragone-
die wechselnde Stellung Venedigs und das
reifen von Kaiser Maximilian verbreiten, den
von einem sachgemässen Studium zurück-
reckt habe. Schon die Bekanntschaft mit
beliebigen Auswahl französischer Memoi-
aus jener Zeit oder mit einem Theil der
ichtlichen Monumente, welche in dem Sam-
erke von Godefroy zusammengestellt sind,
e ein Urtheil, wie es hier über Karl VIII.
t wird, »Objeto de odio y desprecio para
uyos, carecia de todas las buenas cualida-
deforme de cuerpo, corrompido de alma«
zugelassen, ein flüchtiges Durchblättern
Comines die Ligue von Venedig nicht vor
Alpenübergange des französischen Heeres
ı schliessen lassen. Hat der Verf., wie
annehmen darf, sich der Hauptsache nach
den Angaben der Coronica del gran capi-
begnügt, so konnte die Wahl nicht einsei-
getroffen werden.

ie politischen Verwickelungen Fernandos
über dem Auslande und Castilien werden
ner Kürze, die oft an Unverständlichkeit
t, behandelt, während sich der Verf. über
ne Ereignisse mit überraschender Umständ-
it verbreitet. Das gilt z. B. von den
kheitssymptomen der unglücklichen Juana,
ehelichen Verhältnisse Catalinas zu Hein-
VIII., bei welcher Gelegenheit man auf die
e längere Note in diesem Werke stösst,
e die Frage, ob die Ehe Catalinas mit

ihrem ersten Gemahl, Arthur von Wales, tisch vollzogen sei, nach einem handschriftli Berichte discutirt; das gilt ferner von Schlacht bei Ravenna, während die allerc kurze, aber für die Gestaltung der innern stände Spaniens bedeutungsvolle Zeit der gentschaft von Ximenez unbegreiflich karg dacht ist. Die Beurtheilung Fernandos: el rey catolico uno de los mejores del mu sus defectos no eran del rey, eran del hom entbehrt in gleichem Grade aller Berechti wie der Zusatz: »Nada se hacia en el orb su consejo y sin su voluntad. Influia en I terra y en Francia, disponia de Italia y leyes al mundo.« Man kann sich der U zeugung nicht erwehren, dass stellenweise sem fünften Theile die letzte Ueberarbe nicht zu Theil geworden ist; spräche nicht überdies eine dem Schluss dieser An angehängte Bemerkung, es würde das z Kapitel mit seinen Aphorismen über polit und kirchliche Zustände, Sitte und Lite Spaniens während der zweiten Hälfte de und im Anfange des 16. Jahrhunderts d zeugen.

Das achte und letzte Buch beginnt mit Regierung Karls I., ein Abschnitt, der sich Vergleich mit dem vorhergehenden, durch bersichtlichkeit, Feinheit der Beurtheilung Frische der Darstellung auszeichnet. Die mung Spaniens dem jungen, mit Sprache Sitte des Landes wenig bekannten Regenten genüber, der Unmuth über die Habsucht Arroganz flämischer Günstlinge, die Vorl einer ernsten Bewegung, die den Cortes Santiago vorangingen und folgten — das

em Verf. den Stoff zu einer exacten und ig durchgeführten Schilderung geboten, de- pitze die Schilderhebung der comunidades t. Doch möge daran die Bemerkung sich n, dass, wenn weniger die im Dienst und sse des Königthums schreibenden Histori- ls die verdienstvolle Arbeit Maldonados ria de las comunidades de Castilla) Be- chtigung gefunden hätten, der Vf. die Be- ung des Standpunktes, welchem die comu- gegen die nobleza einnahmen, nicht hätte hen können und sein Urtheil über die ei- he Richtung dieser merkwürdigen Bewe- sich anders gestaltet haben würde.

ber die hier gefällten Aussprüche in Be- f Luther will Ref. nicht rechten; es sind en, denen man hundertfach bei ernsten rn begegnet, die in jedem Angriff auf die barkeit des apostolischen Stuhls den ver- n Angriff auf die bestehende politische ciale Ordnung wittern. Wenn der Verf. klärung abgiebt, dass Luther die Anar- n ein System gebracht habe und dann rt: »Cuando se permite á los hombres arse contra la autoridad religiosa, debe irseles por el mismo principio que se en contra la autoridad politica; y segun table escritor, las novedades de Lutero n á destruir toda autoridad divina y hu- , so wird der Leser nicht verkennen, dass castilische Eindrücke und Anschauungen lie aus dem Spanier sprechen. Die Rüge, Luther seinen Widersachern häufig mit ser Derbheit entgegengetreten sei, wird sich immerhin gefallen lassen müssen, d der gegen den Reformator erhobene

Vorwurf »predicaba moral laxa« der Wi
gung nicht bedarf, sollte er sich auch n
die bekannte Doppelehe des Landgrafen
hen, der in diesem Falle mit dem Kurf
von Sachsen verwechselt wird.

Die folgenden Abschnitte, welche sic
den vieljährigen Kämpfen Karls gegen den
zösischen Nebenbuhler beschäftigen, beruhe
nehmlich auf dem apologetisch gehaltenen
Sandovals, ohne französische, deutsche un
lienische Quellen bei Erledigung wichtiger
gen zu Rath zu ziehen. Die Schlacht b
via und die Gefangenschaft von Franz I
den mit einer Redseligkeit behandelt, d
Gegensatze zu den kaum berührten ständ
Verhältnissen Spaniens unangenehm a
Das scheint der Verf. selbst zu fühlen, we
später mit dem Geständnisse nicht zurüc
»Tal vez hayamos dicho mas de lo que p
la indole y dimensiones de nuestra obra.«
Erstürmung Roms, deren politische Motive
Erwähnung finden, wird als ein Act ro
Barbarei hingestellt. Habe doch selbs
Hannibal und Attila in heiliger Scheu de
griff auf die ewige Stadt nicht gewagt.
Benehmen des Kaisers bei dieser Geleg
anbelangend, so beschränkt sich der Ver
die überraschende Bemerkung, dass wenn
selbe nicht unverzüglich die Entlassung de
stes aus der Gefangenschaft angeordnet
der Grund in seiner Abhängigkeit von der
mung des zuchtlosen Heeres zu suchen
Das Klosterleben Karls hat in der neusten
so vielfach den Gegenstand specieller Un
chungen abgegeben und ist, abgesehen vo
vortrefflichen Arbeiten Gachards und Mi

durch Stirling einer so minutiösen Behandlung unterzogen, dass es unbillig sein würde, hier noch nur nach einem erläuternden Zusatze zu machen. Dagegen kann die nach herkömmlicher Abfassung gegebene Charakteristik des Kaisers um so weniger befriedigen, als die von Lanz, Heine und Gachard edirten Correspondenzen desselben, die Papiers d'état du cardinal de Granvelle und die venetianischen Gesandtschaftsberichte in das geheime Leben dieses merkwürdigen Mannes einen Blick erlauben, der früheren Historikern nicht gestattet war.

So tritt der Verf. im letzten Kapitel an die, wie er selbst sagt, häkelige Periode der Regierung Philipps II. heran, »que tanto se presta al panegirico como á la satira.« Der Gegenstand ist ein zu interessanter, als dass er hier nicht einer kurzen Besprechung unterzogen werden sollte, um so mehr als wir in Cavanilles den Verfechter einer Reaction in der Auffassung Philipps kennen lernen, die bekanntlich auch ausserhalb Spaniens, wenn schon schüchtern und in dünner Vertretung, Boden zu gewinnen sucht. Ist es kranker Patriotismus, ist es die Folge einer s. g. conservativen Doctrin, die keine Schranken kennt und keine Bedenken in der Consequenz, die politische Frage von der kirchlichen und nach Befinden diese von jener bedingen lässt und jede abweichende Richtung als Häresie kennzeichnet — kurz der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, Don Philipp gegen jede wider ihn erhobene Beschuldigung zu vertheidigen. Bis dahin, klagt er, kannte der Spanier kein anderes Bild von dem Leben dieses Königs, als das von politischen und religiösen Gegnern desselben entworfene, und erst der

neuesten Zeit ist es beschieden, durch a
lische Nachforschungen Documente ans L
ziehen, vor welchen die gangbaren Verlä
gen verstummen müssen. Wie? Hat nic
lipp in Cabrera einen Biographen gefund
ein mustergültiger genannt werden könnte
nicht die Umstände, unter denen er schr
Reticenzen und Beschönigungen gezwung
ten? Genügt etwa auch ein Herrera nic
schon mit dem Titel seines Werkes (H
del mundo en el reyno del rey D. Fe
die Verherrlichung dieses unseligsten all
nenträger prognosticirt? Was aber die
dings aus Archiven gewonnenen Bewei
anbelangt, so liegt die Erwiederung nahe
keine Anklage so schwer auf dem Könige
als sein Verfahren gegen Montigny, bei
andern Gelegenheit die Lüge, Feigheit un
chelei desselben so schneidend uns en
tritt. Die hierauf bezüglichen Actenstück
finden sich im vierten Theile der Colecc
documentos ineditos abgedruckt, dem r
und reichhaltigsten Sammelwerke für die
sche Geschichte. Beschränkt sich der Ver
etwa darauf, die Anschuldigung des Mord
sabeths oder des Infanten Carlos zu entk
so würde richtiger Gachard als derjeni
zeichnet werden müssen, der die Nichtigk
ner Traditionen, die hauptsächlich durch
ler und Alfieri — »enemigos de toda aut
real« — Verbreitung gefunden haben soll
härtete, nicht aber der hier besonders l
Charles de Mouy.

Philipp II., fährt der Verf. fort, war d
beitsamste und staatsklügste Regent, de
nien je gehabt hat, und als Beweis, d

den Panegyriker dieses grossen Königs
;eben beabsichtige, fügt er hinzu: Es liegt
Finsteres und Abstossendes in seinem We-
so dass ich, wenn ich mir unter den spa-
en Königen einen Freund auszuwählen hätte,
·lich nicht bei dem Schöpfer des Escorial
n bleiben würde. Und diesem Ausspruche
man gern beipflichten, sei es auch nur in
gung des einst in Castilien gangbaren
hworts: »Von Philipps Lächeln ist es nicht
bis zur Spitze seines Dolches.« Der Ver-
einer Rechtfertigung des Königs, einer Aus-
ung zwischen seiner religiösen und politi-
Richtung, wenn er durch Alba den Kampf
lem Vorsteher der Christenheit aufnehmen
möge auf sich beruhen, desgleichen die
gung des für England dadurch verscherz-
segens, dass statt Philipps eine Elisabeth
atholischen Maria auf dem Thron folgte.
t ausser allem Zweifel und die beweisen-
Documente liegen vor Jedermanns Augen,
der König den Regierungsantritt der Toch-
on Anna Boleyn begünstigte, bemerkt der
aber ohne hinzuzufügen, wie lange Erste-
ie junge Königin mit Anträgen seiner Hand
ngte. Philipps Ketzerverfolgung, deren
chtung durch Benutzung neuerer auf die-
Gegenstand bezüglichen Werke (Thomas
e, history of the progress and suppression
reformacion in Spain und Adolfo de Ca-
historia de los Protestantes y de su per-
ion por Felipe II) eine ganz andere gewor-
ein würde, wird damit entschuldigt, dass
ectirer jener Zeit mit gleicher Härte gegen
ltgläubigen verfahren seien und dass Lu-
»clamaba sangre.« Der Umstand, dass der

König die Inquisition für seine politischen
cke dienstbar zu machen wusste, wird
gangen.

Die diesem Theile beigegebenen Docum
ineditos betreffen die Gefangenschaft von
Franz I.

Hiermit schliesst das Werk, dessen
wie eine beigefügte Notiz meldet, am 2
bruar 1864 aus dem Leben abberufen w
Der Frage, ob ein Dritter sich der Fortse
desselben unterziehen werde, geschieht
Erwähnung.

Untersuchungen über elektrische
venreizung. Von Adolf Fick. Mit
den Text eingedruckten Holzstichen. B
schweig, Druck und Verlag von Vieweg
Sohn. 1864. 51 S. in Quart.

Es sollte ermittelt werden, nach wel
Gesetze die Erregungsstärke eines nervösen
mentes von der Stärke des auf dasselbe
kenden Reizes abhängt. Als Massstab fü
Erregungsstärke motorischer Nervenfasern
man die Arbeit der von der Faser abhän
musculösen Elemente ansehen. Man darf
dings a priori nicht erwarten, dass die Mu
arbeit ein ganz directes proportionales Mas
die Erregungsstärke des motorischen Nerven
aber sie ist jedenfalls eine Function ders
und es kann also auch umgekehrt die

stärke als Function der Muskelarbeit darlt werden.
m das Gesetz der Abhängigkeit der Musbeit von der Grösse des Reizes zu ermitwurde die Arbeit des Muskels aus der fhöhe« bestimmt. Im Gegensatz zu dem mlichen Verfahren nach Ed. Weber »die höhe« eines Muskels zu finden, ging Verf. folgender Betrachtung aus. Der Muskel t im Moment seiner Zusammenziehung eine t, vermöge welcher der Last eine Gendigkeit gegeben wird, die sie auf eine grössere Höhe emporbringt, als diejenige, elcher sie der zusammengezogene Muskel leichgewicht zu halten vermag. Das Pro der Last in diese ganze Steighöhe muss vahrer Nutzeffect der Muskelzusammenziebetrachtet werden — wie wenn wir einen auf ein Dach werfen. Die so definirte elarbeit wurde am Pflüger'schen Myogranumerisch bestimmt.
iese fundamentale Untersuchung führte nun nz anderen Ergebnissen, als den vermu. Man hätte erwarten sollen, die Muskel werde nur dann Null sein, wenn der Null ist, und unendlich kleinen Reizwerwürden unendlich kleine Werthe der Musbeit entsprechen. Ferner: dass die Musbeit mit wachsender Reizstärke anfangs l und dann immer langsamer wachse, dert dass die Muskelarbeit sich ihrem Maxirth ganz allmälig — asymptotisch — nä Beide Vermuthungen fanden sich nicht igt, vielmehr erwiesen die Versuche mit nur wünschbaren Schärfe das folgende z:

Die Muskelarbeit ist Function der eines während einer bestimmten kurze den Nerven durchfliessenden elektrischen mes. Diese Function hat den Werth N alle Werthe der Stromstärke, welche un ner gewissen endlichen messbaren Gren gen. Wächst die Stromstärke über Grenze hinaus, so wächst der Werth der tion von Null an continuirlich und propo dem Wachsthum der Stromstärke. Ueber tet die Stromstärke einen gewissen Wer hört das Wachsthum der Muskelarbeit pl discontinuirlich auf und sie behält f den grösseren Werth der Stromstärke proportionalem Wachsen erreichten Ma werth.

So lange also die Reizstärke gerin bleibt die Muskelarbeit Null. Wenn s messbaren Werthen der Reizstärke positiv the erhalten hat, so wächst sie dann mi stanter Geschwindigkeit, d. h. proportion Wachsthum der Reizstärke und das W der Muskelarbeit hört endlich nicht al sondern plötzlich auf. Die Curve, den Gang graphisch darstellt, besteht nach aus drei in Winkeln zusammensto Stücken.

Diese wichtigen Resultate wurden a gendem Wege erhalten. Verf. führte d ischiadicus eines Frosches einen Reiz v stimmter Stärke zu und mass die Arbeit che der zugehörige M. gastrocnemius w leistet. Sollte die gefundene »Wurfhöhe wahre Muskelarbeit, wie Verf. vermuthe mer noch unterschätzen lassen, so muss die gemessene Leistung den ausgezeichnet

einstimmenden Versuchs-Resultaten zufolge eine ihr proportionale Grösse sein. Jedenfalls muss eine veränderliche Grösse, welche, wie die vom Verf. definirte Muskelarbeit, in einem so merkwürdigen und einfachen Zusammenhange mit einer anderen Veränderlichen, der Reizstärke, steht, eine Grösse von fundamentaler Bedeutung sein.

Als Reiz wurde ein elektrischer Strom angewendet, welcher während einer sehr kurzen immer gleichen Zeit den Nerven durchfloss. Die Stromstärke wurde durch Stromverzweigung variirt. In der Nebenschliessung konnte der Widerstand durch einen Stöpselrheostaten in bekanntem Masse willkürlich verändert werden; die höchsten Werthe des Widerstandes, die in Betracht kamen, betrugen 1500—1800 Siemens'sche Einheiten. Sie waren sehr klein im Verhältniss zu den Widerständen sowohl in der Hauptschliessung, welche die vom Strom durchflossene Nervenstrecke enthielt, als in der Stammleitung, d. h. dem unverzweigten Theil der Leitung, welcher die galvanische Batterie enthielt. In beiden betrugen die Widerstände mindestens 40000 Einheiten. Unter diesen Umständen ist bekanntlich die Stromstärke in der Hauptschliessung ziemlich genau proportional dem Widerstande in der Nebenschliessung.

Eine neue Einrichtung der unpolarisirbaren Elektroden empfiehlt der Verf. (S. 8) angelegentlichst.

Die Nervenerregung ist damit noch nicht als Function des Reizes dargestellt, wenn man die Muskelarbeit als Function des Reizes dargestellt hat. Da aber die Muskelarbeit von der Reizgrösse in so einfacher Weise abhängt, so ist

nicht denkbar, dass die vermittelnden Ab-gigkeiten der Muskelarbeit von der Nerven-gung und der Nervenerregung vom Reiz verwickeltere Form haben. Man sieht, die variabelen Grössen Reiz, Erregung, Musk-beit in derartiger Abhängigkeit von eina-dass das Wachsen der einen proportiona-dem Wachsen einer jeden von den beiden deren.

Was die beiden Stücke des Verlaufs de-nen experimentell ermittelten Function be-in welchen, wie erörtert, eine Veränderun-ler Variabelen nicht stattfindet, so lässt darüber Folgendes annehmen. Es ist g-sehr wahrscheinlich, dass die überaus la-Molekulargruppen des Nerven nur eines leichteren Anstosses bedürfen, um merklic-ihrem Gleichgewicht gestört (»erregt«) zu den, als die viel trägere Muskelmoleküle.

Es ist ferner geradezu nothwendig, über ein gewisses nicht sehr bedeutendes hinaus der Muskel mit einer Zuckung gar arbeiten **kann**. Es ist nun nicht unge-anzunehmen, dass diese maximale Arbeit Muskels schon durch eine verhältnissm-kleine Nervenerregung ausgelöst wird, eine Erregung, welche noch lange nicht höchsten Grad von Erregung darstellt, d-der Nerv fähig ist. Auch der Umstand ist neswegs mechanisch undenkbar, dass die kelarbeit, so lange sie überhaupt wächst, Wachsthum der sie auslösenden Nervenerre-genau proportional wächst.

Dass in der That die ganze anscheinen-paradox verlaufende Function, welche die hängigkeit der Muskelarbeit vom Nervenrei-

wiesenermassen darstellt, keinem mechanischen Grundsatze widerspricht, würde sofort klar sein, so wie es gelänge, eine mechanische Vorrichtung zu ersinnen, welche nach demselben Gesetz wirksam wäre. Beispielsweise denke man sich nun parallel neben einander eine grosse Anzahl — etwa 100 — Pistolenläufe alle mit gleicher Ladung. Auf jedem stecke hinten ein Zündhütchen und darüber eine Klappe, welche es zum Explodiren bringt, wenn sie mit einer gewissen Kraft niedergedrückt wird. Die sämmtlichen Klappen wollen wir uns in Charnieren drehbar und aufgerichtet denken. Sie stehen dann alle in einer Reihe und können durch einen Körper, welcher sich in der Richtung der Reihe bewegt, nach einander niedergeworfen werden. In dieser Richtung stellen wir uns in einiger Entfernung von dem beschriebenen Geschütz einen anderen Lauf vor, dessen Ladung variabel zu denken ist; er soll mit N bezeichnet werden. Die aus ihm geschossene Kugel wird also die hundert Klappen nach einander niederwerfen können. An jeder Klappe aber wird sie ein ganz bestimmtes Mass ihrer lebendigen Kraft einbüssen. Vor dem zuletzt gedachten Lauf N denken wir uns noch ein Brett aufgestellt von ganz bestimmter Stärke, dessen Durchdringung ein ganz bestimmtes Mass von lebendiger Kraft erfordert und das die Kugel vorher durchdringen muss, ehe sie die Klappen erreicht. In diesem Bilde soll das hundertläufige Geschütz den Muskel bedeuten, die lebendige Kraft der die Klappen niederwerfenden Kugel die Nervenerregung und die Ladung des Laufes N den Reiz. In der That hängt aber die Arbeitsleistung des hundertläufigen Geschüt-

zes von der Ladung des einzelnen Lauf
nach genau demselben sonderbaren Geset
nach welchem die Muskelarbeit von der
stärke abhängt. Natürlich muss man noc
nehmen, dass die auslösende Kugel keine
ren Widerstände findet als das Brett un
Klappen, und dass sie keine Klappe über
gen kann. Bleibt nämlich jetzt die Ladun
Laufes N — sie heisse r — unter einer
sen Grenze — sie mag mit a bezeichnet
den — so kommt die Kugel gar nicht zu
Klappen, sondern ihre lebendige Kraft g
höchstens, das vorgestellte Brett zu durc
ren. Ist die Ladung des einzelnen Lau
um ein Gewisses grösser als a, so komm
Kugel noch mit einer gewissen Kraft zu
Klappen und drückt eine Anzahl derselben
der, welche genau proportional ist dem U
schuss der Ladung über den Werth a, da
der Voraussetzung die Kugel für jede K
dasselbe Quantum Arbeit braucht. Eine d
Ueberschuss r — a genau proportionale A
von Läufen des Geschützes werden also
schossen und mithin eine r — a proporti
Arbeit schliesslich geleistet. Verstärken
nun die Ladung des Laufes N immer meh
mehr, so werden wir zu einer Grenze b
men, wo die lebendige Kraft der auslös
Kugel gerade ausreicht, alle hundert Läuf
Geschosses loszuschiessen. Von dieser G
an hört dann die Arbeitsleistung ganz p
lich auf zu wachsen. Eine noch so g
Ladung des Laufes N kann immer höch
bewirken, dass alle hundert Läufe abges
sen werden, mag damit die lebendige Kraf
auslösenden Kugel gerade erschöpft sein,

mag dieselbe mit einem noch so grossen Rest von Geschwindigkeit weiter fortfliegen.

Das Wesentliche der beschriebenen mechanischen Vorrichtung fasst sich dahin zusammen: Wir theilen einem Körper lebendige Kraft mit, dieser löst in einem anderen Körper lebendige Kraft aus; lassen wir die mitgetheilte lebendige Kraft von Null an wachsen, so ist die ausgelöste lebendige Kraft fortwährend Null, bis die mitgetheilte lebendige Kraft eine gewisse Grenze a erreicht; lässt man aber dieselbe weiter wachsen, so wird wirklich lebendige Kraft ausgelöst und zwar ein Quantum, welches genau proportional ist dem Ueberschuss der mitgetheilten lebendigen Kraft über den Grenzwerth a. Dies proportionale Wachsen gilt für alle Werthe der lebendigen Kraft, die grösser als a und kleiner als ein zweiter Grenzwerth b sind, selbst für diejenigen, welche dem Werthe b unendlich benachbart sind. Das Wachsen der ausgelösten lebendigen Kraft hört also bei dem der Grenze b entsprechenden Werthe discontinuirlich auf. Wird nun auch noch so viel lebendige Kraft an den ersten Körper mitgetheilt, so wird doch immer nur so viel lebendige Kraft ausgelöst, wie wenn ein b gleiches Quantum lebendige Kraft mitgetheilt würde. Dies ist also ganz derselbe Fall wie beim Muskel.

Die diesem sinnreichen Beispiel zu Grunde liegende Anschauung ist gleichwohl nicht in aller Strenge richtig. Dies ergibt das folgende Kapitel (S. 22—39), welches die Abhängigkeit der Muskelarbeit von der Dauer eines den Nerven absteigend durchfliessenden elektrischen Stromes untersucht. Auf eine ausführliche Darle-

gung muss hier verzichtet werden und n
nige Resultate können ganz kurz erwähn
den. Es ergibt sich, dass das Wachs
Zuckung mit wachsender Dauer eines de
ven absteigend durchfliessenden Stromes
in einem stetigen Zug, sondern absatzwe
schieht, so dass endlichen Reihen von W
der Stromdauer eine und dieselbe Zuckun
entspricht. Ein solcher Absatz ist unz
haft allemal vorhanden, jedoch ist es nic
wahrscheinlich, dass zwei (oder mehrere)
ren. In der That wird erwiesen, dass,
ein elektrischer Strom den Nerven durch
in demselben eine gewisse Zeit nach dem
einbrechen des Stromes plötzlich ein neue
gang beginnt, sei dies nun ein neuer R
stoss, sei es eine Zustandsänderung des N
vermöge deren der Erfolg des gleichen R
stosses ein anderer wird.

Auch über das dritte Kapitel (S. 40—
Betreff der Abhängigkeit der Muskelarbei
der Stärke und Dauer eines den Nerven
steigend durchfliessenden elektrischen St
muss auf das Buch selbst verwiesen werde

Die Erläuterung des Textes durch die
gedruckten, zahlreichen Holzschnitte ist vo
lich zu nennen. Schliesslich kann die ei
klare und doch elegante Darstellungsweis
Verfs. um so weniger mit Stillschweigen
gangen werden, weil sich bei anderen mod
Schriftwerken ähnlicher Richtung so häufi
gespreizter Ton bemerklich macht, der au
ferner Stehenden mitunter komisch zu w
geeignet ist.

W. Krause

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück. 22. Februar 1865.

Die Lehre von den elliptischen Integralen und den Theta-Functionen. Von K. H. Schellbach. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1864. 8.

Für die Darstellung der Theorie der elliptischen Functionen bieten sich gegenwärtig zwei verschiedene Wege dar. Der ältere, rein analytische ist bekanntlich von Jacobi und Abel eingeschlagen. Der andere geht aus von der geometrischen Repräsentation der complexen Zahl, wie sie von Gauss angeregt ist, und verläuft auf dem so gewonnenen neuen Gebiete der Theorie der Functionen complexer Grössen, zu der Cauchy den Anstoss gegeben und die von Riemann in höchst eigenthümlicher Weise zur Ausbildung gebracht worden ist. Den einen wie den andern Weg finden wir auch in den neueren Lehrbüchern. Die rein analytische Methode verfolgt in Jacobischer Weise das Lehrbuch von Durège (Theorie d. ell. F. Leipzig 1861). Der Verf. hat sie gewählt, weil sie weniger Vorkenntnisse voraussetzt. Aber er erkennt selbst an,

dass die Behandlungsweise, die von der Th
der complexen Functionen ausgeht, wie sie
lich noch nicht in Riemanns Weise) von
und Bouquet gewählt ist, »allein eine deu
Vorstellung von der Natur der elliptischen I
tionen, namentlich von dem Wesen der do
ten Periodicität zu gewähren vermag.«
älteren Weg hat, wie Durège und aus dens
Gründen, auch der Verf. des vorliegenden B
eingeschlagen. Doch sind, wie im Plane
der Durchführung, beide Bücher wesentlich
schieden. Durège kommt es auf die Ent
lung der Theorie der elliptischen Funct
an. Er verfolgt ein consequent durchgefü
System und geht dabei auf Rechnungsmeth
nur so weit ein, als sie innerhalb dieses Sy
ihre Stelle finden. Dagegen lässt sich
aus dem Titel des vorliegenden Buches von S
bach vermuthen und die Vorrede bestätig
dass die Absicht des Verfs nicht dahin
eine vollständige Theorie der elliptischen I
tionen zu geben. Er will vielmehr den
in der Behandlung und Berechnung der e
schen Integrale einüben, und als hauptsäch
Hülfsmittel für diese Berechnung dienen ihr
Thetafunctionen. Die so präcisirte Aufgab
gewiss ihre Berechtigung und auch neben
rein theoretischen Darstellung ihre gross
deutung. Aber es liegt eine Gefahr darin
der Einübung von Rechnungsmethoden au
Fundament der eigentlichen Theorie ganz
theilweise zu verzichten, die Gefahr, dass
systematische Zusammenhang leicht verloren
wenigstens verdunkelt wird. Und diese G
ist um so grösser, wenn bei einem Formel
thum, wie ihn die Thetafunctionen darbieten
Blick des Lesers auf das Einzelne gerichtet

von der Uebersicht des Ganzen abgelenkt wird. Dieser Gefahr ist das Buch keineswegs vollständig entgangen. Schon das allgemeine Inhaltsverzeichniss gibt ein merkwürdiges Hin- und Herspringen in der Anordnung der behandelten Materie zu erkennen, und dieses tritt bei genauerem Studium des Buches noch deutlicher hervor.

Der theoretische Theil beginnt (Abschnitt 1) mit der Definition des allgemeinen elliptischen Integrals und dessen Reduction auf die Normalform. Der allgemeine Gedankengang ist folgender. Nachdem das Polynom unter der Quadratwurzel von der dritten Potenz der Variabeln befreit ist, wird bewiesen, dass durch eine Substitution $z = \lambda + \mu x$ mit reellem λ und μ stets die Coefficienten von x^4 und x^0 einerseits, sowie die von x^3 und x andererseits einander gleich gemacht werden können. Die neue Substitution $x = \frac{1+t}{1-t}$ transformirt dann die Quadratwurzel in $y = \frac{2\mu}{(1-t)^2}\sqrt{\alpha + 2\beta t^2 + \gamma t^4}$, worauf die weitere Reduction des Differenzialausdrucks $f(x, y)\,dx$ auf die drei Legendreschen Normalformen im wesentlichen übereinstimmend mit der von Legendre gegebenen Methode geschieht. Eine neue von Weierstrass herrührende Art, das elliptische Differenzial auf die kanonische Form zu bringen, gibt der Verf. im 13ten Abschnitte (fast am Schlusse des theoretischen Theils). Man sieht aber in der That nicht ein, warum sich dieselbe nicht unmittelbar an den 1. Abschnitt anschliesst. Statt dessen geht der 2. Abschnitt zu den Thetafunctionen über, oder vielmehr er stellt ganz ohne Uebergang alge-

braische Identitäten auf, die zu den The
tionen führen. Und doch wäre ein wir
Uebergang hier ebenso nothwendig als
herzustellen gewesen. Nach Unterscheidu
drei elliptischen Integrale konnte im Ans
an den historischen Entwicklungsgang der
rie darauf hingewiesen werden, dass die umg
ten Functionen sin *am*, cos *am*, Δam das H
teresse in Anspruch nehmen. Dann lag d
stellung von Quotienten unendlicher Pr
nahe, deren Zähler und Nenner = 0 w
wenn jene Functionen bezw. die Werthe
∞ annehmen. Damit wäre man mitten
Thetafunctionen hineingeführt, und es hätt
nun die Untersuchungen des 2ten Absc
naturgemäss angeschlossen.

Die Entwicklungen, durch welche de
zu der Grundformel der Thetafunctionen g
haben etwas Künstliches an sich. Durc
geschickte Zerlegung des Quotienten $\frac{1-}{1}$

in $\frac{1-xr^{n-s-1}}{1-r^{n-s}} \cdot \frac{1-r^{n-s}}{1-r^{n}} + x\frac{1-ar^{s}}{1-r^{s+1}} \cdot \frac{r^{n-}}{1}$

ergibt sich die Formel

$$\frac{1-axr^{n-1}}{1-r^{n}} \sum_{0}^{n-1} x^{s} \,.\, A_{s} \,.\, X_{n-s-1} = \sum_{0}^{n} x^{s} \,.\, A_{s}$$

in welcher zur Abkürzung

$$\frac{(1-a)(1-ar)(1-ar^{2}) \ldots (1-ar^{s-1})}{(1-r)(1-r^{2})(1-r^{3}) \ldots (1-r^{s})}$$

und entsprechend

$$\frac{(1-x)(1-xr)(1-xr^{2}) \ldots (1-xr^{n-s-1})}{(1-r)(1-r^{2})(1-r^{3}) \ldots (1-r^{n-s})} =$$

gesetzt ist. Nimmt man für s der Reih
die ganzen Zahlen 1, 2, 3, ... n und m

cirt die einzelnen Resultate, so erlangt man die Gleichung

$$(1)\quad \frac{(1-ax)(1-axr)(1-axr^2)\ldots(1-axr^{n-1})}{(1-r)\,(1-r^2)\,(1-r^3)\,\ldots\,(1-r^n)} = \sum_0^n x^s \,.\, A_s \,.\, X_{n-s}.$$

Aus dieser ergeben sich dann durch künstliche Specialisirungen die nach den Potenzen von x geordneten Reihen für das Product

$$(1-x)\,(1-xr)\,(1-xr^2)\,\ldots\,(1-xr^{n-1})$$

für dessen reciproken Werth und endlich die Grundformel der Thetafunctionen

$$\prod_1^\infty (1-r^{2n})\,(1+ar^{2n-1})\,(1+\frac{r^{2n-1}}{a}) = \sum_{-\infty}^{+\infty} a^s r^{s^2}$$

Da aber die Gleichung (1) in dem ganzen Buche weiter gar keine Anwendung findet, so fragt es sich, ob sie nicht besser ganz weggeblieben wäre. Es handelt sich ja nur um die Thetareihe, und diese konnte leicht auf einem einfacheren Wege abgeleitet werden, der den Gedankengang weniger willkürlich und deshalb durchsichtiger liess.

Nachdem die vier Thetafunctionen definirt sind, werden sie mit Hülfe des Fourierschen Satzes umgeformt. Dann folgen die Beziehungen zwischen den Thetafunctionen mit complementären Moduln, und der Satz, dass die Functionen gewisse Factoren erlangen, wenn das Argument um ein Vielfaches des reellen oder des imaginären Periodicitätsmoduls wächst. Die letzte Eigenschaft wird (Abschnitt 3) benutzt, um die doppelt periodischen Functionen $f(x) = \frac{\theta_1(x)}{\theta(x)}$, $g(x) = \frac{\theta_2(x)}{\theta(x)}$, $h(x) = \frac{\theta_3(x)}{\theta(x)}$ zu bilden, die, wie man sieht, bis auf constante Fac-

toren mit $\sin am \frac{2Kx}{\pi}$, $\cos am \frac{2Kx}{\pi}$, Δa

übereinstimmen. Für rein imaginäre Argu werden die drei Functionen f, g, h auf Argumente und bei reellem Argument a Intervall von 0 bis $\frac{1}{4}\pi$ reducirt. Hierau eine grosse Anzahl von Relationen der functionen, die hauptsächlich dazu diene Additionstheoreme der Functionen f, g, h 30) vorzubereiten. Der § 32 gibt die Di zial-Quotienten der drei doppelt period Functionen, und zum Schluss des Absc kommt die Untersuchung für complexe mente. Den 4ten Abschnitt (Berechnungs des Integrals 1ter Gattung) muss der Les nächst überschlagen, wenn er ohne Unt chung bei den Thetafunctionen bleiben wi Abschnitt 5 zerlegt der Verf. die Quot von Producten von Thetafunctionen in P brüche und erlangt dadurch sehr allge Formeln, aus denen unter andern die 16 tionen abgeleitet werden, welche Jacobi i Bande von Crelles Journal für die Winkel γ aufgestellt hat, die der Gl.

$$\int_0^{\alpha} \frac{dz}{\Delta z} + \int_0^{\beta} \frac{dz}{\Delta z} = \int_0^{\gamma} \frac{dz}{\Delta z}$$

Genüge leisten. Dann folgen weitere F für die Addition der Argumente. Der 6t schnitt enthält Reihenentwicklungen für die tionen f, g, h, deren Logarithmen, Qu und reciproke Werthe. Im § 92 wird de von C. O. Meyer aus dem 56ten Band Crelle's Journal reproducirt. Der 7te Abs stellt eine complexe Zahl $a + bi$ durc Functionen f, g, h dar und zwar auf zwe

gen, von denen der zweite dem Werke von Duhège entlehnt ist.

Nach diesen Untersuchungen der Thetafunctionen und ihrer doppelt periodischen Quotienten kehrt der Verf. (im Abschnitt 8) zu den lliptischen Integralen zurück. Nachdem zur llustration die Pendelaufgabe behandelt ist, gibt er (§§ 105 bis 107) die Additionstheoreme ür jene Integrale, die dann noch (§§ 109 bis 112) in eigenthümlicher Weise aus der Betrachtung symmetrischer Functionen abgeleitet werden. Vgl. Crelle Bd 54). Der 9te Abschn. handelt von er Berechnung der ellipt. Integrale zweiter Gattung. Die erste Gattung ist nämlich (wie schon rwähnt) im 4ten Abschnitt durchgenommen und ort (warum?) mitten in die allgemeinen Untersuchungen über die Functionen θ und die f, g, eingestreut, während sie doch dem Zusammenhange nach vor Abschnitt 8 und 9 (Integrale weiter und dritter Gattung gehörte. Für die erechnung des Integrals erster Gattung gibt er Verf. folgende Methoden. Der Ausdruck l—sin α^2 sin $\varphi^2)^n$ wird nach Gauss in vier verchiedenen Weisen in eine Reihe entwickelt, die ach den Cosinus der Vielfachen von 2φ fortchreitet. Nach Multiplication mit $d\varphi$ wird wischen den Grenzen 0 und φ und resp. 0 und

integrirt. Für die erste Gattung ist dann

$= -\frac{1}{2}$ zu setzen (§§ 37 — 43). Besonders usführlich wird die Berechnung mit Hülfe der hetafunctionen behandelt und mit Beispielen ersehen (§§ 44—51. 56—58). Daran schliesst ich die Landensche Substitution (§§ 53—55) nd die Berechnung mit Hülfe des arithmetischeometrischen Mittels (§§ 59—61). Den Be-

schluss macht Legendres Methode, die a
Princip der Theilung beruht, und dies
zugleich mit einigen Bemerkungen über d
lung der Functionen *f*, *g*, *h* begleitet.

Das elliptische Integral der zweiten (
(Abschnitt 9) wird zunächst nach der
schen Methode behandelt, also in der E
lung von $(1 - \sin \alpha^2 \sin \varphi^2)^n$ $n = \frac{1}{2}$
Darauf folgt die Berechnung mit Hülfe d
tafunctionen (§§ 113—115) und eine E
lung, die nach den Potenzen von sin
schreitet (§§ 116. 117). Nachdem auch d
ditionstheorem für die Berechnung verwa
(§ 118), wird der Zusammenhang der In
erster und zweiter Gattung mit Hülfe de
tafunctionen sowohl als auf dem Wege d
metrischen Construction erörtert (§§ 119
Beide Wege dienen hierauf zum Bewei
Satzes $KE' + K'E - KK' = \frac{\pi}{2}$ (§§ 12
Dann wird das Integral zwischen ima
Grenzen betrachtet und zum Schluss mit
krummliniger Coordinaten der Satz Fa
über Vergleichung von Ellipsenbögen, so
Rectification der Ellipse und der Hyperbel g

Der 10te Abschnitt handelt von den I
len dritter Gattung. Derselbe beginnt m
Satze von der Addition der Parameter (
Hieran schliesst sich nach einer Erörteru
älteren und neueren Bezeichnungsweise d
duction der Integrale mit verschiedenen
metern (§§ 131—133), die Vertauschun
Parameter und Amplitude (§ 134) und d
duction des vollständigen Integrals dritte
tung auf Integrale erster und zweiter G
(§§ 137—139). Dann folgen Reihenentw

gen und die Berechnung mit Hülfe des Additionstheorems (§§ 140. 141). Die Entwicklung nach Potenzen von sin φ wird in § 142 angedeutet.

Der 11te Abschnitt gibt die Reduction von einigen speciellen Integralen auf elliptische. Im 12ten Abschnitt werden Integrale von scheinbar allgemeineren Formen auf elliptische zurückgeführt. Ein Kriterium für die Möglichkeit einer solchen Reduction wird jedoch nicht aufgestellt. Auch geht ja das Buch nicht tief genug auf die Theorie ein, um ein solches Kriterium geben zu können.

Als Anhang zu den Betrachtungen der geometrischen Factoriellen, welche im zweiten Abschnitt zu den Thetafunctionen führten, behandelt der 14te Abschnitt die zuerst von Stirling in seiner methodus differentialis untersuchte interessante Interpolationsformel. Dieselbe wird hier vollständiger als bei Stirling entwickelt und auf die Berechnung von π sowie auf elliptische Integrale erster und zweiter Gattung angewandt.

Der zweite Theil handelt von den Anwendungen der elliptischen Functionen, nämlich von der Oberfläche des Ellipsoids und des schiefen Kegels, von der geodätischen Linie, vom sphärischen Pendel und von der Drehung eines festen Körpers um einen festen Punkt. Der Leser findet hier reichlichen Stoff, sich von den häufig recht trocknen Entwicklungen und dem Formelreichthum des theoretischen Theiles zu erholen.

Es mag zugegeben werden, dass der hervorgehobene Mangel eines consequent durchgeführten Systems in der Eigenthümlichkeit der Aufgabe einigermassen seine Erklärung findet. Aber wir stellen nun einmal an ein gutes Lehrbuch die Anforderung einer, ich möchte sagen, künst-

lerischen Durcharbeitung. Und dass die forderung nicht vollständig erfüllt wird, i zum Theil auch Schuld des Vfs. Die T der Arbeit hat bei wissenschaftlichen E ihr Missliches. Es macht einen sond Eindruck, was man in der Vorrede üb Entstehung des Buches erfährt. Nachd Verf. erwähnt hat, dass die erste Anregu einem Collegienhefte Jacobis ausgegange dass der höchst interessante 13te Absch ner Vorlesung von Weierstrass entlehnt ist, es weiter:

»Bei der Redaction des ganzen Werk der einzelnen Rechnungen haben wir u Beihülfe einiger junger talentvoller Mat ker zu erfreuen gehabt, die uns gestatte den, hier unsern Dank für ihre Hülfe öf aussprechen zu dürfen. Zunächst ist H Wernicke zu erwähnen, der die Correct ganzen Werkes übernommen und ausserde für stylistische Sauberkeit und Ordnung äussern Ausführung gesorgt hat. Er un Dr. E. Schultze haben ausserdem auf Wunsch den zwölften Abschnitt der erst theilung aus dem grösseren Werke Leg mit gehöriger Umsicht entnommen, da ic keine wesentlichen Verbesserungen anzu wusste, ohne wichtigere Glieder in ihr wicklung zu beschränken.

»In § 2 hat hauptsächlich Hr Worpitz Nachweis geliefert, dass die Grösse μ a Gleichungen reell hervorgeht. Die num Rechnung in § 61 ist von Hrn Dr. Ha ausgeführt worden, und ebenso haben d ren Dr. Bachmann, Dr. Teichert, Dr. K mer und Stud. Biermann Rechnungen üb men, die von wesentlichem Nutzen für m

wesen sind, auch wenn viele derselben nicht unmittelbar in das Buch mit aufgenommen werden konnten. Allen diesen jungen Mathematikern, und ganz besonders den Herren Dr. Schultze und Dr. Kretschmer, spreche ich nochmals für ihre vielfachen Bemühungen meinen aufrichtigen Dank aus.«

Man kommt unwillkürlich zu dem Wunsche, der Verf. möchte doch in der Lage sein, etwas weniger Dank auszutheilen. Das Buch selbst würde ihm das gewiss Dank gewusst haben. Was die Correctheit des Druckes betrifft, so hat das zwei Seiten lange Druckfehler-Verzeichniss noch keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit. Ich gebe hier nur beispielsweise eine kleine Nachlese:

S. 23. Z. 7 fehlt der Factor $1-xr$
» 29. Formel (1) fehlt rechts der Factor $\frac{1}{2n+1}$ hinter Σ
» 33. Z. 2 u. 5 v. u. lies $q^{\left(\frac{x}{\pi}\right)^2}$ statt q^{x^2}
» 65. Z. 2 » » » q^9 statt q^3
» 104. Z. 6 v. o. » 13, 12, 11, 10.
» 106 Formel (1) letzter Ausdruck lies $h0^2$ statt $\frac{h}{g0}$
» 135. Z. 9 v. o. lies $1-k^2s^2$ statt $1-k^2z$
» 187. » 5 v. o. » $10v^{III}v^{IV}$ statt $10v^{III}v^{V}$.

Die Indices der Functionszeichen θ sind häufig sehr undeutlich.

Die »stylistische Sauberkeit« lässt zuweilen zu wünschen übrig. S. 36 z. B. heisst es: »Diese drei Functionen sind aber nicht bloss einfach periodisch, wie die Kreisfunctionen, sondern sie sind doppelt periodisch, d. h. sie nehmen wie-

der denselben Werth an, nicht nur wen um ein reelles Vielfaches von π ändert, auch, wenn x um ein imaginäres Vielfac ν zu- oder abnimmt.« Und dieser Sa doch keineswegs correct genannt werde man die unmittelbar vorhergehenden G gen beachtet:

(1) $f(x + m\pi + n\nu i) = (-1)^m f$

(2) $g(x + m\pi + n\nu i) = (-1)^{m+}$

(3) $h(x + m\pi + n\nu i) = (-1)^n h$

Die hervorgehobenen Uebelstände wer Buche manchen Leser entfremden, na manchen Anfänger, und für solche ist zunächst bestimmt. Wer aber mit Ged Ausdauer seinen Entwicklungen folgt Mühe nicht scheut, sich durch die oft langen Formelsammlungen durchzuarbeit wird das Buch gewiss nicht ohne Belehr der Hand legen. Sehr erwünscht wär wesen, wenn der Verf. überall mit gleic nauigkeit die Quellen citirt und damit Leser zu einem selbständigen Studium ginalarbeiten angeregt hätte.

K. Hattend

Valentin Weigel. Ein Beitrag teratur- und Culturgeschichte Deutschla 17. Jahrhundert. Von Julius Otto Leipzig, T. O. Weigel. 1864. XII u. 3 Octav.

Mit Studien über die Geschichte des rigen Krieges beschäftigt ist der Verf. a den Parteinamen der Weigelianer geführ

den und in seinem Bemühn die geistige Atmosphäre der damaligen Zeit zu erforschen musste er sich nach dem Urheber dieser verrufenen Secte umsehn, welche ihr Wesen unter den Stillen im Lande trieb und von der öffentlichen Macht verfolgt ihre Lehren nur im Geheimen durch Rede und Schrift verbreiten durfte. Die Schwierigkeiten in der Erforschung geheimer Wege haben den Verf. nicht abgeschreckt, die Thatsachen möglichst in ihrem ganzen Umfange und im Zusammenhange mit ihren Gründen und Folgen aufzusuchen und auseinanderzusetzen, sie haben aber weitläuftige Untersuchungen in einer wenig bekannten und nur spärlich aufzufindenden Literatur erfordert. So ist ihm unter der Hand diese Monographie angeschwollen, für deren Mittheilung wir ihm um so mehr Dank schuldig sind, je mühsamern Fleiss die Sammlung ihrer Materialien erheischte.

Beim Sammeln ist das erste Geschäft das Zusammenbringen dessen, was der Aufbewahrung werth zu sein scheint, darauf folgt erst die Ausscheidung und Ordnung des Aufgefundenen. Das letztere wird noch erschwert, wenn man mehrere Sammlungen zu gleicher Zeit betreibt. Was dem Zwecke der einen angehört, greift auch hinüber in den Zweck der andern. Die Sammlungen gehören im Sinne ihres Urhebers zusammen. Es pflegt wohl zu geschehn, dass in der einen etwas aufbewahrt wird, was mit ihr einigen Zusammenhang, aber für sie doch weniger Werth hat als für die andere. So scheint es dem Verf. gegangen zu sein, der noch weniger mit dem zweiten als mit dem ersten Geschäfte des Sammelns beschäftigt sein dürfte. Es finden sich Stücke sorgsam aufbewahrt und

sorgfältig verzeichnet, welche wir hier ni
sucht haben würden. Zum Beispiel will
anführen aus dem Anfang die Rüxlebens
che (S. 23 ff.), aus dem Ende die Perr
Sache (S. 322 ff.), welche auch einige
über Schwarzenberg's Verhältnisse zu O
verbreiten soll. Wie schätzenswerth a
che Materialien für die Geschichtsforsch
mögen, besonders für die Kenntniss der
nisse vor und im 30jährigen Kriege, für
und die Weigelianer haben sie doch
Werth. Der Verf. hat seine Sammlung
letztern nicht genug ausgeschieden aus
Hauptsammlung. Hieraus erklärt sich a
leicht der etwas auffallende Titel. Ei
trag zur Culturgeschichte Deutschlands
Jahrhundert giebt nur die Geschichte d
gelianer; Weigel selbst gehört dem 16.
an. Dem Verf. aber kommt es für se
schichte des 30jährigen Krieges mehr
Nachwirkungen Weigel's als auf dessen Pe

Was er jedoch in dem vorliegenden
mitgetheilt hat, ist auch für die Kennt
letztern von nicht geringem Belang. W
den ihm Unrecht thun, wenn wir mein
wäre nicht darauf ausgewesen seine Sam
zu ordnen. Vielmehr ein Hauptverdiens
sehr schätzbaren Werkes besteht darin,
das auszusondern gesucht hat, was Weige
zugeschrieben werden muss und was se
hänger zu seinen Werken hinzugethan
Dieser unscheinbaren und doch sehr m
digen Persönlichkeit ist es gleich ander
bern von Schulen und Secten begegnet,
zugeschrieben worden ist, was Andere z
Werken hinzugefügt und auf ihren Na

n. Dies konnte um so leichter
nger die meisten der Weigelschen
in Handschriften zum Privatge-
et worden waren, wahrscheinlich
Zusätzen vermehrt. Erst 20 bis
seinem Tode wurden sie gedruckt
Partei verbreitet, welche vor der
acht sich verbergen musste, wel-
r darauf ankam die Lehren Wei-
Lichte erscheinen zu lassen, als
mit mancherlei fremdartigen Ele-
ten Meinungen zu verbreiten. Der
Wegen der Verbreitung nachge-
r auffinden konnte, giebt einiges
Sitze der Partei, namentlich über
rg, das Anhaltische, weniger über
weniger über die Personen, wel-
n und die Schriften Weigel's ge-
zum Theil missbrauchten. Es
ht unmöglich, dass künftige For-
weiter vordringen könnten, was
bietet, ist schon immer des Dan-

e Person Weigel's betrifft, so hat
Aufgabe gehalten zuerst kritisch
das Unechte in den ihm zuge-
rken zu unterscheiden. Er wirft
ingern vor, dass sie diesem Ge-
icht unterzogen haben. Dieser
sich nicht ganz ablehnen, doch
tschuldigungen und ist zu allge-
chen. Zu den Vorgängern kann
, und ich habe es mir wohl zu-
kleines Lob zugeschrieben, dass
viel ich weiss, in neuerer Zeit
er ausführlichern Untersuchung

Weigel's Philosophie und Theologie zur S
gebracht hatte. Die seltenen Schriften,
unter dem Namen Weigel's gehen, war
aber bei weitem nicht alle zur Hand, u
sie ein vollgültiges Urtheil abgeben zu
und in einer Geschichte der Philosophie
es mir zu genügen, wenn ich auch wenig
nau die Lehren Weigel's, aber um so me
ganzen Gedankenkreis seiner Zeit und
Partei wiedergäbe. So mag es mir auch
net sein, dass ich vor 13 Jahren eine
das studium universale, wenigstens in
Haupttheilen, für echt gelten liess, wel
gegenwärtig nach weitern Aufklärungen n
mehr Bedenken benutzen würde. Viel m
Einzelnen als ein grösseres Werk muss ei
nographie ihren Gegenstand untersuchen.
solche über Weigel hat Ludolf Pertz in
ner's Zeitschr. für die hist. Theol. untern
und da auch Jahrg. 1857 über die Weig
Schriften berichtet. Diesen unmittelbare
gänger beschuldigt nun der Verf. eines
chen Mangels an Kritik (S. 4). Dies ist
nur ein zu allgemeiner Ausdruck seine
nung; er muss ihn im weitern Verfolg
darauf beschränken, dass Pertz keine be
ten Kennzeichen des Echten und des Un
gegeben und keine zusammenhängende
gewagt, sondern nur einzelne verdächtig
len richtig herausgefühlt hätte (S. 55.
Hierin können wir ihm nicht Unrecht geb
lässt sich z. B. schwer begreifen, wie Pe
so nichtige Gründe hin, wie sie bei ihm
stehen, die Verdachtsgründe gegen die Erk
gen zu Lautensack von sich zurückweisen k
Dennoch findet auch Pertz für sein Ver

rigkeit der Sache eine Entschuldi-
Verf. selbst giebt sein Endurtheil
ab, dass er zwei näher bezeichnete
geblich Weigelschen Schriften un-
on welchen der eine für grössten-
r andere für ganz oder theilweise
n zu erklären sei. Hiernach läuft
ed zwischen Opel und Pertz nur
dass jener mehr im Ganzen, die-
nzelnen verwirft; beide aber über-
n Tact, dessen keine Kritik sich
ann, in jedem besondern Falle die
zu treffen. Dass Opel zwei Klas-
ften aufstellt, hat er von Pertz
denn auch dieser unterscheidet die
em Grade der Sicherheit, welche

soll nicht in Abrede gestellt wer-
r Verf. durch seine Kennzeichen
und Unechtheit die Kritik weiter
Die Kennzeichen sind meistens
werden einige Bemerkungen zu ih-
in, welche ihre Schwächen treffen.
n Kennzeichen wird die Kürze der
chnet, aber es müssen auch Aus-
anden werden, ferner der Schluss
itze durch ein kurzes Gebet, aber
bemerkt werden, dass dies eine
ete Sitte der damaligen Zeit war,
atz des Datums und der Jahres-
ch aber auch zeigt, dass Einschal-
Auslassungen hierüber leicht täu-
endlich die Eigenthümlichkeit und
prache, bei welchem Kennzeichen
Recht länger verweilt. Wir müs-
hn, dass seine Bemerkungen hier-

über uns nicht so befriedigt haben, da
nicht die nachträgliche Untersuchung eine
nes, welcher der Mundarten und der Ges
unserer Sprache völlig mächtig ist, über
Punkt wünschen möchten. Anstatt die
thümlichkeit und Neuheit, von welcher er
im Stile Weigel's nachzuweisen, spricht e
weiter nur von der Verschiedenheit der S
weise im 16. und im 17. Jahrh., welc
doch am Ende des erstern und Anfang de
tern noch nicht sehr bedeutend zu sein s
Von grösserer Bedeutung sind die länger
ben, welche er beibringt. Sie zeigen ei
gleichheit des Stils, welche sehr augenfäl
Aber sind wir berechtigt anzunehmen, da
gel seinen Stil überall gleichmässig ausge
dass er nicht nach der Verschiedenheit
Materien auch in seiner Darstellung gesc
habe?

Man sieht, diese Frage greift aus de
sern Kennzeichen, wie der Verf. sie nen
die innern hinüber. Stil und Inhalt der
ken sind bei allen solchen kritischen U
chungen die Hauptpunkte; beide stehen i
enger Verbindung. Wenn von bedeutende
stern die Rede ist, so leitet uns in der
theilung ihrer angeblichen Werke der allg
Grundsatz, dass wir das Beste ihnen zu
dürfen, das Schlechtere ihren Nachahmern,
lern und Parteigängern zu überlassen
Aber auch Meister haben ihre Schwächen
einem Philosophen muss man sie in dem
ihrer Gedanken aufsuchen, welchen sie zw
rühren, aber nicht in selbständiger For
durchgearbeitet haben. Wenn sie sich i
hineingetrieben sehen, dann mühen sie s

ceiten ab, suchen nach Hülfsmit-
nach Ueberlieferungen und zeigen
sser als die Schüler. Es frägt
Weigel nicht auch solche Kreise
und zur Ungleichmässigkeit in
lung geführt haben. Dies führt
n Kennzeichen, zum Inhalt seiner
hischen als theologischen Gedan-
dieser Beziehung stimme ich dem
meinen bei, kann aber doch nicht
ıch einige Ausnahmen zu gestat-
t zwei Hauptkennzeichen des Un-
Härte der Polemik und die Häu-
logischen Aberglaubens verbunden
mystik. Er muss zugestehn, dass
eigel nicht frei ist, traut ihm aber
s nicht zu, welches in den muth-
hten Schriften sich zeige. Es han-
auch hier nur um ein Mehr oder
darin wird er gewiss Recht haben,
ister weiss Mass zu halten, die
reiben; ebenso gewiss aber ist es,
ze zwischen dem Zuviel und Zu-
einem sehr feinen Tacte würde
den können. Den frommen und
nn, welcher von Weigel gerühmt
wir im Allgemeinen gern zu, aber
Eifer geräth gegen das Verderben
ches zu bekämpfen er für seine
gegen die buchstäbischen Theo-
die Maulchristen, welche Christum
Herzen suchen, dann schont er
esten Worte nicht und seine Rede
iber. Wir sind davon überzeugt,
zu viel mit seinen eigenen Gedan-
t war, als dass er in eine so weit-

läuftige Polemik sich hätte verlieren könn
sie ihm beigelegt worden ist, so hat au
ses Kennzeichen seinen Werth, fordert abe
eine behutsame Anwendung. Aehnlich
mit dem zweiten Kennzeichen. Sein Ge
greift aber in den ganzen Gehalt der
schen Lehrweise ein; was wir daher üb
bemerken möchten, erstreckt sich auch üb
folgenden Abschnitte des vorliegenden W
über alles, was es von den Lehren Weigel
seinen Vorgängern und von seinen Nachw
gen auseinandersetzt.

Wir beginnen mit dem Verhältnisse W
zu seinen nächsten Vorgängern. Um
herum hat sich eine Partei gebildet, welch
Schriften zu ihren Zwecken gebraucht, ih
sätze ihnen anfügt, absichtlich oder una
lich in ihrer Herausgabe sie nicht rein
Diese Partei ist aber nicht allein aus W
Lehren erwachsen. Zu ihren Meinungen
nicht weniger beigetragen die Lehren
Schwenkfeldianer, des Paracelsus und sein
hangs. Besonders der Einfluss des letzt
sehr merklich. Zum Theil von den
Buchdruckern, welche Weigelsche Schrifte
breiteten, sind auch die Paracelsischen
ten herausgegeben worden, so dass ic
Meinung bin, die Untersuchung über die
gelsche Literatur könne nicht wohl ohn
noch viel schwierigere Untersuchung übe
Paracelsische zu Ende gebracht werden.
Rosenkreuzer, wie auch der Verf. in Bezu
Weigel erörtert, hängen mit beiden zusa
Genug bei den Weigelianern hatte sich
Coalition von Parteimeinungen gebildet.
die Frage, wie weit eine solche schon bei

nd. Dass er nicht ganz einer sol-
;t war, davon finden sich Spuren
en, welche allgemein für echt gel-
rf. hat nun einen Punkt genauer
her von Wichtigkeit ist. Die Wei-
n auch die Erklärungen zur Apo-
he der Maler Paul Lautensack zu
die Mitte des 16. Jahrh. geschrie-
den Kreis ihrer Lehrbücher auf-
an findet in den angeblichen Schrif-
zahlreiche Berufungen auf Lauten-
lärungen zu Lautensack, in welchen
on Weigel wirklich sich finden sol-
), sind ihm als eigene Schrift bei-
. Die Untersuchungen des Verfs
osser Wahrscheinlichkeit dargethan,
ähnung Paul Lautensack's in ver-
gelschen Schriften ein Hauptkenn-
Unechtheit ist (S. 119). In allen
Schriften Weigel's findet sich Lau-
erwähnt mit einziger Ausnahme
der Postille, welche offenbar ein-

innern Gründen würde es unglaub-
ss Weigel, welcher das Einfache
liebt, in die verworrenen Schwär-
nsack's sich hätte verlocken las-
n ist aber doch Weigel von Schwär-
berglauben nicht frei geblieben.
iervon muss man in den Schwä-
hilosophie aufsuchen; daraus wird
entnehmen können, wohin seine
sich neigen mussten, während
einer Denkweise uns einen Mass-
geben müssen, wie weit er wohl
Wege abgelockt werden konnte.

Bei diesen Untersuchungen hängt nun auc viel davon ab, dass man sich eine richtig stellung von seinem Verhältnisse zu der fundenen Ueberlieferung oder zu dem Bil grade seiner Zeit macht. Denn von hängt es ab, zu welchen Mitteln zu greif Einzelne sich veranlasst sieht, um seine dürfnissen die ihm mögliche Abhülfe zu Diese Punkte, glaube ich, hat der Verf. genug berücksichtigt, und was besonde letzten Punkt betrifft, den Einfluss nicht genug angeschlagen, welchen die Theosopl damaligen Zeit auf Weigel ausgeübt hat.

Sein 11. Capitel handelt von Weigel sammenhange mit ältern verwandten Richt Es wird hier von Plato und den Neuplato von Seneca, Boethius, von Origenes und stinus gesprochen. Diese ältern Philo haben einigen Einfluss auf Weigel gehabt gustinus sogar in einem sehr bedeutenden F Uebergangen finde ich dabei nur den Hug St. Victor, der einmal (Erkenne dich se 1 S. 6) ausdrücklich erwähnt wird und die von den drei Augen des Menschen mittelba unmittelbar abgegeben hat. Alle diese M haben aber, wie der Verf. sehr richtig be nicht den entscheidenden Einfluss auf ausgeübt, welchen die seiner Zeit näher s den Thomas a Kempis, Tauler und die de Theologie hatten. Auch diese aber sind durch die Vermittlung seiner Zeit auf ih kommen und noch viel näher stehen ih Theosophen, von welchen er besonders de racelsus häufig empfiehlt. Der Verf. ha nicht übersehn; aber er fand, dass Para mehr in den unechten als in den echten

werde und setzt die Einwirkung
e Weigel von ihm erfuhr. Wir
as zugestehn, was er S. 273 sagt:
l's eigenthümliche philosophische
ihrem scharfen dialektischen Ver-
neswegs auf Paracelsus als ihren
t zurückzuführen.« Aber wenn er
eigel ist doch viel zu gut in der
phie geschult um das Bedürfniss
e Denkprocesse in diese ungeheuer-
alistisch-physikalischen Bezeichnun-
celsus einzukleiden. Nur da, wo
g philosophische Gebiet verlässt,
gentlich theologischen Sphäre be-
zahlreichen Verweisen auf seinen
esinnungsgenossen, »so können wir
nehr einen genauen Ausdruck des
finden. Der Verf. hat es vernach-
Verhältnisse nachzuspüren. Wir
n: woher hat Weigel die Samen-
Hauptgrundlage seiner Lehren? was
n bestärkt der Astrologie ein so
nt beizulegen? woher kommen ihm
welche der Seele den Vorzug vor
eben, die Lehren von den Wasser-
uten und Erdleuten, von Sulphur,
urius? Und dergleichen noch viel
wir anführen können, wenn wir
ne eingehn dürften. Dadurch dass
r dieses Verhältniss nicht genauer
at, ist es ihm unmöglich gewor-
thümlichkeit Weigel's in ein deut-
n setzen und auch einen Massstab
nnen, wie weit Weigel wohl gehen
inem Anschluss an Paracelsische
celsus und Weigel sind wohl ohne

Zweifel die bedeutendsten und selbstän Denker unter den deutschen Theosophen müssen dem Verf. Recht geben, wenn er losophischer Rücksicht Weigel bei weite Vorzug giebt vor Jacob Böhme, was er in gegen eine weit verbreitete Meinung in besondern Capitel ausgeführt hat. Um s aber würde es von Belang für die Ges der deutschen Philosophie sein das Verh der beiden bedeutendsten deutschen Theo richtig abzuschätzen.

Durch sein Bedürfniss, durch die Sch seiner Philosophie wurde Weigel dazu ge auch auf solche Einzelheiten der Paracel Physik einzugehn, welche er sonst wohl entbehren können. Er hat mit dem Par nicht allein das gemein, was er aus der meinen Richtung der Theosophie entr konnte, sondern auch ganz specielle Lehre che nur locker mit seiner selbständigen weise zusammenhängen. Zur Entscheidun über kann man nur kommen durch eine sicht über den Zusammenhang seiner I Eine solche hat auch der Verf. gegebe Einzelnen finden wir sie richtig. Wenn mit dem vergleichen, was L. Pertz gegeb so hat sie nicht allein den Vorzug, dass les Unechte beseitigt, sondern auch dass niger von theologischen, mehr von phil schen Gesichtspunkten ausgeht; dies ist e zug, denn ohne Zweifel ist Weigel's Lehre aus philosophischen als aus theologischen ven zu erklären. Opel aber und Pertz st mit einander darin überein, dass sie m Lehre von Gott beginnen, der letztere nu einigen Vorfragen. Damit entziehen si

den Vortheil den Kern der Motive sogleich aufzudecken, von welchem das Philosophiren Weigel's ausgeht. Es ist oft bemerkt worden, dass die neuere Philosophie nicht vom Objecte, sondern vom Subjecte ausgeht, wenigstens vorherschend gilt das, und Weigel zeigt sich eben hierin als ein echter Sohn der neuern Philosophie, dass er alle Erkenntniss nicht vom Gegenwurf. sondern vom erkennenden Subjecte herleitet; der Streit gegen die entgegengesetzte Lehre ist der Angelpunkt seiner Betrachtungen; er stimmt vollkommen überein mit seiner Samentheorie, einem andern Hauptpunkt seiner Lehren. Nicht von aussen kommt uns das Wissen, wir müssen es selbst von uns heraus schaffen, wie ein Samenkorn aus sich heraus die Pflanze zur Entwicklung bringt. Der Gegenwurf darf freilich nicht fehlen, aber er giebt nur die gelegentliche Ursache für das Erkennen ab und nur dadurch können wir alles erkennen, dass wir alles in uns tragen und in uns finden können. Diesen Sätzen der Erkenntnisstheorie schliessen sich andere desselben Gebiets an, welche drei Erkenntnisskräfte oder Augen des Menschen unterscheiden lassen, das sinnliche Auge oder das Auge der Einbildungskraft, das Auge der Vernunft und das Auge des Verstandes, und sie in der angegebenen Folge einander überordnen, indem die Erkenntniss der niedern Stufe nur Mittel für die Erkenntniss der höhern Stufe sein soll. Diese Augen entsprechen den drei Theilen des Menschen; denn da wir alles aus uns heraus erkennen sollen, können wir auch nichts anderes erkennen, als was ein Theil unser selbst ist; auf Selbsterkenntniss läuft alle unsere Erkenntniss hinaus, in uns aber haben wir Leib,

Geist und Seele zu unterscheiden; den
kennen wir durch das sinnliche Auge, d
durch die Vernunft, die Seele durch d
stand. Unter dem Leibe haben wir d
Masse des sinnlich erscheinenden Kör
verstehn, unter dem Geiste die Lebenskr
che diese Masse beherrscht und zu einer
digen Ganzen verbindet; beide zusamme
den Erdenkloss ab, aus welchem der
gemacht und als fünftes Wesen (Quin
gezogen ist. Bei der Betrachtung der si
Erscheinung sollen wir nicht stehen
sondern durch die Vernunft sollen wir
kenntniss der innern Kraft vordringen,
der groben Materie ihre Form und Be
giebt. Aber auch bei der Erkenntniss
stes durch die Vernunft dürfen wir u
beruhigen; des Menschen Vorzug beste
allein in seiner Vernunft, durch welche
liche Künste und Wissenschaften erfind
dern noch vielmehr in seiner Seele, welc
vom Erdenklosse ist, sondern von Got
haucht, ein spiraculum vitae, nämlich
gen, unsterblichen Lebens; diesen Thei
wir durch den Verstand erkennen, welc
Vernunft zu seinem Mittel gebraucht.
ihn gelangen wir erst zu der Erkennt
Göttlichen in uns. Dies sind die Funda
sätze seiner Erkenntnisstheorie. Sie fin
alle auch bei Opel; aber in der Stell
welcher er sie vorbringt, lassen sie nich
nen, in welchem Wege Weigel uns zur E
niss der göttlichen Wahrheit führen w
der Verf. vom Begriffe Gottes ausgeht,
auch auf die abstracten Bestimmungen
ben, welche auf Negationen des Endlich

n seiner Gegensätze hinauslaufen, ewicht. Sie können dasselbe nicht venn man in der Geschichte der ach den Fortschritten in ihrer Entht. Denn diesen Weg der Negadentificationen hatte man schon gekannt; Weigel wiederholt in ihm berlieferungen.

nicht sagen, dass die bisher beren Weigel's ihm eigen wären; sie von Platonikern, Mystikern und borgt; Nicolaus Cusanus, den Weich weiss, nicht anführt, von welanche seiner Formeln herstammen, on mit tiefer eindringendem Verwickelt; aber Weigel trägt sie in en, kernigen Weise vor, so, dass eifeln kann, dass sie zu seinen inrzeugungen gehören; auch finden Punkte, welche vor ihm niemand ntschiedenheit und Ausführlichkeit te, wie die dem neuern Idealismus re, dass auch das sinnliche Wahr- von aussen komme, sondern der ruck in die Sinneswerkzeuge nur che Veranlassung zu ihm biete. liessen sich an diese Grundlage tnisstheorie andere Sätze an, welen können, weil sie mit ihr nicht nen scheinen. Die drei Augen soleiner dreifachen Erkenntniss fühe erwarten möchte, auch soll der der Erkenntniss, die Erkenntniss s, welche die Seele, das Göttliche umfasst, nicht zur wahren Theosondern Weigel kommt nun zu ei-

ner zwiefachen Erkenntniss, der einen a
Natur, der andern aus Gnaden; jene geh
Philosophie an, diese der Theologie, we
der heiligen Schrift forscht und Christu
kennt. Wenn jene ihn zeigt, woraus er g
fen worden, so soll diese ihn lehren, wie
ben und wandeln soll; ja von der erst
nur gezeigt werden, dass sie nichts nüt
wenn nicht die zweite hinzukomme. We
Philosophie auch zur Erkenntniss seiner
führt, so ist doch diese Philosophie nur
lich und böse, sobald der Mensch dadur
erhebet und sich des Wissens und Erk
anmasset, als wäre er sein eigen, als ver
er alles ohne Gott; erst dadurch wird d
losophie und die Erkenntniss seiner selbst
nütze und gut, dass die wahre Theologie
tritt und uns erkennen lehrt, dass ein jed
ner selbst grösster Feind sei und alles n
der Gnade Gottes habe (Erkenne dich se
Eingang). Auch in diesem Theile seiner
hat Weigel seine Vorgänger; er stützt si
mentlich auf Augustinus, wenn er den F
Geister von ihrer Selbsterhebung, ihrem
auf ihre Schönheit, auf ihre Kunst und W
schaft herleitet und erst von der Ergebu
Menschen in die Gnade Gottes ihre Wie
burt und die wahre Frucht ihres Lebens
tet. Auch waren diese Lehren nie in V
senheit gerathen. Was man aber als
Neues in diesen Lehren dem Valentin
zuschreiben kann, das liegt in der enge
bindung, in welche er die frühern Sätz
Erkenntnisstheorie mit diesen andern Sät
der Unterscheidung der Philosophie und T
gie bringt. Etwas völlig Neues ist das

lgemeine Grundsätze bringen über-
vas völlig Neues zu Tage; aber
ese Verbindung nicht mit dersel-
nheit hervorgehoben worden. Au-
emeint, in den Bösen, weltlich Ge-
nichts Gutes, nur glänzende La-
gesagt hat, wären ihre Künste
aften. Weigel lehrt, vor dem Fall
Böses in der Creatur, nach dem
Böse offenbar und das Gute bleibt
hr, durch die Wiedergeburt soll
bar werden; die Bösen tragen das
ohne allen ihren Nutz, die From-
s Böse in ihnen ohne allen ihren
beschliesst Böses und Gutes in
ätze würden unverständlich blei-
ss erregen, wenn sie nicht durch
theorie Weigel's erläutert würden.
den Ueberzeugungen zugewendet,
ie neuere Philosophie erfüllt ist,
ch ohne Entwicklung seiner na-
e in Kunst und Wissenschaft aus
selbständigen Leben heraus seine
cht erreichen könne; sie hat aber
en des Christenthums nicht ver-
dem eigenen Willen zu entsagen
Willen uns zu ergeben uns auf-
ler weltlichen Kunst und Wissen-
e Gutes, aber sie weist auch dar-
alle diese Dinge nur dadurch ih-
vinnen, dass sie in der rechten
eübt werden. Mit andern Wor-
leibt nicht bei der Untersuchung
chlichen Kräfte zum Erkennen ste-
er bringt sie in Verbindung mit
ung über das sittliche Leben und

dringt darauf, dass wir Sinn, Vernunft u
stand mit dem rechten Willen üben sollen
sie nützliche Werke hervorbringen sollen
her lehrt Weigel, auf den Willen komm
an. Er hat die ethische Schätzung der W
schaft im Sinn, wie ein anderer Idealist n
Zeiten, Fichte, sie geltend machte. Daher
er auch nur auf zwei Arten der Wissensc
diesen Untersuchungen nach dem sittlich
gensatz zwischen Gutem und Bösem. W
von entfernt zu behaupten, dass Weigel n
sen Untersuchungen ganz ins Reine gek
wäre, sehe ich doch seine Stärke in ihne
was seinen Lehren die ermahnende, erwe
das Herz ergreifende Kraft giebt, und fin
mentlich, dass er hierin dem Paracelsus u
deren seiner theosophischen Vorgänger we
legen ist. Paracelsus kennt auch das s
Gebiet und den Gegensatz zwischen gu
böse; er verweist uns auch an die Offen
Gottes als an den endlichen Zweck aller
chen Entwicklung, aber die Scheidung zw
Gutem und Bösem, welche sich in ihr vol
soll, kommt ihm nur wie ein chemisch
cess vor.

Nun wird man aber auch die Schwäche
che hiermit verbunden sind, nicht leicht
hen können. Zwei Wege zur Erkenntniss
kennt Weigel, seine Offenbarung in der
und in der heiligen Schrift; auf das Ve
niss dieser Offenbarungen kommt es an; b
äussern Erscheinungen, beim Buchstaben
wir nicht stehn bleiben. Was nun die Aus
der Natur betrifft, so ist es offenbar, das
gel darum sich selbständig nicht bemüht h
musste sich fremden Auslegungen anschl

in diesem Theile der wissenschaftlichen Forschung war ihm Paracelsus weit überlegen; er hat sich daher seiner Mittel bedient, um sich eine physische Weltansicht auszubilden. Wie weit er hierin gegangen sei, wird sich bei der vorliegenden Verwirrung der ihm zugeschriebenen Werke schwer entscheiden lassen. Was die Auslegung der heiligen Schrift betrifft, so war er der buchstäblichen, auf die herschende Dogmatik hinarbeitenden Auslegung der Theologen seiner Zeit abgeneigt; er wandte sich einer bildlichen Deutung der heiligen Geschichte zu, welche doch zu einem fruchtbaren Ergebnisse nicht führen konnte. Dass es aber im Verständniss der heiligen Schrift auf die heilige Geschichte ankäme, hat er erkannt. Alles in ihr deutet ihm auf Christum hin, Christus ist ihm der Mittelpunkt der menschlichen Geschichte, welcher alles auf die Herstellung der sittlichen Ordnung im Gemeinwesen der Menschen gewendet, alles zu Gott zurückgeführt hat. Auf ein geschichtliches Verständniss der Bibel hätte er also dringen sollen. Wie weit aber war man damals von einem solchen entfernt! Weigel hat diese Schranken seiner Zeit nicht überwinden können. Er ist bei einer allgemeinen Erkenntnisstheorie stehn geblieben, für die Anwendung derselben auf die Erklärung der Natur und der Sittengeschichte fehlen ihm die Mittelglieder und die Uebersicht über die Erscheinungen der Natur und über die Thatsachen der Geschichte.

Der Verf. hat diese Schwächen des Helden seiner Monographie wohl nicht verkannt, aber doch nicht genug hervorgehoben, um erkennen zu lassen, wie sich nicht allein in seiner Partei, sondern auch in seinen Werken so manches Un-

lautere an seine reinen Absichten ansetzen
Dagegen ist ihm nicht entgangen, welc
deutungen auf spätere Leistungen in de
ten und in den Nachwirkungen Weigel's
Es ist wohl etwas zu viel gesagt, dass
erstenmal nach der Reformation die unbes
teste Glaubens- und Gewissensfreiheit g
und zum erstenmal den Gedanken einer
bildung der Reformation ausgesprochen h
V), aber seine Richtung wird hierdurch
bezeichnet. Der Verf. hat das auch an
Nachwirkungen nachzuweisen gewusst.
ders besprochen werden dabei der Str
Theologen gegen Weigel und seine Anhäng
Verhältniss Joh. Arndt's und Jac. Böhm
Weigel und mit besonderer Sorgfalt u
Beibringung vieler wenig oder bisher ga
bekannter Thatsachen die Stellung des W
nismus vor und in dem 30jährigen Krie
dem Anhange ist noch manches Seltene oder
Ungedruckte zum Beleg beigefügt worden

H. Ritt

Philosophia zoologica. Auctore J
der Hoeven in Universitate Lugd. Bat
ord. Lugduni Batavorum, apud E. J. Brill
IV u. 401 S. in Octav.

Es giebt wenige Bücher, welche einen
gemeinen Beifall und so nachhaltigen E
erlangt haben, als das Handbuch der Z

eeven's; mit grosser Freude be-
eshalb das vorliegende Werk, wel-
Punkten als ein Supplement zu
ne erscheint, von dem es der Verf.
äht, eine neue Auflage zu besor-
bietet uns in demselben eine Dar-
Grundlagen der Zoologie und han-
n anatomischen Bau, von der Ent-
ichte, von der Eintheilung und
d zuletzt von der geographischen
er Thiere. Leider enthält er uns
Abschnitt »Geschichte der Zoolo-
eren Darstellung wenige berufener,
te Verf. sein würden.

uerst die sog. allgemeine Anatomie
Grundlage der Werke Henle's,
nd Leydig's kurz dargestellt ist,
p. 24—191 zu einer ausführliche-
g der vergleichenden Ana-
dnet nach den Organen und das
irbelthiere, wie billig, besonders
nd. Dabei kommt derselbe auf die
der Typen, nach denen wir die
zen Bau verschieden angelegt se-
sich dabei aber mehr, wie es mir
gerechtfertigt scheint, an Cuvier
deren Geist wir die Begründung
verdanken, an.

urch diese grossen Männer aufge-
hiertypen erscheinen zur Zeit nur
belthiertypus und der Mollusken-
Typus in der Natur begründet,
die vielen neueren Untersuchun-
niederen Thiere der Artikulaten-
ypus, wie der Radiaten- oder Pe-
pus aufgelöst werden müssen.

Wenn wir den allgemeinen Bau der
überblicken, so treten uns bei weitem di
zahl in der Form eines Schlauches entgeg
mehr oder weniger von Eingeweiden, wel
bestimmten Stellen mit der Aussenwelt
sammenhang stehen und hauptsächlich d
dauung dienen, erfüllt ist. Aber eine
lung der Thiere, die der Protozoen
nicht unter dies Schema; bei ihnen bil
Körper keinen Schlauch, sondern eine
Masse und die Verdauung geht nicht in
dern Organen, sondern in der Körpermass
vor sich. Bei einigen haben wir noch
Geschlechtsorgane, oder Excretionsorgan
Organe zur Fortbewegung; bei andern a
die Vereinfachung soweit gegangen, da
sonst auf bestimmte Organe vertheilte Fun
von der Körpermasse allein besorgt werd
»Theilung der Arbeit«, welche Milne Ed
als ein sehr fruchtbares Beurtheilungs-
zuerst in die Zoologie eingeführt hat, er
hier im niedrigsten Grade und oft sieht
Körpermasse nur als ein einfacher b
Schleim aus. Nirgends besser als hier
ken wir aber die Unvollkommenheit
Anschauung, denn dass diese einfache
doch recht zusammengesetzt sein muss,
sehr auffällig die zierlichen Skelettbil
welche sie hervorbringt.

Alle übrigen Thiere stellen sich
Ganzen also als Schläuche dar; aber
tritt uns dabei eine wesentliche Verschie
entgegen. Entweder nämlich füllen die
weide den Körperschlauch völlig aus od
ist nicht der Fall und eine blutartige
keit befindet sich in allen Zwischenräum

schen den Eingeweiden und diesen und der Körperwand. Die ersteren Thiere bilden den Typus der Wirbelthiere und die fest zusammengepackten Eingeweide, welche den Körperschlauch durchaus ausfüllen, machen neben der Nothwendigkeit der Athmung ein Ernährung an allen Theilen des Körpers und vollständiges Blut- und Lympf-Gefässsystem nöthig und bedingen ein Blut, an dem man die Athmung und die Ernährung besorgende Theile überall unterscheiden kann.

So stellen sich einerseits die niedrigsten Thiere, die Protozoen, und anderseits die höchsten, die Wirbelthiere, allen übrigen gegenüber. Bei diesen nun bleiben im Körperschlauch Räume, wo keine Eingeweide, sondern wo Blut sich befindet. Daraus folgt, dass wenn an einzelnen Stellen des Körpers auch ein Capillargefässsystem nöthig sein kann, doch stets an andern ein solches völlig fehlt und ein sogenanntes Lacunensystem an dessen Stelle tritt; dabei erscheint es natürlich, dass ein Lympfgefässsystem fehlt und viele der kleinen dünnwandigen Thiere auch besondere Athemwerkzeuge entbehren.

Die niedrigsten dieser Thiere, die von Leuckart sogenannten Cölenteraten, besitzen die geringst entwickelten Eingeweide und entbehren namentlich einen von der Körperhöhle abgeschlossenen Verdauungstractus. Die Echinodermen haben einen von der Körperhöhle völlig gesonderten, aber sie lange nicht ausfüllenden Eingeweidetractus und haben mit dem Typus der Mollusken, wie mit den Cölenteraten die Eigenthümlichkeit gemeinsam, dass die Körperhöhle mit dem umgebenden Medium

des Aufenthaltsorts in directer Verbindu
und ich habe schon an mehreren Art
merkt, dass diese Thiere dadurch, ind
Wasserdruck aussen und innen gleich wi
fähigt sind in den ungeheuren Tiefen de
meers unbehindert zu leben.

Es bleiben nun noch die beiden Ty
Würmer und der Arthropoden übrig,
wie es Joh. Müller zuerst angegeben
durch aber leicht und wesentlich ges
werden, dass die Würmer eine su
Musculatur als hauptsächliches Fortbew
organ, die Arthropoden aber wirkli
tremitäten besitzen. Die Gephyren fin
nach bei den Würmern ihren Platz, w
durch noch bestätigt wird, dass nach C
per's schöner Entdeckung die bisher so
ten Bauchdrüsen derselben in Function u
völlig ähnlich den Segmentalorganen de
liden, wie sie besonders Ehlers kennen
hat, auftreten.

Es sind nur wenige Puncte, die ich
sem Orte über die Unterschiede der
Thiertypen anführen konnte, aber es wi
aus doch erhellen, wie ich es nicht ger
tigt halten darf, wenn van der Hoe
Cölenteraten und Echinodermen noch als
der Radiaten, die Würmer und Arthropo
Typus der Artikulaten zusammenfasst.

Im zweiten Buche (p. 191—272) hand
Verf. von der Entwicklungsgeschich
Thiere und liefert uns hier einen um
kenswertheren Abschnitt als dieser inter
ste Stoff nur sehr selten im Zusammenha
gestellt wurde. Der verehrte Verf. be
hier eine Thierabtheilung nach der ande

verschmäht es vorerst in einer allgemeinen Entwicklungsgeschichte über das aller Zeugung und Entwicklung Gemeinsame Licht zu verbreiten. Dabei würde sich das Verhältniss von ungeschlechtlicher Zeugung zu geschlechtlicher, von Generationswechsel und Parthenogenesis, von Metamorphose und Parasitismus klar herausgestellt und es sich gezeigt haben, dass bei dem so vielfach verbreiteten Generationswechsel das Entstehen mehrerer und vieler Individuen aus einem Ei das Wesentliche ausmacht und also sein teleologischer Grund eben derselbe als derjenige der ungeheuren Eiermasse vieler Thiere sein wird.

Das dritte Buch p. 273 — 305 giebt eine Darstellung der in der Eintheilung, Benennung und Beschreibung der Thiere einzuhaltenden Grundsätze, wobei der Verf. sich eng an die von Linné und dann besonders von Strickland im Auftrage der Britischen Naturforscher-Versammlung festgesetzten Normen anschliesst und hier viele überall zu beherzigende Regeln aufstellt.

Die Abhandlung der geographischen Verbreitung der Thiere bildet das letzte Buch p. 306—390: der erste Abschnitt handelt dort über die geographische Zoologie, wo von den Einflüssen der Erde auf die Thiere und von der Verbreitung und den Wohnorten derselben gesprochen wird, der zweite endlich von der zoologischen Geographie, wo die Regionen beschrieben werden, in die nach ihren Faunen die Erde zerfällt. Zweifelnd spricht sich der Verf. über die neuerdings vielfach discutirte Frage der Bewohnbarkeit der grossen Tiefen im Ocean aus; doch habe ich schon an andern

Orten gezeigt, wie die Grösse des Wass
für einzelne Thierabtheilungen kein H
dazu bildet, und da wir über die Luf
nisse des Wassers in solchen Tiefen k
gründete Ansicht aussprechen können,
vorn herein also mehr günstig als u
über diese Bewohnbarkeit denken müs
also den directen Beobachtungen über
ches Tiefenleben nicht misstrauen dürf
che Beobachtungen findet man z. B.
lich's*) Werk, von denen uns der zwe
leider aber ebenso wenig wie Hartin
treffende Untersuchungen aus der Banda
gekommen ist.

Auch in Bezug auf die Theorie der
des Orts und der Zeit in der Schöpf
einzelnen Thierarten will sich der Ve
entscheiden, sondern hält beide Annah
in der Natur vorkommend. Allerdings
einige Thiere, welche eine so zerstre
theilung auf der Erde haben, dass man
zunächst aus Wanderungen noch nicht
kann, doch ordnen sich die überwiegend
Mehrzahl der Verbreitungsbezirke der
der Hypothese der Schöpfungsmittelpun
ter, und ich würde die wenigen damit n
fort erklärbaren Thatsachen lieber noch
Anspornung betrachten, dieselben wie a
in Betracht kommenden Verhältnisse st
der von Neuem zu untersuchen, als jen
these verlassen, die in ihrer Einfach

*) G. C. Wallich The north-atlantic Sea-b
prising a diary of the voyage on board of H. M
dag in 1860 and observations on the presence
life etc. at greath depths in the ocean. Part 1
1862. 160 Stn. 6 Tafeln 4.

iet scheint die zahllosen Thatsa-
rgeographie unter einen leitenden
zusammenzufassen.

uf die zoologischen Reiche, in die
; die Meere der Erde zerlegen
der Verf. in den meisten Punk-
von Dana für die Krebse und
ie Mollusken aufgestellten Grund-
, nur scheint er es mir nicht ge-
eben, dass die Meere durch die
anen Länderzüge Europa, Afrika
und die beiden insellosen Tief-
en Oceans und des Atlantischen
natürliche, gesonderte Reiche ge-
an die sich im Norden ein ver-
d vermittelndes arctisches Reich

ufstellung der Faunengebiete der
gt der Verf. zunächst Sclater,
gel sechs Regionen (Paläarctische,
Indische, Australische, Nearctische
che) aufstellt, denen Günther
ibien zustimmt. Es finden sich
andthiere nicht solche völlig von
ennte Faunengebiete, wie für die
d wenn wir z. B. von Sclater's
paläarctische, welche Europa und
m Atlas und ferner ganz Asien
laya in sich fasst, auch für sehr
en, hat doch für die Mehrzahl
. B. die Nearctische und die Neo-
on gar keine Begründung. Eben-
Australien z. B. in eine östliche
liche scharf getrennte Fauna, wie
aus Krefft's Katalog der Säuge-
stralian Museum zu Sydney, von

dem mir bisher p. 1 — 72 vorliegen,
alle Fundorte genau angiebt, ersehen ka
den meisten Fällen können wir dahe
Verf. nur beistimmen, wenn er sofort di
gionen in besser begründete zahlreiche
zen zerlegt.

Der reiche Inhalt und die Fundgru
Gelehrsamkeit, welche auch dieses Werk
altberühmten Verfassers bietet, wird ni
fehlen, ihm einen bleibenden Beifall zu
ben, nur die lateinische Sprache scheint
einer weiten lehrbuchartigen Verbreitun
Hinderniss als Vortheil zu sein. Hä
Verf. seine holländische Muttersprache
würde seinem Werke sicher eine deutsc
gabe nicht gefehlt haben, der sich tro
grossen Bedürfniss, dem es abhilft, bei
bersetzung aus einer neutralen Sprach
manche Bedenken entgegenstellen möge
schliessen mit dem aufrichtigen Wunsch
der verehrte Verfasser noch lange in
kraft unserer Wissenschaft erhalten blei
hoffen, dass er sehr mit Unrecht bei
Werke Virgil's Vers

Extremum hunc Arethusa mihi conc
bore

im Geiste getragen habe.

Keferst

---

ttingische

rte Anzeigen

unter der Aufsicht

Gesellschaft der Wissenschaften.

1. März 1865.

---

e British West Indian islands, by sebach. London, 1864. XVI Octav. (Die erste Abtheilung in n erschien 1859—60; die zweite heilung enthält vier Lieferungen, Jahren 1861—64 herausgegeben

inen Zweig der Botanik, der eine Literatur aufzuweisen hätte, als er Darstellungen der vegetabili- eihen nach geographischer Um- sind im Bereiche des tropischen ie Aufgabe schwieriger zu lösen rke, wenigstens in der neueren m Abschlusse gediehen. So hat beitung der vorliegenden tropi- welche sämmtliche Gefässpflanzen Inseln Westindiens umfasst, mehr bis zu ihrer Vollendung in An- nen. Es mussten zahlreiche äl- re Sammlungen verglichen, sehr d während der Arbeit anwach-

sende Materialien nach ihrem Bau un
werden, um die Verwandtschaft der Form
nen zu lernen und von etwa 3450 Art
mir aus jenem Gebiete vorlagen, neue
sen zu entwerfen. Vier Reisen nach E
wo mir die wichtigsten Sammlungen zu
gung gestellt wurden, habe ich zu dem
unternehmen müssen, um das Material
menzubringen und, gestützt auf die une
chen Pflanzenschätze des Museums zu K
jede Art den Verbreitungsbezirk möglic
ständig und nach eigener Anschauung
stellen.

Da ich in der Vorrede über die Hül
die mir zu Gebote standen, sowie über
sprung und die Form der Arbeit mic
ausgesprochen, so gehe ich auf diese
nisse hier nicht weiter ein, indem ich d
schen Botanikern gegenüber nur mein B
ausdrücke, dass ich, wollte ich nicht
dem Kreise meiner Untersuchungen so
che Unternehmung verzichten, mich in d
sah, das ganze Werk in englischer Spr
schreiben, wodurch der technische Theil
Bemühungen erheblich erschwert wurde
sen, wie ich hoffe, die Verständlichk
Schärfe des Ausdrucks wenig gelitten h
die botanische Terminologie im Englisch
leicht mehr ausgebildet und dem Late
Linné's genauer angepasst ist, als im De
dessen Reichthum die Aufnahme latinis
dem Sachkundigen geläufiger Worte wen
gemein zulässt. Die Herausgabe des E
England hat, obgleich ich die letzte C
von Göttingen aus besorgt habe, au
Nachtheil gehabt, dass einzelne typogr
Fehler, die ich angemerkt, nicht getil

und ich benutze diesen Anlass zu bemerken, dass der die Vorrede enthaltende Bogen mir nicht zur Revision zugegangen ist und erst längere Zeit, nachdem das Buch bereits ausgegeben war, mir bekannt wurde, dass der Name eines befreundeten Gelehrten, des Professor Schenk in Würzburg, der mich durch Mittheilung von Bertero's westindischen Pflanzen unterstützt hatte, bis zur Unkenntlichkeit leider entstellt worden ist.

Ueber die pflanzengeographischen Forschungen, welche ich mit meinen systematischen Untersuchungen verband, habe ich kürzlich der K. Gesellschaft der Wissenschaften eine Abhandlung übergeben, die mich ebenfalls überhebt auf diesen Theil meiner Arbeit hier näher einzugehen. Allein es hat sich seltsam gefügt, dass, während der Druck dieser Abhandlung bereits vorgeschritten war, in dem Natural history review, im Januarhefte dieses Jahrs, eine Arbeit über denselben Gegenstand auf Grund der in meiner Flora mitgetheilten Thatsachen anonym erschienen ist, welche zu einigen kritischen Bemerkungen mir um so mehr Anlass bietet, als ich sie für meine grössere Publication nicht mehr benutzen konnte. Im Allgemeinen ist es mir erfreulich, dass die Gesichtspunkte beider Arbeiten so verschieden sind, dass sie sich kaum irgendwo berühren. Während ich selbst mich auf die Untersuchung der Arealformen der Pflanzen Westindiens beschränkt habe, stellt sich der Verf. des englischen Aufsatzes auf einen vergleichenden Standpunkt, indem er die Ergebnisse des Katalogs der Flora von Ceylon, welchen Thwaites vor Kurzem vollendet hat, mit denen meines westindischen Buchs zusammenstellt. Diese Vergleichung führt ihn zur Aufstellung einiger an sich

bemerkenswerthen Sätze, die zum Th
sind und Aufmerksamkeit verdienen,
ren Erklärung er indessen nicht näl
geht.

Zuerst beschäftigt er sich mit den ei
ten oder naturalisirten Gewächsen Wes
die ich als exotische, erst unter dem I
der Kolonisation daselbst einheimisch ge
bezeichnet habe. Er findet es auffallen
der Einfluss Asiens bei ihnen grösser er
als der Afrika's, während allerdings der
verkehr, der in einzelnen afrikanischen
Amerika angesiedelten Pflanzen so sicht
das Gegentheil sollte erwarten lassen. I
85 exotische Arten auf den britischen
von asiatischer, nur 13 von afrikanisch
math. Bedenkt man indessen, wie viel I
Afrika erst von Asien empfangen hat, üb
man die Nachrichten, welche wir über
turgewächse der Neger und diejenigen besit
ohne Zuthun des Menschen die tropischen Pl
und Ackerfelder zu begleiten pflegen, s
die grosse Mehrzahl auf das asiatische
als auf die Wiege menschlicher Kultur
nerhalb der Wendekreise zurück. Ehe
her den Bewohnern Afrika's die Sämerei
scher Nahrungspflanzen zugeführt haben
ten diese sich nicht zur Stufe des Acker
heben, den die Reisenden der Gegenwar
den ganzen Kontinent verbreitet finden.
daher hat auch das tropische Amerik
bloss durch die Europäer asiatische Kult
zen empfangen, sondern auch durch die
die wenig Anderes besassen. Einzelne F
ich anderswo erläutert habe, weisen al
auf einen vorhistorischen Verkehr z
Amerika und Asien hin, aber das

niss asiatischer und afrikanischer
delungen bedarf dieser Erläuterung

macht sodann auf die merkwürdige
nung aufmerksam, welche zwischen
Pflanzen von Jamaika nnd Ceylon
hrend die Arten durchaus verschie-
d auch zahlreiche Gattungen auf
r Asien beschränkt bleiben, zeigt
Formenreichthum der meisten Fa-
össte Uebereinstimmung. Die Rei-
grösseren Gruppen, wenn man sie
zahl ihrer Arten auf beiden Inseln
einahe ganz identisch: bei 36 Fa-
diese Uebereinstimmung durch Zif-
iesen, welche das Verhältniss jeder
der Gesammtsumme der phanero-
rten ausdrücken. Die Gegensätze
in dieser Beziehung beschränken
auf solche Familien, welche wenige
. Unter etwa 150 Familien sind
ssere Gruppen auf Asien, zwei auf
weder überhaupt oder in so weit
, dass die ersteren in Jamaika, die
Ceylon fehlen: Ceylon besitzt näm-
rokarpeen, 19 Aurantiaceen und 22
das britische Westindien 10 Chry-
nd 37 Bromeliaceen. Als dritten
eren Reihe würde ich die Cacteen
wiewohl der Verf., gestützt auf die
he, dass Rhipsalis Cassyta in Cey-
worden ist und auch im tropischen
nmt, den amerikanischen Endemis-
amilie bestreitet: diese Verbreitung
ich fortpflanzenden Cactee, deren
ögeln zur Nahrung dienen, möchte
e grössere Bedeutung in Anspruch

nehmen können, als die Ansiedelung der
tien am Mittelmeer, die, erst nach der
ckung von Amerika eingetreten, auch nu
secundäre Vermischung gesonderter Schöp
gebiete darstellt.

Je geringfügiger die Verschiedenheite
organischen Bildungsplans sind, innerhalb
Umgrenzung die erzeugenden Naturkräft
zwei so entlegenen Inseln der tropischen
wirken konnten, desto mehr fordert eine s
fallende Thatsache zum Nachdenken auf.
auffallend muss sie genannt werden, we
nicht allgemein ist und namentlich die V
chung der drei Kontinente in der südlich
mässigten Zone zu ganz abweichenden Erg
sen führt. Wenn wir von der Betrachtung
gehen, wie genau der Bildungsplan einer P
ihren natürlichen Umgebungen, ihrem Bode
Klima angepasst ist, so liegt die Vermu
nahe, dass eine grosse Uebereinstimmun
schen Ceylon und Jamaika gerade in dies
ziehungen stattfinden werde und der Ael
keit ihrer vegetabilischen Organisation
Grunde liege. Der Verf. spricht hierübe
abweichende Meinung aus und meint, da
maika physisch viel gleichartiger gestalte
als Ceylon, dass dort die Flora wenige
stimmt, als hier, nach Regionen vertical
dert und das Klima der Küstenlandschaft
Gegensätze der Lage nicht erkennen lasse
che auch im horizontalen Sinne die Ve
tungsbezirke vieler ceylanischen Pflanzen
gen. Allein hier ist er besser von Ceylo
von Jamaika unterrichtet. Gerade diese
ist klimatisch in weit höherem Grade gegl
als andere Antillen. Die Nord- und Sü
sind in ihren Feuchtigkeitsverhältnissen

ellt, dass nur die letztere Cacteen
he dem Norden fehlen. Die Ge-
a's erreichen eine Höhe von 8000
venn auch die Gehänge grössten-
t sind, so kennen wir doch man-
, welche nur auf den Gipfeln der
und andere, die nur auf den iso-
des Westens gedeihen. Beide In-
so vielmehr in der plastischen Ge-
Bodens eine entschiedene Ueberein-
de gehören zu den feuchten Wald-
ropischen Zone. Je gleichartiger
ierhalb der Wendekreise die con-
und der Verlauf der Jahrszeiten
tion einwirken, vorausgesetzt nur,
und Intensität der Niederschläge
sind, desto entschiedenere Analo-
in dem Bildungsplan der Pflan-
dem grössten geographischen Ab-
warten. Die Natur schafft nicht
etrennten Gebieten, aber ist an
eis physischer Bedingungen in ih-
en gebunden. Die Verhältnisszah-
ilien sind ein Massstab für die
denen sie sich bewegt: zeigen sie
f verschiedenen Punkten der Erd-
erkennen wir darin, dass von je-
plan nur eine bestimmte Zahl von
ch war. So erscheinen sie als der
sdruck des Zusammenhangs zwi-
getation und den äusseren Bedin-
Lebens: wo sich diese ändern, fin-
ch andere Verhältnisszahlen und die
herrschenden Familien ist auch in
der tropischen Zone eine andere,
euchten Waldgebieten. Eben weil
Hauptformationen tropischer Vege-

tation in Amerika und Asien unregelmäs theilt sind und oft auf geringe Entfe mit einander wechseln, kann es vorkomm benachbarte Landschaften, wie die von Janeiro und Minas Geraes, grosse Ge in dem Typus der Pflanzenwelt zeigen, die entlegensten Punkte der Erdfläche, lon und Jamaika, ihre Wälder aus äl Bestandtheilen zusammensetzen.

Das letzte Ergebniss, auf welches d ein besonderes Gewicht legt, ist die Th dass Westindien so wenig Pflanzen n nordamerikanischen Kontinent gemein ha der Erfahrung ausgehend, dass die G höherer Breiten so oft auf den Gebir Südens unter ähnlichen klimatischen Be gen wiederkehren, findet er es auffallen auf den blauen Bergen Jamaika's diese nung nicht bemerkt wird, die gerade i dien durch zahlreiche Fälle des Vorkomn ropäisch-nordasiatischer Gewächse auf hen des Himalajah sich bewährt hat. merkt indessen selbst, dass auch Mexil Absonderung Westindiens von den norda nischen Ebenen theile, und er hätte hin können, dass die Gebirge der tropisch in ganz anderer Weise von höheren Bre schieden sind, wie diese unter sich. D derkehr lappländischer Pflanzen auf den die freilich auch nicht so zahlreich sin man gewöhnlich annimmt, ist eine Erscl die sich auf vielen Gebirgen wiederholt nicht auf allen. In der ganzen tropisch zeigen sich davon nur spärliche Beispie Himalajah, der diesseits des Wendekreis macht keine Ausnahme, da nur dessen

dem Einflusse tropischen Klima's
constante Wärme in allen Jahrs-
Einfluss, der auf dem peruanischen
ch bei entsprechender Mitteltem-
Kornbau nicht gestattet, gewährt
höchsten Gebirgen nicht die Aehn-
ischer Lebensbedingungen, welche
Lappland und Sibirien mit Tibet
lso nur wenige Gewächse können
gemässigten Zone zu den tropischen
siedeln, nur diejenigen, denen die
renz gegen den Wechsel der Jahrs-
nt. In der That weichen auch die
Ceylon's wenig von denen Westin-
e Argumentation des Verf. umgeht
issen Grade die Frage, indem er
in Ceylon auf 933 Gattungen 57
m britischen Westindien auf 1094
en: denn nicht um Gattungen han-
ier, die, wie die Eichen und Tan-
r verschiedensten Klimate enthal-
um identische Arten in diesen Gat-
dings reichen einzelne europäische
Gebirgsverknüpfungen der ostindi-
l folgen, bis zu den Khasya-Hills, also
des Wendekreises: aber noch geringer
ahl auf den Nielgherries und be-
hier grösstentheils auf Erzeugnisse
Bodens, die so indifferent den Ein-
mosphäre gegenüberstehen, wie die
n. Eine so leichte Uebersiedelung,
Nielgherries bis zu den Gebirgen
bietet nun freilich die Lage der
Inseln nicht, und doch würden,
Cuba berücksichtigt hätte, wahr-
e gemeinsamen Arten hier eine
ffer erreichen als dort, aber eben-

falls auch nur Ausnahmen eines allgeme
setzes der Verbreitung sein.

Histoire de la Comédie. Période p
Comédie des peuples sauvages — Théat
tique — Origine de la comédie grecq
M. Édélestand du Méril. Paris et I
1864. IV u. 488 S. in Octav.

Der durch seine vielfachen und sch
Arbeiten besonders auf dem Gebiete de
raturgeschichte rühmlich bekannte Geleh
tet hier den ersten Theil einer Arbeit
welcher er sich, wie er sagt, seit dreis
ren beschäftigt, und man kann daher
annehmen, dass sie mancherlei Neues u
reiches enthält; in der That auch fin
diese Erwartung in jeder Beziehung best
dass es nicht unwillkommen sein wird,
drungene Uebersicht des Inhaltes geb
sehen.

In der Einleitung bespricht der Verf
derst den Zweck des Dramas und dess
schiedenheit von der Komödie. Hängt je
den Ideen des Dichters über die Natur
Bestimmung des Menschen ab, so liegt der
punkt der Komödie in der Wirklichkeit
genwart; um bei ihrem Publicum Glau

*) Unter der Presse befindet sich: Histoire
médie. Période classique. La Comédie nouvelle
tre italique. Comédie latine.

finden und es zu unterhalten muss sie deshalb bekannte Charaktere und bekannte Sitten schildern. Da letztere jedoch bei den verschiedenen Völkern verschieden und sogar bei demselben Volke in fortwährendem Wechsel begriffen sind, so liegt es demgemäss der Komödie ob, sich unaufhörlich zu modificiren; sie ist alle Tage neu, nimmt in jedem Lande einen andern Localgeist an und bewahrt nur die Fröhlichkeit stets unverändert. Eine Geschichte der Komödie hat deshalb alle Wandlungen und Verschiedenheiten derselben darzulegen, ihren eigentlichen Sinn und Bedeutung aus dem Bildungsgrade und den Sitten der Völker zu erklären und in der Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse, welche das Theater derselben ausmachen, die gemeinschaftlichen Züge, die es charakterisiren, nachzuweisen. — Diese einleitenden Bemerkungen geben dem Verf. Gelegenheit, sich unter anderm über den Nationalcharakter der wichtigsten Völker auszusprechen, so der Franzosen, Engländer und Deutschen: von letztern meint er (und es ist immer gut zu wissen, was andere von uns denken): »L'Allemand aime à s'isoler des questions de commerce et d'industrie; il porte vaillamment sa pauvreté et tend à l'idéal en toutes choses; il se promènera soixante ans durant à travers les realités de la vie, semblable à un somnambule qui, tout en marchant les yeux ouverts, ne voit qu'en dedans et continue son rêve. Il pense pour penser, sans autre but que sa propre pensée: si vous lui demandez un résultat, il hésite, balbutie, enfin il prend son parti, monte en chaire, et après un pénible travail et beaucoup de savantes citations, son cerveau se délivre et accouche d'une chimère. Il ne veut entrer dans la vie qu'avec une fiancée à son

bras; ce serait une necessité de philoso ce n'était un besoin de sa nature: i trouve complet qu'à la condition de dé aussi ses facultés aimantes, et il les d consciencieusement jusqu'à l'enthousiasn anmoins, sa passion pousse au dithyr à l'élégie plutôt qu'au mariage: il s aime beaucoup plus qu'il ne le sent; a ce surtout l'amour qu'il cherche dans il s'y complaît et en jouit, même à l monologue; mais s'il aime sa maîtresse une idée, il lui reste fidèle comme à viction philosophique. Par apathie ou dédain des catégories du monde extérie laisse inventoriser par l'autorité publiq le toise, le jauge, le classifie ainsi qu' d'histoire naturelle, et il prend son au sérieux. Il est à l'Université tapa débraillé, chante à pleine voix dans la bat quelquefois, fume toujours, donne en ment tous les rois au diable et allég raison que les petits cadeaux entretien mitié. Mais le jour même où il en sor vient un Philistin bien naïf et bien r porte une cravatte blanche et un faux- nonce à Hegel et à sa logique, à Sat ses oeuvres, salue réverencieusement fonctionnaires, et s'il lui arrive désor citer Nabuchodonosar en public, il ne m pas, comme un célèbre prédicateur de s d'ajouter en s'inclinant: *Sa Majesté I* u. s. w.« Ist das Porträt auch nicht e schmeichelt, so ist es doch jedesfalls und in vielen Zügen nur gar zu sehr, wie das, welches der Verf. von seinen Landsleuten giebt. Du Méril ist übrige neswegs gegen die Deutschen eingenomm

kennt unsere nationale sowohl wie unsere wissenschaftliche Literatur im ausgedehntesten Masse.

Nach Vorausschickung dieser allgemeinen Ideen, unter denen wir auch sehr Treffendes finden über das Wesen des Dramas überhaupt so wie über die mannichfachen Veränderungen, welche Gefühle und Leidenschaften, namentlich die Liebe, so wie die moralischen und religiösen Anschauungen im Laufe der Zeit im Alterthum und der Neuzeit erfuhren, geht der Verf. zu dem eigentlichen Gegenstand des vorliegenden Bandes über und behandelt im ersten Buche die Anfänge der Komödie (comédie primitive p. 1—63). Diese ging aber vorzugsweise aus dem Tanze hervor und demgemäss liefert Du Méril hier besonders eine übersichtliche, sehr anziehende Geschichte desselben unter den verschiedenen Völkern, die reich ist an den mannichfachsten Angaben, und auch die sich daran knüpfende Erfindung der Masken, der historischen Erinnerungsfeste so wie der Pantomimen bespricht. Als den letztern auch noch Worte hinzugefügt wurden und sich damit Musik verband, war man der Komödie schon ziemlich nahe gekommen, mehr aber noch als man vollständige kleine Scenen auf Schaubühnen darstellte. Nicht alle Völker jedoch haben ihr Theater regelmässig entwickelt; denn in Siam z. B. ist es noch jetzt ebenso roh wie vor 2000 Jahren, während andere, wie die Semiten, durch ihre ernste, religiös-contemplative Geistesrichtung von der Pflege der dramatischen Kunst ganz und gar abgehalten wurden.

Das zweite Buch (p. 64—120) bespricht die chinesische Komödie. Der Verf. bemerkt in Bezug auf diesen und den folgenden Abschnitt: »Les appréciations elles-mêmes man-

quent quelquefois de sûreté dans les dét
nous le confessons humblement, d'indépe
D'abord, les sources font encore défaut
vants les plus spéciaux: ils sont obligé
recommander au hasard et de juger sur
tillon la Comédie chinoise et le Théâtre d
et nous nous trouvions dans des conditio
autrement défavorables. L'ignorance pre
tière du Chinois et une connaissance insu
du sanscrit ne nous permettaient pas d
en rapporter exclusivement à nos impr
Nous avons dû, en nous inspirant un p
originaux, quand ils ne nous étaient pas i
sibles, travailler sur des traductions, e
traduire la poésie, il faudrait réunir deu
tés à peu près inconciliables: la capacité
vante du philologue et l'imagination c
sante du poëte.« Wie dem auch sei, je
findet man hier eine dankenswerthe mit
sen begleitete Uebersicht der wichtigsten
ropa bekannt gewordenen chinesischen T
stücke, und sie genügt, um die Richtigk
zusammenfassenden Urtheils erkennen zu
womit der Verfasser diesen Abschnitt sc
»C'est déjà de l'art dramatique, si ce n'
de la poésie. Encore un progrès, et l'
la Comédie sortira complètement de ses
l'intelligence de l'homme va s'y manifeste
ment, et son imagination s'y produire.«

Das dritte Buch behandelt das ind
Theater (S. 173—225), worüber am S
gesagt wird: »Ce n'est pas encore le Dra
la poésie, c'est celui d'une lanterne ma
— Uebrigens gilt auch hier das über de
hergehenden Abschnitt Bemerkte.

Das vierte und letzte Buch (S. 226
ist der griechischen Komödie gewidm

las umfangreichste, sondern auch das wichtigste, da es eine erschö- ellung des Entwickelungsganges, den es griechischen Theaters genommen, chfachen neuen Ansichten enthält, theilweise hinweisen, wenn auch jedesmalige Richtigkeit vertreten

e Kapitel dieses Buchs (p. 225—238) ischen Tänze der Griechen zum — Die Mehrzahl der hier wie in enden Kapiteln zusammengestellten st zwar bereits von Andern mitge- ı, jedoch nur beiläufig und ohne en die ihnen von Du Méril zuer- igkeit beigelegt wäre, welcher sie ihrer innern Verkettung und histo- e vorführt. In dem vorliegenden er besonders den Einfluss hervor, rien auf die Entwickelung der Tra- bt*).

ite Kapitel (p. 239—259) behan- chischen Dialoge (les dialogues War in dem vorhergehenden Ab- Geschichte der griechischen Tänze en besprochen worden, so bilden rs die bei der Weinlese stattfin- ie die Bakchosfeste im Allgemei- uptgegenstand, in welche letztere üge aus den Dionysischen Myste- ngen waren. Bei dieser Gelegen-

n. 5 will ich bemerken, dass der nach e Anfang eines neugriechischen Tanzlie- ʼΑλέξανδρος ὁ Μακεδονίς που ὁρίσειν τὶν richtiger so zu schreiben ist: »Ποῦ εἶν' ο ακεδόνης ποῦ (i. e. ὅπου) ὁρίσειν τὴν οἰκου-

heit erörtert Du Méril die Beziehungen de
vae zu Bakchos als Todesgott, den Unter
zwischen den *Ithyphallen* (welche officiell
tragt waren den Festzug zu bilden) un
Phallophoren (amateurs bénévoles qui grossi
la Pompe sans en faire partie), so wie d
jenen Festen zuweilen stattfindende Au
des Schattens irgend eines alten durch sei
gischen Schicksale berühmt gewordenen
der letztere in einem lyrischen Monologe
tragen pflegte, endlich die zwischen den
phoren und den Festzuschauern gelieferte
und Spottkämpfe oder Zwiegespräche, aus
dann später in Verbindung mit den Cho
gen der Ithyphallen zur Ehre des Gott
griechische Komödie hervorging.

Das dritte Kapitel dieses Buches (
—285) behandelt ausser der weitern Ent
lung der Komödie besonders noch die do
Komödie, namentlich Epicharmus, w
das vierte Kapitel (S. 286—359) die at
sche Komödie zum Gegenstand hat u
Entstehen derselben darlegt, wobei der Ve
Chor, Theater, Masken, Costum, Musik u
ausführlich eingeht und die Stellung de
ters gegenüber dem Publicum, die schei
Blasphemien gegen die Götter, die Stellu
weiblichen Geschlechts, die zügellose dem
entliehene Ausdrucksweise der Komödie
das Verhältniss der letztern zur Tragödie
andern hierher gehörigen Punkten bespric

Das fünfte und letzte Kapitel dieses
(S. 360—419) hat die Komödie des Aris
nes zum Gegenstand. Von den damals in
einen so grossen Einfluss übenden ultra-
kratischen Neuerungen und der einreis
Sittenverderbniss sprechend, bemerkt Du

quelque bon sens pour compren-
portée de ces innovations, et d'un
mmun à tous les citoyens pour
ier de l'État les dangers dont el-
ent, et à la vivacité particulière
qui les avait fait poëtes, les Co-
ent le sentiment d'un devoir spé-
: ils se tenaient pour préposés
à l'éducation des adultes. Aussi
même dans leurs farces les plus
intentions graves, et se vantaient-
l de mêler des idées sérieuses aux
santeries . . . Ce n'était donc pas
raditionnelle et, pour ainsi dire,
eurs oeuvres que se ressemblaient
a Comédie ancienne; ils profes-
foi politique, se grisaient tous
et voulaient également intervenir,
main, dans le gouvernement du
naient une véritable École, sans
est vrai, et sans maître, mais
la force des choses: les traditions
goût du public et la pression de
emblables . . . . Le talent n'en
moins tous ses droits et ses con-
nce: cette parenté littéraire des
êchait point la personnalité des
manifester avec leur physionomie
accusée, mais bien caracterisée
tincte.« — Der Verf. giebt hierauf
rakteristik der hervorragendsten
inos, Eupolis, Krates), ausführli-
ristophanes, und bemerkt in Be-
n: »Toutes meditées et habilement
s fussent, ses pièces affectaient
sans-façon des premières impro-
personnages se faisaient des sig-

nes d'intelligence et semblaient se don
à tour la réplique, mais personne ne
pait: quels que fussent le lieu de la sc
sujet de la pièce, ils parlaient toujou
Athéniens, réunis au Théatre de Bacc
les entendre, des hommes et des chose
nes. Ils avaient, chacun, une étiquette
un masque d'une laideur bien personne
rôle différent à remplir, mais aucune i
lité: c'était en réalité l'auteur qui riait,
lait, qui pérorait sous leur nom. Satir
ils ne représentaient personne autre,
Socrate ou Cléon qu'Alcibiade ou Polu
gente: ces prétendus portraits historiqu
vamment reconnus par quelques ph
étaient de grosses caricatures à la san
Aristophane ne s'inspirait de la réalité
enlaidir et n'attachait un nom connu
en compléter le ridicule. Les caractèr
développaient point par le mouvement
sonnages et la marche de l'action: il
staient à la pièce, se conformaient ri
ment à la règle, restaient à la fin t
s'étaient montrés au commencement:
des conceptions *à priori* unilatérales et
se cavant dès l'abord tout au pis et se
ainsi bien mieux aux indignations de
L'illusion serait allée à l'encontre de
quand il disait *Nubicoucouville*, il voul
entendît Athènes, et ne craignait point
possibilités qui empêchaient de se tro
le but réel de sa pièce.« — Demnäch
eine Inhaltsangabe und Charakteristik j
zelnen der aristophanischen Lustspiele
eine ausführliche Darlegung der jede
athenischen Zustände und Verhältnisse
es hervorriefen.

Hiermit schliesst der Hauptheil der vorliegenden Arbeit, an den sich dann noch eine Anzahl von grösseren oder kleineren Beigaben reiht (p. 421—488); so z. B. über die *Oscilla*, über die *Thymele*, über die dramatische Majorennität (das gesetzliche Alter der dramatischen Dichter), ferner über den Theaterbesuch der Athenerinnen, und endlich die umfangreichste und wichtigste über die Zahl der Schauspieler in den Theaterstücken zu Athen. Im Text heisst es nämlich: »Pour établir d'une manière definitive une préséance dramatique et caractériser vraiment un premier, un second et un troisième acteur, on les distingua l'un de l'autre, non par la longueur et l'importance des rôles, toujours difficiles à reconnaître avant la fin de la pièce, mais par la nature, aussitôt appréciable, de la mélopée, par un mode différent de déclamation qui marquait les coupures du dialogue et personnifiait les interlocuteurs.« In dem Excurse nun entwickelt Du Méril diese Ansicht auf eingehende Weise und kommt überdies (hierin mit frühern Forschern übereinstimmend) zu einem weitern Schluss, so dass das ganze Ergebniss seiner Untersuchung sich in folgenden Worten zusammenfasst: »Lorsqu'on inventa un Second, puis un Troisième acteur, on voulut naturellement les différencier aussi les uns des autres par une déclamation spéciale qui les caractérisât: ils fesaient réellement une *partie* différente dans la pièce, et on leur donna à chacun un nom particulier qui indiquait la nature oratoire de leur rôle. Ils étaient aussi distincts que nos Ténors, nos Barytons et nos Basses, et, comme il arrive souvent dans nos opéras, il y avait dans les pièces grecques plusieurs Premières, plusieurs Secondes et plusieurs Troisièmes parties.«

Diese Uebersicht wird hinreichend s ersehen zu lassen, dass das vorliegend einen wichtigen Beitrag zur Geschichte matischen Kunst liefert, wenn schon die ten des Verf. zuweilen Stoff zur Einred und derselben wahrscheinlich auch begeg den; jedoch will Ref. den Philologen v (denn an diese richtet sich der vorliegen hauptsächlich) in der kritischen Beurthei Einzelnen nicht vorgreifen, sondern sic begnügen, ihre Aufmerksamkeit auf d gelenkt zu haben. — Von kleinern Un keiten sind ihm z. B. folgende aufgefa 55 (Anm. 3) war der Titel des dänisch spiels »*Den politiske Kandestöber* (der p Kannengiesser) zu übersetzen: »*Le poli cabaret*« nicht »*potier d'étain politique*;« — (Anm. 8), wo es von Bakchos heisst: » tait à ses cotés des animaux carnassier unter anderm nach Bachofen's Gräbe lik auf eine Stelle des Albricus verwies jedoch eine ganz andre Bedeutung hat; lus Cassel im Weimarischen Jahrbuch und vgl. des Refer. Bemerkung in den Jahrb. 1864 p. 218 zu Hahn's Neugriech chen no 76 »Dionysos;« — p. 348 (Anm. nach Athenäus p. 614 die Gesellschaft d zig athenischen Witzköpfe erwähnt un bemerkt: »Ils avaient acquis assez de r et d'importance pour que, sans doute af pas être condamné une seconde fois, Philippe de Macédoine, leur envoyât u pour le frais de son jugement.« Dies doch Athenäus keineswegs, sondern nur *ταύτῃ δ' αὐτῶν δόξα τῆς ῥαθυμίας ἐγένετο Φίλιππον ἀκούσαντα τὸν Μακεδόνα πέμ τοῖς τάλαντον, ἵν' ἐγγραφόμενοι τὰ γελο*

μων αὐτῷ." Ueberhaupt erwähnt Athenäus nichts von den »décrets satiriques contre les citoyens qui leur semblaient un bon sujet de plaisanterie« und dem »nombreux auditoire qui se pressait à leurs séances;« — p. 432 (Anm. 2) heisst es: »Le vieil Allemand appelait même encore un Prêtre *Blutkerl*, litéralement, homme de sang.« Diese Erklärung ist unrichtig; s. Grimm Deutsche Mythol. S. 33. — Anderes übergeht Ref. und will mit letztern kurzen Andeutungen überhaupt nur darauf hingewiesen haben, dass er Du Méril's Arbeit mit grösster Aufmerksamkeit durchgegangen, die sie auch im vollsten Masse verdient, daher er den Wunsch nicht unterdrücken kann, dass die zu Anfang dieser Anzeige erwähnte Fortsetzung ihr Erscheinen nicht zu lange verzögern möge.

Lüttich. Felix Liebrecht.

Leçons de philosophie chimique par A. Würtz. Paris 1864. L. Hachette et Comp. 224 S. in Octav.

Die modernen Theorien der Chemie und ihre Bedeutung für die chemische Statik von Lothar Meyer. Breslau 1864. Maruschke et Berendt. 147 S. in Octav.

Die bedeutende Ausbildung der chemischen Theorien ist nur eine Folge der ungemein raschen Entwickelung der Chemie in den letzten Jahren. Durch diese Theorien suchen wir das Material unserer Wissenschaft übersichtlich zu ordnen. Sie sind für uns was dem Physiker

die Mathematik ist, und wenn wir in
mie auch noch weit von dem Ziele sind
Physik in einigen Kapiteln bereits erre
nämlich die Erscheinungen aus den g
Bedingungen im Voraus zu berechnen,
doch bereits eine Menge von werthvo
haltspunkten für eine allgemeine The
Chemie vor. In seinem ausgezeichnet
buche hat Kekulé eine vollständige Da
der modernen Theorien geliefert, wie
gegenwärtigen Standpunkte der Wissensc
sprechen und fast möchten daher die v
den Werke als überflüssig erscheinen.
wenn man schon aus dem gleichzeitigen
nen zweier Werke über denselben Ge
— und ein drittes von Butlerow ersch
eben in russischer Sprache — den Sch
hen darf, dass dieselben gewiss zeitgem
blicationen sind, so gewinnen sie noch
teresse durch das besondere Ziel, da
Schriften im Auge haben. Und dieses
reichen beide vollkommen.

Das Buch von Würtz verdankt seine
hung zunächst zwei Vorlesungen, wel
Verf. in der chemischen Gesellschaft
gehalten hat. Dasselbe ist daher zunä
für ein französisches Publicum berechn
dieser Umstand ist bei der Beurtheil
Buches wohl im Auge zu halten. Das
nen eines solchen Werkes hilft nämlich
sem Falle geradezu einem sehr lebhaft
ten Bedürfnisse ab. Gerhardt hatte sei
retischen Ansichten in dem klassischen t
chimie organique niedergelegt. Er fan
nur wenig Nachfolger in seiner Heimat
weiteren Ausbau des von ihm begonnene
kes waren besonders ausländische und

[illegible] deutsche Chemiker thätig. Die in Frankreich in der letzten Zeit erschienenen Lehrbücher der Chemie nahmen aber von den Fortschritten der chemischen Theorie meist gar keine Notiz, und es musste mithin dem jüngeren französischen Publicum immer schwieriger werden, sich ein vollkommenes Bild vom gegenwärtigen Standpunkte dieser Theorien zu verschaffen. Würtz' Vorlesungen werden daher dem Letzteren sehr willkommen gewesen sein. Durch die Herausgabe derselben hat sich der Verf. ein wahres Verdienst erworben. Doch auch das übrige chemische Publicum wird in diesem Werke die lichtvolle und elegante Entwickelung der modernen Theorien mit Vergnügen lesen. Ueberdies sind darin mehrere Fragen besprochen, welche bis jetzt in den Lehrbüchern meist nur eine untergeordnete Berücksichtigung gefunden haben. Würtz hat aber auch ausserdem ganz besonders ein chemisches Publicum im Auge. In der ganzen Begründung und Entwickelung der chemischen Theorien lässt sich daher Würtz vielfach von rein chemischen Gesichtspunkten leiten. Sein Werk unterscheidet sich dadurch schon im Principe ganz wesentlich von dem Buche L. Meyer's.

Würtz beginnt mit einer historischen Entwickelung der Begriffe Atom, Molekül und Aequivalent. Er discutirt die zu verschiedenen Zeiten aufgestellten Atomgewichte und zeigt endlich, dass die von der modernen Chemie angenommenen Atomgewichte in einer einfachen Beziehung stehen zum Dulong-Petit'schen Gesetze, zum Isomorphismus und zur Dampfdichte der Körper. Durch eine Reihe von Atomgewichtstafeln sucht der Verf. die früher vielfach schwankenden Definitionen von Atom und Aequivalent

zu versinnlichen. Eine mehr historische
dung der heutigen Atomgewichte schein
dessen für den vorliegenden Zweck nic
glücklich gewählt. Man kann hierbei,
Meyer gethan, viel strenger wissenschaf
viel naturgemässer verfahren. Durch
zählung der verschiedenen Zahlen und
wird bei einem Anfänger einige Verwirru
zu vermeiden sein. Und dann verliert
durch seine eigenthümliche Behandlung
wichtigen Gesichtspunkt. So finden v
nirgends einen scharfen Unterschied
gasförmigen und nicht gasförmigen Kör
zogen. Aus der nicht überall vollk
Berücksichtigung der Litteratur dieses
glauben wir endlich den Schluss ziehen
nen, dass der Verf. der obigen Einleit
ein untergeordnetes Interesse zugeschri
und unter steter Rücksichtnahme auf s
misches Publicum den Schwerpunk
Darstellung mehr in den rein chemisch
gelegt hat. Und dieser Abschnitt bil
auch den Glanzpunkt des vorliegenden

Der Verf. entwickelt zunächst die Ty
rie in ihren hauptsächlichsten Umris
zeigt in einem besonderen Abschnitt
ren Sinn und den Nutzen der typischen
weise. Die Untersuchung der Basicität
dikale giebt dann dem Verf. Gelegenh
Basicität der Elemente zu besprechen
aus endlich eine neue und strenger wiss
liche Klassificirung der Elemente al
Eine Uebersicht der Elemente nach ihr
gungscapacität liefert indessen der Verf

Im letzten Abschnitt bespricht der
»Die Allianz der unorganischen Chemie
organischen.« Mit der consequenten I

ung der neuen Atomgewichte müssen sich die
en Formeln der Mineralchemie vollständig än-
ern und indem der Verf. die fast ausschliess-
ch auf organischem Gebiete gewonnenen Prin-
ipien und Formulirungen auch auf die Mine-
alchemie überträgt, erhält er neue Formeln für
e Mineralkörper, deren vollkommene Analogie
it den Formeln organischer Verbindungen, der
erf. an vielen Stellen hervorhebt. Bis jetzt
hlte es leider an einer consequenten Durch-
ührung der neuen Atomgewichte in der Mine-
alchemie und der Verf. versucht es daher diese
ücke auszufüllen. Dem Verf. ist es übrigens
ehr darum zu thun zu zeigen, in welcher Weise
e durch die modernen Theorien der Chemie
ewonnenen Resultate auch auf die Mineralche-
mie angewendet werden können, als eine voll-
ständige Uebersicht der Mineralchemie zu lie-
fern. Immerhin ist selbst diese Skizze eine
werthvolle Vorarbeit für eine spätere ausführli-
che Behandlung des Gegenstandes. Doch wird
hier das Experiment noch manche Erscheinung
aufklären müssen, ehe es gelingen wird das
ganze Gebiet der Mineralchemie den neuen For-
meln bequem anzupassen. In der Aufstellung
der rationellen Formeln herrscht hier noch man-
che Willkür und der Nutzen dieser Formeln
leuchtet daher noch nicht überall ein. Dieses
gilt z. B. für die Klasse der Silikate, wo nicht
einmal in den empirischen Formeln, trotz viel-
facher Bemühungen, eine völlige Einigkeit erzielt
worden ist. Dann werden aber auch durch eine
consequente Durchführung der modernen Theo-
rien die Formeln vieler Mineralkörper um Vieles
verwickelter und complicirter als die alten dua-
listischen Formeln. Dieser Umstand hat offen-
bar manche Chemiker vor einer strengen An-

wendung der modernen Principien in d
ralchemie abgeschreckt. In dem Entw
Verf. wird der Leser aber manches N
vielfache Anregung zu weiterem Nachde
Arbeiten finden.

Wir können von dem vortrefflich
nicht scheiden, ohne mit Bedauern ei
Schattenseite desselben hervorheben zu
Der Verf. ist ein guter Franzose und
zunächst für Franzosen. Dass er d
Verdienste vaterländischer Gelehrter
hervorhebt, finden wir natürlich, da
mehreren Stellen diese Verdienste sog
allzu hoch anschlägt, ist am Ende no
klären, dass er sich aber dadurch zu
tigkeiten gegen fremde Gelehrte verlei
können wir nicht wohl entschuldigen.
Ampère zuerst den Satz aufgestellt ha
gleiche Volumina zweier Gase eine gl
zahl von Atomen enthalten und nur
Anmerkung bemerkt der Verf., dass die
sicht vom Italiener Avogadro ausgespro
den sei. Der Verf. sagt aber nicht,
gadro diese Hypothese bereits einige
Ampère aufgestellt hatte, er betont vie
einigen Stellen (p. 18 u. p. 55) »Ampè
le premier.« Ebenso finden wir bei
fischen Wärme ganz einseitig die Regn
Versuche und Theorien aufgezählt, wäh
Neumann schon 10 Jahre vor Regnault
long-Petit'sche Gesetz erweitert hatte.
liessen sich diese Mängel durch eine
flächliche Kenntniss der betreffenden
entschuldigen, aber darf man so etw
nem so ausgezeichneten Gelehrten, wie
voraussetzen? —

Dem Buche Lothar Meyer's

erk von Berthollet: Essai de sta-
e zum Ausgangspunkt, ein Werk,
Verf. wohl sagen kann, dass es
rener Posten inmitten unserer ko-
wollenen Litteratur da steht, Vie-
ganz unbekannt, von Wenigen stu-
em vervollkommnet und ausgebaut.
r in Vielem seiner Zeit vorangeeilt,
Chemie seiner Zeit noch nicht zu
Selbstständigkeit gelangt. Das
Beobachtungen war zu klein, die
u vereinzelt, um seine Ansichten
len Geltung bringen zu können.
ton wurde der Chemie ein neuer
Die atomistische Hypothese gab
zu einer anhaltenden rein chemi-
ung der Wissenschaft. Man ver-
Berthollet und seine Theorien. Erst
Material gehäuft hatte, als eine
enschaftliche Sichtung desselben ein
eres Bedürfniss wurde, wandte man
ler Speculation zu und damit hat
u des grossen von Berthollet be-
rkes begonnen. Ein klares Bild
tigen Standpunktes der Theorien in
u liefern, das war die Absicht des
e hierbei aber nicht den Chemiker
dern die übrigen Naturforscher, die
, dass die Kenntniss dieser Theo-
zu bewältigendes Specialstudium
Der Verf. hat es daher unternom-
heorien ihres specifisch-chemischen
glichst entkleidet darzustellen. Der
int der Vf., würde kaum Neues in
den und in der Darstellung höch-
was grössere Bestimmtheit. Wir
Ansicht, dass trotzdem auch alle

Chemiker des Vfs Buch mit grösstem I
lesen werden, wäre es auch nur um de
thümlichen Behandlung und Darstellung
genstandes wegen, wie sie der besondere
punkt des Vfs mit sich bringt.

Die Hypothese, dass die Materie aus
ten Massentheilchen besteht, ist zur Auf
einer chemischen Theorie unumgänglich n
dig, sie ist eine Folge des Gesetzes de
plen Proportionen. Die absolute Grö
Atomgewichts kann jedoch durch Dalton'
nicht bestimmt werden, dazu sind neue
pien nöthig. Solche bietet Gay-Lussac's
der Dampfdichten, aus welchem Avogadr
1811 die Hypothese ableitete, dass ein
Volumen verschiedener Gase eine gleiche
von Molekülen enthalte und dass das
der chemischen Körper aus Gruppen e
Atome gebildet werde. Der Vf. weist
nächst die volle Gültigkeit von Avogad
pothese nach. Chemische und physi
Gründe rechtfertigen sie durchaus. Zu
steren rechnet der Vf. die oft räthselh
scheinung des Status nascendi. Denkt m
nämlich im Entstehungszustande die e
Atome isolirt, so leuchtet von selbst ei
diese Atome viel leichter Verbindunge
hen können, da dann nicht noch die K
überwinden ist, durch welche ein Ator
Verbindung mit den übrigen festgehalten

Ampère stellte einige Jahre später
Gesichtspunkte auf wie Avogadro und a
galt Ampère für den Schöpfer der in R
henden Hypothese. Die Abhandlungen
lienischen Gelehrten sind, obgleich in f
schen Zeitschriften erschienen, dem g
Publicum unbekannt geblieben. Ein sorg

Litteratur gestattete dem Vf. dem
Gelehrten volle Gerechtigkeit wider-
en. Während daher im Buche von
n der Hypothese Ampère's gespro-
cht hier mit vollem Rechte überall
ro.

hese Avogadro's erlaubt in einfa-
s Molekulargewicht der Verbindun-
ente nachzuweisen. Aus Letzterem
nn die Atomgewichte der Elemente.
aber nicht alle Atomgewichte auf
feststellen. Die Nichtflüchtigkeit
te und Verbindungen setzt diesen
ein vorläufig unüberwindliches
tgegen. Diese Schwierigkeit kann
n werden, wenn man noch eine
nässigkeit in Betracht zieht, näm-
ltniss der specifischen Wärme zum
oder das Dulong-Petit'sche Gesetz.
Gesetz ist zwar keiner consequen-
ung fähig, glücklicherweise ergän-
adro's Hypothese und das Dulong'-
etz in einer Weise, dass über die
fast aller Elemente mit Sicherheit
erden kann. Wo beide Wege zur
ler Atomgewichte anwendbar sind,
kommene Uebereinstimmung der ge-
the den so festgestellten Atomge-
grosse Sicherheit verleihen. In
en kann auch die Berücksichtigung
smus in seiner gegenwärtigen all-
ssung ein werthvolles Hülfsmittel
ng der Atomgewichte abgeben. So
der Verf. endlich zur Feststellung
Atomgewichte, wie sie grössten-
rüher von Gerhardt vorgeschlagen
und jetzt immer allgemeiner in Ge-

brauch kommen. Der Verf. lässt dabei
genwärtig noch üblichen Querstriche fort,
der consequenten Durchführung der neuen
gewichte und dem allgemeinen Charakter
Deductionen eine Verwechselung mit den
Atomgewichten doch nicht möglich ist.

Der Verf. geht nun über zur Unters
der Gesetze, nach welchen die Atome z
bindungen zusammentreten. Das Erste w
in die Augen fällt, ist, dass ein Atom ein
mentes sich höchstens mit bis zu 4 Ator
nes andern verbinden kann. Diese Beobs
führt zur Aufstellung der einfachsten Typ
zur Classification der Elemente nach ihre
mischen Wirkungswerthe. Der Vf. sprich
nicht von ein-atomigen oder -basi
Elementen, er empfiehlt statt dessen de
senderen Ausdruck einwerthig, mon-
oder auch uni-valent.

Die Typentheorie entwickelt der Vf. n
breit wie es in den chemischen Lehrb
meist geschieht. Ihm kommt es natürli
auf das Princip derselben an. Es zei
praktischen Nutzen der typischen Schrei
aber auch die Willkür derselben. Für ih
Typen nur »dehnbare Schablonen«, ein
über die Art der Verkettung der Atome
sich aus den Typen nicht ableiten. —

Die Einführung des Radikals ist für d
senschaft von grösster Bedeutung geworden.
das Studium der Radikale wurde man wied
rückgeführt auf das der Atome. Man
jetzt an, dass die Atome wie Glieder eine
an einander haften. Aus dieser Ansch
lässt sich, wie der Vf. zeigt, ein ganz all
ner Ausdruck ableiten für die Zusammens
der chemischen Verbindungen. Sei ein

gegeben, so findet für ihn stets
att w $\leqq$ 2x + y + 2. Von die-
ebt es keine Ausnahme. Aus der
lassen sich Schlüsse ziehen, die
uf empirischem Wege gefunden in
aft Geltung hatten. So folgt aus
die Anzahl der Wasserstoffatome,
ot der einwerthigen Atome unab-
der Anzahl der Sauerstoff- oder
Atome. In der wasserstoffreich-
ng ist dann w = 2x + y + 2,
= 2x + 2 = 2(x + 1), eine gerade
h x — w + y immer gerade. Die-
das Laurent-Gerhardt'sche Gesetz
tomzahl, d. h. dass in jeder che-
ndung die Summe der ein- und
Atome eine gerade ist.
erschiedenen Art der Verket-
ne ergeben sich endlich die soge-
nellen Formeln der Verbindungen.
arin den Schlüssel zur Erklärung
Dass diese rationellen Formeln
alistische sein können, ergiebt sich
chtung der Formeln von selbst.
igen entwickelten allgemeinen Ge-
reng genommen nur für gasförmige
Dulong-Petit'sche Gesetz gestattet
Betrachtung auf nicht gasförmige
lehnen und so die Sättigungscapa-
ch der Metalle zu bestimmen. Doch
Vorsicht zu verfahren. So könnte
s Analogie mit dem Chlorbarium
enchlorür die Formel $FeCl^2$ geben
re Fe zweiwerthig. Aber das Ei-
h eine andere flüchtige Chlorver-
n Molekül Fe^2Cl^6 ist. Daraus folgt

denn sofort, dass Fe vierwerthig ist beiden Chlorverbindungen des Eisens (Fe Fe^2Cl^6) dem C^2Cl^4 und C^2Cl^6 analog zu ten sind. Die Vierwerthigkeit des Eisens die Formel des Eisenkieses und den Isor mus des Eisens mit dem Titan. So lan die Dampfdichte des Eisenchlorürs nicht ist, wird es immer zweifelhaft bleiben, dasselbe als $FeCl^2$ oder Fe^2Cl^4 betrachte Selbst in den Fällen, wo die Dampfdich Verbindung bekannt ist, kann noch Zwei die Molekulargrösse derselben herrsche auffallendes Beispiel dieser Art ist da mel. Aus der beobachteten Dampfdic Quecksilbers folgt für das Molekulargew ses Elementes Hg = 200. Würtz sieh eine Anomalie (p. 40 u. 56 seines Buch che er nur ausgleicht, indem er das Qu den zweiwerthigen Radikalen der organisc mie, z. B. $C^2H''^4$ an die Seite stellt. Die dichte des Kalomels führt nun zum Mole wicht HgCl. Meyer kann von seinem nen Standpunkte aus, natürlich in der dichte des Quecksilbers keine Anomalie Während aber Würtz aus chemischen die Formel des Calomels verdoppelt, n Meyer mehr der Formel HgCl zu und gl bei gewöhnlicher Temperatur eine Cond desselben zu Hg^2Cl^2 annehmen zu müsse hält sich dabei streng an die direct beo Dampfdichte. Giebt man aber dem Kal Formel HgCl, so erscheint es auffallend ohne alle Analogie, dass ein solcher Kö einer ungesättigten Affinität frei existir Man pflegt daher meist den Kalomel als zu betrachten und nimmt an, dass ders beim Verdampfen in ein Gemenge von C

ber und Sublimat verwandle. Der Verf. sucht diese Annahme zu widerlegen, doch zeigen die vor Kurzem publicirten Versuche Odling's, dass allerdings ein solches Zerfallen des Kalomeldampfes stattfindet und damit verlieren natürlich alle aus der blossen Dampfdichte gezogenen Schlüsse ihre Beweiskraft. Das Auftreten eines Körpers mit ungesättigten Affinitäten hat für den Vf. nichts aussergewöhnliches, er vergleicht in dieser Hinsicht den Kalomel mit NΘ, ЄΘ, $Є^2H^4$ u. s. w. Wir können hier aber nur dem Stickoxyde eine Beweiskraft zugestehen, alle übrigen ungesättigten Verbindungen haben stets eine gerade Anzahl von Affinitäten übrig. Verbindungen eines zweiwerthigen Radikales mit bloss einem Atome eines einwerthigen Elementes sind bis jetzt in der Chemie nicht bekannt.

Die Elemente der Stickstoffgruppe hatte der Verf. zu den dreiwerthigen Elementen gerechnet. Zahlreiche chemische Thatsachen, wie z. B. die Zusammensetzung des Salmiaks und der analogen Verbindungen haben aber schon lange zu der Ansicht geführt, den Stickstoff als fünfwerthig zu betrachten. Es ist nicht zu läugnen, dass durch diese Annahme viele Eigenschaften der Verbindungen der Elemente aus der Stickstoffgruppe sich sehr bequem erklären lassen. Inzwischen ist über diesen Punkt viel gestritten worden. Nach Kekulé ist der Stickstoff nur als dreiwerthig zu betrachten, alle Verbindungen vom Salmiaktypus sind Molekularverbindungen, die nicht gasförmig sind und daher nicht als chemische Moleküle angesehen werden können. Ein Element kann mit verschiedener Aequivalenz fungiren, aber das eigentliche Sättigungsvermögen der Elemente ist davon unabhängig und überhaupt unabänderlich. Naquet und

Würtz sind anderer Ansicht. Unabhän
den in Rede stehenden Ansichten und
lungen hat der Vf. den Gegenstand aufs
lichste durchdacht und sucht die sich wi
chenden Ansichten dadurch zu vereinige
er für die Elemente der Stickstoffgrup
zwei weitere, aber nur bei gewöhnlicher
ratur sich äussernde, Affinitäten annimm
Affinitäten kommen im Gaszustande,
isolirten Molekülen nicht zur Wirkung.
ist die abnorme Dampfdichte der Körp
Salmiaktypus in befriedigender Weise
Die gewichtigen Gründe, welche Devill
das Zerfallen des Salmiakdampfes be
und die der Verf. zu bekämpfen such
durch die eleganten Versuche Than's w
worden. Zu den Gründen, welche na
Verf. die Annahme von 2 schwächeren
ten beim Stickstoff rechtfertigen, kön
auch noch die Ammoniumbasen rechnen
Existenz von einem bloss dreiwerthigen
stoff schwer abzuleiten ist. Will man a
Stickstoff zwei weitere Affinitäten zugest
muss man dieselbe Annahme für das Cl
wegen der Analogie der Salpetersäure N
der Chlorsäure ClHΘ^3. Und ebenso kön
hinzufügen, muss dann der S, wie es
vorgeschlagen hat als vierwerthig betrach
den. Denn nur dadurch lassen sich di
würdigen, von v. Oefele entdeckten Schw
bindungen erklären. Dass man aber
consequenten Durchführung dieses Princi
sichtig sein muss, liegt auf der Hand
man würde sonst wie der Verf. richtig
zuletzt unfehlbar auf Absurditäten sto
Vor Kurzem hat Behrend beobachtet,
völlig geschwefelte Kohlensäure-Aether

ı verbinden kann. Hier spielt das
r die Rolle des Krystallwassers in
tigen Salzen, und es liegt daher
sserung der schwächeren Affinitä-
zubringen mit dem Krystallwasser
ıng von Doppelsalzen. Es würde
ıäliges Abschwächen der Affinität
o dass während man bei der Bil-
ıiaks eine wahre chemische Af-
tig annehmen muss, die Anziehun-
schwach werden, dass man geneigt
ie allgemeine Attraction zurückzu-
Verf. findet es schliesslich für jetzt
rathener mit Berthollet die Ursa-
reinigungen in einer der sogenann-
kraft gleichartigen Anziehung zwi-
leküleen zu suchen. Solche Verei-
nicht mehr kettenartige Aneinan-
der Atome, bei denen jedes Atom
te und begrenzte Anzahl anderer
mag, sondern sie werden hervorge-
lie Summe der Anziehungen, welche
ülen vereinigten Atome noch über
er Atome hinaus zu üben vermögen.
ıgt der Vf. zur Annahme grösserer
enhängender Gruppen von Molekü-
darin eine Erklärung des Erwei-
er Stoffe vor dem Schmelzen, die
nung beim Lösen der Salze und
ı manche Eigenschaften der Gra-
lloide.

glaubt aus mehreren Gründen Un-
der Verwandtschaftseinheit eines
Atomes machen zu müssen. Aber
ınahme würde die Verhältnisse der
ich verwickeln und vorläufig liegen
ch keine zwingenden Gründe dazu

vor. Dass es zweierlei CH^3Cl geben s
bekanntlich durch Berthelot's Versuche w
und wenn der Vf. behauptet, dass die I
der Kohlenwasserstoffe $(CH^3)^2$ und C^2H^5
durch die obige Annahme zu erklären
beide Körper absolut nur eine rationelle
haben können, so bemerken wir, dass die
publicirten Versuche Schorlemmer's
lige Identität der beiden Kohlenwasserst
weisen. Was endlich die interessante I
bei den Alkoholen betrifft, so lässt sich
in befriedigender Weise durch eine vers
Lagerung der Atome in den von Würtz
ten Verbindungen erklären, wie das Kolb
vor längerer Zeit entwickelt hat. Na
der Umstand, dass die Isomerie erst b
Gliede mit C^3 anfängt, lässt dieses rec
lich hervortreten.

Der Vf. giebt nun die nach den frü
wickelten Principien festgestellten Atomg
geordnet nach der Sättigungscapacität
mente. Er hebt jedoch die Unsicherheit
Bestimmung der Sättigungscapacität her
unterscheidet deshalb durch besondere
die sicher festgestellten Atomgewichte
nen, welche sich vorläufig nur aus Anal
geben. Wir wollen aus diesen Tabellen
heben, dass zu den dreiwerthigen El
Au, zu den vierwerthigen ausser C, Si
auch Pt, Pd, Co, Ni, Mn, Fe, Al, Cr,
Platinmetalle gerechnet sind. Wo, Mo
hält der Verf. für sechswerthige E
Das Fl zählt der Verf. zu der Gruppe
wenn man aber, wie es der Verf. thut,
mel des Kieselfluorkaliums mit der der P
vergleicht (K^2SiFl^6 und K^2CO^3), so wü
eher das Fluor dem Sauerstoff an die Se

len. Und in der That die Zusammensetzung vieler Fluorverbindungen, die Eigenschaft der Flusssäure, sehr beständige saure Salze zu bilden, Alles scheint auf eine Analogie des Fluors mit dem Sauerstoff hinzudeuten. Sobald es gelingen wird die Dampfdichte einer Fluorverbindung zu bestimmen, wird die Frage natürlich entschieden sein. — Vermittelst der einmal festgestellten Sättigungscapacität der Atome lässt sich nun auf das Molekulargewicht und die Constitution nicht gasförmiger Körper bestimmen, freilich nur mit grosser Vorsicht. Nicht gasförmige Körper sind aber die grösste Mehrzahl der unorganischen Verbindungen und so kommt denn der Verf. auf die Anwendung der modernen Theorien in der Mineralchemie. Auf eine besondere Ausführung dieser Anwendungen, wie es Würtz in seinem Buche gethan, lässt sich der Vf. nicht ein. Er geht vielmehr über zu der Untersuchung des Zusammenhanges der physikalischen Eigenschaften der Körper mit der Constitution derselben. Er führt als allgemein bekannt den Iso- und Polymorphismus an und bleibt nur etwas länger bei dem Molekular oder specifischen Volumen stehen. Er zeigt dann wie auch die chemischen Eigenschaften der Körper sich häufig aus ihrer Constitution erschliessen lassen und bespricht endlich die Regelmässigkeiten in den Atomgewichten selbst. Bei vielen Gruppen von analogen Elementen zeigen sich regelmässige Zunahmen in den Atomgewichten, welche durchaus an die Homologie der organischen Verbindungen erinnern. Sie berechtigen zum Schluss, dass unsere heutigen Elemente wohl noch weiterer Zerlegung fähig sind. Der Verf. schliesst sein Werk mit einigen allgemeinen Betrachtungen über Hypothesen in der Chemie. Er findet, dass die Chemiker im

Allgemeinen auf Theorien ein zu geringes
legen. Er räth daher zu häufigerem Ge
derselben und entwickelt den Werth
Nutzen der Hypothesen in der Chemie.
neue Hypothesen werden wohl in der
Zeit in die Chemie eingeführt werden
durch sie wird sich Berthollet's chemisch
vielfach anders gestalten, aber der Grund
des grossen Forschers bleibt davon unb

Wir haben im Obigen eine kurze Sk
Lothar Meyer's Buch entworfen, ohne
überall von unserem Urtheile zu begleite
können jetzt Letzteres mit wenig Worten
menfassen. Die gediegene und gründlich
beitung des Buches nach allen Richtun
weist, dass dasselbe nicht rasch entworf
dern nur die Frucht eines anhaltenden
sten Studiums ist. Die Darstellung ist
weg klar und treffend, die Litteratur
sorgfältigste berücksichtigt. Ueberall z
das Bestreben des Vfs, seinen Gegenstand
lich und erschöpfend zu behandeln. D
streng wissenschaftliche Begründung de
schen Theorien wird des Vfs Buch zu e
interessantesten Publicationen in der
chemischen Litteratur. F. Bei

Das Leben der Griechen und Röm
antiken Bildwerken dargestellt von Erns
und Wilhelm Koner. Zweite verbess
vermehrte Auflage. Berlin. Weidmann'sc
handlung 1864. 8.

Wenn man zugiebt, was heutzutage
läugnen wird, dass eine lebendige Vorste
klassischen Alterthums ohne Anschauun

Denkmäler unmöglich ist, und wenn andererseits gewiss ist, dass wir kein Buch haben, welches auf engem Raume eine so reichhaltige, wohlgeordnete und geschmackvoll ausgestattete Uebersicht dessen giebt, was zur Veranschaulichung des öffentlichen und Privatlebens der Alten unentbehrlich ist, so ist dadurch schon der Werth des Werks bezeichnet, welches uns jetzt in zweiter Auflage vorliegt. Sie ist nach dem frühen und viel beklagten Tode von Ernst Guhl durch Professor Koner allein besorgt worden, welcher das Buch in manchen nicht unwesentlichen Punkten berichtigt und bereichert hat. Die Zahl der Holzschnitte, deren saubere Ausführung nichts zu wünschen übrig lässt, ist auf 535 vermehrt; unter den neu hinzugekommenen ist der nach den letzten topographischen Untersuchungen entworfene Plan des forum romanum. Es sind alle Arten von Denkmälern benutzt, und wer das Buch aufmerksam gebraucht, erhält zugleich von den verschiedenen Gattungen der antiken Kunst und ihrem Stile, von der Bildhauerei, dem Erzgusse, der Wandmalerei, der Gefässmalerei, dem Mosaik eine mannigfach belehrende Anschauung. Am wenigsten sind die Terracotten ausgebeutet, von welchen doch so viele dem Genrefach angehören und das Leben in seiner äusseren Erscheinung auf eine besonders naive Weise darstellen, und dann die Münzen. Gewiss ist es schwierig, das richtige Mass in Benutzung der letzteren zu treffen, aber befremdend und ungehörig bleibt es doch, wenn Alles, was sich auf Handel und Wandel und täglichen Lebensbedarf bezieht bis auf die verhältnissmässig gleichgültigsten Dinge ausführlich behandelt wird, und von dem Münzwesen, dessen praktische Einrichtung und künstlerische Gestaltung für das Leben der Alten so charakteristisch ist, und wo-

von das reichste Material zur Auswahl
nichts gesagt wird. Gewiss wird der H
ber, der selbst Kenner des Fachs ist, n
Weg finden, auch diesem Gesichtspunkte
zu werden. Für eine zweckmässige
charakteristischer Münzformen und Mün
würde man Anderes gerne opfern, namen
nach unserer Ansicht zu zahlreichen A
restaurirter Gebäude, Plätze, Häfen u
nach Canina. Diese Veduten nehmen s
schen den nach der Antike gezeichnete
schnitten doch immer sehr frostig aus u
ausser Stande, lebendige und richtige
lungen zu erwecken. Es sollten wo mög
urkundliche Bilder des antiken Lebens
werden. Im Texte wünscht man wohl
die wichtigeren Thatsachen im Verhält
den geringfügigeren Punkten gründliche
ckelt und ausführlicher behandelt (wie
alten Tholosgebäude); auch begegnen Ein
einzelne Ungenauigkeiten, wie wenn es
heisst, dass der Name Basilika allgemein
Stoa Basileios zu Athen abgeleitet wer
dessen verkennt Niemand, wie schwierig
in einem solchen Buche dem Bedürfn
grösseren Publicums zu entsprechen und
den strengeren Forderungen der Wiss
zu genügen. Aber es wird gelingen, diese
rigkeit mehr und mehr zu überwinden, wi
Gedanke des verewigten Karl Reimer war,
Buch in das Leben gerufen hat und dessen A
auch in diesem Werke fortlebt, welches seine
in ausgezeichneter Weise entspricht und oh
fel viel dazu beitragen wird, die Liebe zum A
me und das Verständniss seiner Werke i
weiteren Kreisen zu erwecken.

öttingische

rte Anzeigen

unter der Aufsicht

Gesellschaft der Wissenschaften.

8. März 1865.

---

al of Sacred Literature and Bibli-
Edited by B. Harris Cowper.
iams and Norgate. Vier Hefte für

teljahrsschrift erscheint schon seit
ren in London, und ist an Umfang
Würde sie nun dem Zwecke wel-
er Aufschrift nach genügen will
gen, so könnte sie wie heute der
r öffentlichen Dinge in Europa ist
s ausserhalb Englands die besten
n und eine zunächst für England
sehr fühlbare Lücke ausfüllen.
ith der Englischen Zeitungen und
hat längst nur den niederen Be-
l Launen des Tages zu dienen ge-
uch diese Zeitschrift macht davon
ne. Man will gerne allen zugleich
auch nur für den flüchtigen Au-
gibt auch diese Zeitschrift den bun-
nannichfaltigsten Stoff nicht bloss
ischen, sondern aus dem gesamm-

ten theologischen Felde mit allen weiter
zenden. An Ordnung und Auswahl an
Nutzen und reinen Ertrag, auch an Gr
und an ein ernstes Nachsinnen was uns
wirklich am meisten nothwendig sei, i
nicht zu denken: wie kann man nach
sätzen handeln wenn man nur möglich
Leser sucht? viel lieber vermeidet m
ängstlich wogegen die Laune des Tages
sucht durch die Menge der vorzulegend
zu ersetzen was an Gehalt fehlt. Daru
man denn hier zwar einige nützlichere
aber nur wie ein paar Weizenkörner i
weiten Gefässe tauber Hülsen zerstreut.

Nehmen wir sofort den ersten Aufsat
vier Hefte. Hier will ein Ungenannter
sten Einverstande mit Dr. Pusey zeigen
Daniel sei nicht aus der Zeit aus we
doch allen seinen deutlichen Merkmal
unstreitig ist: denn er ist mit Pusey
mal von einer beinahe blinden Wuth g
bessere Biblische Wissenschaft ergriffe
weil diese neu ist und im jetzigen Engl
len der angesehensten Geistlichen au
welchen Beweggründen missfällt. Wir ha
neulich in den Gel. Anz. S. 201—220
geheuer grosse Buch Pusey's welches d
Zweck verfolgt einer näheren Beurtheil
terworfen, und können hier nun einen
Nachtrag dazu geben. Es ist immer e
letzten und der am bittersten gemeint
würfe gegen die richtige Ansicht vom
und Ursprunge des B. Daniel gewesen
Heide Porphyrios den Weg dazu gezeigt
selbst erfunden habe: woraus die Män
Pusey's Geiste dann ihre leicht zu de
weiteren Folgerungen ziehen. Der Einwu

n an sich nichtig sein, weil nie-
n kann dass ein Heidnischer Phi-
auch in einer einzelnen Sache et-
ig zu erkennen fähig sei; so dass
tlichen und Jüdischen Gelehrten
n Schimpfe gereicht wenn sie sich
erflügeln lassen. Allein man kann
r ein gutes Glück halten dass die
Hippolytos in unsern Tagen beson-
chen Handschriften wieder vollstän-
Tag gekommen sind, da sie ein
auf diese ganze Frage zu werfen
Dieser ausgezeichnete Kirchenva-
üher und fleissiger als irgend ein
mit dem B. Daniel und dessen Er-
chäftigte, lebte und schrieb lange
s, und seine Schriften fanden einst
den rechtgläubigen Christen als
ren Kreises die weiteste Verbrei-
annte, so viel wir jetzt wissen, zum
zu seiner Zeit nach dieser Seite
z dunkel gewordenen Schilderun-
aniel von dem Leben und Wesen
und Seleukidischen Könige wie-
d erläuterte alles dahin Gehörende
d bestimmt genug. Zwar wieder-
ben die zu seiner Zeit unter den
nn auch den Christen so tief ein-
ndlose Meinung dass die Weissa-
Daniel sich auf das Römische Reich
n diese Ansicht steht bei ihm völ-
, nur wie eine einmal herrschende
die er mit tausend anderen wieder-
näher zu untersuchen, und die
n unstreitig in einem bloss sittli-
ch eine gewisse Berechtigung hatte.
lende ist aber dass er im B. Da-

niel die genauesten Beschreibungen des
fes der Persisch-Seleukidischen Geschic
Anfang an aber nur bis zur Herrschaf
chos Epiphanes' fand und vorzüglich di
auf das vollkommenste in ihm geschilde
wies. Die Folgerung dass das B. Dan
danach erst unter der Herrschaft dieses
geschrieben sein könne lag nun so nahe
lich vor: und jeder andre konnte sie
leicht ziehen als Porphyrios. Die grosse
tung der Hippolytischen Schriften ble
trotz aller Reden unsres Englischen Zei
stellers unverkennbar; und da übrigens ke
kenner geläugnet hat dass Hippolytos
auch von einer Anwendung des B. Da
das Römische Reich redete, so bleibt de
Englische Aufsatz ohne allen verständige

Ein anderer Aufsatz wieder eines Un
ten in demselben Hefte S. 328 ff. will
len Worten lehren auch im Massorethisch
gefüge des ATs seien allerlei Fehler e
welche man verbessern müsse: als o
Frage jetzt in Deutschland nicht längst
vollkommenste beantwortet wäre und a
nicht auch in England schon viele gäbe
dasselbe meinen. Aber sogleich das er
spiel einer solchen Verbesserung welc
Verf. weitläufig vertheidigt, ist so verk
möglich. Er will nämlich Gen. 14, 15 fü
lesen וַיַּהֲלֵךְ, und bedenkt nicht einm
eine solche Bildung wie יְהַלֵּךְ für יֵלֵךְ
wohl bei einigen wenigen Dichtern des A
che dazu nur in ein besonderes Zeitalte
ren, nie und nirgends aber in einfach
und Erzählung möglich ist.

Möchte man endlich in England zu
besseren Anfange in allen diesen Zweig

kommen! Der bisherige Zustand
gründlichkeit und übler Sicherheit
so vielen Seiten hin schon lange
ich genug geschadet. Wohl gibt
Lebenden dort schon jetzt einige
eichnete und für die Hebung die-
aften sehr verdiente Männer, um
er Kürze an Arthur P. Stanley zu
cher früher Professor der Kirchen-
Oxford auch seitdem er als Decan
ster wirkt unermüdlich thätig ist
Verfahren zu gründen. Allein die
hl ist noch immer für Besseres zu
.

H. E.

---

roscop, Theorie und Anwendung
Carl Nägeli Prof. in München
endener, Docenten der Botanik
Erster Theil: Theorie des Micro-
microscopischen Wahrnehmungen.
schnitten. Leipzig bei W. Engel-
IV u. 252 S. in Octav.

ge ist von A. Fick die Nothwen-
gehoben, die microscopischen Wahr-
ner schärferen Discussion zu un-
gleich eine Anzahl von Compen-
neuesten Zeit vorliegen, welche zum
Microscops vortreffliche Anleitung
sten die Verff. doch in denselben
Eingehen auf die physicalischen
er microscopischen Wahrnehmun-
rkten ferner eine Anzahl von Irr-

thümern in älteren ähnlichen Werken, d
es scheint, ohne weitere Kritik sich in di
ren Hülfsbücher hinübergeschleppt haben

Das Bedürfniss einer derartigen Bearl
wie sie hier gefordert wurde, kann als
als anerkannt betrachtet werden. Was
führung anlangt, so behandelt der erst
(S. 1—98) die Theorie des Microscops. Z
werden die optische Wirkung desselben,
setze der Lichtbrechung in Linsen und
systemen erörtert und dann nach Gauss
lytische Bestimmung der Cardinalpunkte
der Systeme gegeben. Daraus lassen si
die Cardinalpunkte des Microscops ableit
Vorzüge des Ramsden'schen Oculares
wieder einmal hervorgehoben und Ref.
die Gelegenheit zu bemerken, wie es
That unbegreiflich ist, dass nicht eine
Ausbildung der praktischen Anwendunge
dieses Ocular in so reichem Masse fä
stattgefunden hat. Es würde gewiss de
lohnen, wenn grössere optische Werkstät
in den Stand setzten, auf Verlangen auc
den'sche Oculare zu liefern. Ref. hat d
tere nach dem Vorgange seines Vaters
wissen Messungen angewendet, und ka
das günstigste Urtheil über dasselbe fäl
gleich Ref. genöthigt war, mit keineswegs
freien, noch von Ramsden selbst herrü
Linsen zu arbeiten. Das Ocular best
kanntlich aus zwei planconvexen Lins
einander ihre gewölbten Flächen zukeh
seine Vorzüge liegen in der Grösse des G
feldes und Ebenung desselben, indem d
grösserung des Objectivbildes für das C
wie für den Rand des ersteren sehr an
dieselbe ist. Die Grösse des Gesichtsfe

r praktische Zwecke zu den aller-
orderungen, die man an gute Mi-
den muss; gleichviel ob man nach
chen oder Geschwülste studiren will.
nkehrenden Oculare finden in der
noch selten Anwendung. Ebenso
oculären und stereoscopischen Mi-
ne weitere Verbreitung in Aussicht
Es ist bekannt genug, dass eine be-
ng der in das Objectiv eintreten-
büschel niemals im Stande ist, die
desselben Gegenstandes aus etwas
Richtungen zu ermöglichen, wel-
er wirklich stereoscopischen Wahr-
Grunde liegt. Der Abschnitt über
und sphärische Aberration ist vor-
t Berücksichtigung der praktischen
eben. Der Einfluss der Deckgläs-
Schärfe der Bilder ist theoretisch
ten, praktisch stellt sich jedoch ein
ss für die gewöhnlichen Objective
schen von 0,15—0,3mm Dicke als
d heraus, während bekanntlich die
dernen Objective mit einer Vorrich-
n sind, um durch Aenderung des
r vordersten Objectivlinse von den
n die durch ein dickeres Deckglas
rechung zu compensiren. Der Lin-
uss um so mehr verringert werden,
e scheinbare Annäherung des Bildes
tiv durch das Deckgläschen ausge-

ting wird die Verzerrung, welche
uellen Bilde eines das Gesichtsfeld
Gegenstandes, z. B. eines aus qua-
aschen bestehenden Netzes ersicht-
urch erklärt, dass die Punkte des

ersteren in einer gekrümmten Fläche lä ren convexe Seite dem Objecte zugek Diese Erklärung ist vollkommen falsch.

Man muss Verzerrung und Krümm virtuellen Bildes unterscheiden. Die er Folge der sphärischen Aberration der den Flächen. Sie bedingt Zunahme grösserung mit der Entfernung von der Axe des Microscops. Man beseitigt si Herstellung aplanatischer und orthos Oculare mittelst planconvexer Flintgl ausserdem durch Combination einfacher vexlinsen als Collectiv und Ocular, in entgegengesetzten Abweichungen so regu den, dass sie sich aufheben.

Was die Krümmung des Collectivbi langt, so ist dasselbe in der That na gewölbt, nicht nach unten. Da nun da ebenfalls gekrümmte Bilder von ebenen entwirft, weil die peripherischen Punkt ben weiter von den brechenden Fläche ten abstehen, als die centralen, so k Ocular unmöglich ein ebenes schliessli tuelles Bild liefern, es sei denn, dass jectivbild selbst gekrümmt ist und se vexe Fläche nach unten kehrt. Da I niemals der Fall ist, so folgt, dass all gelieferten Oculare eine schwache Krümm Gesichtsfeldes besitzen, was die Erfahr stätigt. Dieser Umstand bringt jedoc weitere Nachtheile (ausgenommen bei O crometer-Messungen Ref.) und es ist da augenmerk der Optiker mit Recht darauf tet, die Verzerrung der Bilder für die denen Farben möglichst zu beseitigen übrig bleibenden Abweichungen so zu r dass die rothen und violetten Bildpunk

wenigstens im mittleren Theile des Gesichtsfeldes vollkommen decken.

Mangelhafte Centrirung der Linsen bewirkt entgegen der gewöhnlichen Meinung nichts weiter, als dass schwierigere Objecte im peripherischen Theil des Gesichtsfeldes im Allgemeinen weniger deutlich gesehen werden, als in der Nähe des Mittelpunktes. Keineswegs besteht aber eine einfache Beziehung zwischen Abweichungen der Axen der einzelnen Linsen und der resultirenden Verschiebung des Objectivbildes. Es ist vielmehr denkbar, dass alle Verschiebungen sich gegenseitig aufheben, obwohl das Bild an Schärfe einbüsst.

In Betreff der Lichtstärke wird der von A. Fick hingestellte Satz angefochten, dass man keine Combination von Linsen erdenken könne, durch welche gesehen ein (flächenhaftes) Object heller erschiene, als mit blossem Auge gesehen. Obgleich die Verff. diesen Satz bezweifeln, so müssen sie doch zugeben, dass für die microscopischen Linsen-Combinationen derselbe praktische Gültigkeit habe.

Das optische Vermögen eines Microscops kann keineswegs ausgedrückt werden durch die gebräuchlichen Bezeichnungsweisen von definirender und penetrirender Kraft. Diese Ausdrücke wurden von W. Herschel in Bezug auf Telescope eingeführt und nachher durch Goring für Microscope angewendet. Penetrirende Kraft bezeichnete in Herschel's Sinne das Vermögen geringe Differenzen in der Licht-Intensität verschiedener Stellen eines Objects zur Wahrnehmung zu bringen, definirende Kraft bezog sich auf die Schärfe des Bildes. Für das Microscop fallen beide Leistungen zusammen, oder vielmehr es handelt sich stets nur um die letztere. Da nämlich die pe-

netrirende Kraft mit der Oeffnung der
ject ausgehenden und zum Auge ge
Lichtkegel ab- und zunimmt, und k
mit der Oeffnung des brechenden Lins
selbst, so versteht es sich von selbst,
die einfallenden Lichtbündel die Oeff
Objectivs nur theilweise ausfüllen, die
Grösse des nicht ausgefüllten Theile
gleichgültig ist. Unter den gewöhnli
hältnissen füllen nun aber die zum Ob
langenden Lichtkegel die Oeffnung des
denfalls nur theilweise aus.

Ueber die Beleuchtung hat A. Fic
bemerkt, dass, eine ausgedehnte Lichtq
ausgesetzt, die Form des Spiegels gl
sei. Die Verff. fügen hinzu, dass di
und complicirten Linsensysteme, welch
Optiker zwischen Spiegel und Object e
ten pflegen, in den wesentlich in Frage
den Fällen, wo Spiegel und Lichtquell
begrenzt betrachtet werden dürfen, wi
bleiben, worin die Erfahrung bekanntli
Theorie vollkommen übereinstimmt.
ist es auch in den meisten Fällen vo
gleichgültig, ob der Brennpunkt des
tungsapparates in die Einstellungseb
oder nicht. Zweckmässig wären übri
richtungen, durch welche man zeitweis
tralstrahlen vom Gesichtsfelde abhalte

Für die Beleuchtung bei auffallend
wäre es erwünscht, das Object gleich
möglichst vielen Seiten her beleuchten
nen. Dieser Zweck könnte durch eine
lindrischen am Objectiv befestigten H
erreicht werden, der das Fensterbild
Object zu werfen im Stande wäre.
Vorschläge scheinen bisher noch nicht

ein und die nächst verwandte Vor-
ıs Wenham'sche Paraboloid liefert
ılen Seiten her Licht, aber nur sol-
es innerhalb gewisser Grenzen der
ällt. Auch wurde dasselbe zunächst
endes Licht construirt.
te Abschnitt (S. 98—119) beschäf-
t der mechanischen Einrichtung der
Den Cylinderblendungen wird im
u den excentrischen Scheiben mit
las Wort geredet und die viel wohl-
ıbaren Scheiben anstatt der um eine
e drehbaren Objecttische empfohlen.
tativen, die abgebildet werden, ist
ıng der so zweckmässigen Modelle
ınd Kellner auffallend, die sich von
entlich dadurch unterscheiden, dass
e für feine Einstellung sich viel nä-
ss des Microscops befindet. Gerade
Stellung der Schraube ist ein nicht
tzender Vortheil bei einem Gebrau-
Microscope, der täglich viele Stun-
Als neue Einrichtungen von Nachet
ähnen: ein photographisches Micro-
räparir-Microscop für chemische La-
nd der Revolver-Objectivträger.
ıng des Microscops (S. 119—181)
wesentlich auf das Freisein von bei-
er Aberration. Dass die gewöhnli-
)bjecte nicht ausreichend sind, wird
ar dargelegt. Am meisten wird das
angegebene Verfahren empfohlen:
ıes Drathnetzes mit rechtwinkligen
elches zwischen Spiegel und Object
wird, durch Luftblasen hindurch zu
die in Gummi-Lösungen oder dergl.
ind. Man misst zunächst mikrome-

trisch den Durchmesser eines aus vielen M
bestehenden Quadrates und findet durch
nung, wobei die Drathdicke vernachlässi
den darf, den Durchmesser der einzeln
schen. Jedoch ist die Intensität der Bele
für die Abstände, welche die Dräthe hab
sen, um eben noch unterscheidbar zu se
neswegs gleichgültig. Die Prüfung der st
Objective aus den besten Werkstätten lie
Verff. nach dieser Methode folgende Erg
wobei die Zahlen den Durchmesser de
noch erkennbaren Maschen in Tausendth
nes Millimeters angeben:

Amici (1849)	0,43
Hartnack (Immersion)	0,45
Hartnack	0,58
Bénèche	0,54
Plössl	0,70
Baader	0,75
Kellner	0,80

Die Ueberlegenheit der Hartnack'schen S
die, wie überall anerkannt ist, als die
unter den continentalen bezeichnet werd
sen, lässt sich auf keine Art schlagend
thun.

Nebenbei lässt sich begreiflicherwei
dieser Beobachtungs-Methode ein Rücksch
die Grösse der entsprechenden Netzha
machen. Nun sind nach Harting Fäd
erkennbar, die nur 9,7 Mikra Durchme
ben. Diese Grösse, berechnet mit dem
messer der Zapfen am gelben Flecke, wi
Netzhautbild von etwa einem Viertel e
pfens ergeben. Die Verff. nehmen (S.
Zapfen um das Doppelte zu gross an.
abgesehen kann Ref. seine Verwunderu
unterdrücken, dass so manche Berechnun

iber die kleinsten, optisch wahrnehm-
ensionen angestellt sind, stets den
r der Innenglieder der Zapfen und
ı der Aussenglieder (Zapfenstäbchen
Grunde legen, auf den es doch aus-
ankommen würde. Freilich ist Ref.
er Meinung, dass weder die Zapfen
Stäbchen lichtempfindende Elemente
ie nämlich nicht mit Nerven, sondern
ewebsfasern zusammenhängen.
Probeobjecte betrifft, so besteht das
eurosigma angulatum aus nicht ganz
angeordneten Sechsecken, nicht aber
ien Punkten, welche von schwächeren
ıen gezeigt werden. Zu bedauern ist
Verff. nicht die Molecular-Bewegung
en Zellen (Speichelkörperchen) als
erwähnen, deren Deutlichkeit doch
organischen Objecten die sichersten
er die Leistungsfähigkeit verschiede-
ope gestattet. Man kann nämlich
ht auf die praktischen Bedürfnisse
, welches die geringsten Vergrösse-
s Microscops sind, wobei jene Bewe-
günstigen Umständen noch mit Deut-
annt wird, und so auch vergleichbare
e erhalten.

ın nun noch specielle Eigenschaften
ops prüfen, wozu empfehlenswerthe
n Original nachzusehen sind, nämlich
irische, die chromatische Aberration,
; des Gesichtsfeldes, die Centrirung,
swinkel, die Vergrösserung und Brenn-
estimmung der Cardinalpunkte. Hier
ine einfache Prüfung der chromati-
ration erwähnt werden: man stellt
ftblase ein und erscheint dann beim

Heben des Tubus ein blauer Rand, so i
Objectiv unterverbessert, erscheint ein
Saum, so ist es überverbessert.

Die bisher besprochenen drei Abschnit
ben, wie man leicht übersieht, Bedeutur
den Microscopiker von Fach, wie für den
tischen Optiker. Es ist gewiss im Interes
ersteren, die Instrumente, mit denen sie
arbeiten, so genau als möglich zu kennen.
den Anfänger dagegen, so wie für den
schen Arzt oder Kliniker z. B. erscheint es
flüssig, sich über die speciellen Eigensc
eines käuflichen Microscops genauer zu
richten. Ist hiernach der Kreis, an welche
das Buch wenden kann, schon ein sehr k
so kommt dabei nun andererseits in Be
dass hoffentlich die Mehrzahl der Optike
der Microscopiker von Fach hinlängliche
calische Kenntnisse und literarische Hülf
besitzt, um die vielfachen Unrichtigkeiten
sich in Nebenpunkten auffinden lassen,
man die gewöhnlichen Handbücher über
scopische Technik in Betreff der physical
Grundlagen zu Rath zieht, selbst zu corr

Wenn man hiernach dem Werke keine
Verbreitung wird in Aussicht stellen könne
gesehen von botanischen Kreisen, für die
nächst bestimmt zu sein scheint, so mus
andererseits anerkennen, dass die Vff mi
fachen neuen und interessanten Details,
Bisherigen hervorgehoben worden ist, da
treffende Fach bereichert haben.

Anders verhält es sich mit der nun
den Theorie der microscopischen Wahrne
(S. 184—235), denn hier betreten die V
der That ein neues und nur zu lange bra
gendes Feld.

fe der bekannten Werthe für die
dices haben die Verff. auf dem Wege
her Betrachtung die Erscheinungen
welche folgende Objecte bei micro-
Betrachtung veranlassen: Luftblasen
Oeltropfen in Wasser, Hohlkugeln
inder, Membranen mit kleinen Ver-
ler Löchern, Membranen mit einer
einer wellenförmigen Grenzfläche,
mit parallel-wellenförmigen Grenz-
wechselnd dichte und wasserreiche
Erhabenheiten und Vertiefungen im
u dichten und wasserreichen Schichten.
se Entwicklungen der vielseitigsten
Anwendung fähig sind, liegt auf der
den mannigfach interessanten Re-
n hier nur die Erklärung hervorge-
en, welche die Verff. für die bekann-
en Farbentöne kleiner Vertiefungen
er der Voraussetzung, dass das Mi-
es meistens der Fall ist, unterver-
und es sich um eine Membran mit
iefungen handele, so wird, falls man
ne der Membran einstellt, der Tu-
g auf die Löcher gehoben sein. Un-
Umständen tritt ganz derselbe Fall
hon bei der Prüfung der Microscope
ische Aberration mittelst Luftblasen
rde: wie die Luftblasen erscheinen
röthlich, weil beide wie biconvexe,
e Linsen wirken. Wegen der unglei-
arkeit der verschiedenfarbigen Strah-
der ausfahrende Lichtkegel in der
othe, an den Rändern nur blaue Strah-
e meisten Microscope unterverbessert
rd bei Hebung des Tubus die Mitte
r Rand bläulich erscheinen und des-

halb sehen kleine Poren, Spalten u. s. w.
röthlich aus; auch die bläuliche Einfass
trotz ihrer geringen Breite in manchen
bemerkbar.

Die binoculären, stereoscopischen Mic
sind aus mehreren Gründen (S. 216-
ganz unbrauchbar zu wissenschaftlichen
suchungen.

Die Interferenzerscheinungen haben sch
dem Grunde praktische Bedeutung, we
kleine spiegelnde Kugeln zwar theoretisc
verschieden entstehende, praktisch jedoc
unterscheidbare Farben-Erscheinungen he
fen, wie ganz kleine Hohlräume. Es em
die Verff. für manche Fälle verschieden
mentlich über- und unterverbesserte Mic
zur Entscheidung schwieriger Fragen zu
zen. Die Bedeutung der schiefen Bele
liegt vorzugsweise darin, dass sie die Geg
zwischen Licht und Schatten steigert, u
Schattenlinien überdies breiter zur Ersc
bringt. Ueber die Bewegungserscheinung
bemerkt, dass Vorwärtsbewegung mit F
spiralig gedrehter Fäden genau den E
von Spiralbewegungen geradliniger Fäden
woraus sich das angebliche Schlängeln
brionen erklärt. Dass die gemessenen
differenzen, wenn man die Tubusverschieb
nutzen will, um die Dicke eines Objects
stimmen, stets hinter den wahren zurück
ist bekannt; man kann diese Fehlerquell
Immersion des Objectivs in Wasser jed
seitigen, falls das zu messende Object i
ser liegt.

Der fünfte Abschnitt (S. 237—252)
der Kürze die Theorie des einfachen Mic
und des Bildmicroscops.

Am Schlusse kann Ref. die Bemerkung nicht unterdrücken, dass man durch das Buch der Verff. noch mehr dazu geführt wird, die Leistungsfähigkeit eines Microscops hinsichtlich der Schärfe der Bilder zu ausschliesslich als Massstab für die Brauchbarkeit zu betrachten. Diese Art der Leistungsfähigkeit ist allerdings allein massgebend für wissenschaftliche Untersuchungen schwieriger Objecte; man muss dann also sehen auf Correction der sphärischen und chromatischen Aberration, Centrirung der Linsen, Stärke der Vergrösserung. Ein in diesen Beziehungen vortreffliches System kann aber praktisch (für ärztliche Zwecke zum Beispiel) fast unbrauchbar sein, wenn es zu kleine Durchmesser der Gesichtsfelder, geringe Helligkeit derselben, geringe Focaldistanz der untersten Objectivlinse u. s. w. aufweist. Die Erfahrung lehrt nun, dass die erreichbaren Vorzüge sich gegenseitig stören oder aufheben; so sind z. B. Immersionslinsen unbrauchbar zur Diagnose von Geschwülsten, wie von selbst einleuchtet.

Die Ausstattung des Buches ist die rühmlichst bekannte des Engelmann'schen Verlags; über seine ganze Bedeutung wird sich erst nach dem Erscheinen der Schlusslieferung urtheilen lassen.

W. Krause.

Die Preussische Expedition nach Ost-Asien. Nach amtlichen Quellen. I. Band. Mit 12 Illustrationen und 2 Karten. Berlin 1864. Verlag der Königl. Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Seit der Eröffnung oder Wiedereröffn
pan's durch die Amerikaner im Jahre 1
in allen civilisierten Ländern der Welt
grosse Menge von Berichten und Schrif
dieses bisher so räthselhafte Land er
dass daraus so zu sagen ein eigener L
zweig geworden ist. Von denjenigen diese
die der Referent näher kennen zu lern
genheit hatte, zeichnen sich als besond
reich aus: unter den Amerikanischen
ständliche dreibändige von der Regier
Vereinigten Staaten veröffentlichte Beri
die Expedition des Admirals Perry, ei
das gleichsam an der Spitze dieser neu
ratur steht, und dem sich die besonders
gekommenen Reiseschilderungen von H
mehreren anderen Mitgliedern dieser E
anschliessen; unter den Englischen d
des Englischen Gesandten in Japan, Si
ford Alcock: »Die Hauptstadt des T
unter den Französischen ein äusserst
der, treuer, wohlwollender und geistrei
richt über Japan, der zuerst, ich gl
Jahre 1861, in der Revue des Deux
erschien und dann als ein eigenes Bu
ciert wurde. Für Deutschland ist die
sche Expedition eine Quelle mehrerer in
ter Werke über Japan geworden. I
unter ihnen die ungemein anziehend
lich geschriebenen Reiseskizzen des Pre
Marine-Lieutenants (jetzt Capitäns) Wern
mandeurs des Schiffs Elbe, dann di
zeichneten Culturskizzen über Japan
Maron, des der Expedition beigegebene
wirthschaftlichen Sachverständigen«, f
Mittheilungen des Kaufmanns G. Spi
als Bevollmächtigter der Sächsischen

kammer die Reise mitmachte. Und endlich vor allen Dingen das von der Preussischen Regierung vorbereitete Werk über die gesammten durch die Preussische Expedition in Ost-Asien gewonnenen politischen Erfolge und wissenschaftlichen Erfahrungen.

Dem Plan nach soll dieses umfassende Werk in drei Abtheilungen zerfallen, welche einander ergänzend, jede für sich ein abgeschlossenes Ganze bilden werden, nämlich:

1) ein allgemeiner beschreibender Theil,

2) ein rein wissenschaftlicher Theil, die Berichte der der Gesandtschaft beigegebenen Fachgelehrten enthaltend,

3) eine Reihe landschaftlicher Darstellungen aus den Ostasiatischen Reichen unter dem Titel: »Ansichten aus Japan, China und Siam.«

Der vorliegende erste Band dieses Werkes, der sich ausschliesslich mit Japan und der Reise dahin beschäftigt, zerfällt wieder in zwei Theile,

1) in eine Einleitung zum Verständniss der Japanischen Zustände und

2) in einen Reisebericht,

von dem die Einleitung jedesfalls die interessanteste, gediegenste und das meiste Neue enthaltende Partie ist.

Dieselbe giebt zunächst einen Ueberblick der geographischen Lage, Natur-Beschaffenheit und älteren Geschichte Japans bis zu der Vertreibung der Portugiesen und anderen Fremden am Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts. Alsdann eine Geschichte Japans und des Verkehrs der Holländer in Japan während der zweihundert Jahre der Absperrung. Endlich eine Darstellung der Aufschliessung und Wiedereröffnung des Reichs seit dem Jahre 1854 durch die Amerikaner, des seitdem dort erfolgten Auftre-

tens und Fortschritts der Europäische
nen und der durch sie veranlassten Ver
gen und Conflicte, bis zur Ankunft der
im Jahre 1860.

Der nicht genannte Verfasser dieser
schen Einleitung (Dr. Maron?) bemerk
zug auf die Schwierigkeit des Verst
und der Schilderung Japanesischer Z
dass die ganze Gesittung der Japaner
unsrigen so grundverschieden sei, dass
ropäer sich dort auf ein anderes Ges
setzt glaube. »Japan«, sagt er, »hinter
Reisenden den Eindruck eines bunten Bil
voll wunderlicher Scenen ohne Text. Da
alle die abenteuerlichen Berichte übe
Land, die nur deshalb so märchenhaft
begreiflich klingen, weil uns der Zusam
der Erscheinungen und der Schlüssel
Verständniss fehlt. Aber selbst bega
ner, die Jahre lang in Japan gelebt u
nauen Beziehungen zu den Eingeborne
den haben, bekennen in der Beurthei
Landes-Verhältnisse wenig vorgeschritte
Bei tieferem Eindringen häufen sich Rä
Räthsel, und wenige lösen sich. Ueber
man auf unerklärliche Widersprüche. D
dieser Unklarheit liegt in unserer unvo
nen Kenntniss der japanischen Spra
Schriften und der sittlichen und religiö
damente ihrer Cultur, die Schwierigke
bemeistern in der Verschlossenheit d
nen.«

»Aus dem allen«, sagt sehr besch
Verf. weiter, »geht hervor, dass wir i
»»Einleitung«« nicht den Anspruch ma
Bild der Japanischen Zustände zu zeich
vielmehr nur versucht werden soll,

bersicht der geschichtlichen Entwickelung des Volks nach den vorhandenen Quellen zu geben.«

Der Verf. schöpfte das Material zu diesem »Versuche« aus den besten vorhandenen und ihm zugänglichen Quellen. Die Japaner selbst, ein energisches, unternehmendes und höchst intelligentes Volk haben sowohl mit Kopf als Hand Geschichte gemacht. Ihre Landesgeschichte ist reich an mannichfaltigen Ereignissen und Umwälzungen und, ebenso reich an Aufzeichnungen über dieselben.

In den ältesten Zeiten bis zum Jahre 300 nach Christi Geburt konnten sie zwar nur durch mündliche Ueberlieferung für die Erhaltung des Andenkens an die Staatsbegebenheiten und die erlassenen Gesetze und Verordnungen sorgen. Diese letzteren wurden von Zeit zu Zeit durch dazu angestellte Beamte öffentlich ausgerufen, und die Zeitbestimmungen wurden durch Einkerbungen in Hölzer und durch Knoten in Schnüren der Nachwelt übergeben.

Im dritten Jahrhundert nach Chr. G. aber schickten die Japaner eine Gesandtschaft nach Korea, um Chinesische Gelehrte und Schrift von daher zu holen. Um das Jahr 600 n. Ch. hatten sie bereits ein grosses allgemeines Geschichtswerk über ihr Land und Volk zu Stande gebracht, das in die frühesten Zeiten zurückging, aber schon als eine Berichtigung und neue Redaction älterer Werke bezeichnet wird.

Von dieser Zeit an wurden die historischen Aufzeichnungen regelmässig fortgeführt. Hohe Staatsbeamte im Vereine mit Gelehrten arbeiteten daran. Es entstand eine grosse Japanische Reichs-Chronik, die schon im Jahre 887 eine lange Reihe von »Bänden« bildete. Ueber einzelne Perioden von einem oder zwei Jahrhun-

derten gab es 30 bis 50 »Bände« der
Diese »Chronik« scheint das Fundamen
ten Japanischen Geschichte zu sein.

Für die späteren Zeiten, die des Mit
sind das wichtigste einheimische Werk
genannten »Kaiser-Annalen«, die in J
das Jahr 1652 erschienen, und auch in
durch den Holländer Titsingh so wie du
roth und den Prof. Hoffmann in Leyden
geworden sind.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts,
Japan gegen das Ausland immer ängstli
zuletzt ganz hermetisch verschloss, du
Geschichtswerk mehr veröffentlicht werde
cursierten von nun im Geheimen bei d
nern Manuscripte, welche die Geschi
Neuzeit behandelten. Auch besitzt die
sche Literatur ausser jenen genannten
Geschichtswerken (der alten »Chronik«
»Kaiser-Annalen«) noch mehrere klein
ist reich an Monographien über einze
destheile, grosse Familien und merkwür
wickelungs-Phasen. Von diesen Mono
und jenen im Geheimen cursierenden M
ten ist indess den Europäern noch w
kannt geworden.

Ausser den genannten einheimischen Ge
quellen enthalten auch die chinesische
ten, namentlich die über die Reiche und
zen auf der Halbinsel Korea, mit de
schichte die des benachbarten Japan so
flochten war, Vieles über Japan, und be
men in Bezug auf die Data und Th
meistens überein, obgleich natürlich die
lungs- und Auffassungs-Weise der Begeb
bei beiden sehr verschieden ist.

Seit dem Jahre 1543, wo die zuerst

fenen Armen aufgenommenen Europäer und zwar zunächst die Portugiesen nach Japan kamen, giebt es auch Europäische Quellen für die Geschichte dieses Landes. Wir besitzen über das 16. Jahrhundert eine ausgedehnte Literatur in den zahlreichen Briefen und Berichten, welche die katholischen Missionäre in Japan, die dort überall im Lande frei umher wandelten, mit allen Klassen der Bevölkerung, auch mit den Grossen des Reichs verkehrten, zahlreiche Kirchen bauten, christliche Gemeinden gründeten und viele Tausende von Japanern zum Christenthum bekehrten, an ihre Ordenshäuser in Europa sandten. »Diese treue Wahrheit athmenden und mit den Japanischen Kaiser-Annalen übereinstimmenden Original-Berichte der Missionäre, die eine bändereiche Sammlung bilden, sind selten für die Geschichtschreibung Japans benutzt worden. Vielmehr begnügte man sich meistens mit den Darstellungen und Compilationen späterer Jesuiten, welche Japanische Kirchen-Geschichte schrieben, die aber meistens tendenziöse Schriftsteller sind, denen es viel weniger auf Wahrheit als auf Verherrlichung der Kirche, ihres Ordens und ihrer Märtyrer ankam. Grosse Schätze handschriftlicher Berichte über Japan mögen noch in den Klöstern und Collegien der Jesuiten und anderer Orden in Italien, Spanien und Portugal vergraben liegen.«

Nach der blutigen Ausrottung des Christenthums in Japan und nach der Vertreibung der Portugiesen am Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts, so wie auch nach dem Verbote der Publicierung einheimischer Geschichtswerke (im Jahre 1652) wird die innere Geschichte Japan's — eine äussere giebt es nicht mehr — dunkler und die Geschichts-Quellen dürftiger als

je. Für die letzten zwei Jahrhunderte
ganz und gar auf die Nachrichten bes
welche die auf der kleinen Insel Des
Nangasaki eingeschlossenen Holländisch
dels-Vorsteher daselbst bei ihren jä
Hofreisen von Desima nach Yeddo ein
konnten. Während einer langen Perio
ten die Briefe und Berichte der Hollän
Japan nur, nachdem sie eine Japanische
passirt hatten, von Japanischen Beamten
gesehen und approbirt waren, nach Eu
gehen. Viele von ihnen liess auch ver
die Holländische Regierung aus Aengs
gar nicht zur Oeffentlichkeit gelangen.
den bekannt gewordenen sind aber
als für ihre Zeit einzige Geschichtsquelle
interessant und wichtig. Zuweilen kar
den Holländern und in ihrem Diens
Fremde nach Japan, die später in ihr
Vaterland zurückgekehrt keine Rücksic
nehmen brauchten, und dann sich wohl
thig und wahrheitsgemäss in ihren Schrif
liessen; unter diesen am Ende des 17. J
derts der Deutsche Arzt Kämpfer, desse
über Japan noch immer eine bedeutsam
für die Geschichte Japans jener Zeit ble

Seit dem Anfange des 19. Jahrhunde
nun wieder mehrere Russische, Englisc
andere Berichte über Japan ans Licht
und seit dem Beginn der Wieder-Eröffn
Reichs oder seit dem Jahre 1854 sind d
richte und die Beobachter der Japanisc
gelegenheiten, wie gesagt, sehr zahlre
worden.

»Bei der Wendung, welche die Ding
allerneuesten Zeit genommen haben, sol
daher denken, jeder Tag müsste uns ne

schlüsse über die politische Lage des Landes bringen, und doch erklären die fremden Vertreter, die im Lande selber wohnen und mit den Regenten und Gesetzgebern des Reichs verkehren, auch heute noch über den eigentlichen Gang der Ereignisse im Dunkeln zu sein.« Taikuns (Kaiser) werden entthront, andere Taikuns folgen ihnen, der alte Palast dieser Kaiser wird durch Feuer zerstört, Minister werden hingerichtet, hohe Beamte entleiben sich in Verzweiflung haufenweise, die Parteien, die sich für oder gegen die Fremden gebildet haben, treffen blutig auf einander und liefern sich Schlachten, mächtige Daimios (Lehnsfürsten) treten an der Spitze der Streitenden auf und reissen die Gewalt an sich. Und die Europäer, in deren nächster Umgebung dies Alles passiert, die selbst darunter leiden, selbst auch diese Stürme veranlasst haben, wissen kaum, warum es sich handelt. Was sich ereignete, erfahren sie oft erst lange nachher. Sie sind oft nicht sicher darüber, wer der eigentliche Inhaber der Macht ist, mit der sie verhandeln. Sie ahnden nur, dass es »der Fürst von Mito«, oder sonst ein Grosser sei, auf dessen geheime Befehle die Japanischen Bravi und Verschwörer ihre Mord-Thaten vollführen. Sie vermuthen auch nur, dass sich Alles um sie, die Fremdlinge, dreht und dass die Erscheinung der westlichen Nationen jetzt der Angelpunkt der neuesten Japanischen Geschichte geworden ist. Aber eine klare und deutliche Erkenntniss und Darstellung des Zusammenhangs dieser Geschichte ist noch schwieriger als eine Schilderung der Entwickelung der alten eigenthümlichen und ursprünglichen Cultur unter diesem Inselvolke, oder der Einführung des Buddhaismus und anderer fremder Götterlehren und

30

Religionen, deren es sonst neben den
schen in dem einst so toleranten Japan
Dies Alles gilt schon von Yeddo,
stadt des Taikun (oder »Siogun«), des
Kaisers, wo die Europäer leben. U
aber, was den räthselhaften Mikado,
Japanischen Erbkaiser, oder Pabst, d
»Götter-Sprössling«, und seine Residen
haltung in Miako betrifft, klingen die
ten noch jetzt wahrhaft mythisch.
Name des regierenden Mikado wird
halten. Es ist bei Todesstrafe verbo
Namen auszusprechen. Nach seinem
hält er einen Ehrennamen, mit welc
der Geschichte bezeichnet wird. Gewö
bei seinen Lebzeiten nennt man ihn n
d. h. Palast. »Man sagt«, dass
von Miako allein sich die alten Japan
ten in ihrer Reinheit und Einfachhei
haben. Dort »sollen« von Alter
noch jetzt Künste und Wissenschaften
tiviert und die äusserste Verfeinerun
ten angestrebt werden. Auch »sol
noch heute die meisten Japanischen
druckt werden, so wie sich daselbst
Sternwarte und andere Cultur-Institut
Der Mikado soll ausserhalb seines P
Erdboden niemals mit den Füssen ber
mals dasselbe Kleidungsstück zweim
niemals bei seinen Mahlzeiten zweima
Geschirr benutzen dürfen. Neuere Sc
»behaupten«, die Sanction des
zu jedem Gesetze, zu jeder erfolgre
scheidung erforderlich. »Wahrsch
ist es indess, dass er in neuerer Ze
gewissen Vorfällen und Angelegenheit
wurde.

diesen »On dits«, Wahrscheinlich-
ichten und Traditionen, so wie aus
niken«, »Kaiser-Annalen«, Missionar-
landels-Briefen, Reise-Schilderungen
n der Verf. unseres Werks seinen
einer Geschichte Japans« von dem
rsohne Dsin-Mu, dem grossen Ero-
Stifter des Reichs (660 vor Christi
bis auf das Auftreten der Westvöl-
n (seit 1854) und bis zu dem Ver-
reussen ausgearbeitet. Die 200 Sei-
Octav) umfassende historische Skizze
aber so sinnig, so umsichtig, so
Seiten rücksichtsvoll angelegt, dabei
ch abgefasst und durchweg gleich-
lten und von so ächt historischem
drungen, dass unsere Literatur über
rch wesentlich bereichert zu sein
so viel Ref. weiss, noch sonst nir-
so bündiges und klares Gesammt-
schichte Japans existiert.
stellung der Geschichte der ersten
i Entwickelung Japans, der Entste-
Cultur, der Vereinigung des Insel-
Kriege mit den wilden Höhlenbewoh-
seln, ist vom grössten allgemeinen
Desgleichen die Geschichte der Heer-
scher Kaiser und Fürsten nach Ko-
er Ansiedlung daselbst, so wie die
hren und Religionen aus China.
hichte des anfänglich so siegreichen
nd der späteren Ausrottung des (ka-
Christenthums, so wie die der hol-
Verbindung mit Japan konnte wohl
estantischer und toleranter Deutscher
sch und mit so viel Wohlwollen für
gten darstellen.

Die Geschichte der zweihundertjähr ländischen Colonie, ihrer Beschränkung res so höchst merkwürdigen Verkehrs Eingebornen, ist ganz besonders interes und voll von für die Eigenthümlichkeit paner charakteristischen Zügen und And daher noch heutiges Tages gewiss auss lich beachtenswerth und nutzbar.

Endlich ist auch die Geschichte d neuesten Berührungen der Europäer Japanern, des vereinten Einbruchs der V ker in das verschlossene Reich, der A schen, Englischen, Französischen, Russis Holländischen Freundschafts-, Schifffah Handels-Verträge im Zusammenhange lehrreich und zugleich angenehm, ja dargestellt.

Der dieser ersten oder historischen lung folgende zweite Theil des Band Reisebericht«, beginnt mit der Schilde Singapore, dem oceanischen Eingangs-T Ost-Asien, und verfolgt von da, mit sor Griffel zeichnend, jede sich darbietende nung, jedes Reise-Ereigniss, jedes Natu men. Er giebt eine umfassende und ei Gesammt-Geschichte der Preussischen tion, so wie auch der Bewegungen un sale jedes der verschiedenen Schiffe u gesellschaften, aus denen dieselbe besta

Der Verfasser des Berichts nimmt d nig Rücksicht darauf, ob, was er schilde anderswo einmal mitgetheilt war. Er die ganze Arbeit von Neuem und vo aus. Sogar die Einrichtungen der Krie des Lebens an Bord und die Verrichtu Manipulationen der Matrosen und See und die unter ihnen bestehende Ordn

nmal beschrieben, was zwar bei ei-
hen oder Amerikanischen Itinerarium
kannt vorausgesetzt werden würde,
toriker einer so jungen Marine, wie
sische ist und einer in Deutschland
nen Unternehmung wohl nicht unna-
eint.

les, was in Japan selbst sich seinen
litarbeiter Augen darbietet, der An-
eizenden Japanischen Landschaften,
in den neuen Hafenplätzen Yokuha-
agawa, das Aeussere der Stadt Yeddo
dha- und Sinto-Tempeln bis zu den
Thee-Häusern und den Waaren-Ma-
ihren merkwürdigen Kunst-Produc-
o wie auch die kleinen Excursionen,
Preussen in der Umgegend der Stadt
dies Alles, was man freilich auch
dern Büchern finden kann, ferner die
der Japanischen Bauern-Häuser, die
Höflichkeit, Umgänglichkeit und Mun-
Volks wird, obgleich davon auch schon
Verken zu finden ist, noch einmal
em beschrieben. Aber wer läse die
gen und fleissig ausgearbeiteten Be-
eines gewandten Schriftstellers über
Dinge nicht gern noch einmal!

zlich Neue in diesem Berichte sind
lichen und officiellen Nachrichten,
r die Verhandlungen und Gespräche
chen Gesandten mit den Japanischen
n und Ministern und die detaillirte
der Entstehung und Zustandebringung
Japan. Vertrags erhalten, d. h. über
, über welchen die früheren Preussi-
ht-Erstatter den officiellen Publica-

tionen der Regierung wohl nicht vorgreife ten und konnten.

Der uns vorliegende Band des Werk indess noch nicht über die ersten Zus künfte der Preussischen und Japanische ster hinaus und wahrscheinlich wird u nächste Band noch mehr Lehrreiches c so wie auch fernere Aufschlüsse über c erschlossene Cultur-Reich, das jetzt die A samkeit der ganzen civilisierten Welt in hem Grade in Anspruch nimmt, so w muthlich auch fernere Ausführungen der historisch-politischen Einleitung enthalten deutungen bringen.

Die dem Bande beigegebenen landscha Ansichten und städtischen Bilder sind gefällig und geschmackvoll ausgeführt u aus Photographien hervorgegangen, natürl kommen naturgetreu, die angefügten (eine allgemeine Küsten-Karte von Ost-As den Reise-Routen der Preussischen Schi eine Specialkarte von Japan) dem Les nützlich und willkommen.

Bremen. J. G.

Die Lehre von der operis novi nuncia dem interdictum quod vi aut clam. Ein stische Abhandlung von Adolf Stölzel gerichts-Assessor zu Cassel. Cassel und gen bei Georg H. Wiegand 1865. XII S. in gr. Octav.

Unwiderstehlich muss sich von vorn einem jeden Juristen die Frage aufdränge

kommt ein Praktiker zu einem solchen unpraktischen Stoffe? Betrachten wir uns das vorliegende Werk aber näher, so müssen wir dem Verf. Dank wissen, der mit Ueberwindung aller entgegenstehenden Schwierigkeiten diese Arbeit unternommen hat, und werden es begreiflich finden, dass er, um, wenn auch nur negative Resultate für die Praxis zu erreichen, den in Wahrheit ausserordentlichen Apparat von Gelehrsamkeit in Bewegung setzte, welchen das Verzeichniss der über diesen Stoff vorhandenen Literatur andeutet. Ehe wir uns jedoch die Resultate selbst vergegenwärtigen können, ist es am Platze, eine kurze Inhaltsübersicht des Werkes vor Augen zu führen, wobei es nicht der Bemerkung bedarf, dass es an diesem Orte unmöglich ist, dem Verf. auf allen mühevollen Bahnen seiner umfangreichen Darstellung bis ins Einzelne zu folgen.

Nur in wenigen Fällen ist es dem Privatmanne gestattet, sein Recht durch Eigenmacht zu schützen. Um aber rechtswidrigen Störungen der Privatrechte vorzubeugen, kennt das römische Recht noch eine schwächere Art Eigenmacht, nämlich die Befugniss, durch Worte oder Handlungen demjenigen Einhalt zu gebieten, welcher den bisherigen Zustand von Grundstücken verändert. Die Wirkung des Gebotes ist schwächer und stärker, je nachdem sich der Beeinträchtigte dem Besitzer oder Nichtbesitzer gegenüber befindet. Im ersteren Falle steht ihm die operis novi nunciatio mit den aus derselben erwachsenden Rechtsmitteln zu Gebote, im anderen das interdictum quod vi aut clam.

Bauten sind die eingreifendsten Veränderungen an Grundstücken, und deshalb darf bei Vornahme derselben auch derjenige, welcher der

Anlage gegenüber ein unmittelbares
tungsrecht geltend zu machen vermag
die dem Bau gegenüber ausgesprochene
opus novum nuntio einstweilen Einhalt
bis dann die streitige Frage im Rechtsv
schieden ist. Das Verbietungsrecht (ju
bendi) ist im engeren Sinne des vorliege
les das dingliche Recht, die betreffen
che Aenderung verbieten zu können,
durch eine Klage mit der Intentio: jus
prohibere geltend gemacht, ein Rech
welches sich der Verklagte zwar mitt
exceptio (S. 26 ff.) schützen konnte, wel
nichts desto weniger an und für sich
Wer nun ein solches Verhinderungsrec
abgesehen von einem im concreten Fal
genstehenden exceptionellen jus aedifica
dem steht das jus nunciandi, die Verhin
befugniss zu. Die Quellen nenne
das jus prohibendi, und dies mag d
gewesen sein, weshalb sämmtliche B
dieser Lehre, ausser Wiederhold, beid
scharf auseinander gehalten und dadur
Verwirrung in die Lehre gebracht hab
solches Verhinderungsrecht hat stets d
thümer des benachtheiligten Grundstüc
Pfandgläubiger und Superfiziar; nicht
zu dem Emphyteuten und Miteigenthüm
Servitutberechtigten nicht unter allen
den; insbesondere ist für diesen nicht
gestattete utilis rei vindicatio, sondern
dication der Servitut der entscheidend
Das Recht ist unvererblich und unverä
Durch Unterlassung der O. N. N. geht ab
wie Wiederhold will, das jus proh.
auch nicht nach der Ansicht Unterholz
Jherings der Anspruch auf Ersatz d

ellung des früheren Zustandes er-
Kosten, sondern die O. N. N. dient
onservirung nur durch thatsächliche
che Fixirung des zur Zeit der O. N.
enen Zustandes, thatsächlich, indem
ichtig weiter bauende mit dem inter-
olitorium auf Wiederherstellung des
ustandes belangt wird, und rechtlich
llung von Cautionen seitens des Nun-
caut. judicat. solvi). Ist der Nun-
Forderung der cautio damni infecti
so kann er auch deren Bestellung mit
N. erzwingen, er kann dies auch ku-
en der Wahrung seines eignen Rechts
es folgt hieraus, dass der Nuntiant
der Nuntiation bei deren Vornahme
ss, wenn er nicht will, dass dieselbe
is conservandi causa vorgenommen
verden soll. In welchen Fällen die
is publici tuendi causa statthaft ist,
genauere Betrachtung der l. 1. § 17.
, jeder aus dem Volke kann sie an-
vom Nuntiaten eine nuda repromis-
n. Um aber die daraus entstehen-
zu mildern, dass der Nuntiat den
en muss, bis er seine Berechtigung
en nachgewiesen oder die O. N. N.
sablauf ihre Wirkung verloren hat,
Nuntiaten gestattet, in Form eines
rocesses vom Prätor zu verlangen,
den Nuntianten bei Meidung der
der O. N. N. und deren Wirkungen
e des Nunt.grundes anhalte. Den
diese Sätze führt der Verfasser ein-
S. 170—186. Nach Verschiedenheit
gestaltet sich natürlich auch das
erfahren verschieden, insbesondere

wird bei der O. N. N. juris nostri c
causa nur das jus proh. des Nuntianten
das jus aedificandi des Nuntiaten festg
und dringt der Nuntiat darin durch, s
jede Folge der O. N. N. aufgehoben. I
doch der Nuntiat die Nuntiation missach
kann der Nuntiant und, wenn der letzter
Fortsetzung des Werkes stirbt, dessen Er
ter Umständen auch der Successor, mit c
terd. demolit. von dem, welcher das Wer
setzte oder dessen Fortsetzung genehmig
Wiederherstellung des früheren Zustand
langen, ein Verfahren, in welchem sich d
klagte nur auf Grund einer Remission oc
Gestattung durch den Kläger schützen,
zugleich vom Kläger den Kalumnieneid
gen konnte. In allen diesen Verfahren
Procuratoren auftreten. Mit einer Uel
über den Einfluss des Nunt.verfahrens
possessorischen und petitorischen Klag
Streittheile schliesst der Verf. die Dars
der Nunt.lehre nach dem Pandectenrech
wendet sich nach einer Kritik der einsch
Stelle der lex Rubria, einer Beleuchtu
Standes der Wissenschaft, namentlich c
sichten Donells, Hasses, Schmidts (v. I
und v. Vangerow's, so wie der Wiederga
Pandectentitel de O. N. N. (39, 1) und de
(43, 25) in deutscher Uebersetzung nc
Entwicklung unseres Institutes im Cod
(Aufhebung der nur einjährigen Wirku
O. N. N., Gestattung des Weiterbaues
Caution, wenn sich der Process länger
Monate hinzieht) und im kanonischen
(wonach der Nuntiat, selbst wenn er C
leisten will, unbedingt drei Monate mit I
zung des Baues warten muss).

Das Interd. quod vi aut clam, welches seiner Natur nach keine solche geschichtliche Entwickelung wie die O. N. N. in den verschiedenen Perioden des Rechts aufweist, geht gegen den Nichtbesitzer und kann daher strenger sein; es umfasst also nicht bloss Gebäude, sondern jedes opus in solo factum und geht nicht nur auf Einhaltung des bisherigen Zustandes, sondern auch auf Herstellung des vor der fraglichen Aenderung vorhandenen Zustandes. Der Verklagte muss entweder clam oder gegen eine geschehene prohibitio gehandelt haben, welche mittelst des jactus lapilli geschieht, der nur Prohibitions-, nicht Nuntiationsact ist, seine Erklärung aber weniger durch die S. 355 zusammengestellten Ansichten (Zusammenhang mit dem manum conserere, Auseinanderwerfen der zum Bau aufgeschichteten Steine und Angabe der Grenze, bis wohin Einsprache erhoben werden soll), als in seiner Natur als eine symbolische Handlung der ältesten Zeiten, in denen die indogermanischen Völker noch nicht getrennt waren, finden möchte, wie sich z. B. im Deutschen Alterthume eine ganz ähnliche Symbolik findet, welche durch die mittelst eines Wurfes mit einem nach den verschiedenen Ländern verschieden bestimmten Gegenstande symbolisch ausgeübte Oberherrschaft den betreffenden Gegenstand in seinem bisherigen Zustande fest bannt. Nachdem der Verf. (S. 355—378) eine Texteskritik der prätorischen Edictsworte gegeben, wonach statt: id cum experiundi potestas est, restitutio gelesen werden muss intra annum, c. e. p. e. r. und dies sowol auf Grund der Handschriften und der Glosse, als auch dem Sinne nach gegen die entgegenstehenden Ansichten mit grosser Schärfe bewiesen hat, geht er zur Lehre des interd. qu. v. a.

c. im Einzelnen über. Kläger ist derjeni
cher ein rechtliches, nicht bloss ein th
ches Interesse an der Erhaltung des
Zustandes hat, insbesondere auch der E
und der Erbe wegen eines den Erbschaf
vor Antritt der Erbschaft zugefügten S
zulässig ist die Klage, wenn heimlich
gen eine Prohibition gehandelt oder eine
tion gewaltsam verhindert ist; Verklagte
Unternehmer des Werkes, doch macht
Unterschied, ob er zugleich Besitzer d
Anlage ist oder nicht, da dieser im
Falle nur für das Geschehenlassen der
herstellung haftet; dem Verklagten ste
schiedene Einreden zur Seite (s. S. 40
namentlich wegen der l. 22. § 2 quod
ausgeschlossen ist das Interdict gegen
suo Handelnden, also gegen jeden, we
seinen reellen Besitzesgrenzen geblieben
427—437), oder dem ein Servitut z
steht (S. 438—448), gegen den Mieth
cher die Grenzen des Miethvertrags ein
gegen den Mitbesitzer. Eine Remission,
der O. N. N., ist beim Interd. q. v. a
denkbar, im Processe über das Interd. q
ein anderer Grund als der etwa beim
tionsact angegebene nicht geltend gema
den, endlich aber kann der Prohibierte
der stipulatio judicio sisti das Interdict
ten. Wie die O. N. N. kann auch da
damni depellendi causa oder gemeinsam
sem Zwecke und der Wahrung des
Rechts angewandt werden, wegen eines
publico jedoch nur, wenn zugleich ein
teresse verletzt ist. Auch hier giebt d
Verf. eine Uebersicht der abweichender
tischen Ansichten, namentlich von Fra

Schmidt (v. Schwerin), Zimmermann,
und Hesse und schliesst eine Ue-
es Pandektentitels quod vi aut clam

eren Betrachtungen über den Usus
523—589) zeigen uns dann, dass
ehandelten Institute, als dem speci-
en Rechte angehörig, mit dem Auf-
trömischen Verhältnisse untergegan-
d dass das, was wir heut zu Tage
nterd. q. v. a. c. nennen, in den allerwe-
n mit der richtigen Lehre überein-
deshalb bei seiner weiteren Anwen-
Härten führen muss. An und für
nan gewiss hierin keinen Nachtheil
nn das mit der Persönlichkeit eines
aufs innigste zusammenhängende
bei jedem Volke und zu jeder Zeit
ng der allgemeinen Verhältnisse eine
alt annehmen und wird daher bei
denen Völkern oft zur Erreichung
weckes die entgegengesetzten Wege
je nachdem es von diesem oder je-
tspunkte zuerst ausgegangen ist.
aber neben der Bedeutung des Wer-
Theorie dessen nicht geringer prak-
h, dass es uns die O. N. N. und
q. v. a. c. zuerst einmal in ihrer
er römischen Nationalität hervorge-
Natur zeigt und daneben darlegt,
ern anderweiten Verhältnissen beide
gar keinen oder nur noch geringen
n (S. 550, 551 und 589). Man kann
ünschen, dass sich das Rechtsleben
vielen anderen specifisch römischen
welche man im Feuereifer der Re-

naissance der Rechtswissenschaft in Deu
einbürgern zu müssen glaubte, so auch
O. N. N. und dem Interd. q. v. a. c.
sten von Rechtsmitteln, welche unsern
nissen entsprechen, lossage, bei welch
genheit zugleich der gewiss begründete
des Verf. (S. 589) auf Schaffung eines
mittels gegen Dritte für den Pächter
ledigung finden würde.

Zweierlei mag noch rühmend hervo
werden. Zunächst, dass der Verf. nir
Gunsten seiner Lehre an den Gesetz
zu deuteln nöthig hatte, sondern sich d
mit dieser Lehre aufs beste vereinigte
selbst die Conjectur intra für id zu les
keine neue Lehre ein, da die einjährig
der Interdictenverjährung im Allgemein
in Zweifel gezogen war, sondern nur
Streit herrschte, warum diese Angabe hi
also durch diese Conjectur die Quelle
nur deutlicher werden. Sodann aber
es gewiss nur Nachahmung, wenn sich
ganz besonders auf den Magister Vaka
zieht, indem dieser in seiner für unver
Rechtsgelehrte zusammengestellten Summ
nur den damals allgemein üblichen T
Corp. Jur. (wenn auch auszugsweise)
gab und die communis opinio jener Z
und ohne Zuthaten niederlegte.

Schliesslich will ich nicht leugnen,
die Zugabe eines Inhaltsverzeichnisses f
schenswerth gehalten haben würde, den
das Werk auch nur eine Monographie
bietet es doch einen so reichen Inhalt d
man beim Gebrauche nicht im Stande se

e erörterte Frage ohne Hülfsmittel
finden zu können.

Otto Gerland.

---

en des Don Juan d'Austria. Eine
he Monographie von Dr. Wilhelm
n. Gotha, Friedrich Andreas Per-
VI u. 291 S. in Octav.

d der historischen Literatur über die
egierung Philipps II. von Spanien in
letzten Decennien ein erheblicher
Theil geworden ist, neben den
ten Quellenschriften werthvolle Mo-
die Persönlichkeit dieses Habsbur-
auswärtige Politik, die Richtungen,
n der Verwaltung Spaniens und sei-
ande folgte, in eine vielseitige Be-
estellt und gleichzeitig Mitglieder sei-
und einflussreiche Männer seiner
den Gegenstand gründlicher Unter-
abgegeben haben, ist das Leben ei-
an d'Austria auffallender Weise kei-
tung unterzogen. Und doch vertritt
ndliche Held während einer bedeu-
en Zeit die spanische Politik in Ita-
Niederlanden und England gegenüber
iner Stellung zum Könige tritt uns
es Letzteren und sein heimliches Sin-
r verhüllt als sonst entgegen.

terzeichnete ist allerdings der An-
der Biographie Don Juans von Lo-
der Hammen y Leon ein grösserer
wohne, als man ihr neuerdings hat

zuerkennen wollen; aber abgesehen da
dieses vor länger als 200 Jahren er
Werk wenig zugänglich ist und du
breite, schleppende Darstellung ermüd
die Documentos ineditos, die Papie
Granvellas, die venetianischen Relatio
durch Groen van Prinsterer edirten o
Correspondenzen und vor allen Dingen
schätzbaren Mittheilungen, welche wir
melfleisse und Scharfsinne Gachards v
völlig neue Gesichtspunkte eröffnet und
Fülle von Berichtigungen und Zusätzen
terial geboten. Bei alle dem wird ma
dachten Monographie unbedenklich de
vor der Histoire de D. Juan d'Autr
Alexis Dumesnil zuerkennen müssen, d
ihrer lockern, jeder Kritik ermangeln
position, 1827 in einer zweiten Ausgab
ris erschienen ist.

Der Verf. des oben bezeichneten
fusst in seiner Darstellung wesentlich
genannten Quellenschriften, denen zur S
schriften von Documenten auf dem
chive zu Simancas und auf der kaiserli
bliothek zu Paris manchen interessan
schluss boten. Wie weit es ihm gelung
ner Aufgabe zu entsprechen, wird einer
Beurtheilung vorbehalten bleiben, für w
unvergleichliche Digression Rankes über
ger von Lepanto nicht den Masstab
möge. Have

Berichtigungen.

S. 207 Z. 12 u. 16 lese man v. Chr.
» 208 » 4 f. lese man וְשִׁבְעִים sta
שבעים und 70 (Jahre).

Göttingische

gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

11. Stück. 15. März 1865.

Vorstudien für Geschichte und Zucht der Hausthiere zunächst am Schweineschädel von Hermann von Nathusius, Hundisburg. Mit einem Atlas enthaltend VI Tafeln Abbildungen mit Erläuterungen. Berlin Wiegandt und Hempel. 1864. XIV und 186 S. in Octav mit 35 eingedruckten Holzschnitten, nebst Atlas mit 24 Stn und 6 Steindrucktafeln Querfolio.

Der Verf. bietet in dem vorliegenden Werke eine Reihe der sorgfältigsten und sowohl im Speciellen für die Kenntniss der Hausthiere, als ganz besonders für alle Ansichten über die Wandelbarkeit der Art und Race wichtigsten Untersuchungen und hat sich dadurch um so mehr den bleibenden Dank der Wissenschaft erworben, als er bei uns wenigstens allein im Stande war, durch eine seltene Vereinigung geistigen und äusseren Vermögens unterstützt, und »aus Neigung Zoolog, nach Beruf Thierzüchter« sich solchen wahrhaft fruchtbringenden Arbeiten mit Erfolg zu widmen. Die Kenntnisse, welche wir

von den Thieren besitzen, erwerben wi
lich auf zweierlei Art, indem wir ei
fertige Thier selbst untersuchen und
uns durch die Betrachtung der übriger
lich niedrigeren Thiere oder der Entv
geschichte von einem allgemeinern St
aus einen Einblick zu verschaffen such
so wie man die Staaten der Mensch
das Studium ihrer jetzigen Verhältniss
rer historischen Entwicklung zu begrei
Aber nur bei der Betrachtung des me
Körpers ist die erste Art des speciel
dringenden Studiums zu einer bedeute
ganze Thierkunde erhellenden, Ausbil
langt, während die übergrosse Mehr
Thiere nach geringem Einblick in ihre
Bau nur nach dem zweiten allgemein
gleichenden, Standpunkt beurtheilt z
pflegt. Und doch ist allein durch da
gendste Studium der einzelnen Thierfor
die mächtige Frage, ob die Thierform
als etwas Festes oder als ein nach
Ort Schwankendes, anzusehen ist, irgen
theil zu erlangen! Es ist deshalb
wie man um so weniger über Darwi
zu streiten geneigt sein wird, als ma
zulänglichkeit unserer Kenntnisse von
ten Ueberzahl der Thiere im Sinne
wie man mit lautem Beifall solche Unt
gen begrüsst, welche tief eindringend d
die Hausthiere, behandeln, von deren
Menschen Naturgeschichte am meisten
sung solcher Fragen zu erwarten sein

Ich muss zunächst einige der w
Punkte der Arbeit des verehrten Verf.
che bringen, um zuletzt die wichtig
derselben zu vielen Fragen der allgem

e andeuten zu können. Bei dem
on dem dies Buch allein handelt,
nächst darauf an, das Verhältniss
zum zahmen Thier und anderseits
iss der verschiedenen Racen zu ein-
istellen. Nathusius wählt zum
lieser Fragen aus vielen Gründen
Schädel und berücksichtigt einige
anatomischen und äusseren Punkte
i.

Erkenntniss jedes Organismus ist die
sgeschichte ein wesentliches Moment,
ten, um den reifen Schädel zu be-
ndestens einige Punkte seines Wachs-
h der Geburt erläutert werden.
der Geburt ist der Schweineschädel
oben abgerundet und seine Kiefer
venig hervor, bald aber beginnt die
ichtig auszuwachsen, indem sich der
bedeutend in die Länge streckt und
en in seinen hinteren Theilen; denn
n die bleibenden Prämolaren nicht
wie die an deren Stelle stehenden
während hinten die Backenzähne
n und soweit nach vorn rücken,
(beim Wildschwein, von dem wir
eden) der hinterste Backenzahn noch
rderen Rand der Augenhöhle liegt.
ennt man dieses ungleiche Wachs-
berkiefers an der Stellung des fora-
bitale, welches zuerst ebensoweit
n, wie vom hinteren Rande des Ober-
rnt ist, nachher aber dem vorderen
näher steht. Der Zwischenkiefer hat
el geringeres Längenwachsthum als
fer; die auffallendste Formänderung
n Wachsthum aber das Thränenbein,

das anfangs viel höher als lang, zuletz mal länger als hoch wird. Dann er das Hinterhaupt, indem sich in ihm w übrigen Knochen der Hirndecke Höhlu Maschenwerk ausbilden und der ab Schädel nimmt die Form eines Dreieck Nasen-, Stirn- und Scheitelbein oben Ebene liegen und das abgeflachte Hint bein hinten steil nach unten abfällt. gentliche Hirnhöhle ist schon früher zu Form gelangt, da die innere Platte an giösen Schädeldecke viel früher zu wac hört und alle Cristen und eckigen Th auf Rechnung der äusseren Platte und schenwerks kommen.

Ausführlich erläutert der Verf. das gebiss und den Zahnwechsel, findet dass der vorderste Prämolarzahn (Pr gar nicht gewechselt wird und weist d zu verwerthenden Satz nach, dass d des vierwöchentlichen Schweins schon allen Punkten durchaus omnivores ersc

Während diese Wachsthums-Verhält sentlich für alle Racen des Schweins sind, muss der Verf. bei der Beschrei reifen Schädels die Racen von einande und betrachtet zuerst den Schädel uns schweins. Wir berühren hier nur einig Punkte.

Die obere, durch die Nasen-, St Scheitelbeine gebildete Fläche des Wilds Schädels ist fast grade, neigt sich s abwärts, so dass auch die Spitzen de beine noch diese Richtung haben und h der Fläche des Hinterhaupts einen Wi etwa 65°, indem dieses nicht senkrecht, grade so wie die mächtigen processus

geneigt steht. Das Thränenbein, wel-
Iathusius besonders wichtige Gha-
rt, hat eine Trapezform und wenn
hinteren Augenhöhlenrand als Maass
sein oberer Rand dreimal, sein un-
al länger als dieser. Im Ganzen ist
nur 5—6mal länger als das Thrä-
dieses also als ein langer Knochen
en. — Die Augenhöhlen-Oeffnung ist
nd ihr vorderer Rand liegt hinter
n Rande des letzten Backzahns, da-
er proc. zygomaticus des Stirnbeins
proc. frontalis des Jochbeins und
infraorbitale befindet sich vor der
berkiefers. Die Oeffnung des röh-
en Gehörgangs ist nach aussen und
hinten gerichtet. — Der lange Gau-
beiden Richtungen flach concav und
ahn-Reihen stehen einander fast pa-
so wenig nach vorn convergirend,
h weit vor dem Schädel schneiden
ie Entfernung zwischen den beiden
ist daher immer etwas kleiner als
den beiden Mol. 3 (und zwar um

nliche und weibliche Geschlecht
el durch die Grösse und Gestalt der
utlich unterschieden; aber auch sonst
noch einige, wenn auch feinere ge-
Unterschiede. So ist beim Eber
ackenzahn länger und ebenso auch
physe länger, als bei der Sau, wo
aber flacher geneigt, als beim Männ-
Ferner ist beim Eber der Unterkie-
ers in der Gegend des vorletzten
ns, höher, als beim Weibchen und

der Oberkiefer zeigt über dem Eckz horizontale kammförmige Erhebung.

Unser gewöhnliches Hauss weicht nur im Schädel in manchen Pun dem Wildschwein ab und zeigt manch thümlichkeiten, wie man sie nur als J men am Wildschwein beobachtet. Ei beim Hausschwein die hintere Fläche terhaupts etwas nach hinten geneigt un be Stellung haben die processus jugula hintere Rand des letzten Backzahns st unter dem vorderen Augenhöhlenrande, zygomaticus des Stirnbeins über dem p talis des Jochbeins und der Schädel ist Theilen zur Länge etwas breiter geword sind aber Alles Verschiedenheiten, die der verschiedenen Lebensweise, besond dem geringen Gebrauch des Rüssels be schwein leicht erklären kann. Durch Z oberen Theil des Hinterhaupts und gl gen Druck auf die Nase, also durch die W der Nackenmuskeln und den Widersta beim Wühlen und Aufwerfen der Rüss würde aus dem Schädel des Hausschw des Wildschweins entstehen und wir se Beweise bei Wildschweinen aus fruchtb genden, in denen der Nahrungserwerb l auch Schädelformen, die denen der Haus sehr ähnlich kommen.

Dagegen sind die Theile, deren For thusius am Wildschwein-Schädel für stanten und charakteristischen hält au Hausschwein nicht verändert: die Lä Thränenbeins ist geblieben und ebenso rallelität der geraden Zahnreihen. Eb der Zahnbau derselbe, wobei man nu ken muss, dass bei dem castrirten Thie

den Geschlechtern die Eckzähne verkümmern und dadurch im Oberkiefer einige Veränderungen bedingt werden.

Wie man es auch meistens annimmt, ist also auch im Schädelbau nachgewiesen, dass das Wildschwein vom Hausschwein nicht verschieden ist, sondern, dass alle auftretenden Verschiedenheiten sich sicher aus der verschiedenen Lebensweise erklären. Noch Rütimeyer musste aber diesen Nachweis bei seinen trefflichen und anregenden Untersuchungen über die Fauna der Pfahlbauten als einen Wunsch anführen: erst unserm Verf. verdanken wir die Erfüllung desselben. — Wenn nun so, wie aus der leichten Vermischung der Wild- und Hausschweine (in nullo genere aeque facilis mixtura cum fero, Plin. VIII. 53) und aus dem leichten Verwildern der letztern schon zu schliessen war, beide Formen von einander nicht verschieden sind, so folgt daraus noch nicht, dass sie einander auch äusserlich ähnlich sein müssen. Vielmehr gehören zu diesen wildschweinähnlichen Hausschweinen Thiere, welche in Bezug auf die Ohrlänge, die Behaarung, die Farbe, die Länge der Beine und Wölbung der Rippen, also lauter Dinge, auf die man wirthschaftlich grade besonders Acht giebt, ganz ausserordentlich von einander abweichen, in jenen wesentlichen Schädel-Charakteren sich aber nicht vom Wildschwein unterscheiden. Alles das sind also zoologisch untergeordnete Dinge.

Das Wildschwein und seine Ableitungen bilden aber nur den einen Factor in der Erzeugung der jetzt allgemein verbreiteten Culturracen des Schweins, und es hat Nathusius schon früher nachgewiesen, dass der zweite Factor ein Schwein ist, das seit der Mitte des vo-

rigen Jahrhunderts aus China, Siam u
nach England eingeführt wurde, das abe
auch am Cap vorkommt und das er na
las als Indisches Schwein, S. indicus, be

Wie der Schädel des Wildschweins,
nun auch der Schädel des Indischen S
untersucht werden, und wir finden da
denheiten, die sich aus einer verschied
bensweise nicht erklären lassen. Dies
war bisher in der Literatur fast unbek
dass man bis auf Nathusius von dem
fast nur die von Daubenton bei Bu
gebene Abbildung kannte. Nathus
schreibt zunächst einen Schädel von eine
lichen chinesischen Hausschwein, das e
hatte, einen männlichen Schädel aus Coc
und konnte ferner einen Schädel eines
schen Schweins von der Thierarzenei-S
Stuttgart benutzen.

Am Schädel des Indischen Schweins
Höhe und Breite verhältnissmässig vie
tender als am Wildschwein und die ob
fillinie ist nicht mehr eine Gerade, son
an der Verbindung der Nasen- und S
eine Einknickung, indem die Richtung
senbeine sich sehr der Horizontalen näh
bei ist die hintere Fläche des Hinterha
senkrecht auf der Grundfläche, d. h.
Ebene, auf der der Schädel mit seinen
kiefer ruht, während die proc. jugula
etwas nach vorn geneigt bleiben. Fer
ist das Thränenbein ganz kurz und n
fähr oben ebenso, unten halb so lan
hinten hoch ist; weiter stehen die
hen nicht mehr parallel, sondern d
nach vorn stark und der Gaumen erwe
mit den Prämolaren bedeutend. Wäl

bei Mol. 3.24mm breit ist, misst er bei dem Praemol. 3.38mm. Das foramen infraorbitale liegt in der Mitte der Länge des Oberkiefers, der hintere Rand des letzten Backenzahns unter der Mitte der Augenhöhle und der proc. zygomaticus des Stirnbeins hinter dem proc. frontalis des Jochbeins.

So finden wir hier also Theile, die beim Wildschwein und allen seinen Ableitungen nie schwankten ganz anders gebildet und vermögen deren Verschiedenheit weder aus der Entwicklungsgeschichte noch der Lebensweise zu erklären; Nathusius bemerkt daher sehr recht, dass wenn man diese Charaktere allein kannte, Niemand an der Selbständigkeit einer echten Species Sus indicus zweifeln würde.

Leider konnten diese Untersuchungen über das Indische Schwein nicht zu derselben Vollkommenheit wie die über das Europäische Schwein gebracht werden, indem nicht wie da in einem Wildschwein die Urrace der Hausschweine mit Sicherheit zu erkennen war. Zwar sind aus Indien, von den Sunda-Inseln und Japan mehrere wilde Schweine beschrieben (Sus vittatus, timoriensis, leucomystax, cristatus usw.), doch leider nicht genau genug, um solche Fragen zu entscheiden. Nathusius vermuthet, dass alle diese aufgestellten Arten sich dem S. vittatus Müll. et Schleg. unterordnen und dass dieses vielleicht die wilde Urrace des zahmen Indischen Hausschweins sei. Das Japanesische Maskenschwein (Centuriosus pliciceps Gray) ist nach unserm Verf. nur eine langohrige Varietät des Indischen Hausschweins mit ausgebildeten Gesichtsfalten und andere wilde indische Schweine wie S. verrucosus, S. celebeusis scheinen mit un-

serm Indischen Hausschweine nichts zu haben.

Wenn so aber der wilde Urstamm schen Schweins nicht sicher bekannt is merkt doch Nathusius, dass nach z deln, die er aus Ostindien erhielt, kei sein kann, dass dort unser europäisches Wi auch vorkommt und erkennt mit Rüt anderseits, dass dessen aus den Pfahlb schriebenes Torfschwein mit dem Schwein sehr grosse Aehnlichkeit hal dasselbe wie Steenstrup will das des Wildschweins der Pfahlbauten sei, thusius völlig zurück, kann sich ab seits nicht davon überzeugen, dass schwein wirklich eine wilde Race und Schädel noch unzureichend bekannt ist mit dem Indischen Schweine identisch denfalls beweisen aber Rütimeyer's chungen, dass seit Jahrtausenden die Cl des Wildschweins unverändert blieben vielleicht seit der Zeit auch die des Schweins vorhanden waren.

Wir haben nun das zoologische Ma einer Betrachtung der durch Kreuzung u hervorgebrachten Culturracen des Sch dem Europäischen und dem Indischen kennen gelernt, folgen dem Verf. abe noch in wichtige Untersuchungen über fluss der Cultur selbst, unabhängig Racen oder Kreuzungen, worauf sie a wird.

Das Schwein ist einer hohen Cult Wie schon angeführt, hat es schon vier nach der Geburt ein wesentlich omniv biss und ist also dann im Stande co Nahrungsmittel zu verarbeiten. Der M

hält dabei stets eine dem Milchmagen ähnliche Form und das Thier im Ganzen die Fähigkeit intensive Futterstoffe zu verwerthen. Man erhält dann ein frühreifes Thier, das in der Jugend ausserordentlich schnell wächst und dabei einen starken Rumpf bei kleinen Beinen und kurzem Kopf erhält, wie es wirthschaftlich besonders erwünscht ist. Durch diese künstliche Frühreife werden Verhältnisse geändert, die sonst zu den allerbeständigsten gehören und Nathusius hat schon früher z. B. nachgewiesen, dass die frühreifen Southdown's Schafe constant die Frucht sechs Tage länger als die Merinos tragen und giebt an, dass bei den Schweineracen ähnliche Verschiedenheiten hervortreten.

Bei derselben Race und gleicher Haltung bedingt doch schon eine schlechtere Ernährung eine auffallende Verschiedenheit im Schädel. Nathusius hat bei Berkshire-Schweinen darüber directe Versuche angestellt und gefunden, dass ausser der allgemeinen Kleinheit des Schädels des schlecht genährten Thiers, derselbe in allen Gesichtstheilen länger als beim gut genährten Thier geworden ist, dass ferner beim schlecht genährten Thier der Schmelzüberzug der Zähne dünner bleibt und sogar die Schmelzfalten seltener und weniger tief erscheinen.

Wir haben schon oben bei dem Europäischen Schwein erläutert, wie die zahme Race, auf die nur wenig Cultur angewandt wird, sich von der wilden Race unterscheidet und haben da schon beträchtliche Unterschiede kennen gelernt, jetzt erläutert unser Verf. die Einflüsse der höheren Cultur, wobei er sich auf einen Schädel eines Indischen Schweins und besonders eines in der höchsten Cultur stehenden Yorkshire-Schweins stützt. Hier sind die gewaltigsten Veränderun-

gen vor sich gegangen und der sehr k
hohe Schädel ist, um gleich ein Bild
zur Form des Mopskopfes umgeänd
obere Profillinie ist fast rechtwinklig ein
die Spitzen der Nasenbeine stehen na
die hintere Fläche des Hinterhaupts ric
wie die Kehldorne schräg nach hinte
proc. frontalis des Jochbeins steht hi
proc. zygomaticus des Stirnbeins und
tere Rand des letzten Backenzahns h
Mitte der Augenhöhle. Die Kinnsymph
steil und sogar der Eckzahn des Un
hinter dem des Oberkiefers. Die
zähne berühren einander nich
und die Condylen des Hinterhaupts zei
mehr zwei convexe Gelenkflächen, so
obere Gelenkfläche ist vertieft, zu
lenkgrube geworden. Die Basis der
höhle neigt sich nach vorn, nicht m
hinten, aber trotz aller Veränderungen
und der umgebenden Knochen, ist die
Höhle und ihre Grösse dieselbe geblieb

Damit stehen wir nahe der Grenze
lichen Veränderungen, die Schneidezä
nen nicht mehr ergreifen, die Eckzäh
mehr hauen, der ganze Kopf sich f
mehr bewegen: nur durch die Cultur
che Form noch am Leben erhalten wer

Aber alle diese extremen Formen
der Race unabhängig und allein Folge
tur, sie sind daher auch nicht constant
wie die Formen des Europäischen und
Schweins, sondern dem Willen des
unterworfen und erben sich nicht for
auch die Anlage, sie durch Cultur anz
bei dem Indischen Schweine und sein
zungen stärker ist, als bei dem Europä

nmen dadurch in natürlicher Folge euzungen des Indischen und chen Hausschweins, welche am die Einwirkungen der Cultur zeigen deshalb jetzt so allgemein geworden alle Schweineracen, wenn sie nicht u unsern wildschweinartigen oder zum ehören, als Kreuzungen dieser beiden sehen sind.

rdentlich leicht prägen sich den Schä- Kreuzungen die Eigenthümlichkeiten n Schweins, die kurzen Thränenbeine Prämolaren erweiterten Gaumen auf n nach einmaliger Kreuzung durch ationen, wenn auch sich später nur Schweine an der Fortpflanzung be- An fernen Generationen ist an diesen noch jeder »Tropfen Bluts« Indi- eine zu erkennen, wenigstens ist $^1/_{32}$ $^1/_{64}$ Indischen Blutes, also bis zur neration, daran deutlich nachweisbar. cht allein in dem s. g. englischen wein haben wir eine Kreuzung des n mit dem Indischen Schwein vor n Nathusius weist mit Wahrschein- h andere solche Kreuzungsracen nach, ngem in Europa gezogen wurden. ies das s. g. romanische Schwein, allen europäischen Mittelmeerländern und das unser Verf. schon in einer gefundenen antiken Statuette wieder- as ebenso ausgebildet sich auch in n findet. Nathusius erkennt die eses romanischen Schweins mit dem chen Halbblut nun im Speciellen am d hält danach einen ähnlichen Ur- einer Kreuzung für wahrscheinlich.

Als eine eben solche Kreuzung ist fer
das s. g. krause Schwein, das
aus Ungarn kommt, anzusehen, und
schon angeführt, dass Nathusius
Torfschwein der Pfahlbauten zur
als solche Kreuzungsform deuten möch

Wir haben so im flüchtigsten Laufe
der wichtigen Thatsachen vorgeführt,
Nathusius unsere Wissenschaft berei
müssen nun noch einige Punkte berühre
nen sie maassgebend auf unser Urtheil
meinern Fragen einwirken.

Beim Schwein sahen wir zunächst
schiedene Formen, Sus europaeus und
cus Pallas, »deren Gegensätze nicht
Wege der Beobachtung ausgeglichen
in einander übergeführt werden können«
halb also für zwei besondere Species
wären — wenn sie nicht fruchtbare Kr
lieferten und deshalb also durch die
mung verbunden sind oder sein könn
ordnen sich also S. europaeus und in
Varietäten der Species Sus scrofa Lin
Klar tritt dadurch die Unzulänglichkeit
male hervor, durch die der Zoolog sein
unterscheidet. Wer ist aber auch me
zeugt, als der Systematiker selbst, dass
ner Species mit Unrecht diesen Name
und sind deshalb die Bahnen der Ges
niger gesetzmässig, weil Mancher sich
Berechnung irrt? »Dass wir den Be
Art selten erproben, sagt K. E. von
seiner Abhandlung über Papuas und
ist ein schlimmer Umstand, giebt uns a
das Recht zu glauben, wir hätten eine
bloss weil wir das Wort Art häufig a
und fügt dann hinzu, wobei ihm jed

»auch bin ich der festen Ueberzeu-
unsere zoologischen Systeme viel zu
ıufstellen, eben weil wir kein äus-
kmal besitzen und die Versuche über
Fortpflanzung für die Ungeduld die
se zu vervollständigen, nicht anwend-
Schon in einer vor dreissig Jahren
Rede sagt derselbe grosse Naturfor-
ı er erläutert, dass viele unserer Ar-
en Stamm zurückzuführen sein und
ne Art bilden mögen; »aber ich kann
scheinlichkeit finden, die dafür sprä-
alle Thiere sich durch Umbildung
r entwickelt hätten.« Kein wahr-
er Zoolog wird den fördernden Ein-
n, den Darwin's berühmte Lehre,
usius »ein kräftiges und nützliches
iberall ausübt, ohne dabei nöthig zu
Begriff der Species aufzugeben, wie
vin die letzte Consequenz seiner
ehen selbst verschmäht.

aber Nathusius' Untersuchungen,
usammengezogen werden müssen, so
e auch anderseits, dass auch für
iterte, wahre Art Grenzen existiren
ie durch die Cultur nicht veranlasst
n, dieselben zu überschreiten. Oder
nicht die Unfähigkeit, die Schneide-
enutzen oder den Kopf zu bewegen,
ns einem unmöglichen Zustand nä-
sehen wir irgend in den Culturracen
enere Zustände der Körperbildung
erade ein Stehenbleiben bei Jugend-
Hemmungsbildung? Bei dem Schwein
Verhältniss noch nicht einmal so
venn wir die Hunderacen hätten mit
ıchtung ziehen dürfen, wo wir man-

che kleine Culturformen haben, bei der
die Fontanellen zeitlebens offen bleiben
Nachdem wir durch Nathusius d
schiede des Europäischen und Indischen
kennen gelernt haben, kann man mit B
bach nicht mehr den Menschen in B
die Verschiedenheit seiner Racen dem
vorsetzen, indem nicht annähernd solch
schiede bei ihnen gefunden werden: un
heit des Menschengeschlechts tritt uns
um so klarer entgegen.

Auch für die in dem Dunkel der Z
gende Zähmung der Hausthiere bietet
genauere Kenntniss des Schweins man
klärung. Wir sehen, wie das wilde
das unsere Wälder bewohnt, der Sta
zahmen Schweins ist, sehen an vielen O
zur Zeit noch das zahme und wilde Sch
verbunden, wie es z. B. van der
nach Eichwald erzählt, dass in Lith
wilde Schwein oft zur Paarung auf di
höfe kommt und möchten daraus schlies
auch für die Mehrzahl unserer Hausth
selbe Art der allmähligen durch Jah
fortgesetzten Zähmung stattgefunden ha
einigen die wilde Form ganz verschwun
zahme allein übrig geblieben ist. In
Steinzeit hatten wir wahrscheinlich nur
als Hausthier, während das Rind, Schwe
und Katze nur wild lebten, nur das
und die Katze sehen wir zur Zeit no
die übrigen Hausthiere sind in der Cu
gegangen. Der Mensch hat augensche
seinen Wohnorten die Mehrzahl seine
thiere wild vorgefunden und sich allmäh
bemächtigt. Man muss die Frage n
Ursprung der Hausthiere nicht verwech

derjenigen nach dem Ursprung und der Bildungsstätte dieser Thiere in ihrer wilden Form, über die sich nur ganz im Allgemeinen die Thiergeographie eine Hypothese gestattet.

So finden wir in Nathusius' Werke eine Reihe der gründlichsten und tief anregenden Untersuchungen und weithin wirkend wird hoffentlich der verehrte Verfasser auch darin einen Antrieb sehen, uns recht bald mit einer Fortsetzung seiner Vorstudien zu beschenken.

Keferstein.

Geschichte des Jahres 1815. Von Dr. Heinrich Beitzke, Major a. D. Erster Band. Berlin 1864, Verlag von E. Kobligk. X u. 412 S. in Octav.

Bei historischen Schriften ist es gar keine seltene Erscheinung, dass einzelne in weiteren Kreisen ungetheilte Anerkennung und wohlverdienten Beifall finden, während von rein wissenschaftlichem Standpunkte beides entweder ganz versagt oder doch nur in geringem Masse gespendet werden kann. So ist es auch mit der Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814 von dem Verfasser des oben genannten Buches der Fall. Dieselbe ist fliessend und mit patriotischer Wärme geschrieben. Auch wurde ein grosses Material zu einem abgerundeten Ganzen geschickt und anziehend verarbeitet. Das Werk ist daher auch, trotz der drei starken Bände, die es umfasst, sehr viel gelesen worden, so dass drei Auflagen,

die rasch auf einander folgten, von de
Verdienste, die herrlichste Periode der
unseres Vaterlandes in wahrhaft volks
Weise dargestellt zu haben, Zeugnis
Sehr wohl ist es aus diesem Grunde
ren, dass einer solchen Thatsache gege
wissenschaftlichen Ausstellungen etwa
gehalten wurden. Die geringern M
Werkes, z. B. die ungenügende Darst
diplomatischen Verhandlungen, sind
unberührt geblieben, und selbst ein
tenderer Uebelstand ist selten gerüg
Wer nämlich mit der Geschichte jen
kannt ist, braucht nur einen Blick i
Geschichte der Freiheitskriege zu thu
gleich zu bemerken, dass die Kritik
schwach, dass vor allem der napoleoni
denzschriftstellerei eine Glaubwürdigk
messen ist, die sie wahrlich nicht ve
heutigen Tages selbst in Frankreich
findet. Auch sonst ist französischen
mannigfach vor deutschen ein schlech
ter Vorzug gegeben.

Ich durfte diese Bemerkungen w
senden, um auch dadurch das hart
welches ich über das neue Buch v
fällen muss, zu begründen.

Gern gestehe ich zu, dass auch d
send geschrieben ist. Doch kann
schon nichts von patriotischer Wärm
Dass der würdige Veteran nicht na
in Vaterlandsliebe, ist freilich selb
lich; allein die Quellen, aus denen er
Werk geschöpft, haben es mit sich
dass er, für diesen ersten Band wenigs
auf Seite Napoleons als auf deutscher

natürlich auch für die ganze Form von grosser Bedeutung sein musste.

Welche Bücher er zu Rathe gezogen, und wie er dazu gekommen, dieses Buch zu schreiben, erzählt der Verf. im Vorworte. Er sei, heisst es, in Recensionen, von Verlegern und Freunden aufgefordert, auch die Geschichte des Feldzuges von 1815 zu bearbeiten. Nach einigem Zögern habe er endlich eingewilligt, sich nun aber auch entschlossen, »das grosse Drama von 1815 in seiner Totalität aufzufassen.« Er musste sich dann zu diesem Zwecke: »ausser den deutschen Quellen, auch die französischen Geschichtswerke zu verschaffen suchen, welche über 1815 handeln.« Letztere werden aufgezählt: 1. Die Memoiren von Fleury de Chaboulon; 2. Capefique, Les cent jours; 3. Vaulabelle, Histoire de la restauration; 4. Die betreffenden Bände von Thiers, Histoire du consulat et de l'empire. »Diese vier französischen Geschichtswerke hielt ich für meinen Zweck für ausreichend, um mich mit dem politischen Stoff zu durchdringen.« Soweit das Vorwort über die französischen Quellen. Der Vollständigkeit wegen füge ich hinzu, dass ausserdem noch zweimal die Memoiren von Savary, einmal die von Marmont, beide in deutscher Uebersetzung, und einmal auch die Histoire des deux chambres de Buonaparte (Paris 1815) citiert werden.

Ein solches Material für die Beurtheilung der Dinge auf französischer Seite wird heute wohl Niemand reich, ein Jeder nur beschränkt nennen können. Wie steht es nun aber mit den deutschen Quellen?

Der Verf. äussert sich darüber im Vorworte: »Von deutscher Seite ist zwar das Militairische hinlänglich aufgeklärt, aber es ist mir keine po-

litische Geschichte von 1815 bekann
da Alles sehr zerstreut und das Materi
mühsam herbeizuschaffen.« Nach die
Bemerkung, und der Armseligkeit der
ten französischen Berichte, ist man
der Erwartung berechtigt, dass für di
nisse auf deutscher Seite mancherlei
mindestens aber die keineswegs gross
einigermassen ausreichend benutzt sei
dessen hat der Verf. eigentlich nur au
sischen Zeitung und Venturinis Chron
Jahrhunderts geschöpft. Ausserdem
gende Schriften einmal: Steins Geogr
1812, Beitzkes Leben Sohrs, Gregorov
ren aus Italien, Pertz, Leben Steins (
zweiten Auflage, Berlin 1851, Rein
zweimal sind noch angeführt Gagern,
nem Leben und Perthes, Leben Pert
lich wurden für die Aufstellung de
in Belgien, mit der dieser Band schli
Charras, in deutscher Uebersetzung,
mann-Damitz, jedoch der erstere in
eigenthümlichen Weise benutzt. Nirg
sich eine Spur, dass der Verf., auss
nannten, noch andere Quellen einge
und ebenso gewiss kann behauptet we
den ein- oder zweimal angeführten Sch
die Nachrichten, für deren Beglaubig
tiert, wirklich entnommen sind. Er
nun noch, dass mehrere der genannt
Stein, Gregorovius, Pertz, Beitzke u.
Sache selbst gar keinen Beitrag liefe
mehr einer nebensächlichen Schilderu
kung oder Gedankens wegen allegier
darf dreist gesagt werden, dass das g
— ich rede natürlich immer nur v
Bande — eigentlich nur aus der Voss

ünf Werken zusammengeschrieben,
ndern Worten, dass der Verf. es fer-
, genau aus sechs Büchern über die
ein neues, siebentes zu verfertigen.
n der Sache aber noch mehr auf
so liegt sie nicht einmal so günstig,
jebt sich dann sehr bald, dass —
on den Nachrichten über die Stim-
utschland, die Rückkehr der Trup-
wofür die Vossische Zeitung Quelle
Auffassung des Zusammenhangs und
nzelheiten der Ereignisse, lediglich
enutzt ist, indem die andern Schrif-
sidiarisch angezogen wurden. Nun
eine ganz bekannte Sache, dass ge-
elle die letzte Zeit Napoleons nach
enziösen Parteischriften dargestellt
erhaupt, wie nur Einer, erfüllt war
er Befangenheit und nationaler Ein-
ie Folge ist, dass Beitzke, wie bemerkt,
len, seiner ganzen Anschauung nach,
Napoleons steht. Es macht sich das
arakteristisch darin bemerklich, dass
oben genannten französischen Wer-
sie stellten die allgemeine Geschichte
1815 dar, obwohl sie doch augen-
r die Geschichte Frankreichs in die-
rzählen. Daher findet sich denn,
n französischen Büchern, auch bei
Geschichte der andern europäischen
r allem Italiens und Deutschlands,
berflächlich berührt, obgleich doch
solche Specialgeschichten, wie jene
ich, in wahrlich nicht minderer An-
aber, wie Häussers Deutsche Ge-
viel besserer Ausführung vorliegen.
er den Umstand betrifft, dass dem

Verf. keine politische Geschichte von
deutscher Seite bekannt war, so ist
so auffallender, weil gerade die beste
zige genügende Geschichte jenes Jahr
nem Deutschen geschrieben ist. Der Ve
aber allerdings Bernhardi, Geschichte
und der europäischen Politik, die zug
sehr wichtige Quellen enthält, nicht g
haben.

Die Abhängigkeit von Vaulabelle äu
in dem Buche vornehmlich auch darin,
von neuem alle die alten Fabeln a
werden, von Verrath einzelner hochgeste
zosen und den dadurch in ihrer Ent
gestörten grossartigen Plänen Napoleon
unermesslichen Kräften, welche aber na
Untersuchungen nirgends vorhanden, a
werden sollten. In Frankreich selbst
dieses nicht mehr, und das war Be
Theil bekannt; allein er folgt seiner C
zu gewissenhaft, um sich irre machen
Den bessern kritischen Arbeiten trau
denziöse Verdrehung zu und stellt ihre
daher niedriger als die derjenigen Schr
denen solches heute offenkundig ist, u
aus diesem Grunde von jenen bekämpf
So kündigt er z. B. jetzt schon an, da
den Feldzug von 1815 das ausgezeichn
des nur zu früh verstorbenen Charra
zur Seite liegen lassen will. Es sei ih
es S. 409, »mit viel zu grosser Absic
geschrieben, um besonders ins Gewicht
können.« Freilich kann kein Mensch
dass der französische Oberst durch sei
sition gegen das neue Kaiserthum daz
men ist, sein berühmtes Buch in die
zu schreiben, allein er schöpfte doch

besten Quellen, aus den Archiven des Kriegsministeriums, die bisher nie für eine wissenschaftliche Arbeit über diesen Feldzug benutzt; auch haben seine kritischen Untersuchungen bei Schriftstellern aller Nationen, und der verschiedensten Parteien Zustimmung gefunden, wodurch doch zur Genüge erwiesen, dass er nach Wahrheit geforscht hat. Lange vor Charras ist doch schon unser Clausewitz, später auch der Franzose Quinet zu ganz ähnlichen Resultaten gekommen.

Bei der Leichtigkeit, mit der Beitzke die Schriftsteller zu beseitigen weiss, deren Darstellung und Auffassung anders ist als bei Vaulabelle, kann es kaum beklagt werden, dass er sich diese andern, wie es scheint, nicht angesehen. Sonst hätte er allerdings durch die ausgezeichnete Histoire de la restauration von Viel-Castel nothwendig zu einigen Zweifeln über die Richtigkeit der Schilderung seiner Quellen kommen müssen. Auch wäre es ihm dann vielleicht nicht entgangen, dass wir doch über manche Einzelheit heute bei weitem besser unterrichtet sind, als zu der Zeit, da Vaulabelle erschien. Möglicherweise wäre ihm durch eine solche Ausdehnung seiner Studien, trotzdem dass Viel-Castel leider keine Noten giebt, sogar bekannt geworden, dass uns heute die Depeschen Wellingtons, aus denen er eine Stelle nach einer Notiz bei Gagern wiedergiebt, ferner die Gesandtschaftsberichte Talleyrands, Castlereaghs, Golz' u. v. a. diplomatische Aktenstücke in saubern Abdrücken oder sorgfältigen Auszügen zur Verfügung stehen. Auch eine Unzahl von kleinen Flüchtigkeitsfehlern, die sich bei Vaulabelle und noch mehr bei dem Vielschreiber Capefique finden, von denen aber auch nur einige aufzuzählen,

sich nicht einmal lohnt, hätte Beitzke
mieden, wenn er nur ein oder das and
Werk, sei es Bernhardi oder Viel-
Rathe gezogen. Für die deutschen
heiten hätte natürlich — da der V
Quellenstudien gemacht — vor allen
benutzt werden müssen. Dass solches
schehen, ergiebt sich aus der obigen Z
stellung. Aber kaum wird es glaublic
nen, dass selbst für den Wiener Co
seichten Bemerkungen von Vaulabelle
mussten, obwohl doch dem Verf. Per
Steins zur Hand war. Dieses Werk
citiert, um an dem Beispiel des grös
rer neueren Staatsmänner zu zeigen
»Dynastengeschlechter und alle Edelle
pas« über die Niederwerfung Napo
darüber dachten, dass »der bewaffn
Stand nun durch die vereinigte Kraf
ropa niedergeschlagen.« Als Beleg hie
nämlich die heftige Stelle in einem
gewaltigen Stein dienen, in dem er sein
lin den Sturz der Napoleoniden anzei
braucht hier für letztere den Ausdruck
gesindel«, was Beitzke, mit einer kühne
auf »den ganzen französischen dritt
bezieht. So ist denn Stein richtig
dalen Junker gestempelt. Zu eine
Auffassung ist ein Mann mit aufrich
triotischer Gesinnung durch sein einse
dium einseitiger französischer Geschi
gekommen! Wahrlich man muss hoffe
nicht noch andere gute ehrliche Deu
steckt und zu einer Verkennung der V
der Bestrebungen und Anschauungen
grossen Männer, zu einer Verkennung
sächlichen Zustände verleitet, die

denkwürdigen Feldzug von 1815 mit Nothwendigkeit erheischten. Denkende Leser werden es freilich dem Verf. sicher nicht glauben, wenn er, — nach seinem Vorbilde, — den Krieg gegen Napoleon, lediglich als einen Cabinetskrieg darstellt, der geführt sei, um in Frankreich das Princip der Legitimität wieder zur Geltung zu bringen, der aber mit der Erhaltung der Ruhe Europas gar nichts zu schaffen gehabt.

Diese Auffassung des Verf. ist mir deshalb besonders merkwürdig, weil sein eignes Leben damit in einem gewissen Widerspruch steht. Auch er war ja unter den Jünglingen, die begeistert, freiwillig zu den Fahnen eilten, als die neue Herrschaft des gefürchteten Mannes in Frankreich abermals die Ruhe von ganz Europa bedrohte. Er wird uns in dem folgenden Bande die eignen Erlebnisse in dem kurzen, glorreichen Feldzuge des Jahres 1815 erzählen können.

Mit Recht darf allein schon dieser Umstand zu der Hoffnung berechtigen, dass die Fortsetzung des hier besprochenen Werkes, den Anforderungen, die wir heute an ein geschichtliches Werk stellen müssen, mehr entsprechen wird, als dieser erste Band. Dazu kommt aber auch noch, dass für den Krieg selbst die Benutzung der französischen Werke schon deshalb etwas in den Hintergrund treten muss, weil wir so sehr tüchtige, und dem Verf. bekannte Arbeiten von deutschen Officieren darüber besitzen. Auch hat er vielleicht, wie früher in der Geschichte der Freiheitskriege, für jene belebtere Zeit allerlei kleine Nachrichten, die dem grossen Gemälde mehr Reiz geben, aus vielen Büchern gesammelt. Die Zeitungen, in deren umfassender Benutzung — die häufig von andern versäumt, häufig sehr erschwert ist, — ich jetzt das Haupt-

verdienst des Werkes erkenne, werde
folgenden Band noch mehr Ausbeute
was der Schilderung gleichfalls zu sta
men muss.

Zum Schluss noch eine Bemerkung.
erklärt im Vorworte sehr bestimmt,
französischen Werke wären für sein
hinreichend gewesen. Gewiss ist es ei
pflicht des Recensenten, nach der Abs
dem Zwecke eines Schriftstellers zu f
danach sein Urtheil zu bemessen.
bezweckte Beitzke mit seinem Buche
50 Jahren von deutscher Seite eine
des hochmerkwürdigen Jahres 1815«
zu lassen. »Ich lege, heisst es weiter
worte, hier beim Herannahen des
gleichsam nur die Akten zur Erinne
Prüfung vor.« Wäre es nicht schon
Umfang des Werkes, auch durch dessen
lung und Form ausgesprochen, so wü
diesen Worten gesagt sein, dass die A
spruch macht, den Verlauf der Dinge g
quellengemäss wiederzugeben. Daher
Kritik auch keinen Anstoss daran neh
der Verf. gelegentlich darauf hinweist
»kein Historiker von Fach.« In eine
chung an diesem Orte handelt es sich
nur darum, ob Beitzkes Leistung, so we
liegt, dem jetzigen Stande der Forschung
das aber ist nicht der Fall. R. U

Anaxagoras und die Israeliten. E
rische Untersuchung von August G
Director des Gymnasiums zu Krotoschi
zig, J. C. Hinrichs, 1864. XXII u. 17

Der Verf. bemerkt in seinem Vorworte er habe schon in früheren Schriften zu beweisen gesucht die Lehre der Pythagoreer gehe auf die älteste Sinesische Weisheit, die der Eleaten auf das Vêdânta, die des Empedokles auf die Aegyptische und die des Hérakleitos auf die Zarathustrische Schule und Religion zurück, woran sich denn Anaxagoras als eine Art von Schüler des ATs um so enger anschliessen würde. Solche Vergleichungen verfolgte er schon sehr lange mit vielem Eifer, und wir erinnern uns im J. 1849 von ihm eine hier merkwürdiger Weise gar nicht erwähnte Abhandlung über Anaxagoras im gleichen Sinne gelesen zu haben; über diese wurde damals im zweiten Jahrbuche für Biblische Wissenschaft ein Urtheil gefällt welches wir bei diesem weit grösser angelegten und ausgeführten Werke im Wesentlichen nur wiederholen können.

Kommt es nämlich bei einer solchen Vergleichung vor allem auf eine vollständige und alles erschöpfende Kenntniss der beiden Seiten an, so wird man mit der Art wie der Verf. hier die Bruchstücke aus Anaxagoras' Leben und Schriften zusammenstellt wohl zufrieden sein können: von dem ATe aber zeigt er auch noch in dieser jüngeren Schrift eine geringe Kenntniss. Es ist endlich hohe Zeit, dass die weit zu dürftigen und zu niedrigen Vorstellungen über das AT. das Feld räumen welche vor dreissig bis vierzig Jahren in Deutschland zur Herrschaft gekommen waren. Nehmen wir hier statt vieler und noch wichtigerer nur ein kleines Beispiel. Dem Verf. liegt viel daran zu beweisen dass die Vernunft welche bei Anaxagoras das höchste ist auch im A. T. diese alles beherrschende Bedeutung habe. Er führt dafür S. 58 ff. eine Menge

Stellen an, und meint unter anderm
sei »der Geist Jahve's« geradezu ei
dem »Geiste der Weisheit und Vernu
lein nach dem sichern Sinne der Wor
2 ist der Geist der Weisheit und Ver
Verf. setzt für letztere nicht gut »
bei weitem nicht der ganze Geist Jah
weniger einerlei mit ihm; er ist nur
zelne Aeusserung von ihm neben ander
wichtigen und nothwendigen. Aber
lässt sich in keiner Weise erhärten
Vernunft in der Religion des alten Vo
eine solche höchste Bedeutung getra
so hoch sie übrigens am rechten O
mit Recht erhoben wird.

Damit sind wir unvermerkt schon
den Gegenstand der Schrift selbst
und man kann dem Verf. im Allgeme
ben dass unter allen Griechischen P
keiner dem Geiste des A. Ts so nahe
Anaxagoras. Allein man muss sich
diese Aehnlichkeit zu übertreiben. E
eben schon bemerkt dass die Vern
(wenn man den Griechischen Noos
wiedergeben will) der vernünftige Ge
Kraft und Trieb im A. T. zwar sehr
aber bei weitem nicht die einzige höc
kraft ist wie bei Anaxagoras. Verfolg
näher was alles in diesem Unterschied
wird man nicht einmal mit dem V
können Anaxagoras habe das was im
rael Religion war nur als Philosophie
und festgehalten. Er hätte in eine
Falle doch nur etwas Einzelnes und
von dem ganzen wahren Gotte Israel
geeignet, hätte diesen selbst doch w
gar nicht gekannt, und wäre so von

n ziemlich schwacher und unklarer
ATs geworden. Wie ganz anders
ch aber alles als die Bibel wirklich
Griechischen Philosophen bekannter

naxagoras mitten in der schon zu
so dichten Reihe der Griechischen
erscheint, war sein Noos gewiss et-
nderes und viel besseres als alles
Vorgänger ausgegangen waren: al-
theilte doch nur noch mit diesen
rundfehler irgend eine einzelne Kraft
ste aufzusuchen sie als die alles al-
gleich mit einer andern einzelnen
festzuhalten und von ihr einseitig
ten was etwa über das blosse Chaos
Allein das AT. steht von Anfang
n solchen Einseitigkeiten und grund-
lungen: sogar die uralte Vorstellung
ist schon im B. Ijob überwunden,
Verf. zwar läugnen will aber ohne
neben mag man jedoch immerhin die
rfen woher Anaxagoras auf seinen
ja man muss diese Frage stellen
lles näher untersuchen will. Und
n gewiss das nächste dass man ge-
uchte was die Griechen schon vor
os meinten und ob Anaxagoras viel-
a wie schrittweise zu seiner Vorstel-
en konnte: eine Frage auf welche
ich gar nicht einlässt. Reicht diese
cht hin, so könnte man vermuthen
schöpferisch auf seine Annahme ge-
n Gegensatze zu den höchsten Ur-
ner Vorgänger deren Eitelkeit er er-
es scheint jedoch dass man zu we-
em Leben weiss um diese Ableitung

näher beweisen zu können. Möglich allerdings drittens noch dass der aus Athen gekommene Zeitgenosse Perikle sprengten Israeliten in nähere Berüh oder aus der Ferne von dem seltsame dieses Volkes hörte: so wie die Gliede kes Israel schon damals namentlich Kleinasien und den Griechischen Lä versprengt waren, lässt sich eine solch keit nicht von vorne an läugnen. A dann würde es doch nur ein zerstreu ner Gedanke aus dem A. T. sein w Klazomenier aufgegriffen und in sei Weise weiter verfolgt hätte. Etwas res und sogleich an Wort und Begri bares was er aus dem A. T. entle lässt sich bis jetzt nicht nachweisen, es übrigens ist dass dieser Weise un eignen Griechischen Landsleuten wie der dastand.

Ueber die Veränderungen der wi Muskeln im Typhus abdominalis. V Zenker, Prof. der patholog. Ana Staatsarzneikunde in Erlangen. Mit fü Leipzig 1864. Verlag von F. C. W.

Das Material lieferten mehr als hu tionen von Typhuskranken während de 1859—1862 in Dresden herrschenden Es ergab sich, dass sich im Typhus lis eine in den verschiedensten Musk nachweisbare Degeneration der quer

ɔ findet, welche in Betreff der Con-
Vorkommens, wenn auch in sehr ver-
Grade der Extensität und Intensität,
hinter den characteristischen Verän-
ɛr Darmschleimhaut zurücksteht.
generation zeigt sich microscopisch
s körnige oder als wachsartige. Die
eht in Einlagerung kleiner Eiweiss-
rnchen in die contractile Substanz.
fand Verf. bis auf 0,07 — 0,11 Mm.
Da es zu jener Zeit noch unbekannt
ide Muskelfaser nur in der Mitte ih-
eine beträchtlichere Dicke hat, an
en aber ganz fein und spitz zuläuft,
ern Worten die quergestreiften Mus-
wie Refer. gezeigt hat, auch in den
skeln die Länge von wenigen Centi-
t überschreiten, vielmehr etwa zoll-
llgemeinen spindelförmige Ele-
ellen, so können sich die Angaben
ur auf die dicksten Stellen der Mus-
eziehen. Uebrigens ist dieselbe sog.
n so zu sagen constant bei den Ho-
, an welcher Krankheit sie auch ge-
mögen (Ref.). Die wachsartige De-
besteht in der Umwandlung der con-
bstanz in eine durchaus homogene,
ark wachsartig glänzende Masse mit
schwinden der Querstreifung und der
Sarcolems. Auch diese Muskelfasern
xt. Die Muskelfasern werden sehr
gehen schliesslich durch Resorption
Bekanntlich haben Förster und
die früheren vorläufigen Mittheilun-
f.s über diese Degeneration nicht zu
ermocht.
3 Fällen wurde 39mal in den stark

degenerirten Muskelpartien eine regene
Zellenneubildung im Perimpsium beob
fanden sich nämlich spindelförmige Z
entweder neu gebildet oder aus den s
gewebskörperchen, »die zu neuem
wachten«, hervorgegangen waren. V
anfänglichen Stadium ab wurden alle U
zu längeren und grösseren Zellen, sow
tigen Platten constatirt. Die letzter
deutliche Querstreifung und viele Kern
sie anfangs auch den plaques à plusieu
ähnlich sahen. Die Regeneration sche
zweiten Woche des Typhus zu beginne
streckt sich jedenfalls über die sechs
Bei macroscopischer Betrachtung zeige
Muskeln anfangs erbleicht, grauröthli
äusserst fein fleckig, schliesslich weis
Fischfleisch. Die Substanz ist trocken
zerreisslich. Analoge Veränderungen
kitansky in einem Falle von Typhus
ration der Aorta abdominalis, Vi
spontanen Muskelrupturen beschrieben
Bedeutung für den Typhus-Process zu

Was die Verbreitung der Degene
trifft, so finden sich meistens in viele
die niederen Grade der wachsartigen
tion an einzelnen Fasern, in andere
die höchsten oder mittleren Grade.
ren gehören die Adductoren des Obe
die beiderseitig ergriffen werden, fern
rectus abdominis. Im Herzmuskel w
Fasern gewöhnlich normal gefunden u
mal eine hochgradige, körnige Infiltr
dessen konnte diese schon vor dem T
standen haben.

In den Sectionen von der zweiten
ten Woche wurde in 66 % die De

)a schon in der zweiten Woche die
ıde beobachtet wurden und der Ver-
skeldegeneration doch kein ausneh-
ır zu sein scheint, so ist die An-
ttet, dass ihr Beginn mit dem der
selbst zusammenfalle. Von der vier-
tten Woche ab dürfte die Resorption
ıen Muskelfasern rasch vor sich ge-
ıd zugleich die übrigen atrophisch
aus sich die bekannte Muskelschwä-
huskranken erklärt. Dass gleichzei-
ıeration neuer Muskelfasern beginnt,
oben bemerkt.

chliesst sich ein Excurs über Neu-
rgestreifter Muskelfasern im Allge-
ist jetzt a priori wenigstens für
r wahrscheinlich, dass derartige Neu-
el häufiger vorkommen, als man es
lange die wahre Structur der Mus-
enau bekannt war. Da alle Muskel-
elförmigen Zellen ähnlich sind und
olchen entstehen, so ist eine Neu-
eher denkbar als damals, wo man
lie von einem Ansatzpunkte, z. B.
s, zum anderen reichenden Fasern,
ngen- und Breiten-Verhältnisse an-
ähr wie Telegraphendräthe von meh-
ert Fuss Länge vorstellen musste.
en Weismann und Kölliker nachge-
s die Faser-Neubildung durch Ab-
im Frosch zu den physiologischen
gehört. Verf. kommt dagegen zu
e, dass es durch seine Beobachtun-
ı sei, dass das quergestreifte Mus-
ie Fähigkeit in sich trägt, den de-
Verlust von Muskelfasern durch eine
Regeneration zu ersetzen. Diese

Neubildung geht von dem interfascicu
degewebe, nicht etwa von den erhal
benen Muskelfasern selbst aus. Ve
dass bei der Muskelhypertrophie nebe
dickung der präexistirenden Muskelfa
eine Vermehrung der Zahl durch
sehr wahrscheinlich sei. Ref. hält e
für sicher, dass die bisherigen Me
dieser Hinsicht ganz und gar wert
weil niemals bestimmt werden konnte
cher Stelle die betreffenden, spind
Muskelfasern gerade gemessen word
Es hätte an ihrer Länge nach isolir
gemessen werden sollen. Andererseit
Niemand in hypertrophischen Muskel
lungszustände neuer Fasern beobacht
die Frage in jeder Beziehung eine
nannt werden muss.

Für das Myom schlägt Verfasser
Namen Leiomyoma, für das Myosa
neuen Namen Rhabdomyoma vor, we
Aussicht auf allgemeinere Verbreitu
dürften.

Die Degeneration kann sich mit
morrhagieen und -Rupturen, sowie m
eiterungen compliciren, wofür mehrere
obachtungen beigebracht werden. Es
auf diese Art gefährliche, ja tödtliche
im Verlaufe des Typhus. Was die
Muskelrupturen anlangt, deren Erkl
Mühe (S. 114—116) zu verursachen s
erklären sie sich von selbst, seit m
dass die quergestreiften Muskelfasern
lang und spindelförmig sind. Dabei r
das Muskel-, sondern das interstitiell
webe zuerst.

anderen Krankheiten wurde die
neration vom Verf. beobachtet. So
Miliartuberculose, bei Trichiniasis
chfieber, bei verschiedenen chroni-
kheiten. Ferner von Bowman bei

nnte hieraus den Schluss ableiten
die Degeneration eine Folge einmal
tenden allgemeinen Ernährungsstö-
weitens von erschöpfenden Anstren-
Muskeln selbst sei und mit dem
solchem gar nichts zu schaffen
. aber kommt zu dem gerade entge-
n Satze: die Muskeldegeneration
ein integrirender Bestandtheil, als
liche Theilerscheinung des ganzen
rocesses angesehen werden. Eine
ründung für diesen Schluss ist nicht
ass die Degeneration besonders häu-
mfassend beim Typhus vorkommt,
aus der Intensität der vorhandenen
törungen wohl genügend erklären.
t unthunlich auf die weiteren, hier
n Hypothesen einzugehen, namentlich
age, ob die Degeneration vielleicht
rscheinung des Fiebers als solchen

s Wesen der Muskeldegeneration in
ndlichen Veränderung gesucht wer-
wird bestimmt bestritten. Für die
edeutung derselben werden die Ab-
eit im Anfang, die Muskelschwäche
nvalescenz, die Lähmungen und die
tionen des Hüftgelenks angeführt.
ste Ursache der letzteren sei eine
n der das Hüftgelenk umgebenden
zunehmen. Bei dieser Aufstellung

scheint Verf. die Festigkeit der Liga
gering taxirt zu haben.

Am Schluss folgen noch Nachträge
Casuistik von neun Fällen. Die T
hübsch ausgestattet; interessant war n
für den Ref. Taf. V. Fig. 5 (unten), w
unverkennbarer Deutlichkeit die Profila
ner motorischen Endplatte
wurde. Verfasser hält die Kerne des
mals unbekannten nervösen Organs f
bildete.

Bei der Sorgfalt und Ausführlich
der das für Praktiker sehr interessa
ausgearbeitet ist, wird ein Umstand
die Todtenstarre ist darin mit keine
erwähnt. Bekanntlich sehen todtenst
len der Muskelfasern frappant so aus,
die wachsartige Degeneration abbildet
schreibt. Verf. selbst aber weiss die
wie noch dazu aus Seite 13 hervorgeh
hiernach beobachtete er ganz genau
optischen Eigenschaften an gezerrten F
scher Thiermuskeln, und hielt die Er
für eine auf den mechanischen Reiz
Contraction, während es sich doch, w
um schon todtenstarre Stellen handelte
scheinlich bewirkt die frische Trichine
derung, welche ebenfalls wachsartige
tion hervorbringen soll, zunächst To
der betroffenen Muskelfasern, der da
kannten weiteren Veränderungen n
Unter diesen Umständen würde es w
werth sein, wenn von anderer Seite
hältniss der Todtenstarre zu der »wa
Degeneration« einer neuen Untersuchu
worfen würde. Ref. hat dazu keine Ge
weil im Göttinger akademischen Hos

Typhusfälle selten sind, und wenn sie vorkommen, die Kranken nicht daran zu sterben pflegen.

W. Krause.

Chronique de Mathieu d'Escouchy. Nouvelle édition revue sur les manuscrits par G. Du Fresne de Beaucourt. Th. I. XLII u. 462. Th. II. 578 S. in Octav. Paris, Jules Renouard et Cie. 1863.

Die zwei Ausgaben, in welchen die obengenannte Chronik bisher vorlag, die eine von Godefroy (Recueil des historiens de Charles VII), die andere von Buchon (Collection de chroniques nationales) veröffentlicht, mussten, weil sie der Vollständigkeit und einer Prüfung und Collation der Handschriften ermangeln, auch die spärlich beigegebenen Noten vielfacher Berichtigung bedürfen, das Verlangen nach einem kritisch redigirten Texte rege machen. Dieser Aufgabe hat sich der Herausgeber mit Fleiss und Sachkenntniss unterzogen und auf der Grundlage von vier vollständigen Handschriften und einigen Fragmenten die nach ihrem Original, mit strenger Beibehaltung der ursprünglichen Orthographie und Abtheilung in Capiteln, wiedergegebene Erzählung mit historischen Erörterungen und literarischen Nachweisungen versehen.

Da die Chronik als solche als genügend bekannt vorausgesetzt werden darf, beschränkt

sich Refer. auf einen kurzen Bericht
Introduction des Herausgebers, in we
ser die Ergebnisse einer sorgfältigen
chung über die bürgerliche Stellung
und den geschichtlichen Werth seiner
dem Leser vorlegt. Während Godefro
bensverhältnisse des Chronisten völlig
sichtigt lässt und Buchon in Bezug a
ben sich mit den aphoristischen Mitt
begnügt, welche der Verf. in der
seiner Chronik bietet, ist es dem He
gelungen, durch Nachforschungen in
und Specialwerken des Hennegau und
cardie, vornehmlich durch Einsicht ric
Actenstücke, wenn auch nicht ein vol
Bild, doch eine ausreichende Skizze d
gungen zu gewinnen, unter denen die
nungen des Mathieu d'Escouchy erfolgt
nach ist derselbe etwa ums Jahr 1420
noy le Comte im Hennegauischen gebo
anfangs als Beamter in Cambrésis,
Prévôt in Peronne, seit 1461 als Baillé
stellte sich beim Ausbruche des Kr
bien public auf die Seite Ludwigs XI.,
der Schlacht bei Montlhéry (1465) gefa
zeigt sich gegen Ausgang des Jahres
procureur du roi in St. Quentin. Von
gab er sich als Pächter des Land-
serzolles nach Compiègne, wo er, nach
vom Könige der Adel zu Theil geword
gestorben zu sein scheint.

Die Niederzeichnungen tragen das
der Wahrheit und eines redlichen Ring
Unparteilichkeit in einer von Faction
senen Zeit. Greift der Verf. in die V
heit zurück, oder berichtet er über
und Persönlichkeiten. die seiner eigene

zeichnung fern lagen, so versäumt er selten, auf seine Quellen und die vorangegangene Prüfung derselben zu verweisen. Weit entfernt, wie Monstrelet die burgundische Politik unter allen Umständen zu verfechten, behauptet er die Stellung des freien Mannes zwischen seinem Landesherrn und dessen Suzerain; selbst in der englisch-französischen Frage sucht er nach Möglichkeit sein unabhängiges Urtheil zu behaupten. Seine Darstellung, deren Abfassung aller Wahrscheinlichkeit zufolge im Jahre 1465 zum Abschluss gedieh, ist frisch und lebhaft, in der ritterlichen Haltung mitunter an Froissart erinnernd, stellenweise von unvergleichlicher Schönheit In dieser Beziehung möge der Bericht (Th. II, S. 42) über die Erkennung der Leiche des 1453 bei Chatillon gefallenen Talbot hier ein Unterkommen finden.

»Le lendemain furent audit champ pluseurs heraulx et officiers d'armes du parti des Anglois, entre lesquelz estoit le herault dudit seigneur de Talbot, qui avoit vestu sa cotte d'armes; lesquelz firrent requeste de avoir licence et grace de querir et cherquier leurs maistres. Auquel herault de Talbot fut demandé, se il véoit son maistre, se il le recongnoisteroit; à quoy respondit joyeusement, cuidant qu'il fut vif prisonnier, que voullentiers le verroit. Et sur ce fut mené au lieu où ledit seigneur estoit mort et sur le pavais; et quant il le vit illec, on lui dit: »Regardez se c'est vostre maistre.« Lors lui changa la coulleur, sans de prime face en faire le jugement, car il estoit fort deffait par la trenche qu'il avoit ou visage, et sy avoit esté depuis sa mort toutte la nuit et le lendemain jusques à ceste heure, par quoy il estoit fort deffais. Neantmains, il se mist à genoulx

et dit que incontinent en saveroit l
lors lui boutta l'un des dois de sa
en la bouche, pour querir au costé
dent maceler qu'il savoit de certai
perdu, lequel il trouva ainsy comm
doit; et incontinent qu'il ot trouvé,
genoulx comme dit est, le baisa e
disant ces mos: »Monseigneur m
monseigneur mon maistre, ce est
prie à Dieu qui vous pardoinst
J'ay esté vostre officier d'armes XL
il est temps que je le vous rende
piteux cris et lamentacions et en re
par les yeux très piteusement. Et
sa cotte d'armes, et le mist sus sond

Die Annotationen des Herausgeb
grosser Umsicht und auf dem Grund
fassenden Bekanntschaft mit der e
Literatur abgefasst. Wenn sich hin
ein kleines Versehen eingeschlichen
z. B. Th. II, S. 269, wo als der bet
de Brezviq (Braunschweig) Heinrich
fertige statt seines Neffen Friedrich
higen (turbulentus) namhaft gemach
kann dadurch der Werth dieser g
gabe im Allgemeinen nicht geschmä

Dem Schluss des zweiten Band
sehr umständliche Table analytique
res beigefügt.

Göttingische

elehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

er Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück. 22. März 1865.

Geschichte der älteren Erwerbungen der Hozollern in der Niederlausitz. Vornehmlich h ungedruckten Aktenstücken der Geheimen atsarchive zu Berlin, Dresden und Weimar gestellt von Dr. Albert Kotelmann. Ber- 1864. Verlag von Georg Reimer. 62 S. in art.

Die Geschichte des preussischen Königshau- hat in den letzten Jahrzehnten eifrige Pflege unden. Während Märcker und Stillfried in Hohenzollerischen Forschungen (1847) und dem prächtigen, sieben Quartbände füllenden kundenwerk der Monumenta zollerana (1852 1861) für die Geschichte der zoller'schen Burg- fen von Nürnberg eine zuverlässige Grund- ge schufen und zuletzt L. Schmid durch seine issige und umfassende Geschichte der Grafen n Hohenzollern - Hohenberg (1862) über die fänge und Seitenlinien des Geschlechts er- nschtes Licht verbreitete, haben Andre, be- nders Riedel und Droysen, die Geschichte des uses, nachdem es in die Mark Brandenburg

versetzt war, zum Gegenstande ihr
gemacht. Waren aber schon jene Ar
die frühere Zeit nicht ohne erheblich
für die allgemeine deutsche Geschich
dies natürlich in noch höherem Gra
spätere Epoche, seit die Hohenzolle
sten Fuss in der Mark Brandenburg
die Kurwürde erhielten. Daher sin
Arbeiten der zuletzt genannten Fors
tige Beiträge zur deutschen Geschich
Jahrhunderts überhaupt und nehme
das territoriale hinausgehendes Inter
spruch. Zugleich liegt es in ihrer
lage, dass daneben doch noch im
mancherlei Ergänzendes geboten wer
auch ist immer noch unbenutzter h
cher Stoff in den Archiven, der ne
dings veröffentlichten Urkunden Gele
weitern Untersuchungen darbietet.

Zu derartigen Wahrnehmungen
die vorliegende Schrift Anlass. »Die
der niederlausitzischen Gebiete« be
Verf. in der Einleitung — »bildet
ein wesentliches Stück preussischer
geschichte, sie ist auch denkwürdig
vielfache Verflechtung mit der Reich
des vorreformatorischen Zeitalters. D
darüber bis jetzt nur ziemlich dürftig
an einander gereihte Daten bekannt.«
sich auch durch den zweiten Band vo
Geschichte der preussischen Politik
vierten von Palacky's Böhmischer
nicht geändert, da in beiden Büche
sitzer Händel nur obenhin berührt we
Verf. fand daher die Aufgabe noch v
züglichen Gegenstand eingehend zu
er hat sich zu diesem Zwecke hand

ellen aus dem dresdner, weimarer, berliner d bamberger Archive zusammengetragen, auch s germanische Museum in Nürnberg lieferte n wenigstens eine werthvolle Urkunde. Auf rund dieser ungedruckten sowie der gedruckn Aktenstücke in Verbindung mit den dürftin Nachrichten, welche die gleichzeitigen Chroken gewähren, hat nun Herr Kotelmann eine schöpfende Darstellung gegeben.

Der Stoff derselben gliedert sich in zwei heile, deren e r s t e r den Kampf zwischen Brannburg und Sachsen behandelt. Die Niedersitz, welche früher als eine besondre Mark ter den Wettinern gestanden, dann im vierhnten Jahrhundert durch Kauf an die anhalnischen Markgrafen von Brandenburg gekomn war, galt schon unter den Wittelsbachern s ein wesentliches Zubehör von Kurbrandenurg. Karl IV. verleibte sie der böhmischen rone ein und bei dieser blieb sie, nachdem die ark von Böhmen getrennt war, als Landvogtei. n Geldbedrängniss verpfändete sie König Siegmund 1422 an den lausitzer Edelmann Hans von olentz und dessen Erben. Nun strebten die äuser Wettin und Hohenzollern danach: schon arkgraf Friedrich I. hatte sein Augenmerk darauf gerichtet und deshalb K. Albrecht gegen die öhmen Hülfe geleistet (dabei kamen auch zuerst die, drei Jahrhunderte später durchgeführten, Absichten auf Schlesien zu Tage). Sachsen aber, welches mit dem Kaiser in Familienverbindung trat, wusste von ihm Versprechungen wegen der Lausitz zu erhalten. Die Herrn von Polentz, so gewissermassen zwischen zwei Feuer gestellt, entschieden sich zunächst für Brandenburg. Nickel von Polentz begab sich 1440 auf drei Jahr in den Schutz Kurfürst Friedrichs II.

Die Feindseligkeit zwischen diesem un
dem Sanftmüthigen, Kurfürsten vo
wurde dadurch angefacht. Fürs E
ward, um andern Feinden (Baiern un
zu begegnen, ihr von beiden Seiten
Frieden zu Halle (1441), bei welche
Lausitz mit Stillschweigen überging, I
than. Als aber Sachsen mit Erfolg
auf seine Seite zu ziehn versuchte,
Zwist aufs Neue aus. In der Lausitz
eine Spaltung ein: ein Theil, wie Lu
bedeutendste Stadt und Dobrilugk,
wettinische Familienstiftung, war brand
gesinnt. Die Stellung des Kurfürsten
sen zu Kaiser Friedrich III. und die
ten mit seinem eignen Bruder Wilhe
ten ihn damals seine Bestrebungen
der Lausitz weiterzuführen. Er schlos
mit seinem Nebenbuhler, dem Markg
drich, einen Vertrag, sie wollten sich
die Lausitz gemeinschaftlich zu erwerb
Freundschaft dauerte einige Jahre, b
Wettkampf um die böhmische Krone
machte und in enger Verbindung
Streit um die Lausitz neu belebte (144
sen, welches den Kaiser auf seiner S
behauptete hierbei eine Zeit lang da
wicht und die Markgrafen mochten es
einen Krieg ankommen lassen, da s
dem grossen Kampf mit den Reichss
steten und ohnedies wieder allmälig
hand in der Lausitz bekamen, so
sogar bereits der Landtag huldigte.
ist es kaum begreiflich, dass der Ku
Sachsen nicht sofort zu den Waffen
die Brandenburger durch den Städtekri
ken und Schwaben in Athem gehalt

zuletzt freilich that er dies doch und es entspann sich ein kurzer Kampf, der aber durch die Vermittlung des Erzbischofs von Magdeburg sehr schnell beendet wurde. Nicht lange darauf (11. März 1450) erlitt der Bruder des Kurfürsten, Markgraf Albrecht Achilles, die schwere Niederlage bei Pillenreut. Jetzt verband sich der Kurfürst von Sachsen mit den böhmischen Katholiken und dem Kaiser. sein Gegner hinwiederum mit Baiern, dem Herzog Wilhelm von Sachsen und dem podiebradischen Herrenbund. Der Kaiser versuchte vergebens die norddeutschen Fürsten gegen Brandenburg in Bewegung zu setzen (nur Heinrich »der Kuhdieb« von Mecklenburg schien nicht abgeneigt zu sein). Das Ende war, dass Sachsen nachgab und die Landvogtei der Lausitz an Brandenburg überliess, blos Senftenberg und Hoyerswerda trat Markgraf Friedrich ab (1451). Die folgenden zehn Jahre benutzte derselbe, um sich mehr und mehr in dem Lande festzusetzen (er kaufte Güter, die er in der Regel wieder an seine Vasallen verpfändete): nun aber gerieth er darüber mit der Krone Böhmen in einen Kampf, in welchem er den Kürzern zog.

Diese brandenburgisch-böhmischen Streitigkeiten werden in dem zweiten Theil der Abhandlung erörtert. Auch Markgraf Friedrich II. und Georg Podiebrad waren Nebenbuhler um die böhmische Krone. Georg hatte, wie es scheint, dem Markgrafen sogar versprochen, dessen Bewerbung zu unterstützen: bekanntlich wurde der Gubernator selbst zum Könige gewählt. Dieser kräftige und ausgezeichnete Fürst trachtete aber, wie wir wissen, auch nach der Kaiserkrone und suchte nun die Hohenzollern für seinen Plan zu gewinnen: es gelang ihm

nicht. Georg »benutzte die lausitz
genheit, um einen Druck auf Markgra
auszuüben.« Da er ihn aber nicht
Wünsche geneigt zu stimmen vermoc
digte er ihm die Einlösung der Ni
an. Er trat dann offen als Gegner
grafen auf, während diese mit den
chern im Kampf lagen und suchte d
für sich zu gewinnen: auf der ander
baten sich auch die Markgrafen sächsi
Eine solche wurde zwar nicht gelei
Vermittlung zwischen ihnen und dem
geboten. Es fanden Unterhandlungen
ten aber keinen Erfolg: so kam es zu
Der Markgraf siegte (Nov. 1461) in e
fen (die Bezeichnung »Schlacht« auf
wol nicht ganz passend), doch als G
zweiten Heereshaufen sandte, konnte
das Feld nicht behaupten und musste
die festen Schlösser zurückziehn: in
sen kündigten ihm die Stände der La
Gehorsam auf. Jetzt versprachen ihm
tiner Hülfe und sandten an Georg
ein Schreiben mit wenig verhüllten D
Der König willigte in Unterhandlungen
bot sich auch Markgraf Friedrich und
nigte sich vorläufig wenigstens über e
fenstillstand. Inzwischen wuchsen au
burgischer Seite die Hoffnungen, als
sche König Christian, dessen Gemahlin
Hause Hohenzollern war, dem »sogena
nig von Böhmen« als einem Ketzer
kündigte und unter Theilnahme des
deutscher Fürsten- und Städtetag zu
stattfand. Da änderte König Georg i
sichtigung der Verhältnisse — denn
Rom ein mächtiger Gegner — seine P

war zu billigen Zugeständnissen bereit. Gegen den Markgrafen Albrecht sandte er ein Heer und wusste ihn, der bisher Nichts von Frieden hören wollte, durch eine Niederlage dazu zu zwingen, mit dem Kurfürsten aber hatte er eine Zusammenkunft in Guben, wo am 5. Juni 1462 der Friede geschlossen wurde. Darin trat Friedrich die Landvogtei der Niederlausitz an den König ab, behielt aber die Herrschaften, die er an sich gebracht, unter böhmischer Lehnsherrlichkeit. Erst im breslauer Frieden von 1742 wurden sie davon frei und durch die wiener Verträge mit dem übrigen Gebiet unter preussischer Hoheit vereinigt. —

Diese Mittheilungen mögen genügen, um einen ungefähren Begriff von dem Inhalt der hier angezeigten Schrift zu geben. Dieselbe macht durchaus den Eindruck einer sorgfältigen und mit Kritik ausgeführten Arbeit. Im Allgemeinen stimmt der Verf. mit der Auffassung Droysen's überein, zuweilen entwickelt er andre Ansichten, die er dann durch Quellenzeugnisse mit Geschick zu begründen sucht. Der Wunsch und das Bestreben, den innern Zusammenhang der Ereignisse möglichst zu erkennen, ist gewiss gerechtfertigt, doch thut der Verf. in dem Bemühn, die Beweggründe der handelnden Personen zu ermitteln, mitunter vielleicht etwas zu viel (wie z. B. S. 55) und stellt auch wol einmal im Text eine Behauptung hin, die sich in der Anmerkung als blosse Vermuthung zu erkennen giebt (so S. 51 A. 4). In stilistischer Beziehung fällt der öftere Gebrauch des Ausdrucks »lausitzer Frage« unangenehm auf, — eine Anwendung der heut üblichen Zeitungssprache, welche sich nicht eben gut ausnimmt.

Ich schliesse diese Anzeige mit dem Wun-

sche, dass es dem Verf. vergönnt
das von ihm angekündigte grössere
Kurfürst Friedrich II. recht bald zu
Adolf

Die Edda, die ältere und die jün
den mythischen Erzählungen der Ska
setzt und mit Erläuterungen begleitet
Simrock. Dritte vermehrte und
Auflage. Stuttgart 1864. VII u. 51

Die Verdienste des vorliegenden B
hinlänglich bekannt und wenige Wor
deshalb hinreichen auf diese neue Au
zuweisen, deren Erscheinen eben se
neuen Beweis seiner wachsenden V
und der ihm gezollten Anerkennu
Simrock hat sich deshalb auch ange
lassen, seine Arbeit bestmöglichst z
kommnen, und demgemäss Text wie
einer sorgfältigen Durchsicht unterwo
Ergebniss mannichfache Verbesserung
gewesen sind. Sonst aber ist er von
sichten über Hauptpunkte nicht abgeg
z. B. über Hrafnagaldr, Vegtamskvid
vinsmâl, Grôgaldr u. s. w., worauf j
nicht weiter eingegangen werden soll.
muss Ref. seine Verwunderung darüb
cken, dass vielfache Druckfehler d
Auflage, die fast ohne Ausnahme sc
ersten erscheinen, immer noch nich
sind; so z. B. S. 62 No 39. »Und
Hafen, der [l. den] Hymir besessen;«

cher schon schlüpfte dir unter der
rze.« Dieses Versehen kommt da-
der ersten Ausg. steht: »Wie an-
glühn unter der Schürze;« — S. 224
ıiessen mich in Hlyndalir Hild un-
term] Helme«; — S. 256 Z. 3 v.
Snäwar; vgl. S. 231. *Säwar* ist
ster zu streichen]; — S. 303 Z. 5
(l. Doch] sorg ich mehr um Mu-
17 Z. 4 v. o.; — S. 312 Z. 2 v. u.
ernen« [l. leeren]; — S. 398
gl. zu 60.« So steht in allen drei
och ist zu 60 nichts gesagt und
cht zu ersehen, was gemeint ist; —
S. 509 Col. 1: »Kiste, wächserne
tzterer Stelle (No 101) steht jedoch:
will ich kaufen und gemalte Kiste
uch wächsen, das den Leib ver-
einer »wächsernen Kiste« ist also
e. — Ueberhaupt ist das Register
falschen Verweisungen, indem na-
viele Zahlen der zweiten Auflage
ben sind, welche hätten abgeändert
; so z. B. müsste es gleich bei dem
»Aare sättigen« statt 162 jetzt
u. s. w. u. s. w.
Text und Erklärung betrifft, so
der häufigen Unsicherheit beider
Stellen Anlass zu näherer Bespre-
indess will Ref. sich nur auf ei-
beschränken. So lautet Grimnis-
imrock (S. 17): »Fünfhundert Thü-
nal zehn — Wähn ich in Walhall.
rt Einherier ziehn aus je Einer, —
Wolf zu wehren gilt.« Hiernach
ag in Benfey's Orient und Occident
ahl der beim Weltuntergang zum

letzten Kampf ausziehenden Einherier auf 432,00 berechnet (800 × 540) und dieselbe dann mi andern mythischen und mythologischen Zahle von gleichem Belauf zusammengestellt; jedoc Bergmann in seiner vortrefflichen Arbeit übe Gylfaginning *) bietet eine andere und, wie e scheint, richtigere Berechnung, indem er zwe von Simrock unbeachtet gelassene Ausdrücke be rücksichtigt. Er sagt nämlich (p. 312): »Dan les Mythologies anciennes la division *septenai* était adoptée par rapport aux Vents (voy. p. 255 et c'est pourquoi, pour donner l'idée d'un *gran nombre* en fait de directions ou de vents, l Mythologie scandinave l'a exprimée par le nom bre 7 fois 77, c'est-à-dire, par 539. C'est c nombre qu'elle assigne aux portes de la *Halle des-occis* ainsi qu'aux allées de *Bilskirnir* (voy p. 254); mais elle a énoncé ce nombre d'un manière *énigmatique*, en disant que ces porte et ces allées sont au nombre de 500, plus en *viron* (*um*) quatre dizaines. Pour donner e suite une idée du grand nombre de combattant dont disposera *Odinn*, lorsqu'il s'agira de lutte contre ses ennemis iotniques, au *Crépuscule d Grandeurs*, la Mythologie rapporte que 800 Trou piers sortiront, *à la fois de front* (*senn*) par cha cune des 539 portes de la Halle-des-Occis, d sorte que 431, 200 hommes passeront *au mêm instant* les 539 seuils de cette demeure célest La Mythologie abandonne à l'imagination d chacun le soin de déterminer la *profondeur* d ces 539 colonnes continues, la *durée* de ce d

*) La Fascination de Gulfi (Gylfa ginning). Traité d mythologie scandinave composé par Snorri fils de Sturl traduit du texte norrain en français et expliqué dans u introduction et un commentaire critique perpetuel p Frédéric Guillaume Bergmann. Strasbourg et Paris 186

filé, et enfin le *nombre total* des combattants, dans cette journée terrible.«

Eine schwierige Stelle findet sich ferner in Vegtamskvidha 12, wo es heisst: »hverjar 're thaer meyjar — er at muni grâta — ok â himin verpa — hâlsa skautum?« Letztern Ausdruck *hâlsa skautum* erklärt Egilsson durch »ausgestreckte Hälse«; wie man aber diese an den Himmel werfen kann, sieht Ref. nicht recht ein, und ebenso wenig, was sich Simrock (S. 47) bei dem »Himmelanwerfen des Hauptes Schleier« gedacht hat, selbst wenn hier von Thöck die Rede sein sollte. Refer. schlägt deshalb eine andere Auslegung jener zwei Worte vor. *Hals* heisst nämlich auf schwed. und dän. auch die *Halse*, ein an die unteren Enden der Segel befestigtes Tau, und fast das nämliche bedeutet schw. *sköt*, dän. *skjöd*, deutsch die Schoote (das schw. *sköte*, dän. *skjöd*, altn. *skaut*, deutsch Schooss ist offenbar dasselbe Wort). Man kann annehmen, dass die altn. Worte *hals* und *skaut* bereits das nämliche und im allgem. Tau, Seil bedeuteten, namentlich *skaut* auch das Ende einer Schoote oder Halse oder eines Seiles überhaupt; »â himin verpa *hâlsa skautum*« hiesse demnach: »Die Ende der Seile an den Himmel werfen.« Nun wird in Helgakvidha Hundingsbana I, 3 von den Nornen fast derselbe Ausdruck gebraucht, indem es heisst (Simrock S. 158): »Sie schnürten scharf die Schicksalsfäden — Dass die Burgen brachen in Bralundr — Goldene Fäden (*sima* Stricke, Seile; vgl. Völundarkv. 12. Harbardsl. 18) fügten sie weit, — Sie mitten festigend unterm Mondessaal. — Westlich und östlich die Enden bargen sie u. s. w.« Demgemäss möchte fast sicher scheinen, dass auch an unserer Stelle von den Nornen die Rede sei, wenn gleich ihre

Gegenwart hier etwas Räthselhaftes hat, allein »das Räthsel ist eben noch nicht errathen.« Noch bleiben die Worte »*er at muni grâta*« (»welche nach Willkür weinen«) ziemlich dunkel; wie man sie aber auch erklären mag, jedesfalls weist der Ausdruck »nach Willkür« wiederum deutlich auf die schicksalbestimmenden Nornen, vielleicht bedeuten sie: »welche traurig und heiter sein können, wann sie wollen« in dem Sinne von: »welche nach Willkür über die Geschicke verfügen.«

Ein anderer unverständlicher Ausdruck findet sich in Oegisdrecka 38: »Thegi thu Tŷri — thû kunnir aldregi — bera *tilt* medh tveim; — handar ennar hoegri — mun ek hinnar geta, — er ther sleit Fenrir frâ.« Hier ist *tilt* ein bisher durchaus unerklärtes Wort. Simrock (S. 69) übersetzt aufs Gerathewohl: »Schweig du, Tyr! Zwei streitenden Theilen — Bist Du ein übler Bürge: — Deine rechte Hand ist Dir geraubt — Fenrir frass sie, der Wolf.« Ref. dagegen versteht unter *tilt* »Kampfspiel, Kampf«, und denkt dabei an das engl. *tilt* »Turnier«; Loki wirft nämlich Tyr höhnisch vor, dass er wegen seiner Einhändigkeit nimmer mit zwei Schwertern (*tveim*) zu kämpfen vermöchte; doch könnte *tveim* auch bedeuten »mit beiden Händen«, was das nämliche wäre. *Bera* »tragen, ertragen«, ist hier in der Bedeutung »üben, treiben« gebraucht, welche beide Bedeutungen auch *drŷgja* in sich vereint, namentlich in Verbindung mit *orlög*, *threk* »Kampf«, und endlich ist *kunnir* an unserer Stelle conj. praet. (für *kynnir*), ebenso wie im Harbardsl. 8. Was aber das Fechten mit zwei Schwertern zugleich betrifft, so war diese Geschicklichkeit ebenso wie die zwei Speere zugleich zu werfen im alten Norden nicht unerhört; s. Olaffss. Tryggvas. c.

183. Man kann schliesslich nicht einwenden, dass Loki's Hohn zu der vorhergehenden Rede Tyr's nicht recht passe; denn gleiches ist bei allen Schmähreden Loki's in diesem Gedichte der Fall, so wie er auch auf die folgenden Worte Tyr's, der auf die ruhmvolle Ursache seiner Einhändigkeit hinweist, bloss antwortet: »Schweig, Tyr! denn ich habe mit deinem Weibe ein Kind gezeugt.«

Was Simrock's Erläuterungen anbelangt, so will Ref. auch hier nur einen oder zwei Punkte berühren. Zuvörderst nämlich, wenn S. 453 mit Bezug auf den Schluss von Rigsmâl bemerkt ist: »Dass gerade der jüngste des Geschlechts hierzu ersehen ist, mag uns den König als die Blüthe des Adels, den letzten höchsten Trieb der Volksentwickelung darstellen sollen«, so ist Ref. anderer Meinung und sieht vielmehr hier eine deutliche Hinweisung auf das einst weit verbreitete Jüngstenrecht, wie er dies bereits bei früherer Gelegenheit ausgesprochen; s. Heidelb. Jahrb. 1864 S. 210 *). Zu dem dort in Betreff der Tataren (Mongolen) angeführten füge man hinzu das Chronicon des Albericus Trium Fontium vol. II. p. 508, wo es von dem bekannten Priester Johann heisst: »qui cum *fratrum suorum minimus* esset, sicuti de sancto Rege Israel David Propheta legimus, omnibus praepositus est et in regem divinitus coronatus.« S. ferner Herodot IV, 5. 10 die skythischen Sagen von Kolaxaïs und Skythes, vgl. F. G. Bergmann, Les Gètes. Strasb. et Paris 1859 p. 82 f. Auch bei den Altenburger Bauern erbt in der Regel noch jetzt der jüngste Sohn das Gut; s. Pierer

*) Daselbst im Text Z. 8 v. o. lies »Lemminkäinen«. Z. 9 »Bruder in den [st. wider] Märchen; — Z. 17 u. 21: »Nuvin«.

Universal-Lexikon (2. Aufl.) 1, 421, vgl. ebend 15, 333 »Jüngerrecht«. — Was aber die vo Simrock S. 467 erwähnte »Hegung durch Sei denfäden« betrifft, so vergleiche man des Refei Aufsatz im Philologus XIX, 582 ff. »Zur Erklä rung einer Stelle des Stephanos von Byzanz un des Nonnos.« Mit den dort angeführten Schar lachfäden der Bräute in China vgl. folgend Stelle eines chinesischen Lustspiels: »L'empereu donnait à la capitale une grande fête sur le La des neuf Dragons . . . . . La *corde rouge* (hong ching) marquait l'enceinte où siégeaient l'empe reur, les concubines royales, les ministres et le grands dignitaires.« Journal asiat. IVme séri 17, 182. Endlich heisst es in einem altdän Volksliede: »Kongen tog ud en Silketraad, — han lagd'en over Hjaelm hin röde: — Jeg bede dig, Vidrik Vellandssön, — hug mik ikke tildöde.« Grundtvig Gamle Danske Folkeviser 3, 773 (Zu satz zu No 10, c).

Hiermit schliessen wir diese kurze Anzeig des vorliegenden so schätzbaren Buches und wollen nur noch erwähnen, dass jetzt Simrock (S. 355 ff.) auch eine Uebertragung des *Sólar-liodh* wegen der grossen Schönheit desselben ge geben hat, bei welcher Gelegenheit wir auf Bergmann's erschöpfende Arbeit über dieses Lied hinweisen, die den Titel führt: »Les Chants de Sôl (Solar-liôd). Poème tiré de l'Edda de Sae mund, publié avec une traduction et un com mentaire. Strasb. et Paris 1858. Bergmann macht es hier (S. 22 ff.) höchst wahrscheinlich, dass Saemund der Verfasser des Sôlar-liodh ist, so wie er in seiner Untersuchung über den Ver fasser von *Gylfaginning* (s. die bereits angeführte Arbeit über dieselbe p. 31 ff.) zu dem Schlusse kommt: »que Snorri est réellement, comme l'é-

ace la tradition, l'auteur de La *Fascination* *Gulfi.*«
Lüttich. Felix Liebrecht.

A Treatise on the esculent funguses f England, containing an account of their ssical history, uses, characters, development, trition, properties, modes of cooking or presrving etc. By Charles David Badham, D. Edited by Frederic Currey M. A. ondon, Lovell Reeve et Co. 1864. XVI u. 152 in Octav u. 12 color. Kupfertafeln.

In den letztverflossenen Jahren sind von den rschiedensten Seiten, namentlich in Deutschnd und England, neue Versuche unternommen orden, um das äusserst reichhaltige und schätzre, aber entweder gar nicht oder nur sehr gentigend gekannte Nahrungsmaterial nutzbar machen, welches in den essbaren Pilzen den ewohnern der gedachten Länder sich darbietet. Deutschland hat vor Allem Har. Othm. enz in Schnepfenthal mit grösstem Eifer und rfolg für ausgedehntere Verwerthung der Schwäme gewirkt. Seine Versuche reichen schon bis das dritte Decennium dieses Jahrhunderts nab und noch immer ist sein treffliches Buch: ie nützlichen und schädlichen Schwämme, desn neueste dritte Auflage (Gotha, 1862) wir in ley's Archiv für Pharmacie 1863 Apr. S. 86 sführlich besprochen haben, entschieden die este Belehrungsschrift für den Pilzsammler. In ieser Hinsicht lässt die Arbeit von Lenz die

mit ihrer neuesten Auflage gleichzeitig erschi nenen Schriften von Aug. Sollmann (Anle tung zum Bestimmen der vorzüglichsten essba ren Schwämme Deutschlands. Hildburghause 1862) und Jul. Ebbinghaus (Die Pilze un Schwämme Deutschlands. Leipz. 1863), welch allerdings in einzelnen Punkten, letztre z. B. i Bezug auf Schwammcultur, Vorzüge besitzen, b Weitem hinter sich; namentlich sind auch di beigegebenen colorirten Tafeln naturgetreuer un vollendeter. Was Lenz für Deutschland, leiste Badham für England und seine jetzt in zwei ter Auflage, an deren Ausarbeitung der kur nach dem Erscheinen der ersten verstorbene Ver fasser leider selbst nicht Antheil hat, vorliegend Monographie der essbaren Pilze Englands über ragt das übrigens nicht unverdienstliche klein Werk M. C. Cooke's: A plain and easy ac count of British fungi (London, Rob. Hardwick 1862).

Selbst mit Lenz verglichen hat Badham's Treatise einige nicht geringe Vorzüge und grad der von uns in der oben angegebenen Bespre chung ersterem gemachte hauptsächliche Vorwu trifft den Englischen Autor nicht. Lenz sowo wie auch Ebbinghaus und Cooke, nicht Sollmann und Badham haben mit gleicher Vollständigkeit wie die essbaren Schwämme auch die giftigen und sogar einige weder durch toxi sche noch durch diätetische Eigenschaften sich auszeichnende Arten beschrieben und abgehan delt. Das ist nach unsrer Ansicht ein Fehler, der auch nicht dadurch entschuldigt werden kann, dass z. B. Lenz dazu durch Personen veranlasst ist, welche durch sein Buch Pilzsamm ler geworden sind und nun auch durch dasselbe gerne zu wahren Mykologen werden wollten, was

die ersten Auflagen, in denen Lenz
trict an seine Aufgabe, die alimen-
zu schildern hielt, allerdings nicht
nten. Alle genannten Autoren geben
ir können ihnen darin nur beistim-
das Orientiren im Gebiete der diäte-
igen Schwämme grosse Schwierigkei-
Wozu denn aber diese Schwierigkei-
vermehren, indem man den Leser
n neben der Kenntniss des wahrhaft
, Nutzbringenden sich noch diejenige
nnützem Ballast anzueignen! Das Stu-
etztern muss unter allen Umständen
wirken. Einigen Sinn und manches
, daher Anregende, hat das Hinein-
giftigen Pilze. Aber man wird dann
endig auf Dinge geführt, welche sonst
ochen zu werden brauchen und mit
Zeit vergeudet wird, um so mehr als
re Analyse derselben stets zu nega-
aten führt, — wir meinen die sog.
Kennzeichen der Giftigkeit und die
terscheidungsmerkmale giftiger und
ze, welche, wie wir in unserem Hand-
Toxikologie gezeigt haben, bei exac-
völlig im Stiche lassen. Wir ver-
t, dass, wenn es möglich wäre, durch
ie vom Standort, Geschmack, Geruch,
Färbung oder besonderen bei der
hervortretenden Erscheinungen her-
werden, die toxischen und nutritiven
zu unterscheiden, und danach allge-
n für Pilzsammler aufzustellen, da-
allen vorgenannten Autoren in den
l gestellte Tendenz, das zur Nutzung
aterial zu verwerthen, am meisten
ürde. Die Kriterien ältrer Autoren

haben wir a. a. O. pp. 393 u. 394
und als werthlos erkannt; es ist hie
Ort, auf einige neuere bei Cooke sic
welche übrigens der Autor selbst
zutreffend erachtet, detaillirt einzug
können wir davon um so mehr abseh
selben nicht einmal allgemeine Kri
sondern sich nur auf die einzige Ga
ricus beziehen, aber selbst nicht einn
durchgreifend angewendet werden k
bleibt daher als der einzig richtige
grössere Kenntniss der essbaren Pil
breiten, nur übrig, die botanischen
derselben in den betreffenden Bücher
als möglich zu beschreiben und durc
bildungen zu erläutern, ohne durch
Details über nicht diätetisch verwen
das Studium der erstern zu erschw
ist der Weg, welchen Badham besc
und darin liegt der Vorzug der gröss
barkeit, welche wir seinem Buche v
gen unsres deutschen Pilzkenners einr
sen. Wir unsrestheils sind freilich d
dass die ganze Aufgabe, welche sich
gestellt hat, alle oder doch den grö
der essbaren Schwämme Englands
nutzbar zu machen, nicht gelöst we
Man muss sich dabei auf eine Anzah
verwechselnder und leicht erkennbare
schränken, und wenn man dadurch
dem namentlich von Lenz erstrebten
Volke das gesammte Nahrungsmateri
dem Reiche der Pilze kommen kann,
zu machen abgeht (ein Ziel, das ohn
nicht erreicht werden kann), so ist
recht viel, und zwar ganz sicher und
reicht, wie man leicht einsieht bei

dass es ganze Pilzgattungen, z. B. Clavaria, Hydnum, Boletus mit Ausnahme der beim Bruche blauwerdenden Arten sind, welche, indem man die dem Begriffsvermögen nicht Gebildeter leicht zugänglichen Gattungscharaktere dem Volke in succum et sanguinem überführt, diätetische Verwerthung finden können.

Einen weitern wesentlichen Vorzug der Badham'schen Schrift vor allen übrigen bildet der strenge wissenschaftliche Geist, der sie durchweht und welcher vor Allem in den der systematischen Anordnung und der speciellen Beschreibung der essbaren Pilze vorausgeschickten Abschnitten allgemeineren Inhaltes (S. 1—72) sich kund gibt. Wie Badham's Pilzstudien nach allen Richtungen hin sich erstreckt haben, geht aus diesen deutlich hervor, und es ist nicht zu verwundern, wenn die anerkannteste Pilzautorität Englands, Berkeley, in den Outlines of British Fungology sich häufig auf Badham als Autorität beruft. Der Etymologies überschriebene Abschnitt ist das Beste, was wir über die Bezeichnungen der Pilze bei Griechen und Römern jemals gelesen haben, indem Badham sich niemals auf unbegründete Hypothesen einlässt, wie es z. B. Lenz thut, der unter den ἀμανῖται Galen's unsern gewöhnlichen Champignon verstanden wissen will, ohne dass irgend ein descriptives Merkmal dafür spräche. Wir stimmen mit Badham völlig überein, dass nur Amanita caesarea wohl charakterisirt unter dem Namen boletus oder βολίτης bei den Alten (vgl. die Beschreibung bei Plinius, XXII, 23) vorkommt, während die an demselben Orte vorkommenden Suilli als der Gattung Boletus Opatowsky angehörige Arten aufzufassen sind, ohne dass eine besondre Species darauf mit Sicherheit

bezogen werden kann; ebenso dass
liche Trüffel par excellence den Alte
kannt und ὕδνον und tuber nicht nähe
mende Lycoperdaceen waren. Das μ
Lybische Trüffel scheint allerdings e
Art, Tuber niveum Desf. zu entspre
auf hinzuweisen dürfte namentlich d
messen sein, weil in dem neuesten
der Nahrungsmittellehre von Ed.
gröbsten Irrthümer enthalten sind,
Tuber ohne Weiteres als Trüffel und
Plinius als Boletus der modernen Sy
nommen ist.

Die weiteren Capitel allgemeinen
Badham betreffen die Verbreitung de
allgemeinen Formen, Textur und Far
und Geschmack, ihr Vermögen sich
und zu reproduciren, ihre Bewegun
rescenz, Dimensionen, chemische Zu
zung, technische und medicinische
ihre Benutzung als Nahrungsmittel,
Production nothwendigen Bedingun
die sog. Hexenringe, die Entwicklu
sporen, Ring, Velum und Volva, St
Lamellen, Röhren, Stacheln u. s. w.
statten wir uns nur einige wenige B
Einzelheiten betreffend, indem wir i
das Ganze unsre Anerkennung, sowo
als Anordnung betrifft, nicht zurüc
len. Was die technische Verwendu
anlangt, so gibt Badham S. 21 a
ten von Lycoperdon zur Zunderfab
nutzt werden, vergisst aber ganz die
der hauptsächlichsten, der Gattun
angehörigen Zunderschwämme. S. 23
des Gebrauches der Amanita musc
bindung mit einem Decoct von Epil

…folium als berauschendes Getränk der Kamtschadalen und behauptet dabei, gestützt auf Rees Cyclopaedia, dass dies die gewöhnliche Art der Verwendung als Narcoticum sei, nicht aber das …sen getrockneter Fliegenschwämme. Dies müssen wir nach genauer Einsicht der einschlägigen Literatur für irrig erklären. Das Epilobiumdecoct, von welchem zuerst Kraschenikow in seiner Natural history of Kamtschatka redet, hat …e nur sehr untergeordnete Bedeutung und Verbreitung, und mehrere der neueren Berichterstatter, die allerdings nicht Englisch geschrieben haben, z. B. Langsdorf, erwähnen es nicht einmal. Die Sache selbst ist übrigens vollständig richtig und von verschiedenen ehrenwerthen Berichterstattern (Georgi, Steller, Erman) verbürgt und der oben genannte Ebbinghaus schwebt mit dem Läugnen des fraglichen Gebrauches vollständig in der Luft. Sind … doch nicht die Kamtschadalen allein, sondern auch andre Nordische Völkerschaften, Ostjaken und Samojeden, bei denen diese Unsitte angetroffen ist (Oedman, Kongl. Svensk. vetensk. Acad. nya handl. B. V. (1785) S. 240). Die S. 25—27 abgehandelte medicinische Verwendung von Schwämmen ist unvollständig, da nicht allein ausländische, sondern auch Europäische Arten, welche man früher in der Heilkunde benutzte, z. B. Exidia Auricula Indae, Tremella mesenterica, Polyporus annosus und P. atramentarius dabei übersehen sind. Die Schwärmerei des Verfs für den Gebrauch von Polyporus suaveolens gegen Lungenphthise bedauern wir nicht theilen zu können; ebenso wenig seine Abneigung wider Polyporus Laricis bei colliquativen Schweissen Tuberculöser nach Ant. de Haens, später von Barbut und Kopp bestätigter Em-

pfehlung, da die von ihm beobacht
Schmerzen und Hyperkatharsis sic
zu hohe Dosis hindeutet, in welc
allerdings eine drastische Wirkung
ja zuerst die medicinische Benutzu
chenschwamms veranlasste.

Die im speciellen Theile des
Badham beschriebenen Pilze sin
Agaricus, 3 Arten Boletus, 1 Ca
Clavaria, 1 Fistulina, 3 Helvella, 2
2 Morchella, 1 Peziza, 1 Polypor
und 1 Verpa, im Ganzen also 47
essbar gehaltene Pilze. Von dies
sich in der ersten Auflage des Buc
hinzugekommen sind durch Currey
lich Tuber aestivum, welchen Bad
lender Weise ausgelassen hat, da di
Englischen Märkten viel verkaufte T
shire und vielen andern Theilen Eng
und Helvella esculenta, die erst n
scheinen der ersten Auflage in Sur
wurde. Unter den essbaren Agaric
auch Ag. (Amanita) rubescens trotz
Pilze von Berkeley beigelegten d
lity als essbare Species beibehalte
rey selbst sich von seinen vortreffl
schaften überzeugt hat; Lenz hat
neuesten Ausgabe der deutschen Sc
dem Gebiete der zum Genusse geeign
wie andre Amaniten, A. excelsa, v
wiesen, und wir billigen diesen
trotzdem dass auch J. de Seynes
flore mycologique de la région de M
du Gard. Paris, 1863. p. 112) sich
schädlichkeit des Pilzes indirect aus
grade diese Amanita zu den gefähr
wechslungen Anlass geben kann. D

nicht sind wir in Bezug auf Boletus luridus, als dessen Varietät wir den anerkannt giftigen Boletus Satanas Lenz. ansehen müssen, wenn auch erstrer Pilz nach Rabenhorst in Prag und Wien als essbare Sorte auf den Märkten verkauft wird. Diese beiden Pilze hätten wir daher sehr gern in Badham's Arbeit vermisst. Ungern vermissen wir dagegen Angaben über einzelne essbare Schwämme Englands, welche Cooke in seiner kleinen Schrift namhaft macht, da letztre dem Herausgeber Currey wohl bekannt war; z. B. Ag. (Lepiota) gracilentus Krombh., dem Parasolschwamm nahe stehend und nach Berkeley noch delicater als dieser, in Northamptonshire vorkommend, Polyporus intybaceus und P. giganteus u. a. m. Currey hat es eben als eine Pietätspflicht gegen seinen verstorbenen Freund Badham betrachtet, so wenig Aenderungen als möglich zu machen, und das ist wol auch der Grund gewesen, weshalb er nicht die Confusion beseitigt hat, welche Letzterer in Bezug auf den St. Georg's-Pilz anstiftete, indem er eine von ihm als Agar. exquisitus als eigne Species aufgestellte Varietät des gemeinen Champignons als diesen in Anspruch nimmt, während als wahrer Ag. Georgii eine zur Tribus Tricholoma gehörige Art, Ag. gambosus Fr., bei Cooke als A. Prunulus auf Taf. 9 abgebildet, anzusehen ist. Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit, dass aus Badham's erster Auflage in verschiedene Bücher die Notiz übergegangen ist, unser Champignon κατ'ἐξοχὴν (pratiola) sei in Rom giftig; dies ist aber insofern unrichtig, als Badham nur angibt, man halte ihn in Rom für giftig; es ist ein Glaube des Volkes, der sich auf keine gut beobachteten Thatsachen stützt. In Ober-

italien isst man den Champignon
bei uns.

Hätte übrigens Currey in glei
seinen Pietätsrücksichten gegen den v
Freund als seinen Pflichten dem Pu
genüber völlig genügen wollen, so hä
dem Andringen des Buchhändlers nac
fen, die Zahl der Tafeln zu verminde
Buch zu einem billigern Preise, wa
der durch Cooke gemachten Concurr
verkaufen zu können. Die der zwei
beigegebenen Kupfer geben zum grös
die verkleinerten Figuren der erste
zum Theil sind sie Berkeley's Outl
tish Fungology entlehnt, zum klein
Originale. Die Tafeln halten übrige
gleich mit den Cooke'schen recht wo
bedauern ist, dass der gewöhnliche C
auf denselben keinen Platz gefunden
dessen auf Taf. IV drei Exemplare d
wähnten Varietät (Ag. exquisitus B
ben sind.

Th. H

Histoire de la Terreur, d'après les
authentiques et des pièces par M. M
Ternaux. Tome quatrième. Par
Lévy frères, 1864. 582 S. in Octav.

Es beschränkt sich dieser vierte Th
Behandlung eines Zeitabschnitts von
gen Wochen und ist verhältnissmäss
reich an Thatsachen als der vorherg
den Ereignissen der Septembertage s
Theil. Dagegen unterzieht der Vf. S

d Kundgebungen der Parteien und ihrer Führ, die politischen Strömungen, welche Paris d die Departements durchziehen, alle Vorzeien naher Wehen einer entsetzlichen Zeit, der rgfältigsten Prüfung und gewinnt für seine Darllung ein Bild, das an Lebendigkeit und Wechl der Situation der Schilderung von einander ängenden Thatsachen nicht nachsteht. Gilt es ch dem Zusammentritt des Convents, der eren Gestaltung und Erkräftigung seiner Fracnen, der Zeichnung und Abgrenzung von hochhenden Wogen, die dem Ausbruch des Orkans rhergehen. Es hat der Verf. in Bezug auf die die dritte Nationalversammlung gesandten Detirten nicht nur die Wahlprotocolle der Hauptadt, sondern auch die der Departements durchrscht; in alle Einzelnheiten der Debatte geht r ein ohne dadurch zu ermüden, theils weil die Bewegung in sich so mächtig als reich an Abwechselung ist, theils weil die Erzählung die Frische der Unmittelbarkeit besitzt, so dass man die leitenden Persönlichkeiten, den Eindruck der mit überfliessender Heftigkeit durchgeführten Verhandlungen vor sich zu sehen glaubt. Diese Sicherheit der Anschauung stützt sich zum nicht geringen Theile auf einer speciellen Berücksichtigung der Tagesliteratur, Affichen, Proclamationen und fliegenden Blätter.

Seit den Schreckensscenen des September waren in Paris die letzten Bande gesetzlicher Ordnung gelöst und es gab keine Behörde mehr, die über Sicherheit von Leben und Eigenthum wachte. Die Mordbanden, deren Blutdurst durch die Schlachterei in den Gefängnissen nicht gestillt war, Taschendiebe, Gauner, Diebsgenossenschaften, deren Handwerk gewaltsame Beraubung heimlich Ueberfallener oder schlau-verwe-

gener Einbruch war, gingen unter de
dass Geld und Pretiosen dem Vater
bracht werden müssten, ihrer Neig
rem Gewerbe ungescheut am lichten
Acht Tage lang war die Hauptstad
stalt dem Gesindel preisgegeben u
Schutze des Gesetzes entzogene B
nur selten Widerstand. Auf belebt
wurden die Opfer der Rache niederg
Gedränge der Boulevards Vorübergeh
viel ob sie den sog. Aristocraten ode
der Handwerker und Gemüseverkäu
ten, überfallen und beraubt. Die
welche den Septembriseurs ihren B
hatte, fühlte sich auch jetzt berufen
Raub auf den Gassen zu beschönige
zu entschuldigen. Auf der National
lastete das Bewusstsein der Schand
Geschehenen, ohne dass sie den M
gegen den Gemeinerath einzuschrei
doch schon vor dem Sturze des Kö
Sectionen von Paris nur nach Gut
den Erlassen derselben gefügt.

Die Wahl der Agenten, welche
partements die Bildung neuer Batail
tionalgarden betreiben sollten, war
lassen und somit auf seine Gesinn
gefallen. Diese massten sich bald
vinzen eine unumschränkte Gewalt
ten und entsetzten obrigkeitliche Be
sen überall Wohlfahrtsausschüsse in
ten und terrorisirten die Wahlmänne
gebieterisch den jacobinischen Can
zeichneten, mit der Erklärung, das
tirter anderer Gesinnung in Paris en
angenommen werden, oder dass ma
zu entledigen wissen werde. Sonach

den Ausfall der neuen Wahlen kaum noch ein Zweifel aufsteigen. Ist es doch in Bezug auf Paris schon bezeichnend genug, dass dieselben in den Mordtagen des September erfolgten, wozu denn noch der Umstand kam, dass sie im Saal der Jacobiner, unter der Leitung von Robespierre und zwar durch mündliches Abgeben der Stimmen vor sich gingen, so dass an eine Opposition gegen die von den Leitern der Bewegung vorgeschlagenen Namen nicht gedacht werden konnte. Wenn damals Robespierre seinen bis dahin gänzlich unbekannten jüngeren Bruder als Candidaten aufstellte und ohne sonderliches Hinderniss dessen Wahl erreichte, so fügt der Verf. hinzu: »En 1792, un ainé dispose, en faveur de son frère, d'un siége à la Convention; attendons quelque temps encore, et un autre parvenu de la révolution fera asseoir ses puinés sur des trônes.« Dass in den Departements die Wahlfreiheit weniger beengt war, zeigt die überwiegende Zahl von Girondisten, welche dort erkoren wurden und dass diesen sogar einige Constitutionelle zur Seite standen. Stiess man aber bei der Prüfung der Vollmachten auf ein Mandat für Königthum und die Verfassung von 1791, so wurden die Träger desselben einfach zurückgewiesen. In nur wenigen Gegenden gelang es, das gesetzlich geheime Scrutinium durch lautes Abstimmen zu verdrängen. Hin und wieder musste man die Wahl auf empfohlene aber völlig unbekannte Persönlichkeiten richten, weil Keinen der Heimischen nach der Ehre eines Deputirten gelüstete.

Sofort nach erfolgtem Zusammentritt der Stände, wo man dieselben Deputirten, welche in der Legislation der Linken angehört hatten, auf der rechten Seite — es waren die Girondisten —

gewahrte, trug Collot d'Herbois a
Abschaffung des Königthums an. Ihn
Grégoire mit den Worten: »Ce n'est
auté, qu'il faut punir; toutes les dy
jamais été que des races dévorante
vent que de chair humaine. Les ro
l'ordre moral ce que les monstres so
dre physique. L'histoire des rois e
rologe des peuples.« Wer hätte da
royauté est abolie« widerstehen kö
nach verlangte Danton die Beseitigu
ministrativen und richterlichen Beh
wenn man zur wahrhaften socialen V
gelangen wolle, jedem Bürger ge
müsse, auf dem Grunde bestehen
Recht zu sprechen. Auch hier wa
derspruch unnütz und es wurde zu
erhoben, dass man die Richter belie
Volke ernennen könne. »In solchem
rief Lanjuinais, gehen wir noch vor
dem Tode entgegen!« Zunächst ge
Vorschläge der Gironde auf die T
ein Mal die Aufstellung einer bewa
Convent zur Verfügung gestellten M
gesetzliche Bestimmungen gegen die,
grossen Haufen zu Mord und eigen
geübter Gewalt aufreizen würden.
nannte Punkt musste, weil er zuglei
folgung der Septembriseurs in sich
Club der Jacobiner die lebhaftest
hervorrufen.

Dass Merlin de Thionville um d
meinerath drohenden Angriff abzuw
selben zuvorkommend gegen die G
tete und diese des Strebens nach
oder einem Triumvirat anklagte, L
derum die Beschuldigung auf Robe

die Leiter der Commune zurückschleuderte, führte zu einem Sturm, aus welchem die Stimmführer der Parteien in scharfen Umrissen hervortreten. Während Danton den Vorwurf der Betheiligung an dem Septembermorden von sich abzustreifen suchte und durch den gegen Marat gerichteten Tadel eines masslosen Fortstürmens gewissermassen die Richtung des Gemeineraths verleugnete, gefiel sich Robespierre in überschwänglicher Verherrlichung seiner Handlungsweise und beanspruchte den Ruhm eines Begründers der jungen Freiheit. Gegen ihn ergriff Barbaroux das Wort, bezeichnete seinen Vorredner als den, welchen seine Parteigenossen zum Dictator ausersehen hätten und enthüllte, indem er zum Angriff auf das Hôtel de ville überging, die Absichten und Umtriebe Marats. Mit frecher Stirn nahm Letzterer, ohne sich an die von allen Seiten ihm kund gegebene Verachtung zu stossen, die Beschuldigungen entgegen, rühmte sich, dass er die Rache des Volks lebendig gemacht und, als dieses in seiner Leidenschaft zu weit gegangen, zur Herstellung der Ordnung einen Dictator für erforderlich erachtet habe. Dass der Convent mit Hohngelächter diese Erklärung entgegennahm, liess ihn nicht aus seiner Rolle fallen. Den scharf einschneidenden Worten Vergniauds antwortete er nur mit einem bittern Lächeln, die Summe aller Vorwürfe wies er mit dem Ausspruche zurück, das Volk kenne ihn besser und habe durch die Wahl zum Deputirten für seine Verdienste ums Vaterland Zeugniss abgelegt.

Schon nach Verlauf der ersten fünf Tage standen die Parteien des Convents in strenger Abgrenzung einander gegenüber. Seit ihrem Auftreten gegen die Septembriseurs und gegen den Gemeinerath konnte sich die Gironde der Majo-

rität versichert halten. Aber sie er
einheitlichen Leitung und eines kla
erreichbaren Zieles; sie zählte viele
Männer in ihren Reihen, die jedoc
duellen Richtungen nachgingen, oh
eine Gesammtrichtung der ganzen G
zu mühen. Ueberdies waren die h
sten Mitglieder unentschlossen in d
Mittel, nicht frei von jenen »génére
ses«, die einer edleren Natur die
revolutionären Bewegung für länge
gestatten. Mangel an Uebereinstimm
ihre Aufgabe, trotz aller Talente, v
konnte, vermöge der Letzteren, der
Debatte nicht fehlen, aber den Sieg
verstand sie nicht.

Ref. wird sich einer weiteren Aus
halten dürfen, wie ungleich präcise
die hier gegebene Charakteristik
ist, als die Declamationen Lamartine
Lieblinge auf Kosten historischer T
poetisches Gewand zu hüllen sich b

Die Montagne zählte bei Eröffnu
vents vielleicht kaum 50 Mitglieder
che, denen, nach dem Ausdruck
d'Herbois, das Manifest der Septen
Credo galt; aber sie standen eng
alle waren durch gleiche Mitschuld
gekettet und sie wussten, dass A
Ungestüm in solchen Zeiten mehr v
Talente. Sie wollten Fortdauer d
weil nur diese ihrer Rachelust Sä
hiess. Zwischen beiden Parteien
eine Menge von Deputirten aus den D
die keine andere politische Richtun
das Land gegen eine Invasion von
gegen Anarchie im Innern zu schü

e hegten sie Misstrauen, gegen Marat
, Dantons Energie würde ihnen schon
igt haben, wenn an seinen Händen
Blut der Septembertage geklebt hätte,
ung, welche sie in ihrer Heimath ei-
gezollt hatten, war erkaltet, seitdem
rsönlich näher getreten war, Verg-
gen würde sie unbedingt fortgerissen
in dessen Verfahren mit grösserer
verbunden gewesen wäre.
f. glaubt sich zu der Behauptung be-
ss für die Gironde, falls dieselbe in-
r ersten acht Tage — und die Macht
ihr nicht — die Züchtigung der Sep-
, die Vernichtung des Gemeineraths
und die Begründung einer neuen öf-
rdnung mit Consequenz verfolgt hätte,
in bleibender gewesen sein würde.
te aber ein kräftiges, ausdauerndes
chtes Handeln; der Glanz der Rede
Mangel der That nicht ersetzen.
er Sachlage glaubte der Gemeinerath
gegen ihn gerichteten Stosse auswei-
hm nachgeben zu müssen. Er stand
r Reaction und diese musste gebro-
n; wollten doch selbst die Bewohner
toine eine Rückkehr zum Gesetz und
sich einfach um die Frage, ob die
der die municipale Autorität den Sieg
n werde. Durch die Erklärung, dass
ritt aus dem Amte die Rechnungsab-
gehen müsse, hofften die Vertreter
ne Zeit zu gewinnen, innerhalb wel-
gner in ihren Richtungen sich spal-
. Aber so rasch geschah Letzteres
leshalb beschloss man, die Initiative
lage zu ergreifen; sie war auf Um-

triebe gerichtet, in welche sich Vaterlandsverräther, die auf den Bänken der Deputirten sässen mit dem Hofe eingelassen hätten. Nun war der Convent freilich weit entfernt, auf diese vagen jedes Beweises ermangelnden Denunciationen einzugehen; aber die Jacobiner vertheidigten ihr Terrain schrittweise, ermüdeten in der Ausdauer nicht und konnten, weil in ihrer Genossenschaft keine Zersplitterung galt, des endlichen Sieges gewiss sein. Ein Unterliegen würde ihnen unfehlbar Vernichtung gebracht haben.

Trotz des lebensvollen Bildes, welches der Verf. von dem Aufeinanderplatzen der Geister im Convent entrollt, wird der Leser doch mit einem gewissen Behagen sich dem 16ten Buche zuwenden, dessen Ueberschrift »l'invasion repoussée« ihm den Uebergang aus dem Wortkriege entflammter Parteileidenschaft in den Feldkrieg und das Lagerleben verheisst. Es ist der Feldzug in der Champagne und am Rhein, der hier einer Besprechung unterzogen wird, die nur hin und wieder bekannte Thatsachen ergänzt oder Erzählungen, welche als fables convenues bereitwillige Aufnahme gefunden haben, ausmerzt. Dahin gehört z. B. die beliebte, von Terroristen ausgegangene Angabe, dass die Frauen von Verdun den emigrirten Prinzen einen feierlichen Empfang bereitet und sich an einem von preussischen Officieren veranstalteten Balle betheiligt hätten. Die über die Persönlichkeit von Dumouriez — »cet aventurier de génie« — eingeschalteten Bemerkungen sind so scharf wie wahr. Hinsichtlich der nach der Kanonade von Valmy, angeknüpften Unterhandlungen gesteht der Vf. dass auf ihnen in so weit ein Dunkel ruhe, als man nicht wisse, wie weit die Wünsche und Forderungen des Herzogs von Braunschweig in Be-

fangenen Königs gegangen seien. Ob Dumouriez das Zugeständniss erzielt eser dem Rückzuge des preussischen Hinderniss in den Weg zu legen gech dagegen vorbehalten habe, seinen auf die Emigrés und Oestreicher zu aubt der Vf. unentschieden lassen zu hrend doch in der That kein nur ein genügender Grund vorliegt, der eine nnahme stützen könnte.

gende Buch — »la Gironde et la Monführt wieder mitten in die Stürme der sammlung hinein welcher dem Namen ouverainetät zustand, während diese n Hôtel de ville ausging. Wir be- zunächst einer Erörterung der finane Frankreichs, des Stillstandes von Gewerbe, der Folgen, die aus dem nken des Werthes der Assignaten erährend gleichzeitig der zusammenge- Staatsschatz durch Unterschleife jerringert wurde. Die verlangte und echnungsablage des Gemeineraths er-, weil dieser behauptete, dass die derselben nur gestellt sei, um seine eim Volke zu untergraben. Den hefn der Jacobiner erregte die für den antragte Garde, zu deren Bildung alle its gleichmässig in Anspruch genomn sollten. Die Gegner sehen darin Paris gerichtete Verdächtigung, die urch Berufung von Prätorianern die für Zertrümmerung der Volkssouveräwinnen. Noch stand die Gironde so dass sie durch rasches Handeln jede hätte niederwerfen können; das ver- Eine Motion verdrängt die andere,

die Zerfahrenheit unter den Deputir
sich und unaufhaltsam drängt der Co
Catastrophe entgegen, durch welche
Zahl entschlossener und einiger Männe
schaft in ihm gewinnen musste.

Während dessen nahmen die Bew
den Departements, namentlich in d
und in Lyon, einen immer heftigeren
an; Roland bestätigte als Minister
die täglich von einzelnen Volksführer
einem Haufen Gesindels geübten G
keiten in Paris, so wie dass die im
durch Mordbanden geleerten Gefängn
wieder überfüllt seien, ohne dass rich
hörden von dem Grunde der Verhaftun
niss gewonnen hätten. Als sich bei
gabe Aller Blicke auf Robespierre
richteten, trat Ersterer zu seiner Ve
auf, unterstützt von Danton, der sei
tung gegen Marat unumwunden ausspr
gelang beiden die Rechtfertigung nic
dem die Majorität des Convents bei d
gen beharrte, dass der Gemeinerath
Marat vorgebrachten Beschuldigunger
entkräften oder ihn aus seiner Mitte
solle, erwuchs aus dieser Debatte d
gegen Robespierre, dass er seit lange
Mord noch Lüge gescheut habe, um z
einer unumschränkten Gewalt zu gela
nun diesem in seiner Vertheidigung ni
zu erhärten, dass manches einflussreic
der Gironde sich 'in den verhängniss
tembertagen mit dem Geschehenen ein
gezeigt habe, so warf er die Beschul
Anreizung zum Morde auf seine Ankl
und zeigte sich auf diesem Kampfbo
Gegnern um so überlegener, als Letzt

hatte unvorbereitet aufgenommen hatten und in den entscheidenden Momenten in ihren Ansichten auseinandergingen.

An den durch die Ueberschrift des 18. Buches »les subsistances« bezeichneten Gegenstand knüpfen sich zwei den Clerus betreffende Fragen, welche einer Erörterung im Convent unterlagen. Die erste derselben gilt den von Cambon eingebrachten Antrage, die Erhaltung der Geistlichkeit jeder Confession den betreffenden Gemeinen zu überlassen und die bisher auf die Besoldung derselben verwandten Mittel in den Staatsschatz fliessen zu lassen. Diesem Antrage wurde die erwartete Unterstützung nicht zu Theil und, so auffallend es auch scheint, selbst die ungestümsten Jacobiner erklärten ihn für grausam, ungerecht und unpolitisch. Unter allen Vertretern der revolutionären Presse war Prudhomme der Einzige, der ihm das Wort redete und zwar mit einer überraschenden Mässigung. Robespierre sprach sich dahin aus, dass er jede priesterliche Autorität hasse, aber der Meinung sei, dass die Entfesselung von derselben der Zeit überlassen bleiben müsse, dass man das Evangelium der Vernunft nicht gewaltsam einer noch nicht hinlänglich reifen Bevölkerung aufdrängen dürfe; überdies komme in Betracht, dass in der Kirche und von der überwältigenden Idee eines höchsten Wesens Arme und Reiche, Mächtige und Schwache einander gleich gestellt seien. Dem Clerus seinen Gehalt entziehen, schloss er, sei gleichbedeutend mit einer Beseitigung des christlichen Cultus und könne nur dazu dienen, den Fanatismus zu entflammen und damit den Widersachern neue Waffen in die Hände zu liefern. »Nulle puissance, lautet seine letzte Aeusserung, n'a le droit de supprimer le culte établi jusqu'à

que le peuple en soit lui-même dé
Die zweite Frage galt dem Cölibat.
der Beseitigung des Königthums ware
hin und wieder in den Stand der E
theilweise selbst mit Beibehaltung ihr
Die Folge davon war ein offener und
Bruch mit ihren Gemeinen, und d
hielt sich verpflichtet, einer hieraus e
Bewegung durch das Decret vorzubeug
Priester, der wegen eingegangener Eh
Beichtkindern angefochten werde, na
seine Pfarre verlassen dürfe, ohne
bisher von derselben bezogenen Ein
lustig zu gehen.

Die angehängten Notes, éclairci
pièces inédites sind auch dieses M
und umfassend, aber der Art, dass
keine Weise verringert oder in der F
kürzt sehen möchte. An der Spitz
findet sich eine Zusammenstellung d
welche in einem halben Dutzend pa
blätter über die Septemberereigniss
den, Aeusserungen, zum Theil so scha
Lüge und so cynisch in der Färbun
dem Urtheil des Verfs., es werde
gegen die Mordbanden doch noch du
scheu gegen deren Lobredner überb
denklich beipflichten muss.« Schwä
gungen, heisst es in den Spalten der
de Paris, kennt das Volk nicht; p
sent le crime, il se jette dessus, sans
l'âge, le sexe, la condition du coup
vergossene Blut müsse auf die Geri
rückfallen, deren strafwürdige Langsa
das Volk gezwungen habe, das Schw
rechtigkeit in die Hand zu nehmen;
jetzt nur noch übrig, dass man sich

lischen Reinigung des letzten Gefängnisses — des Temple, welcher die königliche Familie einschloss — unterziehe.

Eine sehr umfangreiche, auf Protocollen, gerichtlichen Actenstücken und Correspondenzen, die meist unverkürzt abgedruckt sind, beruhende Untersuchung constatirt, dass alle gegen die Frauen von Verdun gerichteten und mit dem Gange zur Guillotine abschliessenden Beschuldigungen auch des letzten Grundes entbehren. Andere Belegstücke beziehen sich auf die Statistik der Zusammensetzung des Convents, auf dessen Reglement und die Organisation der Comités, auf die Haltung, welche die Emigrés in Lothringen und in der Champagne beobachteten, auf das durch Beispiele erläuterte Verfahren des Revolutionstribunals. Eine confidentielle, höchst beträchtliche Correspondenz von Dumouriez, Beurnonville, Westermann und dem unglücklichen Dillon verbreitet sich über den Feldzug in der Champagne und den Rückzug der verbündeten Heere.

The gray substance of the medulla oblongata and trapezium. By John Dean M. D. Smithsonian Contributions to Knowledge. Washington. Published by the Smithsonian Institution. February 1864. New-York: D. Addleton and Co. Mit 16 Tafeln. 75 S. in Quart.

Die hier vorliegende wichtige Originalarbeit verdient um so mehr berücksichtigt zu werden, als es der continentalen Wissenschaft nur selten möglich ist, die jenseits des atlantischen Oceans geschehenden Entdeckungen rechtzeitig zu würdigen. Der Schwerpunkt des Werkes liegt in 36 microscopischen Photographien, welche an Schön-

heit Alles übertreffen, was in diese
bisher in Deutschland bekannt ge
Dem Ref. standen durch die grosse
keit des Vfs dieselben in Form eines
nur aus Photographien bestehenden
Gebote, wofür hier der beste Dank
wird. Dieselben sind der im Buchha
chen Monographie als nach den Or
gefertigte Lithographien beigegeben,
führung ebenfalls nichts zu wünschen
Letztere füllen neun Tafeln; die sie
enthalten microscopische Abbildungen
stich, und es mag im Voraus beme
dass, wie die ganze übrige Aussta
diejenige dieser Tafeln brillant zu
Ausserdem sind dem Text noch Holzs
gedruckt.

Alle photographischen Abbildung
dem Verf. selbst aufgenommen und
Hülfe irgend eines Retouchirens. W
Werth der vorliegenden Leistung d
Umstand gesteigert wird, bedarf
weiteren Erläuterung.

Der Plan des Werkes ging dah
sprünge der Hirnnerven, welche sich
dulla oblongata oder der vierten H
rückverfolgen lassen, beim Mensche
zugänglichen, grösseren Säugethieren
gen. Mit Hülfe der betreffenden Ph
wird hieraus ein übersichtlicher und
ger Einblick in die Structur dieses
Hirntheiles gewonnen, des einzigen
der während des Fortbestandes des I
Minute in seiner Function gestört w
Die Monographie zerfällt in zwei Th

In dem ersten (S. 1—41) wird di
Structur der Medulla oblongata abgeh
Stoff ist in neun Capitel folgendermass

1. Morphologische Veränderungen in der Med. obl. beim Schaf. 2. Morphol. Veränderungen in der Med. obl. des Menschen. 3. Kern und Wurzeln des N. hypoglossus. 4. Uebergang der Columnae vesiculosae posteriores und des Tractus intermedio-lateralis in das verlängerte Mark. 5. Kern und Wurzeln des N. vagus. 6. Kern und Wurzeln des N. glossopharyngeus. 7. Die Olivenkerne beim Menschen. 8. Die Olivenkerne der Säugethiere. 9. Der Nucleus antero-lateralis.

Der zweite Theil bespricht die Form und Veränderungen der grauen Substanz der vierten Hirnhöhle bei den Säugethieren. Er zerfällt in fünf Capitel (S. 43—71). 1. Morphologische Veränderungen in der vierten Hirnhöhle der Säugethiere. 2. Der Kern und die Wurzeln des N. acusticus. 3. Kern und Wurzeln des N. facialis. 4. Kern und Wurzeln des N. abducens. 5. Die oberen Olivenkerne.

Zur Verständigung soll bemerkt werden, dass die Columnae vesiculosae posteriores und der Tractus intermedio-lateralis von Clarke beschrieben und vom Verf. bestätigt worden sind. Die ersteren stellen säulenförmige Gruppen von Ganglienzellen dar, die in den hinteren Hörnern der Med. spinalis liegen, und, worauf es ankommt, in directer Verbindung mit den eintretenden hinteren Nervenwurzeln stehen. Der Tractus intermedio-lateralis findet sich im Dorsal- und Cervicaltheile des Rückenmarks; derselbe scheint bestimmt die vorderen und hinteren Zellengruppen zu verbinden, indem er sie mit den longitudinalen Bündeln vereinigt, durch welche die Seitentheile der grauen Substanz nahe der Vereinigung der hinteren und vorderen Hörner begrenzt werden. Der Nucleus antero-lateralis ist vom Verf. zum ersten Male genau beschrieben worden: derselbe besteht aus Zellenhaufen, die neben den Oliven liegen, und nach aufwärts sich mit den

gesonderten, oberen Olivenkernen in
setzen. — Es ist leider an diesem
lich, eine Analyse der zahlreichen un
tailbeobachtungen zu geben, mit de
unsere Kenntniss der Med. obl. be
Man müsste zu diesem Zwecke eine
gen Auszug seiner sehr klar und pr
ten Beschreibungen mittheilen, wo
disponible Raum bei weitem überschr
dürfte. Es genügt zu bemerken,
gaben der früheren Bearbeiter des G
zum Theil bestätigt werden, was a
schwierigen und von Wenigen in An
menen Gebiete immer von Bedeutun
esse ist. Zum Theil aber werden sie in
Punkten berichtigt oder erweitert und
Controversen dadurch aufgeklärt. Vf
lich sehr genau nicht nur die englis
auch die deutsche Literatur, die hier
kommt; von französischen Leistungen
Falle nichts zu erwähnen. Sehr zahlreic
den sich an den betreffenden Stellen fo
den Text eingeflochten. Spätere Untersu
die Sorgfalt mit Dank erkennen, welche
theilung der bezüglichen Methoden an
Werkes verwendet worden ist. Zur Härt
obl. wurden Chromsäure u. Alkohol ver
Theil auch die Carmin-Imbibition, zu
tigmachen feiner Abschnitte für die p
schen Aufnahmen Chloroform und Copa
Lichtquelle wurde direct die Sonne ben
bare Negative konnten nur auf nassem W
werden. Schliesslich bleibt noch der W
das der Vf. die nöthige Zeit finden möge,
gebenen Versprechen gemäss seine Unt
weiter fostsetzen und die umfangreiche A
allen Richtungen hin verfolgen zu könn

W

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.
13. Stück. 29. März 1865.

Vergleichende Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache von Leo Meyer. Zweiter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1865. VI und 628 S. in Octav.

Vor etwa anderthalb Jahren bereits wurde von dem nun vollendeten zweiten Bande meiner vergleichenden Grammatik der erste Theil ausgegeben, der unterm vierten November des Jahres 1863 von mir zur Anzeige gebracht ist. Mit dem nun ausgegebenen Schlusstheil des zweiten Bandes ist, von der Zusammensetzung und von wenigen besonderen Abschnitten wie dem über die Bezeichnung des weiblichen Geschlechtes abgesehen, die Bildung der Nomina nach den beiden Hauptabschnitten der unabgeleiteten oder, wie ich sie mehrfach nannte, der Wurzelnomina und der abgeleiteten Nomina ganz zu Ende gebracht.

Gerade dieser Theil meiner Grammatik ist im Verhältniss zu dem ursprünglich berechneten Umfang des ganzen Werkes etwas ausführlicher behandelt, ich denke, nicht zum Nachtheil des

Ganzen. Grade in Bezug auf die
Wörter wollen sich noch immer d
schiedenartigsten Ansichten geltend
konnte daher nichts nützlicher sein,
das eigne Urtheil allzusehr vorzudrä
all eine grössere Anzahl von Beispi
ben, aus denen die Bildungsgesetze
immer am deutlichsten hervorleuchte
homerische Sprache ist in dieser Hi
der durchaus Vollständigkeit erstreb

Was weiter den Inhalt im Einz
trifft, so ist in dem neuen Schlusshe
hier doch eigentlich nur die Rede
zunächst der Abschnitt über die ei
ticipiellen Bildungen durch die alte
ta zu Ende geführt, im Anschluss
nächstfolgende über die Wörter au
ti handelt, das im Lateinischen ni
sehr häufig, im Griechischen namen
zahlreichen Bildungen auf *σι* noch e
Weiter folgt die Betrachtung des
mit dem was ihm entspricht und im
hang damit die der lateinischen Wör
und *túra*, sowie dann die des Suffi
man als der Persönlichkeit und daher de
beraubte Nebenform jenes meist Ha
zeichnenden *tar* ansehen kann, durch w
tungsumgestaltung die des Werkzeuge
springt. Zu den Bildungen durch a
hören auch zahlreiche lateinische mit
solche mit *b* an Stelle des *t* dort,
crîbrum und weiter auch *pôculum*, *p*
andre. Die folgenden Abschnitte be
dungen durch altes *tva*, durch *tma*,
bild im Griechischen noch oft ent
durch *tu*, das im Lateinischen viel
als im Griechischen, durch *tavja*, au

griechisches *σιο* als lateinisches *tivo* zurückführt, und durch *tja*, dessen Dental im Griechischen oft in der Gestalt *δ* sich zeigt, während im Lateinischen die längere Suffixgestalt *tiôn*, mit der zahllose weibliche Abstracta gebildet sind, sich daran schliesst.

Damit ist die Betrachtung der sehr zahlreichen unabgeleiteten Nomina mit suffixalem Telaut zu Ende und es folgen dann nur noch einige minder umfangreiche Abschnitte über Bildungen mit suffixalem altem *ja*, mit suffixalen Kehllauten, und über seltenere Bildungen, mit Lippenlauten und vereinzelte andre. Angeschlossen sind noch besondre Abschnitte über die ihrer etymologischen Bedeutung nach fast noch ganz unverständlichen Zahlwörter, über die Fürwörter und auch über die Ausrufungswörtchen, die in Werken über sprachliche Dinge in der Regel am stiefmütterlichsten behandelt zu werden pflegen.

Von Seite 438 an bis zum Schluss des Bandes reicht der zweite Hauptabschnitt, über die abgeleiteten Nomina, das heisst solche, die nicht unmittelbar von Verbalgrundformen ausgingen, sondern auf einfachere fertige Nomina schon zurückführen. Was sonst noch ihre Bildung anbetrifft, so sind ihre Suffixe zu grossem Theile ganz die nämlichen, die wir schon bei der Betrachtung der unabgeleiteten Wörter kennen lernten. Das gebräuchlichste Suffix im Gebiete der abgeleiteten Wörter lautet in ältester Gestalt *ja* oder auch *ia*, im Griechischen und Lateinischen *io* = *io*; von ihm wird zuerst gehandelt und zwar in ziemlicher Ausführlichkeit, um zu recht klarer Anschauung zu bringen, wie zahlreiche mit volleren Suffixgestalten versehene Wörter als wirkliches Schlusssuffix doch nur jenes einfache alte *ja* enthalten, und wie wichtig

es überhaupt für die Bestimmung
tungsentwicklung der Wörter ist,
eines jeden einzelnen neu zutreten
tes in ausgebildeteren Wortformen
In dem ausgedehnteren Abschnitt
dungen auf *ιο* = *io* sind auch di
Wörter auf *eo*, das man überall a
eio oder *ejo* wird zurückführen dür
Betrachtung gekommen, deren etw
digeres für sich Stellen doch für di
lichkeit des Ganzen vielleicht wi
gewesen wäre.

Der zweite Abschnitt handelt ü
reichen abgeleiteten Bildungen auf
fix *ka*, auf das auch unser *g* in
ruhig und allen ähnlichen Wörtern
und auch über alle übrigen, in de
Kehllaute hervortreten. Wie sch
unabgeleiteten Wörtern, so zeigt s
der unter den abgeleiteten besonde
harte Telaut als suffixales Element
zunächst die Nomina auf *ta* und
die mit den ebenso ausgehenden u
offenbar im engsten Zusammenhang
rauf ist die Rede von den abgelei
schen Wörtern mit dem Nominati
und von denen, die man als in nä
menhang mit ihnen stehend anseh
Griechischen sowohl als im Late
Bildungen sehr gewöhnlich mit der
gestalt *tâti*, nur im Lateinischen ve
nen die Suffixe *tûti* und *tûdon*, nu
schen *συνη* und *συνο*, die auf ein a
rückweisen. Nicht so sehr vieles
den Suffixen *tara*, *tama* und *tana*
die Bildung des Comparativs und
von näherer Betrachtung vorläufig

schlossen blieb. Noch war unter den ableitenden Suffixen mit dem harten Dental ein *tja* aufzuführen, unter dem wir auch die meisten Bildungen mit suffixalem *d* glaubten nennen zu dürfen.

Der folgende Abschnitt bringt die abgeleiteten Nomina mit suffixalem Nasal oder auf die alte Suffixform *na*, wie wir sie in der Ueberschrift nannten, bei denen wie auch sonst vielfach sehr schwierig ist die sichere Gränze zwischen den wirklich abgeleiteten und den unabgeleiteten Wörtern zu ziehen. Enger unter sich zusammen hängen wieder die Ableitungen mit suffixalem *r* und suffixalem *l*, unter welchen letzteren aber eigenthümlich ausgebildet die grosse Mehrzahl der lateinischen Verkleinerungswörter bemerkenswerth hervortritt. Weiter werden als in meist ganz deutlichem Zusammenhange unter einander stehend zusammengefasst die Bildungen auf *vant*, *vara*, *vala*, *va*, *u* und *ev*; die ersteren sind im Griechischen sehr geläufig mit der Suffixform *Fεντ* und später ohne den Halbvocal *εντ*, während in den entsprechenden lateinischen Bildungen sich die Suffixgestalt *ôso* (aus *ovenso*) bestimmt ausbildete, von der das oft dazu gestellte *lent* oder häufiger *lento* ohne Zweifel weit abliegt. Ableitungen auf altes *vara* und *vala*, *va* und *u* liessen sich weniger zusammenbringen, wogegen die auf das Griechische beschränkten auf *ev* wieder gewöhnlicher sind. Ein weiterer Abschnitt sammelt die Bildungen auf *mant*, *man* und *ma*, von denen nur die letzteren, und zwar nur im Griechischen, etwas häufiger begegnen. Der letzte Abschnitt spricht kurz über die abgeleiteten Nomina, die man als durch ein Suffix *a* oder *an* gebildet scheint ansehen zu müssen, und stellt dann in bunter Ordnung noch eine

Anzahl homerischer Bildungen zusa
auch zu den abgeleiteten zu gehö
nen, ohne in einem der früheren
schon eine Stelle gefunden zu haben.

Leo

Adolf Wagner, die Gesetzmä
den scheinbar willkührlichen Handl
Standpunkt der Statistik. Erster T
stisch-anthropologische Untersuchung
mässigkeit in den....; XX u. S. 1—
ter Theil: Statistik willkührlicher H
I. Statistik der Selbstmorde, XVIII u.
Hamburg bei Boyes und Scheidler 1

Der Verf. bietet seinen Lesern in
genden Schrift eine Untersuchung au
biete der sogenannten Moralstatistik
erste Abtheilung enthält einen Vortr
derselbe 1863 in der literar. Gesellsc
näum« zu Hamburg gehalten hat. E
darin zuerst die Frage, ob überhaupt
lichen Handlungen ähnlichen Gesetze
fen seien, wie die Erscheinungen
Sodann untersucht er den Charakter
setze und die Methode, dieselben
Drittens giebt er eine Reihe von Be
dem Gebiete der Statistik der Heir
Selbstmorde und der Verbrechen, um
Gesetzmässigkeit in den menschliche
gen nachzuweisen und schliesst mit
trachtungen über die Folgerungen,
aus jener Gesetzmässigkeit für die ph

Frage über den freien Willen des Menschen ergeben.

Der zweite Theil behandelt kurz die Statistik der Trauungen und Ehen und darauf sehr eingehend die Statistik der Selbstmorde. Eine dritte Untersuchung über die Statistik der Verbrechen verspricht der Verf. für eine spätere Zeit.

Ich glaube der übernommenen Pflicht, die Leser dieser Blätter mit der vorliegenden Schrift des Verfs bekannt zu machen, am besten zu entsprechen, wenn ich einige der wichtigsten Ergebnisse der Hauptuntersuchung, über die Selbstmorde, mittheile und damit einige Worte über das vom Verf. benutzte Material, über die Methode seiner Untersuchung und über den allgemeinen Standpunkt des Verf. verbinde.

Was nun das vom Verf. benutzte Material anlangt, so muss vor Allem anerkannt werden, dass er dasselbe mit dem grössten Fleiss zusammengebracht hat. Zwar ist es ihm nicht gelungen, alle Originalquellen zu benutzen, ein Glück, das einem Privatstatistiker überhaupt selten zu Theil wird; aber weitaus die meisten hat er wirklich benutzt und von den privatstatistischen Arbeiten, die zum Theil das ihm fehlende Originalmaterial behandeln, ist ihm, soviel ich urtheilen kann, nicht eine unbekannt geblieben.

Ebenso ist die Sorgfalt anzuerkennen, mit der der Verf. den Werth der statistischen Unterlagen seiner Untersuchung geprüft hat. Man erkennt dies aus zahlreichen Bemerkungen und der ganzen Art, wie er die Untersuchung anstellt. Doch bedaure ich, dass er sich nicht ausdrücklich über die Zuverlässigkeit und den relativen Werth dieser Unterlagen in der Schrift selbst ausgesprochen, dies vielmehr (II. 103. Anm.) auf eine spätere Gelegenheit verschoben hat.

In Folge der Kritik, die der Vf.
er zum Resultat, dass das vorhand
nicht nur umfassend, sondern auch
sei, um daraus zulässige Schlüsse
lative Häufigkeit des Selbstmords, s
und seiner einzelnen Arten zu zieh
That machen die Angaben über die
sache wohl am meisten Anspruch au
und Brauchbarkeit zu statistischen
gen unter allen statistisch erhobene
chen mit einziger Ausnahme der Hi
Denn wenn man auch nicht behaupte
der Wille, einen solchen Act zu con
mer vorhanden ist, — in England f
der constanten Uebung der Todten
kanntlich an diesem Willen so seh
dortigen Angaben als unbrauchbar
chungen mit andern Ländern zu bet
—, so sind doch die Fälle, wo a
Grunde die Angaben falsch sind, im
selten, als dass dadurch das Gesa
unbrauchbar würde. Häufiger möge
in den angegebenen Zahlen in Fol
thum bei der Beurtheilung der ein
sein. Selbstmorde können als Veru
oder Tödtungen angesehen und re
den. Aber ebenso findet das Entg
statt, wodurch der Fehler sich compe
und dann ist dieser Irrthum als ein
jährlich in gleicher Stärke wirkende
all gleichmässig vorkommender an
deshalb die Annahme berechtigt, das
die Selbstmordzahlen der einzelnen J
dem gleichen Lande mit einander ve
den können, sondern auch die de
Länder unter einander. Noch ein
ler kann vorkommen. Erfolgt näml

nblicklich, so kann der erst später ein-
terbefall auch andern Ursachen zuge-
verden als dem Selbstmord und das um
, wenn zu der durch den Versuch her-
ten tödtlichen oder lebensgefährlichen
noch eine andre Krankheit wirklich
mag diese nun Folge jener Verletzung
tständig eingetreten sein. Indess ist
r Fehler nicht hoch anzuschlagen und
so wie die beiden vorigen überall und
chmässig vorkommt, so verhindert er
r die Vergleichung der Zahlen aus ver-
Jahrgängen desselben Landes noch
en aus verschiedenen Ländern.
ner ist der Umstand, dass die amtli-
llen zum Theil verschiedenes Material
indem die einen, zum Glück weitaus
, nur die in Folge von Selbstmorden
Todesfälle angeben, die andern alle
oder gerichtlich festgestellten Selbst-
che. Wie gross der Unterschied zwi-
en Zahlen ist, ergiebt sich, wenn man
ten ins Auge fasst, wo beide Listen,
desfälle durch Selbstmord und jene
r Selbstmorde, veröffentlicht sind, z. B.
o 1844—56 die ersteren 3277, die
99 betrugen. Dieser Umstand hindert
ergleichungen der Zahlen in dem glei-
e nach Jahrgängen und Gegenden
ber sehr störend, wenn man verschie-
er mit einander vergleichen will, be-
nn, wenn man nicht einmal immer
s, welche Fälle eigentlich in den auf-
Zahlen gemeint sind.
rwähne ich schliesslich eines Umstan-
eichfalls Vergleichungen der Angaben
nämlich dass die Jahre, welche den

Vergleichungen zu Grunde liegen, nic
die gleichen sind, indem manche Tab
Kalenderjahren, andre nach Etatsjahr
stellt sind. Handelt es sich um Durc
angaben aus mehreren Jahren, so ist d
gültig; dagegen ist dieser Unterschie
Mittheilungen recht störend, wenn es
einzelne Jahre, z. B. besondere Noth-
gerjahre, handelt.

Trotz aller dieser Bedenken gegen d
barkeit der statistischen Angaben st
dem Verf. bei, dass Vergleichungen d
nicht blos nach Jahrgängen in demsel
sondern auch unter den verschiedene
wohl zulässig sind. Gerade der Vers
er gemacht hat, zeigt, dass die Beden
zu sehr urgirt werden dürfen; denn d
einstimmung, welche sich unter den z
gehörigen Ländern bei der Vergleic
Zahlen sowohl im Ganzen wie im Einz
ausstellt, ist meist so überraschend g
man daraus in Bezug auf die Brauchb
statistischen Unterlagen Beruhigung sch
Freilich ist Vorsicht bei ihrer Benut
nöthig, und manche Länder, bei de
weisbar oder vermuthlich die Zahlen
die Todesfälle, sondern auch die Selbs
suche enthalten, müssen bei der Ve
wegfallen oder wenigstens mit dem
eines starken Zweifels beigezogen wer
sehr zu wünschen ist, dass in der Zu
Material an Sicherheit und Brauchbar
der Beziehung gewinne. Dies wird
dann der Fall sein, wenn man sich zu
die Selbstmordfälle mit tödtlichem Aus
weil diese jedenfalls viel sicherer cons
den können als die Versuche.

Der erste Punkt, den der Verf. bespricht, ist die Regelmässigkeit in den Selbstmordzahlen von Jahr zu Jahr und die Zunahme der Fälle in der neuesten Zeit sowohl absolut als auch relativ zum Wachsthum der Bevölkerung. Letztere ist neuerdings bestritten worden; aber nach den Nachweisungen des Verf., denen man die neuesten Mittheilungen von Legoyt (im Journal des Économistes 1863 IV. p. 461) anreihen darf, ist ein Zweifel nicht möglich. Nach Legoyt ist die Zahl der Selbstmorde in Frankreich von 1542 (1827) auf 4050 (1860) gewachsen und es kamen 1827—30 54.1, 1831—35 64.9, 1836—40 75.9, 1841—45 84.8, 1846—50 96.8, 1851—55 100.4, 1856—60 110.4 Selbstmordfälle auf jede Million Einwohner. Die Frequenz hat sich somit verdoppelt. Nach der Berechnung des Vfs ist die mittlere jährliche Vermehrung der Selbstmorde in Preussen (1816—20: 792, 1856—60: 2725) 40, die der Bevölkerung nur 16.4 pro mille; in Dänemark 1836—60 jene 31, diese 11,4; in Schweden 1816—55 jene 31, diese 11.7; in Deutsch-Oesterreich 1816—61 jene 44, diese 9; in Sachsen seit 1836 jene 48, diese 12,6 pro mille.

Die Regelmässigkeit in der Zunahme zeigt der Verf., indem er die nachgewiesene Gesammtzunahme der Fälle zwischen 1836 und 1860 gleichmässig auf die einzelnen Jahre vertheilt und dann prüft, wie weit die wirklichen Fälle von der so berechneten idealen Zahlenreihe abweichen. In Frankreich zeigt sich so in dem Nothjahr 1847 das Maximum der Abweichung mit 16.7%. Der Verf. rechnet nur $3^1/_8$ %; aber auch jene Abweichung erscheint gering, wenn man erwägt, dass die jährlichen Abweichungen vom Mittel selbst in rein natürlichen Verhält-

nissen, z. B. in der mittleren Regen
Ortes noch grösser sind. In kleiner
treten die Jahresunterschiede natürl
hervor, z. B. in Württemberg in den
1854 und 55, wo die Fälle gegen
Vorjahre um 80% zahlreicher sind.
bezweifelt die Richtigkeit dieser Ang
mit Unrecht; denn die Noth war d
drückend, wie aus der enormen Ste
Gantungen hervorgeht. Ich erinnere
damals in Tübingen darüber verhan
ob nicht die Zahl der Aemter, aus
Selbstmörderleichen nach der Anatom
werden sollten, zu vermindern sei, w
terial sich übermässig vermehrt hatt

Der nächste Punkt, den der Verf
ist die Häufigkeit der Selbstmordfä
einzelnen Ländern und Landestheilen
als dabei eine Vergleichung der ein
der stattfindet, kommt hier das en
denken zur Geltung, dass die Tab
überall die gleichen Fälle enthalten.
ken wir uns auf Staaten von wenigs
Ausdehnung, so steht nach den Erge
neuesten Periode oben an Dänemark n
len auf jede Million Einwohner. Es folg
Altenburg mit 268, Meiningen 264, S
Meklenburg 162, Hannover 137, Kur
Preussen 122, Frankreich 111, Baden
temberg und Nassau 102, Norwegen
72, Schweden 71, Oesterreich (deu
Belgien 47, Ungarn 30, Venetien 26,
15, Dalmatien 11, Portugal mit 7
nerhalb der grösseren Staaten sind
weise die Unterschiede ebenso gross,
Frankreich Ile de France - Orléans 2
pagne 177, dagegen Rousillon 41.8,

13.8 Fälle; in Preussen zählen die Kreise Liegnitz 235, Magdeburg 232, Merseburg 209 und andrerseits Münster 44, Trier und Aachen 27 Fälle; in Bayern Oberfranken 126, Niederbayern 45,3; in Hannover der Harz 204,6, Osnabrück 65,6 Fälle.

Aber wie sind diese Verschiedenheiten zu erklären?

Unter den erklärenden Momenten weist der Verf. zuerst auf die klimatischen Unterschiede hin. Dieser Versuch wird durch die Listen nahegelegt, insofern wirklich der Süden weniger Fälle aufweist als der Norden. Aber der Verf. will sehr mit Recht für jetzt noch kein bestimmtes Urtheil hierüber aussprechen, weil die beobachteten Unterschiede zwischen dem Norden und Süden sich auch aus andern Momenten (Nationalität, Religion) erklären lassen, überdies die Data aus dem Süden wenige sind und zum Theil noch Bestätigung bedürfen. Auffallendes hätte übrigens die Erklärung nichts; denn die Menschen nehmen im Süden das Leben leichter als im Norden, sie haben auch weniger Bedürfnisse und befriedigen diese leichter als hier; deshalb werden individuelle Nothstände dort seltener zum Selbstmord treiben als hier.

Eine andre Einwirkung klimatischer Verhältnisse ist dagegen jetzt schon als bewiesen anzunehmen, nämlich das Steigen der Fälle mit der Jahrestemperatur, wofür sämmtliche genauere Tabellen sprechen. Um ein Beispiel statt aller anzuführen, so kommen nach Legoyt von 12000 Fällen im Jahr auf den Winter (Dez. — Febr.) 2467, aufs Frühjahr 3346, Sommer 3571, Herbst 2616. Das Maximum fällt in den Juni. Wie dies zu erklären, dafür giebt des Verfs Tabelle 21 einen brauchbaren Fingerzeig, indem daraus

hervorgeht, dass vorzugsweise diejeni
mordfälle im Sommer häufiger werd
die Folge von Geisteskrankheit und
Leiden sind. Während nach der fr
Statistik von 1000, andern Ursachen
benen, Fällen auf das Quartal Febru
255, auf die folgenden 3 0 0, 233 un
men, treffen Selbstmorde in Folge
schen Leiden 238, 3 1 8, 236, 181
Folge von Geisteskrankheit 243, 3 2
auf die bezeichneten Quartale.

An das Klima schliesst sich mat
in Folge von ungünstigen Erndten
an. Die Einwirkung dieses Moments
schon Wappäus bemerkt hat, bei de
nen Wachsen der Zahlen weniger st
scheint aber doch durch die Jahre 18
1853—55 bewiesen, insofern gerad
Jahren die Abweichungen von der
sicht auf den durchschnittlichen Z
rechneten Mittelzahl am grössten sin

Ich übergehe die wichtigen Na
des Verfs über den Einfluss des Gesc
des Alters auf den Selbstmord. Ich
aus nur an, dass auch nach seinen
gen die Frequenz des Selbstmords b
weiblichen Geschlechts nur $^1/_3$—$^1/_5$ d
Männern ist und dass die Frequenz
gend an zunimmt bis ins höhere A
das höchste Alter zeigt wieder eine
minderung. Bemerkenswerth ist noc
sache, dass auch bei den Frauen d
der Fälle mit dem Alter beobachtet
diese aber in den Altersjahren 16—
sonders 16—21, also in den Jahre
wicklung der Geschlechtsreife, eine
mässig grössere ist als bei den Männ

An die Prüfung der Einwirkung von Alter und Geschlecht schliesst sich die Frage nach der Einwirkung von Krankheitszuständen an, deren Untersuchung der Verf. nach Anleitung des Materials zweckmässig mit den sonstigen Motiven des Selbstmords verbindet. Dass hier die Statistik vielen Bedenken Raum giebt, liegt auf der Hand. Dennoch lässt sich jetzt schon als Resultat der vollständigeren Beobachtungen feststellen, dass etwa $^1/_3$ aller Fälle Folge von ausgesprochenen Geisteskrankheiten sind, etwa $^1/_{10}$ aller Fälle Folge von körperlichen Krankheiten, ungefähr $^1/_8$ die Folge von Lastern, insbesondere von Spielsucht, nicht ganz so viel Folge von Familienzwist, etwas mehr die Folge von Vermögenszerrüttung, erheblich weniger Fälle aus edleren Motiven hervorgehen, wie Reue, Scham, Furcht vor Strafe.

Von ausserordentlichem Interesse und nach meiner Kenntniss zum Theil vollkommen neu sind des Verf. Ausführungen über die Einwirkung der Nationalität, der Religion, der Bildung und des Berufs. Es geht daraus hervor, dass der Selbstmord unter den germanischen Völkern am häufigsten ist und viel weniger unter den Slaven und Romanen vorkommt. Unter den germanischen Nationen zeigen die skandinavischen und unter diesen wieder die Dänen die höchsten Zahlen. Unter den Deutschen kommt am häufigsten der Selbstmord vor unter den Obersachsen; die andern vom Verf. aufgestellten Gruppen folgen sich in der Ordnung: Slavosachsen, Niedersachsen, Hessen, Alemannen, Franken, Schwaben, Friesen, Czecho-Deutsche, Slavo-Preussen, Westfalen, Rheinländer, Bayern, Südslavo-Deutsche, Linksrheinländer. Die Extreme sind: 233 Fälle per Million bei den Obersach-

sen, 27 Fälle bei den Linksrheinländ
Durchschnitt, 104 per Million, stehen
sten Franken, Schwaben und Alema
unter sich nicht sehr abweichen. D
in östlicher Richtung ist über, der Si
osten und der Westen stehen unter d
schnitt. Was die Religion betrifft, s
Resultat der Untersuchung dahin, dass
mord sehr viel häufiger unter Prote
als unter Katholiken; als wahrschein
weiterer Bestätigung bedürftig, ist
dass er unter Reformirten häufiger ist
Lutheranern, unter Christen griechis
fession noch seltener als unter römi
tholiken, unter Juden seltener als u
sten und sogar seltener als unter K
In Betreff der Bildung gelangt der
Ergebniss, dass der verbesserte Schu
und die durch ihn hervorgerufene grö
breitung von Kenntnissen und geistig
keit jedenfalls nicht mit einer Verr
wahrscheinlich mit einer Zunahme d
mordfrequenz zusammengeht. Der Be
liegt nicht bloss darin, dass die St
ganz besonders die grossen Weltstädt
heblich grössere Frequenz zeigen als
und dass die im Ganzen unzweifelhaft
bildung weiter vorgeschrittenen protes
Länder mehr Fälle aufweisen als di
schen Länder, sondern ganz speciell sc
aus der Statistik Frankreichs hervorzu
die Procentzahlen der »Unterrichtete
Maassgabe der Rekrutenprüfung) in den
Theilen des Landes eine im Ganzen über
Uebereinstimmung zeigen mit der Häuf
Selbstmorde. Endlich ist das Resultat
chem der Verf. in Betreff der einzelne

nde gelangt, folgendes: Am häufigsten ist r Selbstmord unter Dienstboten, Soldaten und n sogenannten bedenklichen Klassen (Bettler, gabunden, Hospitaliten u. s. w.); seltener ist unter Landwirthen als unter Gewerb- und ndeltreibenden; doch ist der Abstand jedenls nicht bedeutend und die einzelnen Länder, s welchen Notizen vorliegen, nicht ganz überstimmend. Letzteres gilt auch in Betreff der eralen Professionen und höher gebildeten Stände, denen die Frequenz eine den Durchschnitt ganzen Volks etwas übersteigende ist.

Gegen die Methode, durch welche der Verf. diesen Ergebnissen gelangt, weiss ich keine nwendung zu machen. Das richtige Untersungsverfahren, wonach so viel als möglich sole Orte und Gegenden verglichen werden, wel in allen übrigen Punkten Uebereinstimmung gen und nur in dem einen Moment verschien sind, dessen Einwirkung geprüft wird, ist n Verf. mit all der Sorgfalt eingehalten, wel man von einem wissenschaftlichen Statisti r verlangen muss. Freilich ist das Ergebniss ht in allen seinen Theilen gleich sicher. Hie d da sind die Zahlen nicht gross oder nicht rlässig genug, um zu sicheren Schlüssen zu rechtigen. Aber in der Hauptsache sehe ich t dem Verf. die gewonnenen Resultate als ersen an, d. h. ich sehe als erwiesen an den sammenhang zwischen der Selbstmordfrequenz d der Religion, beziehungsweise der Confession, der Schulbildung, der sogenannten Civilisation, gewissen Berufsständen, der Nationalität. Ich glaube, man kann noch weiter gehen und den Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen im Allgemeinen als den von Ursache und Wirkung anerkennen. Dagegen ist es nach dem

jetzigen Stand unsrer Kenntnisse g
lich, das Maass der Einwirkung de
genannten Momente auf die Selbstmor
zu präcisiren; sodann lässt sich ni
stimmtheit sagen, wie weit die Einw
selben eine mittelbare oder unmittelb
drittens darf man unsres Erachtens
me eines ursachlichen Zusammenhan
Selbstmorden und jenen andern Mo
auf den augenblicklichen Zustand d
beziehen; man darf aber nicht sagen
ihrer Natur nach und mit Nothwen
mer und überall in der bezeichnet
auf die Selbstmordfrequenz einwirke

Um die Bedeutung der beiden le
schränkungen, — denn die erstere
klar und wird keinen Widerspruch
näher anzugeben, nehmen wir als
behauptete Wirkung der protestanti
fession auf die Selbstmordfrequenz i
zur katholischen.

Von einer unmittelbareren Einw
der auf das Vorkommen derselben
dener Richtung liesse sich nur inso
als die katholische Lehre den Selbst
bedingt für verdammt erklärt, w
protestantische Lehre zwar den Selbs
nicht den Selbstmörder verdammt,
insofern, als die katholische Kirche,
schliessliche Vermittlerin des Heils,
persönlichere Einwirkung auf den Ein
zuüben vermag als nach der prot
Lehre und kirchlichen Ordnung n
Gewiss mag jene Lehre und diese
manchen Verzweifelnden von dem le
hängnissvollen, Schritt abhalten. Ind
Lehre und diese Einwirkung doch nu

unbedeutendes Moment gegenüber von dem allgemeinen Geist der Religiosität und Sittlichkeit, mit dem die Angehörigen jeder der beiden Confessionen erfüllt sind. Ob dieser Geist, der als sittliche Macht im Leben wirkt, gerade jetzt bei den Protestanten schwächer ist als bei den Katholiken, wage ich nicht zu sagen. Aber ganz gewiss ist, dass er nicht schwächer sein muss und dass Zeiten gewesen sind, wo er stärker und für die sittliche Hebung und Reinigung des Lebens wirksamer war als in der katholischen Kirche.

Diese religiöse Seite ist aber doch nur ein Moment und kommt nur insoweit in Betracht, als sie die Kraft bestimmen hilft, mit welcher der Einzelne die an ihn herantretende Versuchung, den äussersten Schritt der Verzweiflung zu thun, bekämpft und überwindet. Eine weitere Frage ist, ob die Versuchungen selbst auf beiden Seiten gleich häufig und stark sind. In dieser Beziehung muss man aber sagen, dass die protestantischen Gebiete in Deutschland — und hier allein hat die statistische Vergleichung beider Confessionen einen grösseren Werth, weil man Bevölkerungen vergleichen kann, die in allen oder den meisten andern Beziehungen gleich oder ähnlich sind und nur in der Confession abweichen — im Allgemeinen die regsameren und ökonomisch und social vorgeschrittenern sind. Damit mehren sich aber die geistig und körperlich aufreibenden Beschäftigungen und Lebensverhältnisse; es steigert sich mit der Concurrenz im Leben die Isolirung der Einzelnen und die Lockerung der altgewohnten socialen Bande. Durch all dies wird die Kraft der Persönlichkeit gestärkt; es mehrt sich aber auch die Gefahr für den Einzelnen, im Kampfe des Lebens un-

terzugehen. Insofern nur als die ga
Lebensentwicklung zum grossen The
selben geistigen Antriebe hervorgebr
che auch den Protestantismus he
haben und von ihm fortwährend gel
werden, kann man auch sagen, das
stantismus die Gefahren für den E
mehrt hat. Aber diese Wirkung
der angegebenen Richtung ist keine
sondern mittelbare, indem dasselbe
gesteigerten Individualität, das den
mus hervorgerufen hat und das die
und Leben vertritt, auch das mod
schaftsleben mit seinem Guten und
seinen Erfolgen und seinen Gefahr
bracht hat und fortdauernd beherrs

Ist das Gesagte richtig, so wi
ursachlichen Zusammenhang zwische
stantischen Confession und der Se
quenz recht wohl zugeben können
leugnen müssen, dass eine Steigeru
teren überall und immer eine nothw
der ersteren ist; denn es kann
Geist gerade durch die im Princip
stantismus liegende Steigerung der
welche die Persönlichkeit in sittliche
an sich stellt, eine solche Kraft ge
hat sie zeitweise schon gewonnen, d
grösseren Gefahren überwunden we
das aus dem gleichen Princip der
tätsentwicklung entspringende Leben

Sagen wollen, der Protestantismu
Nothwendigkeit jene traurige Ersch
starken Selbstmordfrequenz hervorbr
nicht weniger thöricht als die Behau
der Katholicismus mit Nothwendigke
zu Verbrechen minder stark entgege

inige Statistiken beweisen, dass in gewissen iten und Ländern gemischter Confession die atholiken eine stärkere Verhältnisszahl von rsonen in die Zuchthäuser und Strafanstalten fern als die Protestanten.

Ich übergehe die weiteren Entwicklungen des erf., namentlich das ganze reiche Kapitel über ie Arten des Selbstmords und führe nur noch n Betreff der Einwirkung des Berufs an, dass ie dort angeführten starken Zahlen vom österichischen Militär aus den Jahren 1851—57 wahrscheinlich dadurch ihre enorme Höhe erreihen, dass die Versuche den Todesfällen zugerechnet sind. Die angegebene Durchschnittszahl 444 stimmt nämlich ziemlich gut mit den Angaben (im statistischen Jahrbuch) für 1861—63, wonach in diesen drei Jahren 402, 384 u. 350 Fälle waren. Darunter waren aber 111, 97 und 94 Versuche und nur 291, 287, 256 Todesfälle. Rechnet man nur diese, dann vermindert sich die »Militärfrequenz« bedeutend im Verhältniss zu andern Staaten und steht nicht in so gar schreiendem Missverhältniss zur »Civilfrequenz«, obwohl sie diese noch immer ums Mehrfache übersteigt, was freilich in geringerem Grade überall der Fall ist.

Was oben über die Ursachen der Uebereinstimmung und der Verschiedenheit der Selbstmordfrequenz nach Zeiten, Ländern und Völkern gesagt worden ist, führt zu der vom Verf. am Schluss des ersten Theils seiner Schrift ausführlich erörterten allgemeinen Frage, ob und wann man die beobachtete Gleichmässigkeit in der Wiederkehr gewisser Erscheinungen des natürlichen oder gesellschaftlichen Menschenlebens als eine »gesetzmässige« bezeichnen darf. Den Begriff Gesetzmässigkeit und die verwandten Aus-

drücke Gesetz, Regel, Regelmässigkei
Verf. dadurch fest, dass er den Unte
ter diesen Ausdrücken in der mehr o
genauen Kenntniss der Ursache find
einer gewissen regelmässig wiederkeh
scheinung zu Grunde liegt. Man mü
nem »Gesetz« einer Erscheinung spre
man die bestimmte einzelne Ursache
che sie veranlasse, womit im Zus
stehe, dass man die Stärke dieser wi
sache messen könne; »Gesetzmässigk
vorhanden, wo man zwar nicht die e
sache kenne, aber aus der beobachtet
nung auf »das Vorhandensein von
entweder constanten, gleichbleibende
zusammenhängendes System bildende
lichen Ursachen mit Gewissheit schlies
Die Ausdrücke »Regel und Regelmässi
ten einen umfassenderen Sinn; man
gleichbedeutend mit Gesetz und Ge
keit, aber auch »zur Bezeichnung
gleichmässig wiederkehrenden Erschei
brauchen, bei denen wir ein Causali
niss gar nicht begreifen können u
deshalb als vom Zufall abhängig b
Ich erkenne an, dass sich diese Beg
mungen und ein darnach sich bildend
gebrauch wohl rechtfertigen lassen, bez
dass unsre Statistiker, Naturforscher
matiker sich dieselben zu eigen mach
sache ist wenigstens, dass dieselben
mer von einem Gesetz der Mortalität,
Gesetz der männlichen Mehrgeburte
obwohl sie hier nur höchstens von ei
mässigkeit sprechen dürften, da eine
einzelne Ursache dieser gleichförmig
renden Erscheinungen zur Zeit nicht b

Doch legt der Verf. selbst kein so grosses Gewicht auf jene Unterscheidung, dass er es nicht für erlaubt hielte, »schon aus Gründen des sprachlichen Wohllauts mit den Worten Gesetz, Regel, Gesetzmässigkeit, Gleichartigkeit, Gleichmässigkeit u. a. m. abzuwechseln, um denselben Begriff auszudrücken.« Fragen wir aber, welchen jener Ausdrücke, ihre Annahme vorausgesetzt, man brauchen dürfe, um die gleichförmig wiederkehrenden Thatsachen auf dem Gebiete derjenigen Erscheinungen des Menschenlebens, welche mehr oder minder von dem Willen abhängig sind, also Verbrechen, Selbstmorde u. dergl. richtig zu bezeichnen, so glaube ich nicht, dass man überhaupt bis jetzt von gefundenen »Gesetzen« sprechen darf; denn das Charakteristische des Gesetzes, dass man die der Erscheinung zu Grunde liegende Kraft messen könne, trifft wohl nirgends zu. Bei vielen kann man allerdings »auf das Vorhandensein constanter oder veränderlicher Ursachen mit Gewissheit schliessen« und sie deshalb als gesetzmässige anerkennen; sehr viele fallen aber unter den Begriff der »Regelmässigkeiten« im Gegensatz zum »Gesetzmässigen«, weil wir von ihren Ursachen so wenig wissen, dass sie für uns zur Zeit noch den Werth von zufälligen Erscheinungen haben, wenn wir auch annehmen dürfen, dass sie nicht wie das Fallen der Würfel oder der Loose wirklich vom Zufall, sondern von einem in ihnen selbst liegenden Einfluss beherrscht werden.

Mit dieser Beschränkung unsrer Kenntniss der Ursachen der gleichförmig wiederkehrenden sogenannten moralstatistischen Erscheinungen soll natürlich nicht die Thatsache der mehr oder minder grossen Gleichförmigkeit in derselben

selbst in Zweifel gezogen werden.
theil wie diese für die beobachtet
heit anerkannt werden muss, so
voraussichtlich in der Zukunft bec
den, natürlich vorausgesetzt, dass
welche auf die betreffenden Ersch
ken, in gleicher Kraft bleiben. U
dem Vorhergehenden besprochenen
Selbstmorde zurückzukehren, so zw
dass, wenn alle äusseren Momente
Einzelnen eine Veranlassung und Ve
Selbstmord werden können, und w
sönlichen Zustände, also namentlic
richtung der Einzelnen, der Einfl
gion, die sittliche Strenge gegen si
nau dieselben bleiben, wie sie b
auch die Selbstmordfrequenz die gl
dass aber, wenn eines dieser wirken
sich ändert, sie sich gleichfalls änd

Aber, fragen wir zuletzt, wird
erkennung der »Gesetzmässigkeit«,
weise »Regelmässigkeit« derjenige
gen, die vom menschlichen Willen h
werden, nicht der freie Wille des Me
geleugnet? Bekanntlich wird dies
Vielen bejaht, während Andere di
nen und, wie der Verf. (I, S. 47),
absolute Nöthigung so und nicht a
deln, kann aus unsern statistischen
vornherein »höchstens« für die »
der Menschen abgeleitet werden;
der individuellen Freiheit wir
findung jener Gesetzmässigkeiten n
lich gemacht. Ich bemerke indess,
in die Untersuchung der Frage einz
es mit der individuellen Freiheit d
bestellt ist, wenn trotz ihrer so u

r »grossen Zahl« gehörige Individuen als der
othwendigkeit verfallen angenommen werden,
hrlich dies und jenes Verbrechen zu begehen
er sich selbst umzubringen. Was der Vf. (I,
) von der »grossen Zahl« sagt, ist ganz tref-
nd. Mir scheint aber, dass die in Rede ste-
nden Thatsachen zur Annahme einer indivi-
ellen, alle Freiheit und Verantwortlichkeit auf-
ebenden Nothwendigkeit zu gewissen Handlun-
n oder auch zur Annahme einer auf die grosse
hl beschränkten Nothwendigkeit überhaupt keine
ngende Veranlassung geben. Eine solche
re nur dann anzuerkennen, wenn sich nach-
isen liesse, dass alle jene Handlungen entwe-
r die unbedingte Folge der äusseren Einflüsse
nd, denen der Mensch ebenso unterworfen ist,
e einem Naturereigniss, oder dass sich die
istige Verfassung des Menschen als in einer
lchen Weise natürlich ein für alle Mal festge-
ellt erkennen liesse, dass andre Handlungen
s die für jedes Alter, jedes Volk, jede Zeit
atistisch beobachteten überhaupt nicht gesche-
n können. Giebt, fragen wir, die statistische
eobachtung zu einer derartigen Annahme eine
öthigende Veranlassung? Ich sage: Nein, und
aube durch diese Verneinung nicht in Wider-
pruch zu kommen mit der oben in Betreff der
lbstmordfrequenz ausgesprochenen Ansicht, dass
ch die beobachtete Gleichförmigkeit auch fer-
rhin zeigen werde, falls die Totalität aller
rauf einwirkenden Ursachen die gleiche bleibt.
enn unter diesen Ursachen ist eben eine und
ar wohl die stärkste von allen, die herr-
hende Willensrichtung der Menschen. Aber
ann diese sich nicht ebenso ändern, wie die
ussern Ursachen, z. B. Nothzeiten? Und hat
e sich nicht schon mehrmals in der Geschichte,

z. B in der Reformationsperiode, ge
rade die statistisch feststehende Tha
die Selbstmorde seit dreissig Jahren
vermehrt haben, beweist in ungünsti
eine Veränderung. Niemand wird
lich aus veränderten äusseren Ursac
wollen, wenn diese auch einen g
daran haben durch Vermehrung und
der Versuchungen zum Selbstmord.
Niemand nachweisen wollen, dass
menschlichen Natur mit Nothwendig
det ist, dass gerade jetzt im neunz
hundert eine Art geistiger Epidem
Menschen gekommen ist, die diese
muss. Die Thatsache selbst nöthigt
me, dass eine veränderte Willensr
welche jeder Einzelne die Verantwort
die Hauptursache jener traurigen Ers

Ferd. Hirsch. De Italiae in
libus saeculi decimi et undecimi.
Hirzel. 1864. 74 S. in Octav.

Angeregt durch eine nähere
mit der Geschichte der Normann
versucht der Vf. der oben genannte
handlung die kleineren Annalen,
Quellen für die Geschichte Unter-
rend des 10ten und 11ten Jahr
Wichtigkeit sind, kritisch zu prüfe
nalen, wie sie uns vorliegen, sind

r Zeit, zu Ende des 11ten oder im 12ten Jahrndert geschrieben worden; es gilt zu unterchen, woher die Nachrichten stammen, welche e über jene früheren Zeiten enthalten, eine fgabe, welche die bisherigen Editoren und nutzer jener Quellen nur wenig berücksichtigt ben. Der Verf. sucht sie zu lösen. Er zeigt, e mehrere dieser Annalen theils unter einanr, theils mit grösseren Chroniken in naher rwandtschaft stehen, und bemüht sich durch nauere Untersuchung dieser Verwandtschaft tere Quellen, auf deren gemeinsamer Betzung dieselbe beruht, näher zu bestimmen. n ersten Capitel wird von der Vergleichung eier Annalen: Annales Barenses, Lupus und nonymus Barensis ausgegangen, dann einerseits e Annales Beneventani und Chronica S. Benecti, andererseits das Heldengedicht des Guiermus Apuliensis herangezogen und nachgewien, dass die Nachrichten dieser Autoren über die Zeit bis zur Mitte des 11ten Jahrhunderts m Wesentlichen aus zwei Quellen, die der einen aus alten Annales Barenses, die der anderen aus einem alten Chronicon Beneventanum eschöpft sind. Jene beiden alten Quellen sind n dem wichtigsten annalistischen Werke, dem des sogenannten Lupus, benutzt worden; auch in seinem späteren Theile ist dasselbe eine Compilation aus zwei Quellen, deren eine wahrscheinich Annalen von Matera, die andere von diesen verschiedene, aus einem mehr universellen Gesichtspunkte geschriebene Annalen waren, welche letztere auch Romualdus Salernitanus benutzt hat. Endlich wird nachgewiesen, dass das Chronicon breve Northmannicum nicht, wie bisher geglaubt worden, auf Lupus oder dessen Quelle, sondern auf verlorenen Annalen von Tarent be-

ruht. Das zweite Capitel zeigt
Weise, wie nicht nur die jüngeren
Monte Cassino und La Cava, sonde
Anzahl grösserer Chroniken (Leo un
sin., das Chron. Vulturnense, Casa
mualdus Sal.) aus alten annalistisch
nungen von Monte Cassino gesch
Das dritte Capitel behandelt Romu
nitanus und das Chronicon Amalfit
Verf. war es durch die Güte des H
des Herrn Dr. W. Arndt, vergönnt
Text des Romuald nebst den Noten,
die Ausgabe im nächsten Bande de
Germaniae historica vorbereitet wur
nuscript einzusehen, eine Unterstütz
er zu seinem Bedauern vergessen
Abhandlung selbst anzumerken. E
nächst, wie Romuald ausser den
besprochenen Quellen, den alten An
nenses und den auch von Lupus be
nalen, noch aus mehreren kleiner
schen Aufzeichnungen geschöpft hat
dann in einer ausführlichen Unter
Hauptquelle desselben, welche sich
Chronicon Amalfit. benutzt findet, n
stimmen. Er weist nach, dass jene
Chronik war, welche die Geschicht
mannen in Italien bis auf Robert Gu
behandelte, dass dieselbe in oder
zwischen den Jahren 1102 und 11
ben ist, dass ihr Autor keine schrift
len vor Augen gehabt, sondern a
dächtniss die älteren Ereignisse ung
ihm näher stehenden richtiger besc
Mit einigen Bemerkungen über da
einer sehr getrübten Quelle geflossen
Amalf. schliesst die Abhandlung. U

gen über die verschiedenen chronologischen Systeme, welche einzelne der besprochenen Autoren angewandt haben, sind an mehreren Stellen derselben eingeschaltet.

F. Hirsch.

Das alte Griechenland im neuen von Curt Wachsmuth. Mit einem Anhang über Sitten und Aberglauben der Neugriechen bei Geburt, Hochzeit und Tod. Bonn, Verlag von Max Cohen u. Sohn, 1864. 126 S. in Octav.

Während in unserem Jahrhundert besonders in Folge des Erscheinens von Jakob Grimm's herrlichem Werk über deutsche Mythologie nicht allein die Deutschen selbst, sondern auch die meisten übrigen Völker Europa's die bei ihnen heimischen volksthümlichen Ueberlieferungen, Vorstellungen und Gebräuche mit liebevollem Eifer gesammelt haben und trotz der Fülle des bereits vorliegenden Stoffes zu sammeln unermüdlich fortfahren, sind die Neugriechen bis zur Stunde hierin zurückgeblieben, zumeist wohl aus Nachlässigkeit und Mangel an Interesse, oder auch in dem Wahn befangen, dass die auf so reichen schriftlichen Quellen beruhende Kenntniss des Lebens und Glaubens ihrer Vorfahren durch Aufzeichnung der mündlich in ihrem Volke fortlebenden Traditionen in keiner Weise könnte bereichert werden. Wenigstens sind ihre Leistungen auf diesem Gebiete, die übrigens grössten-

theils erst durch Fallmerayer's bit
dene Angriffe auf ihr Autochthonent
gerufen wurden, im Vergleich zu d
dern Nationen niedergelegten Schä
Art als sehr gering zu bezeichnen.
auch hie und da bei ihnen, besond
neren, nur sehr selten zur Kunde
des gelangenden Schriften manch un
Material sich findet, so ist doch nic
zu stellen, dass wir bei weitem da
grossen Zahl namentlich deutsche
scher und englischer Reisenden verd
che ihr schönes Land durchwandert
ren Nachrichten freilich überall vers
Bezug auf Werth und Grad der Zu
sehr verschieden sind. Erst in alle
haben sich, wie ich bestimmt vers
auch unter den Griechen selbst me
zugleich geregt, um diese Unterla
theilweise wieder gut zu machen.
eine sehr erhebliche Frucht ihrer T
jetzt nicht bekannt geworden, und
voraussichtlich noch gar viele Jah
ehe der reichhaltige Stoff zur Genü
und in der richtigen Art mitgethei
ein Ziel, das nur durch das Zusa
möglichst vieler erreichbar ist. U
Umständen kann es nur um so erwü
wenn auch ausserhalb des Kreises d
zu solcher Arbeit berufenen Einhei
lässliche Männer, denen die Geleg
geboten ist, planmässig auf dieses se
Feld der Forschung sich begeben u
ihnen Gewonnene zum Gemeingut
schaft machen. Im vorigen Jahre
unsrer Landsleute, der Consul von
das Verdienst erworben, die erste vo

veranstaltete Sammlung griechischer Märchen herauszugeben. Dessen Werke ist in kürzester Zeit die kleine Schrift Wachsmuth's nachgefolgt, welche, wenn schon sie die allgemeinere Aufgabe sich gestellt hat, überhaupt das Alte im Neuen nachzuweisen und darum auch über den Nationalcharakter der Neugriechen und andre Dinge sich auslässt, doch vorwiegend die in Ueberlieferungen, Anschauungen und Bräuchen des Volkes erhaltenen Reste der Vorzeit in Berücksichtigung zieht. Indem ich nun diese Schrift im Folgenden einer näheren Besprechung unterwerfe, glaube ich dieses nicht ohne Beruf zu thun. da ich während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Griechenland dem nämlichen Gegenstande besondre Aufmerksamkeit gewidmet habe.

Das Buch des Verfs zerfällt, wie schon aus dem Titel hervorgeht, in zwei Theile. Der erste, »das alte Griechenland im neuen« (S. 1—38), enthält einen zu Bonn am 16. Januar 1864 gehaltenen Vortrag. Hier bringt der Verf. zuerst einige einleitende Gedanken über den Nutzen vor, welcher schon aus blosser Anschauung griechischen Landes und griechischer Natur für die Beurtheilung seiner einstigen Bewohner und ihrer Schöpfungen sich ergebe, und kommt dann auf sein eigentliches Thema, nämlich »das jetzige Griechenvolk selbst mit der ihm vom Alterthum in ununterbrochener Kette überkommenen und in ihm fortlebenden Ueberlieferung« darzustellen. Zu diesem Zweck spricht er zuerst über Körpergestaltung und Physiognomie der Neugriechen, so wie über Sprache und Nationalcharakter derselben, und geht dann zu den »weitverzweigten Spuren hellenischen Heidenthums und antiker Vorstellungsweise« über,

indem er hier besonders der Märch
nung thut, dann der volksthümlichen
gen vom Tode und vom Leben nach
der zahlreichen Ueberbleibsel heid
schauungen und Gebräuche, die in
christlichen Kultus selbst, in der He
rung, in den Legenden, in den religi
und Ceremonien unter nur leichter
bergen, ferner der Wesen, mit dene
tasie der Neugriechen meist in Uebere
mit ihren Vorfahren die Natur bev
Krankheiten personificirt, hierauf de
bens des bösen Blicks, endlich des T
Zauberinnen. Zum Schlusse gibt der
Uebergehung anderer Sitten, deren
er sich zum Theil für den Anhang
eine Beschreibung der griechischen
feier.

Da der Verf. die ganze so reich
so eben angegebenen Stoffes in eine
von einem bestimmten Zeitmass abhä
trag zusammenzudrängen sich entschl
so war es natürlich, dass er in den
Ausführungen meistentheils absehen
blosse Andeutungen sich beschränk
Doch hat er in den dem Vortrag a
Anmerkungen Gelegenheit genommen,
nur kurz berührte Punkte eingehen
sprechen. Sodann sind in dem b
wissenschaftlich gehaltenen Anhang (S
welcher den zweiten Theil seines Bu
die an Geburt, Hochzeit und Tod s
pfenden Sitten und der damit zusamm
Aberglaube der Neugriechen besond
grösserer Ausführlichkeit dargestellt.

Das Buch des Vfs beruht auf eine
Verarbeitung des bereits vorliegenden,

ewerken oder besonderen Abhandlungen allentalben zerstreuten Materials. Hervorzuheben ist, ass er manche wichtige Bemerkung aus ein aar kleinen, in Griechenland selbst erschienenen und bisher in Deutschland nicht bekannten chriften mitgetheilt hat. Einige griechische)uellen sind ihm jedoch entgangen, wie sich bei er Veröffentlichung meiner Sammlungen herausstellen wird.

Des wirklich Neuen bietet zwar der Verf. icht eben viel; es scheint, dass sein Aufenthalt n Ort und Stelle von zu kurzer Dauer gewesen ist und seine Forschungen zu frühzeitig haben abgebrochen werden müssen. Doch ist auch las Wenige, wenn es sich nur durch Treue und Genauigkeit empfiehlt, stets willkommen zu eissen. Für weitaus die wichtigste unter den igenen Angaben des Verfs, welche fast sämmtlich auf den Mittheilungen eines Eliers aus dem Dorfe Zurtsa und eines Einwohners von *Βεσάνη τῆς Πωγωνιανῆς* in Epirus beruhen, halte ch die elische Auffassung der Lamia als eines dämonischen Wesens des Meeres (S. 31 und 55), hiernächst die Vorstellungen des Volks im epirotischen Zagori von den bösen Geistern in der Natur (S. 53) und die von einer Hexe vorgenommene Ceremonie, um den Zauber des Nestelknüpfens zu lösen (S. 104). Auch die genauere Beschreibung der schon von Fauriel Discours prélim. S. XXXVI kurz erwähnten, zum Schluss der Hochzeit an der Quelle stattfindenden Feierlichkeit (S. 100 f.) ist recht dankenswerth.

Besonnenheit im Urtheil und wissenschaftlicher Ernst treten in dieser Arbeit in anerkennenswerther Weise hervor und erheben dieselbe

über ähnliche Leistungen Früherer.
ich das Verfahren des Verfs in Be
mentlich der ältern Litteratur keine
weg billigen; hier wäre grössere
schieden am Platze gewesen. Nach
achten haben Nachrichten Früherer
und abergläubische Vorstellungen
chen nur dann vollen Werth, wenn
Angabe des Ortes, an welchem die
achtet worden sind, hinzugefügt ist
chen Dingen natürlich nicht in a
Griechenlands Uebereinstimmung
selbst, wie ich aus Erfahrung wei
auf einem verhältnissmässig sehr
Raum, z. B. innerhalb einer Insel
in Gebräuchen nicht unerhebliche
heiten hervortreten. Wenn man a
solche Mittheilungen, welche, wie
älteren Berichterstattern leider so
Fall ist, der genauen Ortsangabe e
Benutzung heranzieht, so sollte m
nicht ohne weiteres als allenthalben
stellen. Der von Pouqueville beric
z. B., dass man einem neugeborene
nen Kuchen, ein Geldstück und ein
nem Mädchen einen Spinnrocken
Kopfkissen lege, ist sicher ein local
vom Verf. (S. 75) nicht unter d
griechischen aufgeführt werden solle
dann, was bürgt uns denn dafür,
was ehedem an altem Glauben und
chen in Griechenland noch lebend
auf den heutigen Tag sein Dasein
Solche Ueberlieferungen aus der Vo
ja doch nicht ewig fort in ungeschw
ebenso wenig als Formen und Wo
Sprache immer dieselben bleiben;

mern allmählich immer mehr und verschwinden beim rascheren Vorwärtsschreiten der Kultur zum Theil gänzlich aus dem Bewusstsein der Menschen. Ueberall sind die Spuren des Heidenthums vor hundert Jahren weit zahlreicher und weit frischer gewesen als gegenwärtig, und was insbesondere Griechenland betrifft, so ist es nicht zu verkennen, dass dessen die ganze Nation bis in ihr Innerstes erschütternder, alle Verhältnisse neu gestaltender Freiheitskampf und theilweiser Wiedereintritt in die Geschichte auch auf jene stillen und verborgenen Seiten des Volkslebens wesentlichen Einfluss gehabt haben. Daher sollten die über jene Zeit zurückreichenden und durch keinen neueren Gewährsmann bestätigten Nachrichten zwar keineswegs unberücksichtigt gelassen, aber ebenso wenig als vollgültige Zeugnisse für jetzt Bestehendes gebraucht werden. Der Verf. hat diese doch so einleuchtende Regel ausser Acht gelassen, wie ich an einem augenfälligen Beispiel zeigen will. Er sagt S. 77 f., dass »die Gello noch heute um das Leben ihrer Kinder besorgte Eltern schreckt«, und dass »abgefallene Kinder noch jetzt Γιλλόβρωτα heissen.« Diese Notiz ist aus Michael Psellus dem jüngeren geschöpft, dessen Worte bei Leo Allatius de Graecorum hod. quor. opinationibus (in dem Buche de templis Graecorum recentioribus S. 117 f.) zu lesen sind, also aus einer Quelle des elften Jahrhunderts oder höchstens des beginnenden zwölften! Ob aber diese Namen gegenwärtig noch irgendwo in Griechenland unter dem Volk zu hören sind, möchte ich stark bezweifeln, wenn auch das Vorhandensein ähnlicher Vorstellungen fest steht.

Es kann selbstverständlich nicht meine Ab-

sicht sein, dem Verf. in alle Einzelh
Darstellung zu folgen und alle Ding
ich abweichende Ansichten habe, nä
sprechen; dazu wäre eine Ausführl
thig, welche der Raum für eine An
gestattet. Ich beschränke mich da
einige Punkte, deren Erörterung ohn
lichkeit geschehen kann, sowohl aus
trag als aus dem Anhang herauszu
gewisse offenbare Versehen des Vfs
tigen.

S. 5 behauptet der Verf., »im
raube die niemals völlig absterbende
Bewohner der Gelegenheit, an ihren
klagend und aufjauchzend Theil z
deutsche Frühlings- und Herbst-Ge
dort von Haus aus nicht möglich
Satz ist, in solcher Schärfe aus
falsch, da ja doch, wie bekannt, be
Griechen z. B. im Kultus der Aphr
mentlich in der mit diesem zusam
den Adonisfeier, und ebenso im e
Gottesdienst ausgelassene Lust beim
der Natur und wehmüthiger Schmerz
Absterben zum unzweifelhaftesten Au
men. Und wird ferner nicht des
hauptung durch die von ihm selbst
Art und Weise widerlegt, wie man
Theilen Griechenlands von den älte
an bis auf die Gegenwart den nahen
ling begrüsst?

Wenn der Verf. S. 18 bemerkt,
Griechenland »für den Fremden so g
möglich, von den märchenkundigst
auch nur ein Märchen erzählt zu b
so bezieht er sich ohne Zweifel auf
rung, welche von Hahn während sein

rigen Aufenthaltes daselbst gemacht hat (siehe dessen griech. und alban. Märchen, 1. Theil, S. 11 f.). Aber schon Zuccarini's Erzählung im Ausland (vom J. 1832, S. 230 und 243) hätte ihn belehren können, dass die Sache sich doch nicht ganz so schlimm verhält. Auch ich selbst habe in Griechenland, allerdings unter Verhältnissen, die für diese Gelegenheit besonders günstig waren, mehrmals aus Frauenmund Märchen vernommen, wenn gleich natürlich Kinder zu solchen Mittheilungen sich stets bereitwilliger zeigten.

Dass die heidnischen Götter und Helden in der christlichen Zeit vielfach durch Heilige von verwandter Bedeutung ersetzt worden sind, ist richtig und gilt gleich wie für andere Länder, so auch für Griechenland. Allein man muss sich doch hüten, aus theilweiser Uebereinstimmung im Wesen oder auch im Namen allzu voreilige Schlüsse zu ziehen. Wenn der Verf. S. 23 die Bemerkung macht, dass »den auf feurigem Wagen am Himmel fahrenden Sonnengott Helios in seinen auf hohen Bergen gelegenen Heiligthümern der auf feurigem Wagen gen Himmel fahrende, auch lautlich nahe stehende Elias« abgelöst, so hat er nicht beherzigt, was bereits Ross (Griechische Königsreisen II, S. 212) gegen dieses »beliebte Steckenpferd der archäologischen Topographen«, wie er's selbst nennt, mit gutem Fug eingewandt hat: dass nämlich der Prophet Elias in Griechenland Göttern aller Art auf hohen und niedrigen Bergspitzen nachgefolgt ist, wie auf dem Helikon den Musen, auf Aegina dem Panhellenischen Zeus, auf dem Menelaïon bei Sparta dem Menelaos; dass es im ägäischen Meere keine Insel gibt, woselbst nicht wenigstens eine Bergspitze nach ihm be-

nannt wäre, und dass allein in de
Mani nicht weniger als fünf Gipfel d
seinen Namen tragen.

S. 27 f. entwickelt der Verf. den
dass die heutige griechische Charfr
Oster-Feier mit ihren eigenthümlich
nien aus den eleusinischen Festen
thums hervorgegangen sein möchte.
sehr geneigt dieser Ansicht beizutre
selbe ist aber bereits vor mehr als e
zehend von Hettner, griech. Reisesk
—57 in einem besonderen Kapitel, w
schrieben ist »der Charfreitag und
nien«, in ausführlicher und schöner
vorgetragen worden.

S. 42 und 118 Anm. 124: Der Ve
gegen Fallmerayer gerichteten Ἀνα
nicht *Λεύκιος*, eine Namensform, di
Wachsmuth ohne Zweifel nach dem
Titel vorkommenden Genitiv selbst g
sondern *Λευκίας*, und ist derselbe,
Gründung der Athenischen Universit
ditionellen akademischen Kostüm d
Jahrhunderts mit grossem Pathos u
scher Lebhaftigkeit die Festrede hiel
Erinn. und Mittheil. aus Griechenl.
höchst erbaulich geschildert hat.

S. 106 Anm. 85 sagt der Verf.
heisse im Munde des Volks euphemis
πούλι, und übersetzt dieses Wort du
denvogel. Das ist ein arges Verse
das Wort ist keineswegs mit *χαρά* zu
setzt, sondern mit *Χάρος*. Also *χα*
τοῦ Χάρου τὸ πουλί, der Todt
wie ja die Eule auch bei uns genann
den pflegt. Merkwürdige Euphemism
men und Ausdrücken sind allerdings

m Tage dem griechischen Volk eigen, und auch für jenen Unglück verkündenden Vogel ist mir auf einer griechischen Insel eine schmeichelnde Bezeichnung aufgestossen, die indessen nur in einem besonderen Falle angewendet zu werden pflegt. Allein in *χαροπούλι* liegt sicher kein Euphemismus. Der Verf. verweist für seine Behauptung auf Protodikos *περὶ τῆς παρ' ἡμῖν ταφῆς* S. 18, welches jedoch nur folgendes sagt: »*ὁ κρωγμὸς τοῦ κόρακος ἐπὶ τῆς οἰκίας τοῦ βαρέως ἀσθενοῦντος νομίζεται ὡς προμήνυμα ἀπαισίου πρὸς τὸν ἀσθενοῦντα, δυσάντητον δὲ καὶ τοῦ νυκτικόρακος, ὅστις καὶ λέγεται κοινῶς χαροπούλι.*« Schon aus dem Zusammenhang, in welchem diese letzten Worte seines Gewährsmanns mit den vorhergehenden stehen, hätte der Verf. die richtige Bedeutung jenes Namens ersehen können.

In derselben Anmerkung ist ein zweiter Punkt zu berichtigen. Der Verf. übersetzt den euphemistischen Ausdruck *ἡ συγχωρεμένη*, mit welchem man die Personification der Pocken, eine alte scheussliche Frau, bezeichnet, die Schonende. Das ist ein Fehler, welcher von Fauriel, Discours prélim. S. LXXXIV ausgegangen (derselbe erklärt »celle qui épargne, qui se laisse fléchir«, und übersetzt ebendaselbst auch den gewöhnlicheren Namen für jene Krankheit, *εὐλογία*, völlig verfehlt) in mehrere Bücher, selbst in Grimm's deutsche Mythologie S. 1114 sich eingeschlichen hat, aber von Hrn Wachsmuth, der in Griechenland selbst gewesen ist, nicht hätte wiederholt werden dürfen. Wie kann *ἡ συγχωρεμένη* jene aktive Bedeutung haben? Es ist doch Partic. Perf. Pass. von *συγχωρῶ*, d. h. erlauben, und vorzugsweise verzeihen, vergeben. Folglich ist *συγχωρε-*

μένος wörtlich derjenige, welche
worden ist, woraus sich die in der
Vulgarsprache ganz gewöhnliche Be
lig entwickelt hat. So sagt z. B
wenn er seines verstorbenen Vate
stets *ὁ πατέρας μου ὁ συγχωρε*
mit umgekehrter Wortstellung *ὁ συ*
πατέρας μου), d. i. mein seliger
selbe Bedeutung hat nun auch jen
stische Name der personificirten B
heit. Sie heisst die Selige, der gl
vorn herein alles was sie thut v
Ganz ebenso wird in Deutschland ma
heit, deren rechten Namen man au
sich scheut, das Selige genannt, w
Grimm vergleiche in der deutsche
1106.

S. 113 Anm. 108: Nicht von Zu
der Verf. angibt, ist die Schilderung
rens griechischer Klageweiber im A
J. 1832, S. 1261 f., sondern aus de
eines nordamerikanischen Philhelle
scheinlich des Obersten Howe (s. di
Uebersetzers).

Hiermit schliesse ich die Anzeige
muth'schen Schrift, indem ich mi
später bei der Veröffentlichung mei
Sammlungen noch einmal auf sie zu
men, um gewisse andre Punkte zu
deren Erörterung an diesem Ort des
ten Raumes wegen unthunlich ist.

Jena. D. Bernhard

Göttingische
…hrte Anzeigen

unter der Aufsicht

…gl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. April 1865.

…che Götterlehre von F. G. Welcker. …Dieterichsche Buchhandlung. Zweiter … 817 S. in Octav. Dritter Band … 380 S. in Octav*).

…en beiden Bänden ist das Werk ab… eins der bedeutendsten, welche wir …riechische Alterthumskunde besitzen. …iten Bande wird das in dem ersten … Wesen der Götter entwickelt und …t und bei dem grossen, leicht zur … führenden Stoffe mit einer Klarheit …mtheit geordnet, dass die reiche …deutlichsten Uebersicht gebracht ist. …ndste Gelehrsamkeit, vereint mit dem …alen Manne in reichem Maasse ver…nen Sinne für Poesie, Kunst und Na…rdevolle Sinnigkeit in der Auffassung …en und höchsten sittlichen Dinge, lie-

…nzeige, welche erst einige Zeit nach dem …rfassers an die Redaction gelangt ist, hat …Umfangs etwas lang liegen müssen.
Die Redaction.

gen in dem ganzen Werke zu Tag
chere und klare Erkenntniss des
Volksgeistes in seiner Eigenthüm
fortschreitenden Ausbildung, begegn
all in den Auseinandersetzungen de

Die Entwickelung der Götter in
Theile ist in einer Vollständigkeit
welche sonst nirgendwo zu finden i
sehr übersichtlich. Dem Verf. im
folgen würde ein starkes Heft fülle
steigt durchaus den Raum, welch
zeige zugemessen ist, weshalb Ref.
auf den von ihm hie und da zu er
derspruch beschränken muss, denn
Uebereinstimmung in dem Grundwe
chischen Mythologie, sieht Refer.
nicht jedes so an, wie der Verf.,
Ref. Widerspruch in dem Vorwort
Bande aus dem richtigen Gesichtsp
Ueber die Zwölfgötter denkt Refer
beim ersten Theile bemerkt ist,
vermisst bei Zeus eine Erörterung
Reise zu den Aethiopen in Gesellsch
pischen Götter, wo er (nach der
Tage weilt. Der wahre Zeus, welc
unübertrefflich geschildert hat, geh
Aethiopen, sondern der Sonnengott,
mit Recht seine Stätte hat. Dass
Iliade auf Zeus übertragen ist, gehö
Märchenbehandlung an, lässt ab
Sonnencult schliessen, welcher du
seiner Bedeutung einbüsste, inde
ethische Gott den materialistische
Diener herabdrückte, wie der Hebr
schemesch, den Diener, nämlich
nannte.

Bei Apollon hätte Ref. gewünsc

über das Apollische Scherzfest auf Anaphe zu vernehmen bei Gelegenheit des mimischen Festes im Homerischen Hymnus (in welchem der Verf. κρεμβαλιαστύς als Geplapper erklärt, Ref. von dem die rhythmische Bewegung begleitenden Klappern versteht). Dieses Scherz- und Spottfest, wie es Apollonius Rhodius (IV. 1720 ff.) beschreibt, hat in dem Schütten des Wassers auf die Feuerbrände einen so eigenthümlichen Anfang, dass man diesen und das Ganze von einem so grossen Kenner des Alterthums, wie Welcker es ist, erörtert haben möchte, da auch die Scholiasten, welche zu jener Stelle sich nicht vernehmen lassen, vielleicht weil sie ohne Gründe waren, uns im Stiche lassen. Da der Name A n a p h e auch Feueranzündung bedeuten kann, so könnte sich die Erörterung vielleicht daran anknüpfen lassen. Den Lorbeer hat Apollon nach des Verfs Ansicht als einen sehr schönen Baum, worin Ref. nicht beistimmen kann. Der Lorbeer galt für besonders geeignet, um durch Reiben Feuer zu entzünden, ja der Hom. Hymnus auf Hermes lässt den jungen Gott mit Eisen Feuer aus dem Lorbeer schlagen. Apollon aber war ein Feuerspender, dem zu Ehren ein ewiges Feuer brannte, und bei welchem man zu Delos das reine Feuer nach Lemnos holte, wann das bis dahin gebrauchte ausgelöscht war. Der Lorbeer ist als reinigend angesehen worden auch in Rom, und wenn man dies dem reinigenden Gotte Apollon zuschreiben könnte, so ist doch das Feuer hinlänglich als reinigend bekannt, weil es ein Lebenselement ist. War doch der Athene, der Feuergöttin, der Oelbaum geweiht, weil er das Oel, diese vorzüglichste Nahrung des Feuers giebt, und hatte man doch die an das Licht führenden Eileithyien, Damia und

Auxesia, d. i. die das Volk mehre
göttin, aus Oelbaumholz in Aegina g
sieht nicht ein, warum der Baum d
dens nicht eben so gut für einen Go
geeignet sein soll, als der Baum d
rens der Feuergöttin gehörte. Ebe
die Erklärung des Lorbeers, glaubt
die Erklärung des Adlers, welchen
nes hohen Fluges dem Himmelskö
annimmt. Die indische Mythologie
Vogel den Amritaräuber, das Am
die Feuchtigkeit, das Wasser, die
gung, ohne welches kein Leben mög
lich der Unsterblichkeitstrank, Am
raubt der Wind die Feuchtigkeit
empor, und für den Wind ist der s
tige Vogel doch wohl ein geeignet
Adler trägt als Bild des Windes d
könige die Nahrung des Gewitters
ken zu, denn eine solche Beziehung
zum Wasser war der griechischen
ebenso wenig fremd, wie der indisch
Mythus von Boreas und Oreithyia,
Verf. bei Gelegenheit eines Vasen
klärt hat, beweist dies allein schon
Auch der Fichte des Poseidon erk
die sinnbildliche Bedeutung nicht
glaubt, sie sei diesem Gotte geweih
tenwälder an sandigen Meeresufern
Das kann Ref. durchaus nicht glaub
Fichte ist auch ausser ihrer Bezie
seidon bedeutend. Am Feste der
war der Fichtenkranz ein heiliger,
des Callimachus Hymnus auf Artem
in dem Mythus von Kybele und Att
Baum ein Sinnbild des Lebens, ein
wie auch wir einen immergrünende

die Gräber pflanzen und Lebensbaum benennen, ohne immer an seine sinnbildliche Bedeutung zu denken. Auch in Rom war die Fichte in sinnbildlicher Bedeutung bekannt, denn der Fichtenzweig war ein februum in der Hand der Flaminica, es müsste denn jemand in Ovids Festkalender (II. 28) das unverdächtige pinea aus Abneigung gegen die Fichte mit dem von Heinsius vorgeschlagenen spinea vertauschen, welche in der Virgilischen Ciris (439) wenigstens gegen die Verdrängung durch die spina alba durch das Versmaass geschützt ist. In Milet, wie Steph. Byz. meldet, diente Fichtenzweig und Fichtenzapfen an den Thesmophorien. Als Lebensbaum hat die Fichte reinigende Kraft, denn das Leben reinigt, der Tod verunreinigt.

In dem höchst lehrreichen Capitel über Apollon finden sich S. 349 die Worte: »dass der hohe Norden die Gedanken der Hellenen frühzeitig beschäftigt habe, lehren uns die hellen Nächte, die ihm die Odyssee zuschreibt (10. 82) und einiges andre.« Ref. sieht in der angeführten Stelle keinen Grund zur Vermuthung heller Nächte in der sehr unheimlichen Lästrygonischen Telepylos. Es heisst, daselbst höre der Hirte, der die Heerde austreibt, den der sie eintreibt rufen, und wer des Schlafes nicht bedürfe, der könne an einem Tage zwei Taglöhne verdienen, den einen durch das Weiden der Rinder, den andern durch das Weiden der Schafe. Das Märchen enthält also nur die Angabe, dass dort die eine Gattung der Thiere bei Tage, die andere bei Nacht zur Weide geführt wird, nicht aber, dass die Nächte hell seien. Dass dies sich aber etwa von selbst verstehe, weil es der Helligkeit bedürfe, um die Thiere zur Weide zu führen, wäre eine zwecklose Annahme, da diese Thiere

um ihre Nahrung zu finden und z
des Lichtes nicht bedürfen. Zwar
Odyssee als Grund jenes Verhältniss
γὰρ νυκτός τε καὶ ἤματός εἰσι κέλευ
damit ist nichts anderes gemeint, a
und Nacht dort einander nahe sind,
siodische Theogonie dem Tag und
eine Wohnung giebt, wo das eine
andre ausgeht, und wo sie sich eina
nend begrüssen (V. 748). Diese Wo
ist in der Unterwelt, dort wo Atla
mel trägt. Die Scholien zur Odysse
nichts Brauchbares. Was für eine S
unheimliche Telepylos, d. i. die Fern
cherlich eine Unterwelt, wie die Pelo
Pylos, wo die Rinder, die Sinnbilder
und die Schafe, die Sinnbilder der
und einziehen. In Thrinakia sind
jener Sinnbilder, 350 Rinder und
dem Herrn und Schöpfer der Tage,
als der Tageszahl des Mondjahres e
und seine Töchter weiden sie. Das
loniaten nur eine dem Helios heilige
hielten, welche Nachts von angesehen
bewacht wurde (Herodot. IX. 93), ka
theilung in Rinder und Schafe nicht
tigen. Telepylos, die ferne Pforte
welt, ist natürlich im Westen, und w
von dem Norden spricht und dem St
Drachen, so mag er die Kenntniss v
den langen Tagen gehabt haben, abe
zur Zeit des Homerischen Epos dies
nen nicht unbekannt gewesen wäre,
in der Odyssee keine Rede davon.
diese Telepylos nicht auf eine bestin
im fernen Westen zu beziehen, wie
Italien Unterweltsstätten gab, z. B. o

pel und im Wolfsland (bei den Irpinern oder Hirpinern) Amsancti valles, geschildert von Virgil (Aen. VII. 565 ff.), sondern es ist die Unterwelt schlechtweg, dichterisch in den Kreis der Odyssee gezogen. Indem Ref. in diesem Punkt entschieden widerspricht, erkennt er jedoch die Schilderung des Hyperboräischen Apollon sonst in Allem als durchaus gelungen an, und der Freund der Mythologie muss ihm dankbar dafür sein.

In der Erörterung des Wesens der Artemis erklärt der Verf. Manches aus der Synkrasie mit ihrem Bruder Apollon, und Refer., welcher schon vor 40 Jahren diese Gattung von Synkrasie in den etymologisch-mythologischen Andeutungen auf Apollon und Artemis als zur Erklärung ihrer Mythologie nothwendig angewandt, ist noch immer dieser Meinung. Doch in einem Punkte, welchen der Verf. auf diese Weise erklärt, ist Ref. in Zweifel, dass Artemis nämlich die Vorgebirge, Küsten und Häfen mit dem Bruder gemein habe. Hier bieten sich uns noch zwei Erklärungen dar, die eine, dass sie als Jagdgöttin auch dem Fischfang vorgestanden habe, und dass sie als Wassergöttin den Werken der Menschen auf dem Meere eine Beschützerin gewesen. An und für sich ist zwar Artemis keine Wassergöttin, denn sie ist ursprünglich die grosse Erdmutter und Lebensgöttin, welche zu einer eigenen besondern Gestalt gebildet ward, ohne jedoch ihrem Grundwesen in zu grosser Einengung entfremdet zu werden. Wir finden nun in der Mythologie, dass einer Gottheit über das auf sie Einwirkende eine Macht zugeschrieben wird, welche sie gradezu zu einer Gottheit der auf sie einwirkenden Sache macht. Wenn in der Arkadischen Legende Poseidon mit Demeter

zeugt, so ist der einfache Satz, die
bringe die Erde zum Hervorbring
wächse. Aber bei Aphrodite wird
niss des Wassers zu ihr in so we
ausser Acht gelassen, und nicht in
dern bloss äusserlich in seiner
Verbindung mit ihr festgehalten.
dem Meere geboren und erhält Gew
Meer, welche gute Schifffahrt ver
Sabazios, das Segenskind, welches
und Feuchtigkeit gedeiht, für welch
lingsstürme, die Blitze, die Nymph
sers, die Najaden und das Regenges
den die besten Pflegerinnen sind,
Hyes, Regner. (Man müsste denn
schaft so deuten, dass er zu einem
nige, einem Zeus, erhoben worden
gradezu verwerflich wäre, weil in
schen Culte des Segenskindes, die
seiner Mutter und Himmelskönig w
der wahre Himmelskönig für diese
ren ging). Selbst Semele wurde
(Γή, Σεμέλη ἀπὸ τῆς ὕσεως. Hesych.
So ist auch Artemis Wassergöttin.
her Verbindung mit den feuchten A
Fluss Alpheios, und könnte auch mi
in Verbindung stehen, ohne diese
ziehung nur von dem Fischfang zu

In der hierauf folgenden Erör
Hekate möchte der Verf. die drei
mit der dreifachen Gestalt dieser G
bindung bringen, worin Ref. nicht
kann. Mochte die Verbindung diese
dem Monde noch so enge sein, hä
selbst zur Beherrscherin des Mond
so würde sie nur Herrin der vier
und des periodischen Monats, nic

lischen gewesen sein, welcher eine bürgerli-
Kalendereinrichtung war und welche in Athen
rerlich über die Zeit Solons hinaufzurücken
zu welcher Hekate doch wohl schon dreige-
let war, da die Hesiodische Theogonie sie
n als mystische Göttin beschreibt, die da
et im Himmel, auf Erden und im Meere.
das Walten über die drei Decaden erwähl-
die Athener die Schützerin ihrer bürgerli-
ı Ordnung, die mit allem Fug auch dieser
en bürgerlichen Ordnung vorstand, wovon sie
Beinamen Tritomenis erhielt, welcher wohl
Anspielung auf ihre Namen Tritonis und
ogeneia gewählt ward. Dass am dreissigsten
Monats Speisen auf die Dreiwege getragen
den als ein Hekateessen beweist in dieser
he nichts, weil es den alsdann herumschwei-
len Geistern, deren Gebieterin Hekate war,
gebracht wurde. Die Unterweltsgeister aber
l nach einem alten Glauben an dem Schlusse
r Zeitperiode, sei es einer längeren, wie des
res, so des Monats rege und schweifen auf
Oberwelt herum, wo man ihnen Speise hin-
rt auf Kreuzwegen, weil sie dort eintreffen,
ı welcher Seite sie auch kommen mögen.
n der dreigestalteten Hekate erklärt der Vf.
h den Hermes τρικέφαλος, und begründet es
nreich durch die sogenannten Dreiwege. Doch
sicher gilt dies dem Ref. nicht, da es auch
en vierköpfigen Hermes gab, weil er der Herr
r vier Abtheilungen des periodischen Monats
r, und die Zeiteintheilung ihm gehörte. Ist
ch selbst schwerlich ein anderer genügender
und dafür aufzufinden, dass seine Mutter Maia
ter die Plejaden gerechnet wird, als weil die
e Jahreseintheilung in die zwei Hauptabschnitte,

Sommer und Winter durch die Pleja
ward, wie Aratus sagt.

Ζεὺς — σφισι καὶ θέρεος καὶ χ

Σημαίνειν ἐκέλευσεν.

(Nur zwei Horen hatten die Athe
Amykläischen Thron waren auch n

Bei der Erörterung der Mytholo
kuren, in welchen der Verf. den
Abendstern erkennt, Ref. aber die
tergehende Sonne, sind einige Pun
klärung geblieben, von welchen w
erfahren, ob sie der Verf. als we
als unbedeutend und zufällig be
Wir finden den Krug, die Diota, i
mit diesen Zwillingsgöttern, und R
diesen beim Morgen- und Abendste
ten, erkennt aber bei der auf- und
den Sonne, das alte Bild des Zähl
darin, welches darin bestand, das
nach der Zahl der Tage eines Jah
jeden Tag einen füllte, und so für
nen Tage einen Calender hatte, w
Irrthum im Zählen zuliess. Zwa
Verf. die mit der Diota dargestellt
scheren Dioskuren, aber wie sind
erklären? Plutarch (Camillus cap.
nicht wohl für diese Sache gebrau
die Sache, wenn sie nicht erfunden
klärung wenig Schwierigkeiten dar
Ref. vermisst auch eine Erklärung
sich der eine Dioskure mit glatten
andere mit einem Barte dargestellt
bei Zwillingen wäre eine solche Da
unerklärliche Laune des Darsteller
eine Idee damit hätte ausgedrück
len. Die drei fusshohen Bilder

ere sich neigenden Höhe, mit den
ten, waren dem Pausanias auffallend,
te nicht, ob er sie Dioskuren oder
nennen sollte. Die Möglichkeit letz-
nung lässt sich nicht leicht zugeben.
fusshoch waren, würde nicht gegen
n sprechen, die ebenfalls nur fuss-
rem Geburtsfelsinselchen Pephnos
tanden. Nur die Zahl drei kann
regen, nicht aber dass Athene bei
Der Verf. erwähnt die Bilder, aber
Erörterung. Die Kleinheit ist auch
en bei den Anakes παῖδες zu Am-
ne für Dioskuren, oder Cureten oder
ärt wurden (Paus. X. 38. 3). Der
itrapezius ist auch nur einen Fuss
stat mensura pedem. Stat. silv. IV.
t ist bei den Göttern, welche klein
ind, dieses Maass überstiegen, wie
VIII. 30, 3. 31, 1, 2) einen Pan an-
hoch, Herakles bei Demeter 1 Elle
er und Kore 3 Fuss hoch, Asklepios
hoch, doch Ref. hält seine Erklä-
nz kleinen Dioskurenbilder hier zu-
m waren Morgen- und Abendstern
Sturmesnoth? Warum, was mit die-
nicht zusammenhängen kann, Kampf-
im waren sie sehr gastliche Götter?
αζειν bedeutet den Ordner, was ord-
um finden sich Morgen- und Abend-
klepios und Hygiea verbunden? Ref.
ragen, um zu zeigen, warum er die
s Verf. nicht theilen kann. (In dem
opfe des Janus ist wohl auch nichts
erblicken als die auf- und unterge-
, Tag und Nacht, welcher in Rom
n Krieg vorstand, was auf den Käm-

pfer deutet). Ebenso wenig ist es
in Hermes den Gott des Umschw
und Nacht zu sehen. Dass ein s
ein alter Hellenischer Gott, ja i
Gott gewesen sei, widerstrebt all
schen Anschauung des Ref. We
der schönen Auseinandersetzung d
ersten Bande die des zweiten würd
und des Trefflichen viel darbietet
doch jene Grundanschauung den Ve
erklären, wie es vielleicht nicht a
Er schreibt es der mathematisch
dung, die dem Gotte gehöre, zu,
die Zahl Vier heiligte. Dieses dür
her geschehen sein, als man von m
Geistesbildung wusste. Weder bei
bei Dionysos oder sonst erörtert
Priapos, und eben so wenig bei Ar
nischen Mythus, nach welchem di
Ares von Hera als Knaben empfan
ihn den Tanz lehre. So giebt Lu
21) an, und sollte er nebenbei, i
Priapos *πολεμιστής* sagt: *τῶν Τιτάν*
ἢ τῶν Ἰδαίων Δακτύλων, einen Sc
phallischen Gott gemacht haben,
wäre, so ist doch der Mythus kein
Erfindung, und die Angabe, dass e
von Ares erhalten, wäre als lucia
doch zu armselig. Der ganze Z
zeigt, dass der Waffentanz als de
rig gemeint sei, und dass nach
Mythus der Hellespontische Gott
haben soll. Man könnte auf den G
men, der Thrakische Ares, von we
wenig oder beinahe nichts wissen,
man in Bithynien vermuthen kan
der Römische Mars Tänzer gehabt,

Frühlingstanz sei der Gott der Zeugung in
ündung gebracht worden. Schade dass der
., welcher so fein und geistreich zu erklären
teht, und so manches schwierig Erscheinende
auf die einfachste Weise klar hingestellt hat,
en Mythus seiner Erörterung nicht würdigte.
Jeber das Einzelne in der Mythologie des
nes zu reden, muss Ref. unterlassen, denn
dem Begriffe des Umschwungs von Tag und
ht, welcher ja den Himmel und die Erde in
begreift, lässt sich alles in der Mythologie
ären, und es kommt nur darauf an, diesen
iff als eine Gottheit anzunehmen. Ref., wel-
in Hermes die Sonne (welche als Himmels-
Morgens ihr Hauptbotenamt verrichtet, in-
sie den Göttern und Menschen das Licht
eldet, wie die Homerische Dichtung von Eos
) erkennt, hat in dem ganzen Umfang des-
, was wir von der Thätigkeit des Hermes
en, nicht das Geringste gefunden, was sich
t ganz natürlich aus dem Wesen und dem
iche des Sonnengottes erklären liesse. Doch
hier nicht der Ort, um diese Sache durchzu-
en.

Auf Hermes folgen Demeter und Dionysos,
he Erörterungen einen reichen Schatz von
hrung enthalten. Das tiefe Eindringen in
hellenischen Geist, in Beziehung auf Poesie
Kunst, so wie in seinen Aeusserungen im
urigen und Heiteren, hat der Verf. in diesen
len Abschnitten in vorzüglichster Weise be-
rt, wie im ersten Theile das ethische Ele-
it die trefflichste und klarste Darstellung in
Lehre von Zeus und seinem Walten, so wie
der Lehre von Apollon und Artemis gefunden
. In dieser Hinsicht kann sich, dies ist des
. feste Ueberzeugung, keiner mit dem Verf.

messen, weil keiner alles was d
solcher genialen Kraft und Begeis
hat. Ueber Philosophie und Glaub
Lyrik, Drama und das Verhältnis
des Dionysos ist das Treffendste
und einleuchtend gesagt. (Für
sich einmal Ariagne geschrieben,
als eine absichtliche Form möchte
Ref. hält es lieber für einen Schr
sich auch die Monatsnamen *Αὐδ*
ναῖος und *Βενδιδαῖος* in *Αὐγαναῖ*
γαῖος entstellt finden). Die Erkl
meter Pampano, als der Saatre
aber dem Ref. nicht ein, so wenig
Allnährerin, aber ob *Πάμπανον*
in Pampano zu ändern sei, steht
fest und Ruhnken dachte anders
Die Mysterien haben in diesen b
lungen ihre richtige Würdigung
Reichthum dieser Capitel ist zu g
selben im Einzelnen in einer An
gen, und da Refer., welcher den
jetzt nicht, so wenig wie früher, a
gelten lässt, keinen Widerspruch z
geht er weiter.

Bei Pan Didymos gibt Ref. zu
diesem Beinamen nicht eine Ansp
wisse *δίδυμοι*, die den Fabeleien ü
fremd sind, zu Grunde liege.
Mutter dieses Gottes vermuthet F
Anspielung auf dessen leicht g
Thymbra ist nasturtium, *δριμεῖα*,
ist *δριμύς*.

ἐντὶ

καί οἱ ἀεὶ δριμεῖα χολὰ ποτὶ ῥιν

so sagt Theokrit (1. 18). Apollo
der Thymbräische von der Oertlich

ı Gewächs benannt wurde, und auch in Si-
m dürfte eher der Berg Thymbris, als der
ihm fliessende Fluss gemeint sein, und von
ı Gewächse den Namen haben. So sind Am-
kia, Marathon, Parrhasia u. a. m. benannt.
irgend etwas Wahres an dem sei, was der
oliast zu Theokrit 1. 118 sagt, dass θύμβρις
lisch s. v. a. ὕβρις sei, achtet Ref. sehr ge-
;. Wäre es aber wahr, dann wäre die Ab-
ung von θύω, welche der Verf. vorschlägt,
iss die richtige. Dieses Capitel enthält das
te, was bis jetzt über den Pan geschrieben
den ist.

Es folgen Poseidon (Amphitrite), Hephästos
l Hestia. Den Stier glaubt der Verf. dem
ergott zugetheilt, wegen des Brüllens des
eres, und da die Flüsse auch als Stiere er-
einen, würde dies auch von ihnen gelten kön-
ı. Diese Erklärung ist natürlich und es lässt
h an und für sich nichts Entscheidendes da-
gen einwenden. Da aber der Stier auch Sinn-
d der Befruchtung war, wie die stiergetragene
ttin (man denke dabei an den Ausdruck
τύρωτος) und der von den Elischen Frauen
gerufene Stier Dionysos u. s. w. unwiderleglich
gen, so kann er auch ein Sinnbild des Phy-
mios sein, und Poseidon hätte durch seine
rmählung mit der Demeter ohne allen Anstoss
ier der Demeter sein können, wie der Kreti-
ne Zeus Stier der Europa war. Refer. zieht
ses Verhältniss als Grund des Sinnbildes vor,
ı die Wirksamkeit des Wassers zu bezeichnen.
ders verhält es sich mit dem Schafe oder
m Widder, welcher ebenfalls Beziehung zu Po-
idon hat. Dieser verwandelt die Theophane
ein Schaf und sich in einen Widder und
ugt mit ihr den goldvliessigen Widder, welcher

den Phrixus und seine Schwester re
ist Personification des Regenschau
mit dem Widder, d. i. der Wolk
dung gesetzt in einer Weise, wie
chen gebrauchen konnte. Die ba
ken konnte man nicht besser du
darstellen als durch das von Wol
Thier, wie auch Aristophanes se
chor in Wolle steckte. Die leicht
sehenden Wölkchen nennt man S
Lämmer, was dabei nicht ganz zu
weil es zeigt, wie nahe den Mensc
gleichung lag. Theophane bezeich
phanie des segensreichen Regens,
langer Dürre, wie in dem Märchen
eine Gotteserscheinung ist, und in
mählung mit Theophane dem Her
sers zugeschrieben wird. Da ein
Thier zuweilen mehr als eine Eig
Sache sinnbildlich bezeichnete, so
rung ein Spielraum gelassen, welch
in ganz bestimmte Gränzen einge
den kann.

Den Poseidon als Arzt erklärt
der für die Gesundheit heilsamen
che Erklärung Ref. für vollkomme
Ueber die Verbindung des Meerg
stia, welche in Olympia Altarge
hat der Verf. eine sinnige und s
dass sie sich nämlich auf das Ge
fahrers für die Heimath beziehe.
andere Ansicht darüber, welche v
verwerflich ist. Poseidon war näm
Hausgott (δωματίτης) von Elis, son
ganzen Peloponnes, und eines Tem
matites zu Sparta erwähnt Pausan
Peloponnes als dem eigenthümlich

ttes spricht Diodor der Siculer (XV.
tia ist aber eine δωματῖτις, eine Haus-
e sie Aeschylus im Agamemnon nennt.
Gott mit seiner Hausgenossin eine Al-
nschaft habe, schickt sich ganz gut.
begehrt nicht, dass man seine An-
des Verf. vorziehe. Wenn aber der
lem Capitel über Hestia diesen Namen
der Vesta trennt: und den ersten von
leitet, den der Vesta von einem indi-
rt, welches brennen bedeutet, so geht
an, denn die Sprache steht entgegen.
t das Digamma, und Hesychius führt
γάρα an. Von dem Stamme αὐαίω ein
es Wort herzuleiten, ist unmöglich.
ische, lateinische und deutsche Spra-
n einen Stamm ϝεσ, ϝασ -ves- wes-
her das Bleiben, Weilen, die Ruhe, das
ichnet. Da diese Uebereinstimmung
ist, so bedarf es keines langen Re-
diese Sache. Im Deutschen ist noch
ort vorhanden, goth. visan, hoch- und
tsch wesen. ϝαστυ, die Stadt ist die
Weilens, wie deutsch Heimwist die
dasselbe ist ϝεστια und West ist die
e der Sonne, wie ϝεσπερος, vesper; ve-
ber von diesem Stamme nicht zu tren-
Lateinischen und Deutschen ist das
mma entsprechende v nie abgestossen
nd jedes griechische Wort, welches mit
v zum Anlaut habenden lateinischen
schen wirklich verwandt ist, hat einst
nma gehabt. Wenn die Stellen des
hen Epos, welche auf das Digamma
bei dem Namen der Here, nicht auf
re Art zu erklären sind, so ist die Ab-
eses Namens von ἔρα, Erde, unmöglich,

da letzteres Wort ohne Digamma is
Iris von εἶμι, gehen, abgeleitet wor
der Verf. erwähnt, so ist auch dies
da εἶμι (eo) ohne Digamma ist, de
Iris, was dem Verf. nicht entging, d
und gewisslich den Sibilanten daz
Wort ἥλιος, ἅλς u. a. m., deren wi
wandte im Lateinischen und Deuts
durchaus nie mit v oder gar mit ei
Vocal anlauten. Die Nichtbeach
Sprachgesetzes fördert falsche Zusar
gen zu Tage, wie sie zwar allgemei
durch aber nicht aufhören, willkür
reien zu sein.

Bei Hephästos möchte Ref. der
des Homerischen Hymnus auf Apollo
Werth beilegen, welchen der Verf.
Dass Here über die Geburt der A
Zeus grolle, ist ein Motiv zu Fabe
und man liess Here den Hephästo
meinschaft mit Zeus gebären (ode
Ares nach einer andern Fabel).
diese Märchendichtung nicht, sonde
Ares und Hephästos Söhne des Zeu
leicht ist auch in der fraglichen
nicht angenommen, dass Here den
ohne Zeus allein aus sich geboren
wenn man dem Worte αὐτὴ (V. 317)
tung zuschreibt, den ich allein geb
verstehen, welchen ich selbst ihm g
die Sache lächerlich, weil sie ke
hatte, dem Zeus wegen Athene zu zi
dem sie auf dieser Bahn vorangeg
Wohl mochte eine Fabel gedichtet
dass Here aus Zorn über Athene's
Unterwelt beschworen und veranlasst
Typhoeus ihr zu einem Rächer d

ngethanen Beleidigung hervorzubringen. er lässt sich dem Homerischen Hymnus ɔt nicht zutheilen, als höchstens die zwei elche besagen, die Drachin, die verderbelche Apollon erlegte, habe einst von n Typhaon empfangen und aufgenährt. wäre geeignet jenes Ungethüm recht ich zu machen und so den Ruhm Apolvergrössern. Ref. hält auch diese und vorhergehenden Verse für ein Einschiebwelches ein anderer Interpolator sehr ckt aus Reminiscenzen einen langen Lapeflickt. Mag aber das Einschiebsel eir zweien angehören, so ist es für die gie gleichgültig, und beweist nicht, dass rpolator gewusst habe, dass Hera die , oder dass er diesen Sinn in seine Erhabe legen wollen. Im ganzen Berei-Homerischen Dichtung gilt die Hera, n der Iliade erscheint, und wenn sie aus gen Zeus den Typhon gegen diesen von erwelt erbittet, so ist dies ein oberflächärchen, um die Geburt der Athene zu en, welchem man auch damit zu viel veisen würde, wollte man annehmen, der ator habe die spätere Deutung der Hera uft gekannt, und sie darum den Sturm-erzeugen lassen. Im Culte haften die Züge, welche das Wesen einer Gottmachen, und überdauern die Vorstellunlche sich von derselben im Laufe der end machen und das wahre Wesen dererdunkeln. Etwas ganz anders ist es wenn ein Bild Feuer aus den Brüsten hervorbrechend darstellt. Ref. stimmt em Verf. nicht bei, und glaubt, dass er erpolator einer im Geiste der Homeri-

schen Poesie gehaltenen Dichtung zu
erweise, welcher durch den Ausdruc
Abgeschmacktheit auf die Spitze trei
Das Capitel über Aphrodite ist
thig geschrieben und entwickelt das
ser Göttin in meisterhafter Schilderu
kleinen unverständlichen Satz hat de
im Verzeichniss der Druckfehler nicht
wiewohl derselbe störend ist. Es he
S. 700. »Auf dem Gras unter den
wächst die Meergeborne in der Theog
statt dass es heissen muss, Gras wä
den Füssen der Göttin. Ueber die
von welcher wir allerdings kaum eine
ben, spricht der Verf. sehr wenig
sie selbst römischem Einfluss zuschr
im Tempel der Libitina die Bestattu
waren. Ref. bedauert, dass der Verf.
Gelegenheit nicht ein Wort gesagt ü
mische Darstellung der Venus in
Bildern der Göttin, der einen mit
am Munde, also der Säuglingsgöttin,
mit dem Bande um den Mund, and
Verstummung im Tode. Eine innerl
hung des Hephästos zur Aphrodite
ebenso wenig anerkennen, als eine
Ares zu ihr. Mag letztere Verbindu
kriegerischen Wesen der Göttin ber
möglich ist, so vermag Refer. in Betr
steren nicht beizustimmen. Der Ap
hört der Frühling, wo sie ihrem wah
nach Alles neu belebt und blühen u
macht, während die Frühlingsgewitter
samkeit Gedeihen geben, dum graves
Vulcanus ardens urit officinas. (Di
dieser Stelle, Vulcanus bereite im F
Blitze, welche Jupiter im Sommer sch

nd unnatürlich, Ref. erinnert sich aber
em sie gehört.
Enyalios, welcher gefesselt war in Sparta,
ein Hundeopfer im Heiligthum des Phö-
ebracht ward, bezieht der Verf. natür-
Beinamen auf die Enyo, und deutet
Kriegsgetümmel, wozu das sichere Ety-
t. Weil der Hund das gewaltigste Thier
n zahmen ist, sagt der Verf., wird er
altigsten Gotte dargebracht. Dies be-
Ref. Auch die Thraker opferten ihm
und er war der Thrakische Sonnengott.
nengott aber gehört die rasende Hitze
stage, und diesem wird der Hund sinn-
geopfert, um zu sühnen und gnädig zu
Gefesselt aber war der Gott, nicht
nicht fortlaufe, sondern damit er nicht
d Phöbos sollte helfen, damit er nicht
Unter dem Namen Enyalios wird er
tobender gedacht, als unter dem Na-
s, und dieses ist natürlicher Weise der
uschreiben, deren Cult in Rom, wo sie
iess, aber offenbar, wie ihr rasender
t, aus der Fremde eingeführt, uns über
n mehr Aufschluss giebt, als die grie-
Dichter. Eine Feier rasender Trauer,
e Trauernden sich blutig verletzten,
asiatische Göttin, aber die Hellenen
diese Feier nicht auf in ihre Mytholo-
so gehört allerdings nur der Name
dieselbe.
Herakles geht der Verf. von dem Satze
m sei das Menschlichtüchtige, die Aus-
Ausüben der Tugend, wohlthätiger
reit, welche Alles, was feindselig für
chen erscheint, bekämpft und besiegt,
t worden, so dass er nach dieser Seite

hin, das höchste Ideal des Menschlic
habe, und zuletzt zum Gotte erho
sei. Der Heros ist trefflich geschild
dem Sagenkreise des Herakles kon
vor, welche weder aus dem Heroe
aus dem allgemeinen Gottesthum, d
lich im Allgemeinen hülfreich sei, si
lassen. Der Name ward gedeutet
rühmt, weil er durch die Verfolgun
zu seinen rühmlichen Thaten genö
und der Verf. nimmt diese Etymolog
würde sie auch dann nicht annehme
Beispiel einer solchen Namengebun
aufgefunden würde, was bis jetzt nic
gewesen ist. Die Frage, wie kame
chen dazu, dem höchsten Nationalher
melskönigin zur Feindin zu geben, w
lem zu beantworten. In den sittli
lag es doch schwerlich, der Göttin
gegen die menschliche Tüchtigkeit ein
Hass, gegen den Darsteller Argivisch
chen Heroenthums die unablässliche
anzudichten. Dass der Tyrische Sonn
kart, d. i. der Stadtkönig, der sogen
tische Moloch, der Gott der Sonne d
unter dem Namen Melikertes-Palaimo
Ringer, welcher Heros der Isthmis
war, die seine Todtenfeier verherrlichte
dass die Hellenen diesen Gott aus d
nicht verschmähten. Da sie wie da
die Münzeinrichtung, auch einige
von den Semiten bekamen, so ist e
verwundern, dass sie die Periodenfei
sie von dort erhalten hatten, dem dor
derselben zuschrieben und sich einen
aus bildeten. Mag Herakles noch s
ächt hellenischer Heros in seiner Ausb

umfassen, was der Hellene als Heroen-
ah, so folgt daraus nicht, dass Hera-
nicht der Semitische Sonnengott, gleich
zum Heros geworden, sein könne.
unübertreffliche Darstellung dieses He-
elcher der Verf. seine überlegene tiefe
n das Hellenenthum und seine Meister-
Auffindung der feinsten Beziehungen
hat, lässt dadurch, dass manche Züge
nicht genügend in Beziehung auf das
m erörtert sind, die Ansicht zu, dass
in dieser Dichtung zum Heros gewor-

'abel von Askalaphos sagt, Demeter
en mit einem Steine in der Unterwelt
und Herakles ihn davon befreit. Der
nstreitig, die sich unter Steinen auf-
Eidechse, welche als sonneliebend er-
ei der Demeter verhasst, da die Son-
er Getreidegöttin für ihren Segen leicht
h wirkt. Einen Stein von einer Ei-
älzen ist keine Heroenthat. Herakles
noch mehr mit diesem Thierchen zu
tödtet im Peloponnes, wie Pausanias
len Sauros, d. i. er ist *σαυροκτόνος*,
Apollon ein solcher war. Daran
sich der *ἰποκτόνος* und *κορνοπίων*, und
ler Hitze gedeihenden und sie lieben-
n sind im Zusammenhange zu erklären.
bau gehört dem Heros nicht, und doch
rakles *βουζύγης*, welchen Beinamen der
en *βουφάγος*, von der Gefrässigkeit des
en Heros erklärt, ohne nähere Begrün-
stellt. Es konnte Niemand einfallen,
s, welcher einst dem Theiodamas einen
n Pfluge weg verzehrte, mit diesem
bezeichnen, da dieses nur den bezeich-

nen kann, welcher die Stiere anspa
chius aber hat die Notiz γεώργης,
welche zu βουζύγης passt. Das un
Verderbniss des Wortes γεώργης, in
ausgefallen ist, γεωργίτης, welches
deutet, berechtigt nicht, diese Notiz
fen. Der Verf. hat seine Meinung da
geäussert, sondern diese Glosse
Die Glosse Μάλικα, τὸν Ἡρακλέα,
erklärt der Verf. von den Aepfeln,
statt der Schafe geopfert wurden, wi
richt lautet. Aber bei den Amath
man doch wohl den semitischen M
Malek erwarten. Das Opfer der Aep
man den Melitanesern, also Semiten
Böotiern zu. Es gehört wohl nicht
gemachten und unläugbaren Wahrh
die Aepfel nicht selbst das eigentlich
wesen, und durch Namenspielerei zu
sie seien den Schafen untergeschob
die Veranlassung gegeben haben.
dies für jetzt auf sich beruhen.

Wie kamen die Hellenen dazu, d
göttin die Rolle bei der Geburt ei
welcher nur ihr Ideal von Heroenthun
zu verwenden, und ihr in Theben d
darzubringen? Der Verf. hat dies f
dings geistreich und scharfsinnig er
will die Galiathias nicht als Katze
wogegen er sich in den kleinen Sc
klärt. Ref. ist andrer Meinung. Die
machie beweist, dass γαλῆ die Katze
der ägyptische Zweig der semitischen
zeigt die hohe Bedeutung der Katzen
der Lebensmutter als Geburtsgöttin
man Artemis mit ihr verglich. Das
schlecht ist ein Sinnbild des Lichts,

bensmutter zukommt, weil sie die Wesen durch burt zum Lebenslichte führt. Doch bei den llenen finden wir dies Sinnbild bei den Ge-rtsgöttinnen nicht.

Herakles ist Weissager und hat gleich Her-s das Würfelorakel, welches der Verf. so ge-g anschlägt, dass er es ohne irgend eine Er-erung in einer Note mit dem Worte, es sei tergeordnet, beseitigt. Refer. denkt nicht so ringschätzig davon, um so weniger, als auch rcules, welcher in Rom kein italischer Lan-sheros war, sondern dasselbe Wesen, welches Hellenen Herakles nannten, in einem römi-hen Tempel Würfel spielt und einen eigen-ümlichen Gewinn dadurch macht. Heroen ha-n keine Ansprüche weder auf Wahrsagung ch Würfelspiel. Auch die Reinigung des Rin-rstalles des Augeias, d. i. des Lichtmannes, eine That, welche man für gewöhnlich nicht ter die Heroenthaten zählen kann, weshalb an einen besondern Grund für dieselbe anzu-hmen berechtigt ist. Sie steht wohl in Ver-ndung mit der anderweitigen Sage von Rin-rn, welche von ihm erzählt wird. Dass die inder, welche er dem Geryones raubt, die Sinn-lder des Tags seien, gleich denen des Helios, t eine billigerweise nicht zu bezweifelnde Sa-e. Herakles führt sie durch Italien nach dem eloponnes, denn bei dem Heros gelten sie der abel eben nur für eine schwer zu holende eerde aus weiter Ferne, wo auch am Ende der Welt die Rinderheerde des Aides weidet, sicher-ich keine andere, als die des Geryones. Der leros trieb sie auch nach Sicilien, und von Vest nach Ost, statt naturgemäss von Ost nach Vest. Hermes führt die Sonnenrinder in die Interwelt Pylos im Peloponnes. Eben solche

Rinder sind wohl die des Augeias
wir den Herakles mit diesen Rind
ryones, des Augeias in Verbindung
hen, und als Stierjocher und Landr
finden, werden wir in diesen Verh
Heros unwahrscheinlich, den Sonn
scheinlich finden.

Eine noch seltsamere Heldentha
bei den Töchtern des Thestios, ei
ber Scherz, um seine grosse Stär
Ganz anders aber erscheint es, w
nengott, der Herr der Perioden fü
gesetzlicher oder festgesetzter Zeit
Name Thestios anspielen kann)
Monate, wie die fünfzig Kinder d
und der Selene sind, erzeugt, um
rige Periode als sein Erzeugniss
Der Name des Thestios lässt sic
mit dem des Zadyk vergleichen, d
des Vaters der sieben Patäken, d
ordnung der Woche. Auch Themis
der Horen, d. i. der Zeitgränzen, g
Begriffsreihe. Das Licht ist Ord
durch welche Ordnung in ihrer fes
derfolge die Welt ein Kosmos d. i
netes ist. Kadmos ist als Sonn
Ordner, und Elektra, die Lichtgötti
Ordnung, der Harmonia. Die Orp
lation in der Anrufung des Helios 8
der Sonne *ἐναρμόνιον δρόμον* zu
ὄμμα δίκαιος und *δεῖκτα δικαιοσύν*

Der Eber ist ein Sinnbild der
des Streifs von Borsten auf dem
findet sich auch in der germanisc
gie als Eber Goldborst, und wi
d. i. Radfest, nämlich Fest des So
opfert. In Tyrus erhielt Melkart d

Von dem Schweinsopfer des Herakles
r der Verf., man habe ihm dieses Thier
weil es gewöhnlich bei der Hand war,
Ziegen und Schafen ebenso gut gilt,
wurden ihm Ziegen nicht geopfert,
ur Schafe ausser den Stieren und den
. Ref. ist nicht geneigt, wenn einmal
erwähnt wird, wie z. B. das Homeri-
ein Eberopfer des Poseidon nennt,
hlüsse zu ziehen, glaubt aber, dass
n andre Dinge eine Gottheit bezeich-
innbildliche Bedeutung, welche sich zu
gen fügt, in Betracht ziehen dürfe.
es tödtet seine Kinder von der Me-
deshalb dichtete man, er sei rasend
um die Ehre des Heros in etwas zu
och weder Kindermord noch Raserei
en Grund in dem Ideal eines National-
d dieser Zug, der denn als Prüfung
ıss, ist ein seltsames Einschiebsel in
ahn des Heros. War aber der Gott,
em der Heros hervorging, ein Kinder-
und der semitische Stiergott, Moloch
art, nahm die Kinderopfer, sie in sei-
verbrennend, so musste bei dem Heros
g entweder entfernt oder in passender
geändert werden.
e Bäder, Heilbäder hat Herakles, und
et der Verf. von den warmen Bädern
en, der Kämpfer, her. Dies ist zwar
klärt, wenn aber Herakles nicht ur-
ein blosser Heros war, so ist es aus
n der ihm zu Grunde liegenden Gott-
gend zu erklären. Wie ist man dazu
den Herakles zu einem Daktylos zu
und ihn zu einem *παραστάτης* zu ma-
einem Diener, welcher den Tempel der

Mykalessischen Demeter am Abend
Morgens öffnet? Der Verf. nennt il
ten Tempelwächter, was Ref. nicht f
hält, denn ein solcher Dienst beda
tigkeit und Thatkraft eines Heros
Die Alten wollten daher auch in di
der Demeter den idäischen Daktyl
Ref. stimmt in seiner Ansicht übe
sammenhang des Herakles und der D
mit dem Verf. überein, will aber d
am 21. December dem Hercules un
gemeinschaftlich dargebrachte Opfer
tigen Schweins nebst Brod und Met
für die Sonne bedeutende Zeit auch
fiel, nicht herbeiziehen, weil die E
nigen Raum erfordert.

Den Herakles Epitrapezios erklä
von den Schmausereien der Diome
Fest dem Herakles gefeiert ward.
ausgespürt und, an und für sich gen
treffliche Erklärung. Ref. hegt üb
trapezios eine andere Ansicht. Dur
chen des Lysippus gelangte er zu A
wurde als Kunstgegenstand beliebt,
gegenstand der Tafel, wenn uns das
Statius anders zu einem solchen
rechtigt. Die Nachrichten über de
ein Heraklesbildchen auf dem Tisch
sind spät und dürftig. Hesychius h
sen: *Γιγνῶν*: *οἱ δὲ Γιγῶν* (ist das
cirtes *γιγανῶν*, und *γιγαων*?) *Πατα*
πέζιος, *οἱ δὲ*, *Αἰγύπτιον Ἡρακλέα*.
lautet: *Εὐφράδης* (l. *εὐφράντης*) *Π*
τραπέζιος. Dass der Name des P
gebraucht sei wegen der Kleinheit
bemerkt Casaubon zu Sueton. Jul
welcher den Ausdruck *εὐφραίνειν* v

uden hinlänglich erörtert. Dass das Bild- nicht das Maass eines Fusses überstieg, nicht nothwendig darin, dass es auf den ı gestellt wurde, und wir dürfen auch eine re Ursache annehmen. Refer., welchem der ische Sonnengott als das Grundwesen gilt, welchem der hellenische Heros hervorgegan- dessen zehen oder zwölf Hauptarbeiten der mpfung der Finsterniss während der zehn zwölf, den zehn oder zwölf Monaten nach- deten Stunden des Tages nachgedichtet , findet es wahrscheinlich, dass der kleine kles den Patäken nachgebildet sei. Der ke, d. i. der Eröffner, nämlich des Tages- s (bei Homer eröffnen die Horen den Olym- , ist als neugeborenes Kind klein, wie die pter den Hau, den jungen Tag, mit der ärde des Säugens darstellten. Solche kleine götter führten die Phönizier auf ihren Schif- und in Memphis gaben die Priester in Er- gelung eines eigenthümlichen Feuergottes Patäken für den Hephästos aus. Die Sonne ihrer feurigen Natur war den Semiten ge- , ohne dass sie für das im menschlichen Ge- iche befindliche Feuer eine besondere Gott- dichteten, wenigstens findet sich keine Spur r solchen bei ihnen. Der Schutz, welchen Palladium, Hestia, Hephästos (welcher im le als *ἐπιστάτης* Hausgott war, Aristoph. Av. . ed. Invernizi: *εἰς τὸν ἰπνὸν εἴσω, πλησίον 'πιστάτου*) gewähren, konnte bei ihnen nur dem Sonnengott erwartet werden. Die Be- ntschaft mit den semitischen Patäken konnte ı Hellenen, welche mit Phöniziern verkehrten, ht fehlen, und sie konnten ganz gut die Ge- lt auf ähnliche ihnen gehörige Götter über- gen, welcher Uebertragung Refer. die kleine

Gestalt der Dioskuren auf Pephno
denn diese waren Schützer der Sc
die Patäken (um so mehr als Auf-
gang der Sonne dem Schiffer Wet
währt). Dem Hausschützer gehört
keit und der Gastschmaus, und aus
meen war Herakles auch anderswo
Gastlichkeit und Bewirthung. Bei d
Herculis ging es hoch her. Macrob
12): testatur Varro, maiores solitos
culi vovere, nec decem dies intern
pollucerent ac populum ἀσύμβολον
laurea dimitterent cubitum. Auch
waren sehr gastlich, was auf eine
Hauses deutet, und wenn dieses n
wäre, einer Erklärung bedürfte,
nicht in der Beschützung einer ga
nahme der Seefahrer gesucht werden
die Dioskuren die Römischen Staat
ren, kann kein beträchtlicher Zwei
Grund ihrer Gastlichkeit erhoben w

Für den Nationalheros war es
besonders nahe gelegen, ihn mit
identificiren, welcher bei Omphale i
dern ist, und mit den Kerkopen, d
Schweifen den Lichtschweif der So
lich darstellenden Affen, wie sie n
bei den Vischnutempeln gehalten we
bindung steht (im dritten Theil w
durch Feuerwahrsager erklärt, wel
Ref. nicht für richtig hält, wie den
Beweis beigebracht ist). Eben so w
Herakles der Insel Kos eine wohlbeg
stellung des Nationalheros. Für ei
tige Erfindung mag Ref. die Einreih
rakles unter die idäischen Daktylen
ten, sondern schreibt dies seinem W

semitische Sonnengott das Feuer giebt und desselben ist, wie auch die Telchinen, die niede, benannt wie Vulcanus Mulciber heisst, Rhodos eher in den Bereich des Helios, als Hephästos gehören mögen. Die Sonne als l des Feuers und als Feuerzünder anzuselag dem natürlichen Menschen, welcher die ıende Glut derselben empfand, nahe genug. Agni der Veda's ist auch das Feuer der ıe oder diese selbst, d. h. er schafft was schafft, und in der sogenannten Orphin Speculation, in der Anrufung an Hephähymn. 66 (68), heisst es: φαεσίμβροτε δαῖ-φωσφόρε, αἰθήρ, ἥλιος, ἄστρα, σελήνη· ταῦτα Ἡφαίστοιο μέλη θνητοῖσι προφαίνει.

Doch mag es des Widerspruchs genug sein en die Abweisung des semitischen Sonnengotin dieser meisterhaften Darstellung des He-Herakles, denn diese Darstellung könnte nicht ı- und geistreicher durchgeführt sein, und . findet eine aufrichtige Freude daran, weil ı überall das ächte Hellenenthum darin kund t, wie es klar bis in seine feinsten Züge von n Verf. wie von keinem Andern erfasst ist. ıe schöne Erörterung über Tyche schliesst n zweiten Band.

In dem Vorworte zum dritten Bande vertheigt der Verf. seine Ansicht, dass der Götterıube monotheistisch von der Gottesahnung aushe, welche Refer. theilt. Wäre der Mensch cht davon ausgegangen, die Thätigkeit in der tur als Aeusserungen eines Willens, analog iner eigenen Thätigkeit anzusehen, sondern oss als ein Mechanisches, so würde er nie wer zu einer, noch zu vielen Naturgottheiten genigt sein. Der seinen Willen und Geist auf e lebendige Natur übertragende Mensch kann

ihn nicht in verschiedene Willen
spalten, da er eine geordnete Thä
nimmt. Ohne den Geistesblitz der
in der Natur hätte es keine Natu
können, da die Erde, worauf ma
Wasser, welches man trinkt u. s.
nen konnten, um nach und nach s
zu erheben und zuletzt durch eine
chemie aus ihnen die Quintessenz e
welche die Welt regiert, zu gewinn
betung der Gottheit in der Natu
leicht zu Naturgöttern, ohne dass
stets den weltregierenden Willen fes
es ihn aber, wenn er sich davon
immer wieder hindrängt. Ohne de
der Gottesahnung in der Natur hä
nen Euhemerismus, eine Vergötter
schen, gewiss aber keine Naturan
können. Dass der Hellene, welc
Himmelskönig alle seine Ethik legt
die ihm untergeordneten Naturgöt
vertilgen suchte, bewahrte ihn vo
tismus, welcher sich an Jehovah u
les dem einen, reinen Geiste und
gen Geboten unterordnend und Wi
ausrottend, entwickeln konnte un
hat. Unter des Zeus Herrschaft ko
Anlage zur schönen Humanität ent
sie sonst nirgendwo sich entwickelt
hemmte nicht die Denkfreiheit, sond
der Philosophie Raum zu ihrer Thä
rend Jehovah und Allah nur Spitzfi
Ritus und Gebot gestatten. Die
chische Humanitätsentwickelung hat
ihrem höchsten Inbegriff, ihren Mitt
cher ihr Leitstern war, wie alle gri
sie und Kunst in Homer ihren Mitt

in dieser Hinsicht kann man sagen, und Homer die grössten Geistesgüter nen gewesen.

nhalt des dritten Bandes bildet die Er- der Dämonen im engeren Sinn, und en. Die Anordnung, welche der Verf. lässt das Ganze klar überschauen und nit allem Rechte eine sehr vorzügliche u werden. Eine sichere Beherrschung s, vereint mit der Feinheit des Gei- he in seine Tiefen dringt, wie sie die- sen Gelehrten eigen ist, waltet in die- n Capiteln und nur in sehr wenigem eine andere Meinung. Gern hätte Ref. stimmung im Einzelnen dargelegt, aber nt dem Verf. fast in Allem bei und so der Raum einer Anzeige ihm diese g nicht. Um aber doch einige Bemer- n machen, giebt Ref., welcher die Ab- über die Nymphen als ein sehr schö- gelungenes Capitel betrachtet, zu be- ob die Weissagung der Quellnymphen, naupt die des Wassers, nicht aus der stamme, wo das Hauptschicksal der , der Tod, seinen Sitz hat. Selbst das e Orakel war ein Erdorakel, wie jeder d die Schlange nur darum, weil sie der örte, ein Sinnbild der Weissagung und, er Folgerung, der Weisheit und Klug- er nicht nur Erdhöhlen galten als Ein- die Unterwelt, sondern auch tiefe Was- der Lernäische See und der See Aver- Quellen kommen aus der Erde, und e es sein, dass die Geister derselben de wären, und das tiefe an die Unter- hende Meer, durch welches die Todten ades gelangten. Wenn es auch in der

Gefährlichkeit des Wassers selbst
natürlichen Grund geben kann, die
ster als unheimlich zu denken, so
leicht doch in Betracht zu ziehen, ol
der Wassergeister nicht der Unterwe
deren schlimmwirkende Geister durc
ser auf die Oberwelt kommen kon
bloss dem segensreichen Wirken
opferte man in dem so alten und
breiteten Glauben an Wassergeiste
man suchte auch den schlimmen Ei
wehren. Maltzan in seiner Reise
das nordwestliche Africa meldet ein
noch stattfindendes Opfer, welches
dargebracht wird, um die Dsin, die
ster abzuwehren, und dass es trot
für sehr wirksam bei der abergläubi
gelte. Dass es schädliche Wasserd
kann insofern der Grund des Unheim
ches man dem Wasser zuschrieb, ni
man grade an solchen Orten ein
dichtete, weil man ihren Einfluss,
die natürliche Ursache annahm. Ci
vin. 1. 36) sagt: non videmus, quar
terrarum genera? ex quibus et mor
dam pars est, ut et *Ampsancti* in Hi
Asia *Plutonia*, quae vidimus. Dar
auch diese bösen Dünste den Gewei
belte man zur Verherrlichung der We
anhaben, weil ihnen die Unterwelt
So führt Photius (p. 564) aus dem
dors an, unter einem Tempel Apollo
gien sei ein Niedergang mit tödtlich
gewesen, welche Höhle nicht einma
oben ohne Gefahr durchdringen k
viele dahin gelangten, kamen um.

aber, die hinabgingen, kehrten, ohne Scha-
zu nehmen, von dort zurück.

In den Namen Acheloos und Achilleus er-
t sich der Verf. für die Ansicht, dass ἀχ-
sser bedeute. Refer. findet dies, weil man
er Silbe eben nur wegen des Flusses diese
eutung zuschreibt, bedenklich, denn weder
Lateinischen noch im Deutschen findet sich
dahin einschlagendes Wort, lat. aqua und
diesem entsprechende deutsche ahwa, ach
Orts- und Flussnamen, können nicht vergli-
n werden, da man nicht annehmen kann,
eloos sei ein Dialekt für Akelôos. Wenn
Dodonäische Orakel den Acheloos sehr hoch
llte, so hatte es gewiss seinen guten Grund,
l es geschah vielleicht auch erst, als es schon
gere Zeit bestanden hatte, mag aber die An-
ht von Acheloos, als dem Wasser der Was-
, noch so alt sein, so ist uns doch die Ety-
logie des Wortes unbekannt. Dass Achilleus
n Wasser gehöre, mag der Thessalier auch
merhin Sohn der Thetis sein, welcher Thes-
lien gehören sollte, kann Ref. nicht glauben,
nn wäre er durch seinen Namen ein Wasser-
sen, so würde er als solches im Widerspruch
t allen andern seinesgleichen, einzig als ein
ld der Heldenpoesie dastehen.

Die Auseinandersetzung des Heroenglaubens
seiner ganzen Entwickelung ist klar und ge-
ährt durch treffliche Anordnung einen deutli-
en Ueberblick über diesen leicht verwirrenden
heil der Mythologie. Zwar lässt Ref. die Na-
ensableitung von ἔρα, als seien die Heroen
rdgeborene, nicht gelten, aber die Ausführung
ängt nicht davon ab, sondern ist hervorgegan-
en aus dem feinen Eindringen in den helleni-
chen Geist, und der daraus hervorgegangenen

richtigen Würdigung aller einzeln
In der Ansicht über eine Stelle d
im Aias kann Ref. mit dem Verf. r
stimmen, sondern hält sie für irri
sagt nämlich: Im Aias des Sop
Teukros den Eurysakes an, sich wi
flehender an den Verstorbenen, de
Heros ihn schützen könne, zu ha
Aeschylus sagt: das Grab nimmt S
auf und Flüchtlinge. Jeder Todte
ist heilig, und Sophokles sagt in d
Ζεὺς καὶ Δίκη τούσδε ἐν ἀνθρώπ
νόμους und die Katastrophe die
dreht sich um die Heiligkeit des T
Anfassen einer unverletzlichen Sac
Heerdes, des Altars, des Götterbil
bes begiebt man sich insofern in
desselben, als man glaubte sein
theilhaft zu werden, und einen vo
ligten Gegenstand wegreissen ward
velhafte Verletzung angesehen. D
Gefühl begründete Ansichten könn
Spitzfindigkeiten Anlass geben, wi
schichte des Kylonischen Gräuels d
des Fadens, welcher am Bilde der
stigt war, aber die Sache selbst
Begründung in dem menschlichen
genüber den Göttern und dem eine
angehörenden Todten. Die Worte
selbst, sowohl in dem Fluch: Zeus,
Dike mögen die Entehrer des tod
derben, als auch der vorhergehen
gen die den Knaben vom Todten
den, enthalten nichts als die allg
dem Schutze der Gottheit stehende
Todten, keineswegs aber nach der
Ref. eine Andeutung, Aias werde a

l schützen. Ueberall begegnen wir einer gen Scheu vor der Verletzung der Todten uralt ist der Glaube an den Fortbestand Geistes, welcher den menschlichen Leib be- ;e.

Ref. schliesst hiemit die Anzeige dieses Bu- ;, dessen reicher Inhalt sich nicht in die :n Gränzen einer blossen Anzeige bringen t. Wer die Kraft und Eigenthümlichkeit enischer Phantasie im Gebiete des Glaubens, poetische und künstlerisch gestaltende An- ; dieses Volkes, wer mit einem Worte den enischen Geist kennen lernen will, der findet gends eine bessere Belehrung als in diesem :he, dessen Verf. alles in seinem Geiste ver- igt, was zur Lösung einer so weitgreifenden [gabe erforderlich ist, welche nur der Begei- rung für das Schöne gelingen konnte, welche so stärker und reiner in dem Verf. wirken, die gütige Natur an seiner Wiege die zwei ;en Dämonen, Neid und Dünkel, welche so le Menschen auf ihrem Lebensgange stets be- iten und ihr Thun trüben, abwies, dass sie n nie nahe kamen.

Konrad Schwenck.

Historia de la provincia de Guipuzcoa, por on Nicolas de Soraluce, consul de la epublica Argentina en San Sebastian. Madrid. 364. XIII u. 400 S. in Octav.

Von den zwei Abtheilungen, in welche das ben genannte Werk zerfällt, der geographisch-

statistischen Uebersicht des Land
Abriss der Geschichte desselben,
steren entschieden der grössere We
werden. Sie ist das Product eine
Kenntniss von Land und Volk, hä
der Liebe, mit welcher der Verf. s
stand behandelt, von jeder Ueber
und, was mehr sagt, verräth kein
der factiosen Stimmungen, die so
puzcoa vorherrschend waren.

Die baskische Sprache wird,
berichtet, mit jedem Jahre auf en
verwiesen, indem auf deren Koste
nen Seite der französische, von
Seite der castilische Dialect in Th
nen sich einschleicht. Die Bevölke
coas zeigt sich als arbeitsam, gel
hohen Grade zuvorkommend gegen
gewissenhaft in der Vollziehung ki
schriften, aber zäh und starr im
sobald sie auf gutem Recht zu f
Als Wächter der Grenze seit älte
Waffendienst verwiesen, zum The
bandistas mit allen Listen des kl
vertraut, geben diese Basken gewa
erschrockene Soldaten ab. Kirchli
tragen hier zugleich den Charakte
festen, denen das fröhliche Wesen
coaners eine eigenthümliche Färb
So die am 14. September übliche
Santo Cristo de Lezo. Schon am
ziehen aus Dörfern und Weilern
in Schaaren nach San Sebastian, w
zeitig auf einer Flotte von Fisch
Strandbewohner in ihren bunten
finden. Trotz ihrer Grösse fasst
kirche nur einen kleinen Theil de

das Gotteshaus knieend ihre Andacht
ı. Ist damit dem Gelübde ein Genüge
ı, so sondert man sich gruppenweise
wandtschaft und Freundschaft, lagert
und in der Stadt zum fröhlichen Im-
lässt die Bota mit dem heimischen Ge-
eisen. Dann beginnt, Flöten und Gei-
bourins und Guitarren voran, ein Auf-
erwogen durch die Gassen, Arm und
rnehm und Gering in bunter Mischung
Bewusstsein baskischer Nationalität
ı diesem Tage jedes sonst übliche Ge-
Etiquette zurück; es ist ein wechseln-
von graciösen Tänzen, muthwilligen
unter Begleitung schriller Jubeltöne,
verschlungener, vom Klange eines Volks-
leiteten Evolutionen. Die Nacht setzt
kein Ziel und beim Leuchten von Fa-
ingen sich die verschiedenen Gruppen
nden und Musicirenden durch einander,
der französische und navarresische Baske
d schweigsam die Rückkehr nach der
antritt, sobald er in Santo Cristo sein
endet hat.
ı sich der Verf. hiernach zu dem sta-
Theil seiner Aufgabe wendet, gewinnt
biet, auf welchem er sich schon ver-
ner amtlichen Stellung heimisch fühlt.
d Wasserstrassen, Posadas, Bäder und
erden der Besprechung unterzogen, dem
eiss und der Verwaltung von Stadt und
e besondere Berücksichtigung geschenkt,
mmtbevölkerung der vier Districte, in
ie Provinz zerfällt, auf etwa 150,000
arunter San Sebastian mit 1411], Irum
Einw.) geschätzt, die in 162 Kirchspiele
sind. In der Seccion monumental be-

gegnen wir einer genauen Beschreibu
dem Entwurfe Fontanas und in de
die Flügel ausbreitenden Adlers
Kirche de San Ignacio de Loyola, je
der das gelehrigste und bestdisci
der Christenheit ins Leben rief. M
80 Jahre lang an dem noch jetzt
vollendeten Prachtgebäude, das, der
Erörterung zufolge, an Ueberladung
rungen jeder Art zu kränkeln sch
Vergara errichtete Monument zeu
von einer Beschwichtigung jener pol
tionen, welche einst die gesammte
durchfurchten, während das auf de
sel aufgeführte Denkmal doch kaum
che Erinnerung an die einstige Grö
zurückrufen möchte. Der kurze Ab
die beneficencia publica und über d
publica ist seinem Inhalte nach ein
licher, während der über comercio
an belehrenden Notizen überwiegt
Beschreibung der das Land durchz
senbahn, die hier den Charakter ei
voyageur annimmt, sich historisch-g
Erörterungen über alle von derselb
Ortschaften knüpfen. — Die zweit
Werks gehört einer bis zum J. 1860 he
gedrängten Geschichte von Guipuzcoa,
auf übersichtliche Skizzen beschränk
Bezug auf die jüngsten Kämpfe der
Partei mit manchen interessanten
und berichtigenden Erläuterungen d

Die beigegebene Charte der Pro
technischer Hinsicht weit hinter äh
stungen Spaniens aus der jüngsten

Göttingische
ehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
nigl. Gesellschaft der Wissenschaften.
k. 12. April 1865.

---

a der Kieler Bucht von H. A.
nd K. Moebius in Hamburg. Erster
ie Hinterkiemer oder Opisthobranchia.
Tafeln. Leipzig. Verlag von Wilhelm
n. 1865. XXX u. 100 S. in gr. Quart.

osser Antheil auch den deutschen Zoo-
dem neuen Aufschwung ihrer Wissen-
bührt, blieben ihre Meere doch viel we-
nistisch durchforscht, als die anderer
Hingenommen von der anatomischen
cklungsgeschichtlichen Untersuchung be-
ler niederen Seethiere und von da aus
te Erkenntniss der ganzen Thierwelt
, suchten sie sich ihr Material da, wo
ichtesten und reichlichsten entgegen-
nd wendeten sich daher in vielen Fäl-
Mittelmeer zu, seltner schon die Nord-
n aber die Ostsee besuchend. In rein
aftlichem Gewande, meistens nur ein-
ere eindringend behandelnd, wurden
iften und Untersuchungen immer mehr
die Fachgenossen beschränkt und wäh-

rend die Zoologie so in Deutschlan
ten Bereicherungen erfuhr, wende
Theilnahme des grossen Publicums a
dieser Wissenschaft ab und nur di
gie erfreut sich zur Zeit noch zahlr
tanten. Sind wissenschaftlich auch
der Thiere unserer Meere bekannt,
tert doch kein Sammelwerk ihre Ke
nur aus zahlreichen zerstreuten un
nen Schriften ist es möglich, sich
belehren. Dem Besucher unserer Kü
Buch zu nennen, aus dem er sich ü
überall entgegentretenden, dem La
ganz fremden Thierformen, unterric

Ganz anders ist es bei den mei
Nachbarvölker. Fast die ganze Th
norwegischen und schwedischen Zo
die vieler dänischen und englischen,
der Erforschung ihrer einheimische
zu und bewegt sich in faunistischen
oft allerdings ohne die Wissensch
jetzigen Fragen zu fördern, die Lieb
kunde in ihrem Lande ausserorden
Fast über jede in seinen Meeren leb
klasse hat uns so besonders Englan
sten Faunen geliefert und auch H
uns durch seine populäre Natuurli
van Nederland in der Zugänglichkei
wissenschaftlichen Landeskunde weit

Jetzt fangen aber auch in Deu
faunistischen Studien der eigenen
Meere an wieder grosse Kräfte zu
Wir begrüssen in vorliegendem Wer
zendes Zeugniss dieses Strebens, u
ihm noch um so mehr unsere Thei
die Verff. uns darin nur die Früch
Zoologie gewidmeten Musse bieten.

yer schon von Jugend auf durch sein grossges Import- und Fabrik-Geschäft von Rohfen aus dem Thier- und Pflanzenreich den urwissenschaften zugewendet, konnte es unehmen, uneingeschränkt durch äussere Mit- die prächtige Kieler Bucht zoologisch in umendster Weise zu durchforschen und indem in Hrn Dr. Moebius den kenntnissreichsten, thätigsten Mitarbeiter fand, dort den Zoolo- einen Reichthum von Thieren zu zeigen, der ern Ansichten von der Armuth der Ostsee an schiedenen Geschöpfen ganz wesentlich umlert.

In der Einleitung beschreiben die Verff. zuhst einige der geographischen und physikahen Eigenschaften der Kieler Bucht, die bis ihrer Spitze bei der Stadt Kiel mit ziemlich ichbleibender Tiefe von 7—9 Faden (42—63 ss) sich etwa zwei deutsche Meilen ins Land treckt und einen der schönsten und grössten ürlichen Seehäfen bildet. Mit etwa 17,5 Taudtheilen an festen Bestandtheilen steht das isser der Kieler Bucht etwa gleich dem Sunde i Kopenhagen und weicht bedeutend von dem erwasser in den östlichen Theilen der Ostsee anzig 7,5 p. m., Riga 5,7 p. m.) ab, während sich allerdings sehr von dem Wasser der rdsee (35 p. m.) unterscheidet. Wie so schon rch den geringen Salzgehalt die Kieler Bucht günstig für die Thierwelt beschaffen ist, wird durch ein kaltes Klima gegen die Nordsee ch mehr zurückgestellt. Es ist bekannt, dass weilen die ganze Ostsee fest zufriert und uere Beobachtungen haben gelehrt, dass das asser derselben unter Null und sicher überall f Null sinkt, so dass die Thierwelt wahrscheinh auch in den Tiefen keinen warmen Zufluchts-

ort findet. Das Klima der Kieler tern die Vff. durch eine Tabelle der ren vom Juni 1863 bis dahin 1864 16 Faden und 5 Faden Tiefe, an d und der Luft darüber und stellen in einer Zeichnung klar vor Aug sich z. B. leicht ergiebt, dass der Faden Tiefe (mit 0°) in den April in 5 Faden Tiefe (mit + 1 bis 2°) bruar, März, April fällt, während Oberfläche (mit 0°) während des Februar dauert.

Durch dieses langsame Hinabsenk in die Tiefe wird es erreicht, dass wenn sie geringe Wanderungen mac eine Temperatur von 0° zu ertragen wenn die Oberfläche 0° zeigt, herr Faden Tiefe noch + 4 bis 5° und eingetreten ist, hat die Oberfläche + 2 bis 5° erlangt. Dennoch ste Klima der Kieler Bucht demjenigen see selbst bei den Faröern an Wär

Auch in Bezug auf die Bodenb ist die Kieler Bucht dem Thierleben stig, denn Felsenbildungen fehlen während allerdings sonst der Boden schiedenheiten darbietet. Die Vff. u danach fünf verschiedene Wohnsitze, Abweichungen in den Thierarten un tigkeit derselben zeigen. Zuerst sandige Strandregion, dann die Reg nen Seegrases (zostera marina) vom zu meistens 3—4 Faden Tiefe, in de den Boden bedecken, auch Fucus-Ar die Region des faulenden Seegrase Rottangs, von 3—6 Faden Tiefe, die rothen Algen (Ceramiacea) von 5

Tiefe und endlich die Region des schwarzen Schlammes in der ganzen Tiefrinne der Bucht von meistens 7—9 Faden Tiefe. Diese letzte Region zeigt schon ähnlich wie die kalten Meere eigenthümliche Thierarten, besonders Würmer, und grossen Reichthum an Individuen, wenn sie auch an Mannigfaltigkeit der Arten die anderen Regionen nicht erreicht. Hier kommt auch z. B. der bisher so seltne Halicryptus spinulosus Sieb. ziemlich häufig vor.

Ausser diesen natürlichen Wohnstätten der Thiere kommen auch noch künstliche, vom Menschen bereitete, in Betracht. Zunächst das verschiedene Holz- und Steinwerk, welches ins Wasser gebaut ist und besonders die s. g. Muschelpfähle, welche die Fischer von Ellerbeck in zwei bis drei Faden Tiefe auf den Grund setzen. Es sind dies meistens junge Ellern (Alnus) Bäume, die entlaubt und ihrer kleinsten Zweige beraubt in dem Grunde befestigt werden und sich wie untermeerische Wälder in weiten Strecken hinziehen. Die Miessmuscheln (Mytilus edulis) siedeln sich nun in grossen Mengen an den Zweigen dieser Bäume an und nachdem dieselben drei bis fünf Jahr unter Wasser gestanden, werden sie meistens zur Winterzeit, wenn die Bucht von Eis bedeckt ist, aufgezogen und die Muscheln abgepflückt, von denen man jährlich über drei Millionen Stück nach Kiel auf den Markt bringt.

Den Grund der Bucht beuteten die Verff. von ihrer Jacht ab mit dem Schleppnetze (mit viereckigem $1^1/_2$ Fuss breitem und $^3/_4$ Fuss hohem Eingang und mit einem Beutel von grobem Stramin) aus; Steine, die den Grund an manchen Stellen bedecken, liessen sie zum Absuchen der Thiere mit Haken heben und die Oberfläche

des Wassers durchfischten sie besc
Larven von Mollusken, Würmern
dermen mit dem dichten Netze. Au
verschafften sie sich noch feinen Sc
Wasser durch eine Saugpumpe mit la
mischlauch (von 1/2 Zoll Lumen) und
dadurch z. B. lebende Foraminiferen.
Mehrzahl ihrer Thiere brachten die
nach Hamburg und hielten sie dort
ren Aquarien, um in Ruhe alle Ver
studiren.

Wie es nach der Ungunst des K
gehalts und Bodens und nach der
senheit vom Weltmeere zu erwarten
absolute Reichthum an Thieren in
Bucht gering. Allerdings ist er viel
man vor unsern Verf. allgemein glau
derselbe für die Mollusken wenigsten
erschöpft sein wird, bietet die Kiele
zoologisch geographischen Vergleich
schöne Anhaltspunkte. Die Verf. fa
Kieler Bucht 17 Conchiferen, 16 Pros
19 Opisthobranchien, ferner mehrere
und Bryozoen und entdeckten auf
die sie in den grossen Belt machten
Thiere, die sonst in der ganzen
nicht bekannt waren. Alle diese T
men auch an der Küste Norwegens
niens vor und beweisen also, dass
mit der Nordsee zu einer zoologisch
wenn auch als ein verarmter The
An den britischen Küsten kommen
schalentragende Mollusken vor, im
Fjord 164, an den skandinavischen
in der Kieler Bucht nach unserm V
Arten, von denen die meisten abe
dem Nordkap hinauf verbreitet sind.

Durch Alder und Hancock's grosse Monographie der britischen Nudibranchien sind manche interessante Vergleichungen mit denselben Arten, wie sie unsere Verff. aus der Kieler Bucht beschreiben, ermöglicht. Die Farben der Nordsee-Thiere sind meistens kräftiger, manche Nordsee-Thiere sind grösser, doch lange nicht alle und einige stehen den Kielern an Grösse nach, einigen Nacktkiemern fehlen im Kieler Wasser die Kalkkörper in der Haut, die sie schon im grossen Belte, noch mehr in der Nordsee erhalten, und die Verf. haben sehr Recht, wenn sie daher von eigenen Ostsee-Racen sprechen.

Obwohl alle Kieler Thiere auch in der Nordsee leben, ertragen sie doch nicht, wie der Vff. Versuche in ihren Aquarien lehrten, sofort das salzreiche Wasser der letzteren; Fische und Krebse der Ostsee bemühen sich zuerst vergebens im schweren Nordsee-Wasser unterzusinken, obwohl sie darin nicht sterben, dagegen finden die Kieler Nacktkiemer wie auch Asteracanthion rubens im Nordsee-Wasser gleich ihren Tod, ertragen es aber gut, wenn die Concentration ihres Heimathwassers allmählig, etwa in Zeit von 1—2 Monaten, hergestellt wird.

In dem vorliegenden ersten Bande ihrer Fauna der Kieler Bucht beschreiben die Verff. die dort vorkommenden 19 Arten von Opisthobranchien (16 Gymnobranchien, 3 Pomatobranchien), welche meistens von geringer Grösse (3—40 Millim.) durch die Schönheit ihrer Farben das Auge reizen. Die anatomischen Verhältnisse, wo u. A. die Geschlechtsorgane noch immer sehr viele Dunkelheiten bieten, werden im Allgemeinen, wie die Entwicklungsgeschichte, leider nicht berücksichtigt, dagegen schenkten die Verff. aber dem

Bau der Mundmasse und ihren für
tik so wichtigen Zungenzähnen gro
samkeit. Um die Form der Zähne
zu erkennen und durch die Zeichnu
len, ruhten die Verff. nicht eher al
denselben grosse Modelle in Thon
Gummi ausgeführt hatten, durch w
genthümlichkeit der Formen dem Au
klar wurden. Ueberall beobachtete
dass die vorderen Zungenzähne, wi
neue nachrücken, abfallen und s
Zunge in einer Aussackung ansamn
sie lange liegen bleiben und dort ö
Wesen verkannt wurden.

Genau wird überall neben de
äussere Form, die Farbe, der La
des Thiers beschrieben, ferner die
selkapseln, Hautdrüsen, Kalkkörper
sonderer Vorliebe die Lebensweise,
und Ortsbewegung. Hier sind viele
von grossem Interesse. Bei ihrer C
cata Mont. fehlen z. B. nach de
Zungenzähne vollkommen, während
dern Arten dieser Gattung sicher un
gebildet sind, und als merkwürdige C
erwähnen sie bei Acera bullata e
und Mantel schmetterlingsartig ausg
gen im Wasser, welches sicher ebe
Beschauer überrascht, als das F
Klappen mit beiden Schalen, was m
an jungen Pecten oft beobachten k

Die Abbildungen, welche das
sind ganz vortrefflich, sie lassen
Tafeln in Alder und Hancock's
hinter sich und stehen auch den sc
nungen hindostanischer Maler von ind
kiemern, die in dem letzten Hefte

ngen der zoologischen Gesellschaft in London
(Band IV.) publicirte, nicht nach. Acht-
hn in Farbendruck ausgeführte Tafeln (leider
ine Numerirung) sind der Darstellung der gan-
n Thiere in verschiedenen Stellungen gewid-
et, sechs andere stellen die Mundmasse und
ngenbewaffnung dar, eine erläutert den Gang
r Temperatur der Kieler Bucht im Laufe ei-
s Jahres und eine endlich ist eine Karte die-
r Bucht mit Angabe der Tiefen.

Die Verff. haben ihr Werk der Universität
iel zur Feier ihres zweihundertjährigen Jubi-
ums am 5. October d. J. gewidmet und wer-
n hoffentlich die Wissenschaft recht bald mit
ner Fortsetzung ihrer wichtigen Untersuchun-
n über die Kieler Fauna bereichern.

Keferstein.

Versuch einer physiologischen Pa-
thologie der Nerven. Von G. Valentin.
Zweite Abtheilung. Besonderer Theil. Leipzig
und Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagshand-
lung 1864. 396 S. in Octav.

Ueber den allgemeinen Theil des vorliegen-
den Werkes wurde schon vor einiger Zeit in
diesen Blättern kurz referirt. Im zweiten oder
speciellen Theil werden der Reihe nach erörtert:
die besonderen Verhältnisse der einzelnen Ner-
ven, der Einfluss des Blutes auf die Nerventhä-
tigkeit, die örtlichen Nervenstörungen, die Wir-
kungen einzelner Gifte auf die Nerventhätigkeit,
die Beziehungen der Nerven zu den physicali-

schen und den chemischen Vorgäng
den Körpers.

Die besonderen Verhältnisse
Nerven nehmen den grössten
Bandes (S. 1—216) für sich in
wird darin eigentlich eine speciel
siologie gegeben mit fortwährend
gen auf pathologische Verhältnisse
logischer Beziehung sind die aus
bekannten Thatsachen im Allgemei
falt, obgleich mit wenig Kritik
Man stösst auf Widerlegungen alt
derlegter Angaben, man findet st
Ergebnisse der allerneuesten For
zeichnet und dicht daneben werde
vorgeführt, denen nachher viele an
ter desselben Gegenstandes gefol
fallend ist die vorwiegende Anerke
der Verf. beim Rückenmark den vi
felten Angaben von Schiff zu Theil
In einem für Praktiker bestimmt
hätten sie wohl nicht in so dogm
hingestellt werden dürfen, falls
vom Verf. durch eigene Nachunte
stätigt worden sind, was aus de
nicht hervorgeht. Noch ungleich
die pathologischen Beziehungen
und wie wenig der Verf. auf diese
Hause ist, zeigt eine Bemerkung ü
Bindegewebswucherung (S. 54) der
Bekanntlich gehört diese Veränd
am häufigsten vorkommenden und
Sicherheit von vielen Forschern co
malien. Sie ist in vielen Fällen s
ssem Auge zu erkennen. Gleichw
über bemerkt, was man so genann
oft nur davon hergerührt, dass

Nervenröhren fehlte, oder die nicht zweckmässig gebrauchte Chromsäure die Gewebe zerstört hatte.

Was den Einfluss des Blutes auf die Nerventhätigkeit betrifft, so werden unter dieser Rubrik (S. 217—234) zunächst die Störungen abgehandelt, welche auf Unterbindung oder Compression von Hauptschlagadern folgen; dann die durch pathologische Embolieen bedingten; ferner diejenigen, welche die Einführung gewisser chemischer Körper, wie Alkohol, Aether, Chloroform u. s. w. in die Blutbahn veranlasst; und endlich diejenigen, welche entstehen sollen, wenn Harnstoff, kohlensaures Ammoniak u. dergl. im Blute kreisen.

Die örtlichen Nervenstörungen (S. 235—311) werden bedingt durch mechanische Eingriffe, Wärmeänderungen, electrische Misshandlungen und chemische Eingriffe. In dieser Abtheilung sind wiederum eine grosse Reihe von Thatsachen, die der speciellen Physiologie angehören und dort zur Aufstellung von Gesetzen oder wenigstens von Lehrsätzen benutzt werden, aneinandergereiht. Besonders umfangreich ist der Abschnitt über electrische Misshandlungen ausgefallen (S. 261—295). Darin werden die Erregbarkeitsstufen des absterbenden Nerven, das Marianini'sche Gesetz, der Ritter'sche Oeffnungstetanus, die Voltai'sche oder Ritter'sche Alternative, die Aenderung der Nervenwirkung durch beständige Ströme, die Wirkungen kurz dauernder Ströme, die Empfänglichkeitsänderung durch electrische Ströme, der Electrotonus und Reizbarkeitswechsel, die Empfindungswirkungen des galvanischen Stromes, namentlich auf die höheren Sinnesorgane, die Fortpflanzungsgeschwindigkeit und Erregungsgrösse, die Wirkung der verschiedenen Stromesarten abgehandelt.

Ausführlich sind auch die Wirku
ner Gifte auf die Nerventhätigkeit (
besprochen. Dieser Abschnitt enthä
brauchbare Zusammenstellung der
Gegenstand bekannt gewordenen F
und ist mit zahlreichen Hinweisun
umfangreiche Literatur durchwebt.
diesem Gebiete die experimentelle
und Pathologie mit der Beobachtun
kenbette und der Arzneimittellehr
reichen, so leuchtet es ein, dass die
Resultate auch für den Praktiker
chendes Interesse haben müssen. I
ausgeschickten Einleitung wird der
gen Thatsache gedacht, dass die thie
dem Thiere selbst, welches sie prod
zu schaden vermögen. Bei der Dar
einzelnen Gifte sind die Erkennun
die Dosen, welche beim Menschen u
denen Thieren den Tod herbeizufüh
voraufgeschickt. Die Reihe beginn
Strychnin, und es werden die Er
welche die vergifteten Menschen un
wohl der gewöhnlichen Beobachtung
ren Hülfsmitteln gegenüber darbiete
Aufeinanderfolge zusammengestellt.
Verfahren ist bei den übrigen Gift
ten. Es werden dann die Eigens
physiologischen Wirkungen des Cura
tiar, anderer Pfeilgifte und der Tan
tert. Dann folgen das Opium und
parate, der Haschisch, die Blausäure
Cyanverbindungen. Unter der Gru
pillen erweiternden Gifte werden At
nin, Nicotin, Aconitin, Digitalin, Co
und andere aufgezählt. Ausführlich
pin und das Pupillen verengernde

delt, welches letztere bekanntlich den
en Bestandtheil der Calabarbohne bildet.
ind zu einer Gruppe vereinigt das Di-
Nicotin und Coniin, sowie die den Col-
angehörenden Pflanzen: die Herbstzeit-
esswurz und Sabadilla. Die vielfach er-
therapeutischen Verwendungen des Ve-
sind hier nicht weiter berücksichtigt.
wird auf die Giftigkeit des Anilin auf-
gemacht, während die aus demselben
en rothen (Fuchsia, Magenta, Solferino,
h), blauen (Anileïn, Harmalin, Violin,
, Anilinblau, Pariser Blau) und brau-
vanna) Farbstoffe als an sich unschäd-
nnt worden sind. Der letzte Paragraph
t die thierischen Gifte, wobei vorzugs-
f die Untersuchungen von Fontana (1787)
sen wird, die über 6000 mit Viperngift
te Experimente umfasste. Die übrigen
ngifte sind noch nicht wissenschaftlich
vorden.
achte Abschnitt (S. 386—396) bespricht
ehungen der Nerven zu den physikali-
nd chemischen Vorgängen des lebenden
Es wird die Hypothese eingeführt,
Ganglienzellen in ihrer molecularen Be-
eit an verschiedenen Orten der nervö-
ralorgane von einander abweichen, weil
ungen verschiedener Zellengruppen un-
nder wesentlich differiren. Da noch
echanik der Ganglienzelle existirt, so
es vorläufig aus den abweichenden Wir-
mehrerer Nervengifte auf die betreffen-
tomisch zu unterscheidenden Zellengrup-
hlossen werden. Man wird indess, be-
e Hypothese zugelassen wird, fragen
ob nicht die mannigfaltige Verschieden-

heit der Verbindung von Ausläufern
len mit verschiedenen Nervenbahne
um darauf die beobachteten Differe
wirkten Erregungen zurückzuführen.
Auseinandergehen der an dem G
kenntlichen Bewegungserscheinungen
stromes und der Lebensthätigkeiten
und des Electrotonus wird gelehrt (
diejenige Molecularveränderung, wel
tromotorischen und die, welche di
schen Erfolge bedingt, nicht in all
gruenz zusammenfallen. Daher tre
sel der electromotorischen Beziehung
che Reihe mit anderen Nebenfolgen
genblicke der Thätigkeit auftreten
nungen, wie der Aenderung der El
Wärme oder der chemischen Bescha
der Aufnahme des Sauerstoffs und
chung der Kohlensäure.

Die Absicht des Buches, im Gan
tet, geht offenbar dahin, eine Dar
allgemeinen und speciellen Nervenp
geben, welche nur das enthält, w
dem angehenden oder beschäftigt
für wissenschaftlich und nützlich hä
sollen Winke mitgetheilt werden,
die pathologischen Processe im Nerve
Hülfe messender Versuche erforscht
ten. Im Uebrigen ist die Pathologi
ter berücksichtigt; und wie wenig d
Anforderungen der modernen Physiol
len Stellen Genüge geleistet ist, wi
Mitgetheilten hinreichend einleuchte

Die sehr gute Ausstattung wird
nen Theil durch eine Anzahl von H
geziert. W.

De indole ac ratione versionis Alexandrinae in interpretando libro Jobi. Scripsit Gust. Bickell. Marburgi 1862 (auf dem Umschlage 1863). 50 S. in Octav.

Abgesehen vom Samaritanischen Pentateuch spiegelt uns die alte Griechische Uebersetzung des A. T. allein eine von dem sonst bekannten rabbinischen Texte oft wesentlich verschiedene Gestalt des A. T. ab. Wie trübe nun auch dieser Reflex sein mag, wie sehr man auch jetzt allgemein anerkennt, dass im Ganzen und Grossen unser überlieferter Text besser ist, als der Alexandrinische, so wäre es doch eine fast ebenso grosse Einseitigkeit, wie die früher stellenweis beliebte Ueberschätzung des letztern, wenn man leugnen wollte, dass uns die sog. LXX bei vorsichtiger Benutzung der Masora gegenüber oft auf das Richtige führen und dass wir z. B. zu den Büchern Samuels viele Verbesserungen unseres arg entstellten Textes aus ihnen entnehmen können. Schon aus diesem Grunde ist die genaue Kenntniss der LXX für die Untersuchung des A. T. von grösster Bedeutung. Nun ist aber diese Uebersetzung eine Sammlung von höchst verschiedenartigen Theilen und dabei hat sie so seltsame Schicksale erlebt, dass man wohl behaupten kann, auch schon die ältesten und besten Handschriften geben uns einen Text, der von dem der Uebersetzer selbst weiter absteht, als der irgend eines Theiles unsrer Hebräischen Bibel von seinem Urtext. Freilich haben wir allerlei Mittel in Händen, die verwilderte Textgestalt zu verbessern, aber es erhellt leicht, dass nur durch eine Reihe der eingehendsten Einzeluntersuchungen hier wirklich bleibende Er-

gebnisse zu gewinnen sind. We
die Benutzung des reichlich vorli
rials zur Untersuchung der LXX
hältnisses zum Hebräischen Text i
nicht mit allem wünschenswerthe
ben ist, so haben wir doch mehr
tige Arbeiten auf diesem Felde au
erinnere nur an die vortreffliche
doppelten Ester-Textes von Frit
höchst scharfsinnige, gründliche un
Abhandlung über die Zeitrechnung
Preuss und an die geistvollen »
zur griechischen Uebersetzung de
von Lagarde, welche sehr viel sch
ges und Anregendes enthalten, n
auch nicht immer durch die ge
apodictisch vorgetragenen Sätze d
zeugt werden.

Das hier angezeigte Buch, zu
in der Ztschr. d. D. M. G. XVIII,
Berichtigungen und Ergänzungen
kommt zwar den drei eben genan
an Bedeutung nicht gleich, ist a
fleissige und tüchtige Arbeit. D
Uebersetzung des Hiob trägt ein
thümlichen Charakter, der schon
des 17ten Jahrhunderts auffiel.
zung ist sehr frei, aber zeigt dab
Streben, die poetische Farbe des O
einen entsprechenden Griechischen
derzugeben. So finden wir in di
zung eine Reihe von Wörtern un
aus Griechischen Dichtern (vgl. de
Aufsatz von Egli im Rhein. Mus.
S. 448 ff., der freilich hie und da
Leider fehlt dem Uebersetzer abe
che Kenntniss des Hebräischen, oh

eine nur einigermassen genügende Nach-
der überaus schwer verständlichen Ur-
ınmöglich war. Theils wegen der Schwie-
einzelner Wörter und Sätze, theils aus
Gründen, welche der Verf. sehr verstän-
einandersetzt (S. 39 ff.), hat der Ueber-
ine Menge von kleinen und grösseren
ausgelassen. Unter diesen Umständen
wir nicht erwarten, dass der Griechische
ns sehr bedeutende Dienste zum Ver-
s des Originals leisten wird; dennoch
wir den Uebersetzer für einen geistvol-
n halten, welcher die Pfuscher, die den
und die Ester übertrugen, sowie »das
Geschöpf, das die Uebersetzung des Isaias
hat« (wie sich Lagarde a. a. O. S. 7
aber treffend, ausdrückt) sehr überragt.
wisse Verwandtschaft hat er mit dem
sehr originellen Uebersetzer des Spruch-
der aber doch nicht so frei übersetzt.
Hauptwerth hat die Arbeit des Hn Vfs
ie genaue Angabe der in der ursprüng-
Jebersetzung ausgelassenen und später
hlich aus Theodotion ergänzten Stellen.
em die meisten dieser Ergänzungen rüh-
Zweifel von Origenes her; doch haben
der Verf. nachweist, auch entschieden
nen, dass noch in Origenes' Recension
Stellen fehlten und erst später ergänzt
Die grosse Freiheit der Uebersetzung
den Origenes offenbar hie und da über
prechen des Griechischen und Hebräi-
xtes, so dass er, welcher bei den wört-
setzten Büchern mit peinlicher Sorgfalt,
m Schaden der Deutlichkeit jedes aus-
Wort ergänzte, hier ganze Verse über-
nnte. Der grosse Unterschied zwischen

der Sprache des ursprünglichen Uebe
der der spätern, aus welchen man
entnahm, und ferner eine gerade
ziemlich vollständige positive Ueberl
diese Ergänzungen erleichtern dem
hier sehr das Geschäft der Ausschei
lich wird derselbe auch hier nicht
den hexaplarischen Text hinauskom
selbst wenn uns beim Hiob mehr
sche Quellen zu Gebote ständen, als
haben, würden wir aus denselben so
Sicheres schöpfen. Aus den Citate
Schriftstellern ergiebt sich nur im
dass die Texte schon damals vielf
und korrigiert waren, wie das scho
sehen hat, aber im Einzelnen sind
meist viel zu ungenau und durch
fehler entstellt, als dass wir sie zur
eines reinern Textes viel gebrauc
Ich glaube, in dieser Hinsicht leg
viel Gewicht auf solche Citate.

Durchgängig ist die Untersuchu
besonnen und erfolgreich, wo sie es
ständen zu thun hat, welche durch
des Griechischen und Hebräischen
ergründet werden können. Dageg
eine genauere Bekanntschaft mit d
zungen der andern Bücher des A.
andern einschlägigen Litteraturzwei
seine Urtheile über allgemeinere Fr
verfehlt oder ungenügend. Am wen
digen daher die einleitenden Abschn
die erste Seite sucht mit einigen
Phrasen auseinanderzusetzen, dass
drinischen Uebersetzer durchgängig
bräischen Texte vor sich gehabt hä
während sich doch das Gegentheil

cher aufs entschiedenste beweisen lässt. Ebenselbst wird behauptet, dass alle Alexandrinichen Uebersetzer mehr oder weniger frei übersetzt hatten, während ein Blick in die Uebersetzung des Kohelet und des hohen Liedes genügt, diese Behauptung zu widerlegen. Ist doch auch das späte erste Makkabäerbuch allen Spuren nach sehr treu und wörtlich aus dem Urtext übersetzt. Aus allgemeinen Gründen, wie der mehr oder minder genauen Kenntniss des Hebräischen, welche ein Uebersetzer zeigt, auf eine Zeit zu schliessen, bleibt also immer sehr misslich. Noch weniger aber möchte es erlaubt sein, den bekannten Zug jüdischer Aengstlichkeit, welcher den Ausdruck aller Anthropomorphismen und Anthropopathien zu vermeiden sucht, mit dem Verf. (S. 6) auf einen einzelnen Philosophen zurückzuführen, da er sich wenigstens in einigen Spuren in allen jüdischen Uebersetzungen und selbst den Recensionen des Urtextes selbst findet.

Dem Verf. scheint beim Beginn seiner Arbeit das entscheidende Zeugniss des Aristeas beim Alex. Polyh. nicht bekannt gewesen zu 'sein: erst nachträglich erwähnt er es (S. 28), ohne aber deutlich die wichtige Folgerung daraus zu ziehen, welche sich für unser Buch daraus ergiebt. Wenn Alex. Polyh., welcher um 60 v. Ch. Geb. schrieb, eine Stelle des Aristeas anführt, in welcher dieser den Schlussanhang des Hiob benutzt hat, während dieser Anhang doch ohne Zweifel nicht dem ursprünglichen Uebersetzer angehört, so kommen wir dadurch wenigstens auf das Jahr 150 als letzten Termin der Uebersetzung selbst. Ausser für den Pentateuch (dessen Uebersetzung nicht sowohl der höchst verdächtige Aristobulos, als der Dramatiker Ezekie-

los, und der wahrscheinlich vor 200 lebende D metrios beglaubigen) und das Buch Ester (de sen Unterschrift leider nicht vollkommen de lich ist) haben wir für keinen Theil der LX ein derartiges Zeugniss. Mit Unrecht führt au unser Verf. wieder die Worte des jüngern Sir als Beweis dafür an, dass zu seiner Zeit sch das ganze A. T. übersetzt gewesen sei *). Au sollte man allmählich aufhören, nur auf Auct rität des falschen Aristeas hin zu behaupte dass der Pentateuch unter Ptolemäus Philad phus übersetzt sei. Möglich ist das, aber mö lich ist auch, dass die Uebersetzung geraum Zeit später stattfand.

Auch die Untersuchung über den Schriftch rakter des Hebräischen Exemplars, nach welche der Uebersetzer arbeitete, befriedigt wen Dass die Juden zu Christi Zeit eine im Wesen lichen mit der Quadratschrift identische Schri hatten, nimmt der Verf. — wenn auch aus un genügenden Gründen — mit Recht an; seitde haben wir dafür urkundliche Beweise bekomme (Rev. arch. 1864 Pl. VII). Aber dass dieselbe diese Schrift erst seit Alexander Jannäus' Ze angenommen hätten, ist eine willkürliche An nahme; denn die Münzschrift brauchte ja mi der Bücherschrift nicht identisch zu sein. Abe wenn man auch wirklich im 2. Jahrh. vor Chr. Geb. in Palästina dieselbe Schrift in Büchern gebraucht haben sollte, wie auf den Münzen, so wird sie in jenen doch gewiss nicht so steif und ungelenk gewesen sein, wie auf diesen; die genauere Gestalt wäre uns also doch unbekannt. Nun ist aber gar nicht nöthig, dass man ent-

*) Auch hier wie in so vielen auf die LXX bezüglichen Fragen hat schon der grosse Hody das Richtige (S. 194).

der die Quadratschrift, oder die Münzschrift braucht haben muss; es gab ja in jenen Zei- noch allerlei Variationen der Aramäischen hrift. Könnten denn die Aegyptischen Juden e Hebräischen Rollen nicht mit ähnlichen Cha- kteren geschrieben haben, wie sie die einzigen s erhaltenen Semitischen Bücherfragmente aus ner Periode, die Aegyptisch-Aramäischen Pa- rusbruchstücke, zeigen, deren Schrift allerdings r Quadratschrift nahe verwandt ist? *) Wenn r uns nun nicht willkürlich auf eine bestimmte orm für jeden Buchstaben beschränken, so erden wir finden, dass die Buchstaben, welche auptsächlich verwechselt werden, in allen ein- chlägigen Alphabeten einander sehr ähnlich sind: f einzelne Fälle ist natürlich nichts zu ge- en, und von der Verwechslung wegen ähnlicher orm der Buchstaben scharf die wegen ähnli- chen Klanges derselben zu unterscheiden, welche chon in schlechten Hebräischen Handschriften orkommen mochte, wie in den Samaritanischen. Dahin gehört z. B. die Verwechslung von שער nd שחר S. 11). Unter diesen Umständen möchte ich es nicht wagen, über den Schrift- charakter des dem Griechen vorliegenden He- bräischen Hiob eine bestimmte Entscheidung zu fällen.

Mit Recht behauptet der Vf., dass der Ueber- setzer des Hiob (wie die andrer Bücher) sich wenig um die genaue grammatische Form, um Person, Genus und Numerus gekümmert hat. Aber er geht wohl zu weit, wenn er meint, er habe die Vokalbuchstaben beliebig ignoriert. Wenn er

*) Beiläufig bemerke ich hier, dass der Vf. wiederum den Stein von Carpentras, auf der mehrmals der „Gott Osiris" genannt und ein Osiris-Opfer abgebildet wird, ei- nem Juden beilegen will (S. 18)!

עירלים wie עולם, אלוה wie אֱלֹה
wird er jene Worte eben ohne Vo
vorgefunden haben. Ueberhaup
manche der scheinbaren Nachläs
Uebersetzers durch die Unvollkom
Originaltextes verursacht. Der Ve
an, dass einige Lücken der Uebe
ein Homoeoteleuton im Text ve
Sollte es nun da nicht natürlich
ein flüchtiger Abschreiber des Orig
ler gemacht habe, als derUeberse
haupt ist, wie schon bemerkt, de
sehr geneigt, die Vorlage des Ue
ganz mit unserm Hebräischen T
anzusehen.

Wir wiederholen, dass die Einz
gen des Verfs über das Buch Hic
befriedigender sind, als seine allg
terungen. Zwar finden wir auch
Annahmen, die wir nicht billigen
durchgängig sind diese Untersuchu
gen, gründlich und erspriesslich.

Auch das Endresultat, dass die
tik aus dem Griechischen Hiob h
sehr geringen Gewinn ziehen kö
wir billigen. Nur möchten wir c
nen, daraus einen allgemeinen S
LXX überhaupt zu ziehen.

Wir sprechen zum Schluss den
dem Verf. auf diesem Gebiete noc
gegnen: hoffentlich wird er es da
verschmähen, in seiner Mutterspra
ben.

Kiel. Th

Recht und Beweis im Geschworenengericht. Ein Beitrag zur Kritik der Praxis und Gesetzgebung auf dem Gebiete des Strafverfahrens von Dr. L. v. Bar. Hannover Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1865. XVI u. 368 S. gr. 8.

Die vorliegende Schrift hat nicht den Zweck einer allgemeinen Erörterung über die Vorzüge und Nachtheile des schwurgerichtlichen Verfahrens in Strafsachen. Sie betrachtet das Geschworenengericht als etwas Gegebenes, als den Kernpunkt dieses Instituts aber das Verhältniss, in welches Richter und Geschworene zu einander durch Gesetzgebung und Praxis gesetzt werden. Die richtigen Gesichtspunkte für dieses Verhältniss aufzufinden, ist die Aufgabe, welche der Verf. sich gestellt hat.

Es wird nun gegenwärtig immer mehr anerkannt und in der deutschen Wissenschaft, kann darüber nach den Schriften Hugo Meyer's (»That- und Rechtsfrage im Geschworenengericht«) und Glaser's (»Die Fragenstellung im Schwurgerichtsverfahren«) ein Zweifel nicht mehr bestehen, dass die Geschworenen nicht beschränkt sein können auf reine Thatfragen, dass von ihnen vielmehr die Beantwortung der gesammten Schuldfrage erfolgen muss, auch da, wo schwierige Rechtsfragen die Entscheidung bestimmen. Ist dies aber richtig, so wird man zugestehen müssen, dass damit allerdings eine erhebliche Angriffswaffe den Gegnern des Geschworenengerichts geliefert ist, sofern es nicht ein sicheres Mittel giebt, die Rechtskenntniss des aus rechtsgelehrten Richtern bestehenden Schwurgerichtshofes für das Verdict nutzbar zu

machen. Denn die Behauptung, d
len Umständen die Geschworenen d
finden besser verstehen, als rechtsg
ter, ist, wie dem Verf. scheint, die
von allen, welche zu Gunsten des Ge
gerichts vorgebracht werden können.
selbst in dem Heimathlande der he
in England, vielfach anerkannt, das
Geschworenen nicht unter Leitung u
rechtsverständiger Richter ihren Wah
ten, die Entscheidung der Schuldfrag
rechtsgelehrte Richter vorzuziehen s

Der Verf. wendet sich nach einer
leitung, in welcher jener für eine hei
samkeit der Schwurgerichte so wesen
hervorgehoben wird, zu einer Dar
Verhältnisses von Richtern und G
nach englischem Rechte (S. 5—20).
tat, was hier gezogen wird, ist, dass
eine Verurtheilung nur eintritt, wenn
Geschworenen als der der Assise
Richter, in den wichtigeren und s
Fällen immer ein Mitglied des oberst
hofes, die Verurtheilung gerechtfer
In dem folgenden Abschnitte (S. 21-
das Verhältniss des Gerichts zu den
nen nach den Gesetzgebungen Fran
Deutschlands betrachtet, und daran k
die eigenen Reformvorschläge des Ve
deren es verhindert werden soll, d
der Geschworenen Verurtheilungen
Rechtsgründen ausgesprochen werde
jetzt in Frankreich und Deutschland
Versuche, dieses Resultat herbeizufüh
sich einerseits als fehlerhaft, anderer
zulänglich bewiesen, und die englisch
tungen sind schon der abweichenden

wesentlich collegialen — Gerichtsverfassung wegen nicht annehmbar, abgesehen selbst davon, dass sie durch einen Act der Gesetzgebung allein noch nicht die erforderliche Wirksamkeit würden erlangen können. Die frühere französische Gesetzgebung und Praxis verwandte als Mittel einer Controle der Geschworenen die Theilung der Schuldfrage in eine Menge einzelner anderer Fragen. Davon ist man später, da sich die Auflösung der Rechtsbegriffe in sog. Thatsachen als unmöglich erwies, und die in dieser Beziehung gemachten Versuche nur zu Verwirrung und Widersprüchen führten, zurückgekommen. Den Geschworenen wird nach der gegenwärtigen französischen Gesetzgebung und Praxis, welcher man in Deutschland sich vollständig angeschlossen hat, die gesammte Schuldfrage in Einer Hauptfrage zur Beantwortung verstellt, woran sich dann allerdings noch Nebenfragen über Erschwerungs- und Milderungsgründe und über die gesetzlichen Strafausschliessungsgründe reihen können. Dabei sind es aber nicht die Verbrechensbegriffe, nach denen regelmässig die Geschworenen befragt werden. Man befragt die Geschworenen vielmehr nach den gesetzlichen Definitionen in dem vielfach verbreiteten Glauben, dass so nur Thatsachen festgestellt, nicht aber Subsumtionen unter Rechtsbegriffe von den Geschworenen vorgenommen werden, und nur in einigen besonderen Fällen erkennt man es an, dass die in diesen Definitionen vorkommenden Begriffe wiederum Rechtsbegriffe sind, z. B. der Begriff der Urkunde, des Wechsels bei den Verbrechen der Urkunden- und Wechselfälschung. In diesen letzteren Fällen sollen dann die Geschworenen nicht nach dem »Rechtsbegriffe« gefragt werden, sondern nur nach denjenigen Thatsachen, welche nach

Ansicht des Schwurgerichtshofes und in höherer Instanz des Cassationshofes, im concreten Falle den Rechtsbegriff ersetzen.

Meyer hat treffend nachgewiesen, dass dies letztere Verfahren ein durchaus fehlerhaftes und willkürliches ist. Den Geschworenen muss die Subsumtion der Thatsachen unter die Rechtsbegriffe immer verbleiben. Das entgegengesetzte Verfahren setzt die Geschworenen zu Prüfsteinen nur des Beweises herab, und der Gerichtshof würde dabei es vermögen, trotz der entgegenstehenden Ueberzeugung der Geschworenen aus einzelnen Thatumständen die Schuld des Angeklagten zusammenzuconstruiren. Der Verf. hat dieser Ansicht nur beitreten können; er führt dabei aber aus, dass jeder derartige Versuch einen Eingriff in das den Geschworenen unbestritten zukommende Gebiet der thatsächlichen Feststellung des Falles enthält, indem That- und Rechtsfrage in jedem Falle bis zu einem gewissen Punkte unzertrennlich mit einander verbunden sind. Zugleich sucht er nachzuweisen, dass es eine Täuschung ist, bei irgend einem Rechtssatze von thatsächlichen Begriffen zu reden. Jeder Begriff, dessen sich das Gesetz zur Erklärung seines Willens bedient, wird schon dadurch zu einem Rechtsbegriffe, und es kann nicht darauf ankommen, ob der Gesetzgeber selbst eine Definition des fraglichen Begriffes giebt. Diejenigen Begriffe, von denen das Gesetz keine weitere Definition giebt, sind oft gerade die schwierigsten, und vom Gesetzgeber gerade deshalb nicht besonders definirt, um nicht durch eine ungenaue Definition irre zu leiten. Um so nothwendiger ist aber eine Controle der Geschworenen bei Vornahme der rechtlichen Erwägungen.

Controle kann nun, wie bemerkt, nicht e sog. Auflösung der Rechtsbegriffe in n erfolgen. Ebenso wenig ist durch ehnung und grössere Genauigkeit der ıchung zu helfen. Eine mündliche Ver- in der Voruntersuchung vor rechtsge- chtern zu dem Zwecke, die Sache voll- renn auch nur in Ansehung des Rechts- n erschöpfen, würde bald die Haupt- ng selbst zu einem leeren Nachspiele ken und schliesslich verschwinden las- ist ferner die Leitung der Berathung mmung der Geschworenen durch einen hrten Richter empfohlen worden. Auch richtung würde unhaltbar sein. Sie e Geschworenen gleichsam unter Vor- ft stellen und bei der ungeheuren, je- ole entbehrenden Gewalt jenes Richters neine Misstrauen erregen. Endlich kann neuerdings namentlich von Schwarze , Vereinigung einer Mehrzahl von Rich- einer Anzahl Laien zu einer sog. Schöf- nicht segensreich wirken. Es spricht die geschichtliche Erfahrung und das r Arbeitstheilung. Zwar sind in eini- en, und namentlich auch in Hannover fügige Strafsachen (Polizeisachen) Schöf- e eingeführt, die im Ganzen sich be- haben scheinen. Aber diese für ge- Sachen zweckmässige Einrichtung ist Mittel, die Entscheidung eines Einzel- mit moralischem Ansehen und einigen zu umgeben. Die Vereinigung einer von rechtsgelehrten Richtern mit einer aien, würde letztere nur verwirren und neidungen dem Zufall preisgeben.

kommt der Lösung des Problems ein

auch schon in der Praxis versuch
wonach der Gerichtshof in die Fr
den Geschworenen gestellt werden
gen concreten Thatsachen soll au
fen, in denen seiner Ansicht na
Verbrechen im einzelnen Falle ve
kann. Dies ist aber, wie ebenfal
zeigt, deshalb fehlerhaft, weil den
dabei nicht die gesammte Anklage
dung vorgelegt, sondern ein Theil
frage vom Gerichtshofe vorweg ent
den würde.

Die richtige Lösung des Probl
gen in der Stellung von Zusatzfr
Zunächst soll den Geschworenen
Anklage zur Beantwortung vorgele
für den Fall der Bejahung sol
Punkte, welche nach Lage des ei
die Strafbarkeit auszuschliessen
in eine besondere Zusatzfrage
werden. Wird die Zusatzfrage be
weil alsdann klar ist, dass die
zur Schuldigerklärung des Angeklag
irrige rechtliche Erwägungen gela
der Angeklagte vom Gerichtshofe
werden. Es ist eigentlich dassel
was schon jetzt bei den im Gesetz
stracto anerkannten Strafausschlie
beobachtet wird; nur dass das geg
fahren in mehrfacher Beziehung fe

Erstens werden jetzt die gesetzl
schliessungsgründe lediglich in d
Form des Gesetzes, und ohne d
concreten Thatsachen angegeben w
chen der fragliche Strafausschliess
verwirklicht haben soll. zur F
Dies hat oft Missverständnisse zu

r Laie kann sehr wohl, wenn ihm
kundiger Seite auseinandergesetzt wird,
ankomme, urtheilen, ob in einem con-
tbestande ein gesetzlicher Begriff ver-
st. Fehlen ihm aber die concreten
kte, so befindet er sich auf dem ihm
n Felde rein theoretischer Erörterung.
z. B., ob der Angeklagte zurechnungs-
sen sei, in einem Falle, wo concrete
für die Unzurechnungsfähigkeit sich
ngeben lassen, so wird der Laie in
ganz etwas Anderes suchen, als darin
thalten ist. Noch mehr ist es zu
dass die Geschworenen geradezu irre
rden, wenn, wie z. B. nach der ge-
n preussischen Gesetzgebung der Fall
age nach einem gesetzlichen Strafaus-
sgrunde immer bei Strafe der Nich-
Verfahrens schon dann gestellt wer-
wenn sie von der Vertheidigung be-
ird, ohne dass dem Gerichtshofe ir-
Cognition darüber zukäme, ob für
fenden Strafausschliessungsgrund An-
e in der Beweiserhebung gegeben sind.
ritt nach der gegenwärtigen Fassung
frage nicht hervor, dass es nur um
irung des Verdicts sich handelt. Man
e Geschworenen, ob der Angeklagte
i, und nimmt an, dass wenn keine
h einem gesetzlichen Strafausschlies-
le gestellt ist, in der Bejahung der
e die Verneinung aller denkbaren Straf-
ungsgründe liegt. Wird nun eine Frage
n Strafausschliessungsgrunde gestellt,
dies in der Form der Motivirung des
eschieht, so liegt hierin ein Wider-

spruch, welcher geeignet ist, die
zu verwirren.

Nach des Verf. Ansicht sollen
merkt, die Zusatzfragen nicht auf
in abstracto anzuerkennenden S
sungsgründe beschränkt, sondern au
wirksamen Gründe der Ausschliessun
keit ausgedehnt werden, dabei abe
geln Platz greifen. 1) Die Frag
Strafausschliessungsgrunde soll im
nahme concreter Thatsachen subst
2) Sie soll den Geschworenen in d
legt werden, dass die Antwort da
virung der Antwort auf die Hauptf
3) Dem Gerichtshofe soll die Ents
über zustehen, ob aus den Verhan
Wahrscheinlichkeit für die Annah
ausschliessungsgrundes sich ergebe
letztere Bestimmung wird vielleich
finden. Man möchte einwenden, d
Gerichtshofe eine Entscheidung au
der Beweisfrage eingeräumt würd
Unrecht. Die Geschworenen sind
der Gerichtshof die Stellung der Z
gen Mangels an Beweismomenten v
fugt, den Strafausschliessungsgrun
erwiesen anzunehmen und aus d
die Hauptfrage zu verneinen. D
entscheidet, indem er den Antrag
der Zusatzfrage verwirft, nur da
Geschworenen ein Motiv ihrer Ents
besonders festzustellen und anzu
Eine Entscheidung des Gerichtsh
Ansehung der Beweismomente ist
bei der Zusatzfrage erforderlich,
der Vertheidigung frei stehen wür

unübersehbare Menge von Zusatzfragen das Verfahren in Unordnung zu bringen.

Durch solche Zusatzfragen wird jeder Rechtsirrthum, den die Geschworenen zum Nachtheil des Angeklagten begehen, klar gestellt und dadurch unschädlich gemacht werden können. Man möchte vielleicht entgegnen, dass nach des Vfs eigener Ansicht (vgl. S. 11. 86) den Geschworenen bei Feststellung der concreten Thatumstände immer noch die Feststellung bleiben muss, dass andere (rechtlich) erhebliche Umstände ausser den besonders hervorgehobenen nicht vorhanden seien, eine Feststellung, welche, da die Erheblichkeit von Thatumständen nur nach Rechtsgrundsätzen bestimmt werden kann, auch rechtliche Erwägungen in sich schliesst. Damit ist zugegeben, dass bis zu einem gewissen Grade die rechtlichen Erwägungen der Geschworenen der Controle des Schwurgerichtshofes und Cassationsgerichts sich entziehen, diese letztere also doch immer eine unvollständige bleibt. Aber dies ist, soweit es auf praktische Resultate ankommt, doch nur scheinbar der Fall. Das freilich ist richtig, dass wer die Thatumstände behuf der rechtlichen Entscheidung feststellen soll, nie rechtlicher Erwägungen entbehren kann. Denn erstens kann ein wirklich Geschehenes nie absolut vollständig in Worten wiedergegeben werden; dazu würde selbst eine Photographie der Thatsache nicht ausreichen. Und zweitens stehen alle Dinge der Aussenwelt in einem unendlichen Zusammenhange. Wer also Thatsachen erzählt, muss eine Ausscheidung vornehmen, und die Art der letzteren bestimmt sich nach dem Zwecke, welcher mit der Erzählung verbunden wird. So kann man auch genau genommen bei Vernehmung eines Zeugen dessen eigenes Urtheil

über das, was rechtlich erheblich
sem Umfange nicht entbehren. Di
heït in dem Sinne, dass ein factis
in jedem einzelnen Momente gleic
graphirt würde, kann kein Zeuge
schwört daher, verpflichtet die v
zu sagen, genau genommen auch
wie es auch z. B. in der in Hann
chen Eidesformel heisst, etwas zur
riges nicht verschweigen wolle. W
ler aus jenem Grunde das System
fragen angreifen, so würde man da
lichkeit einer gerechten Entscheidu
Falle leugnen, mögen nun rechtsgel
oder Geschworene das Urtheil fälle
aber einer Mehrzahl von Geschwore
seres Gebiet der freien Beurtheilu
einem einzelnen Zeugen, kann wohl
denklich gehalten werden. Und p
sich die Sache in jedem Processe s
einmal diejenigen Gesetzesstellen
sind, unter welche der Fall möglic
sumirt werden kann — eine Ar
Verweisungsurtheile und jedenfalls
genstellung schon beendet ist — n
wenige Rechtsfragen übrig bleiben,
wortung Zweifel erregen kann. D
Dinge, welche jeder verständige
gut prüfen kann, als ein Rechtskun

Sofern nun — was immer meh
anerkannt wird und z. B. schon
badischen Strafprocessordnung ein
der Gerichtshof stets bei Feststel
gen mitzuwirken hat, sind von d
solcher Zusatzfragen, deren Stellun
ren auch in keiner Weise belästige
hebliche Vortheile zu erwarten. D

gung, welche im entscheidenden Momente die richtige Frage würde formuliren können, würde damit ein neuer, bedeutsamer Raum eröffnet werden. Die Geschworenen würden auf die Rechtsbelehrung, welche der Präsident ihnen ertheilt, vertrauen können, da schwierige Rechtsfragen jedes Mal der Nachprüfung durch den Gerichtshof und in höherer Instanz durch den Cassationshof unterzogen würden. Die Wissenschaft würde endlich ebenfalls Vortheil daraus ziehen: sie erhielte in scharfer und bestimmter Formulirung die Umstände, welche die Schuld zweifelhaft gemacht haben, und zugleich darüber das Urtheil der Laien und des rechtsgelehrten Gerichtshofs.

Diese Untersuchungen füllen S. 21—125 des ersten Abschnitts aus, welcher unter der Ueberschrift »das Recht« die rechtliche Seite des schwurgerichtlichen Verfahrens in Bezug auf Fragestellung, Verdict und Urtheil erörtert. S. 125—307 behandeln einzelne Rechtsfragen in Bezug auf Fragenstellung, Verdict und Urtheil und zwar auf Grund einer grösseren Anzahl von Entscheidungen, welche der deutschen und französischen Praxis entnommen sind. Es ist dabei immer die Untersuchung aus legislatorischem Gesichtspunkte mit der Untersuchung über das gegenwärtig in Deutschland und Frankreich geltende Recht verbunden, jedoch so dass, wie der Verf. hofft, es dem Leser nicht zweifelhaft bleibt, wo die Untersuchung des geltenden Rechtes aufhört und wo die legislatorische Erörterung beginnt. Dies Verfahren schien durch den gegenwärtigen Zustand der Gesetzgebung geboten. S. 125—153 handeln von der Bedeutung der Anklage; S. 172—178 von der Subsumtion der Thatsachen unter die Rechtsbegriffe im Verdicte; S. 179—191 von den Hauptfragen und den Fra-

gen nach erschwerenden oder m
ständen; S. 191—200 von den Fra
ausschliessungsgründen; S. 205—
nativen Fragen; S. 210—228 v
stellung im Falle der Theilnahm
chen; S. 228—258 von der gena
lung der Zuständigkeit der Gesch
sehung des Inhalts der Fragen;
von den Controversen über das g
hältniss von Frage, Verdict und
—307 von dem Zeitpunkte der
und von der Mitwirkung der Part

Es kann hier nicht der Ort
zelheiten dieser Untersuchunge
Nur Folgendes möge hervorgehobe
besonderer Wichtigkeit ist dem
rechterhaltung des Anklageprincip
genstellung erschienen. Das W
Anklageprincips besteht seiner A
darin, dass jedes Angriffs- und
moment von verschiedenen Seite
der Anklage und von Seiten de
beleuchtet und geprüft werde, e
scheidung des Gerichts oder der
verstellt wird. Davon ist es n
dass einerseits die Anklage so
werde, dass dem Angeklagten
des einzelnen Falles die volle Fr
theidigung bleibt, und dass ande
kennende Gericht regelmässig ni
über die rechtliche Qualification,
klage (das Verweisungsurtheil) de
Angeklagten beigelegt hat. Soda
Verf. mehrfach Gelegenheit das R
Nichtigkeitsbeschwerde zu beleucht
Idee der modernen Legislation s
tionshof der oberste Bewahrer de

ein. Er ist es aber nur scheinbar wegen der inen Verbindung, in welcher Thatsache und echt stehen, wenn ihm jede Prüfung auch des ctischen Materials der Entscheidungen der unren Gerichtshöfe versagt bleibt. Er ist alsann beschränkt auf die Correctur derjenigen röberen Verstösse, welche die untere Instanz egeht, indem sie die einzelnen gesetzlichen Beriffe nicht in der vom Gesetze vorgeschriebenen Veise zusammensetzt oder daran ungesetzliche olgen knüpft oder gesetzliche Folgen nicht nüpft. Die viel schwierigere Arbeit zu prüfen, ob die einzelnen gesetzlichen Verbrechensmerkmale auf den gegebenen Fall passen, fällt dann ohne weitere Controle der souverainen Beurtheilung der unteren Instanzen anheim. Nun soll zwar der Cassationshof nicht selbst endgültig über Thatsachen entscheiden; aber er soll das thatsächliche Material insoweit prüfen können, ob jede aus den Verhandlungen sich ergebende schwierige Rechtsfrage eine besondere Prüfung und Feststellung gefunden hat. Ist dies nicht der Fall, so soll nach des Verfs Ansicht der Cassationshof die ergangene Entscheidung vernichten, regelmässig zwar nur dann, wenn ein Antrag auf besondere Feststellung in der Hauptverhandlung gestellt ist, im Interesse der Vertheidigung aber in besonders dringenden Fällen auch ohne solchen Antrag, da der Richter von Amtswegen das Interesse der Vertheidigung in gewissem Umfange wahrzunehmen hat.

Ueberall nimmt der Verf. Gelegenheit, darauf hinzuweisen, dass die Schwierigkeiten der Fragenstellung nicht sowohl aus dem Wesen des Geschworenengerichts, als aus dem des Strafrechtes und Strafprocesses, namentlich aber des Anklageprocesses entspringen, dass sie auch da

vorkommen, wo Collegien rechtsgele
allein entschieden, dass sie hier aber j
der Parteien und des obersten Gerichtsh
ziehen und deshalb leicht einer grü
fung entbehren, obschon die Art der
lung und Abstimmung oft über d
des Angeklagten entscheidet. Der V
der Ansicht, alle Schwierigkeiten
stellung gelöst zu haben, was in de
dem Obigen zufolge unmöglich sein
er giebt sich der Hoffnung hin, ge
ben, dass dieselben nicht unüberw
wie in neuerer Zeit mehrfach be
Und wenn die Fragenstellung nic
eines abstracten und dürren Schem
handhabt wird, so erscheint sie als
Mittel, die Jury durch den Gerichtsh
hung der rechtlichen Erwägungen z
zwar — und dies erscheint dem V
wahre Bedeutung des Geschworene
dass eine Verurtheilung des Ange
eintritt, wenn sowohl der verständ
Geschworenen als die Gesetzeske
rechtskundigen Richter die Verurt
ligen.

Soweit der erste Theil der S
zweite unter der Ueberschrift »Der
schäftigt sich zunächst mit der Be
Entscheidungsgründe über den Bew
freien Würdigung des letzteren.
gezeigt, dass Entscheidungsgründe
ter Richtercollegien das nicht lei
was man von Entscheidungsgründ
muss: die Befriedigung des allgeme
bewusstseins und die Bildung von
welche den Urtheiler leiten, ohne ih
an starre Normen zu bilden, bleiben

e Ziele; eine Ansicht, welche ihre Be-
g auch 'in der Erfahrung findet. Nur
ümé des Assisenpräsidenten kann hier
r eigenthümlichen Stellung, welche letz-
genüber der Jury einnimmt, Befriedigen-
en, wie auch die Erfahrung in England
Es ist daher erforderlich, dass, unter
ing des dem Anklageprocesse allein ent-
nden Verhörs der Zeugen vorzugsweis
ie Parteien, dem Schwurgerichtspräsiden-
ewissem Umfange verstattet werde, auch
e Glaubwürdigkeit der vorgebrachten Be-
el sich in seinem Schlussvortrage zu
jedoch nur so, dass den Geschwore-
allgemeinen Regeln der Erfahrung dar-
rgelegt werden, ihnen also überlassen
u prüfen, ob diese Regeln nicht in Folge
eller Verhältnisse des einzelnen Falles
nwendung bleiben müssen. In Deutsch-
aber dabei unserer collegialen Gerichts-
ng wegen nothwendig, dass das Resümé
sidenten unter die Controle des Gerichts-
stellt werde. Diese Controle ist dadurch
chen, dass dem Gerichtshofe in gewissen
gestattet wird, kraft motivirten Mehr-
chlusses den von den Geschworenen
befundenen Angeklagten dennoch frei-
nen, wenn die allgemeinen Regeln der
ng über die Glaubwürdigkeit und Zuläs-
von Beweismitteln in dem verurtheilen-
hrspruche verletzt sind. Es wird dabei
dass die Bestimmungen der gegenwärti-
tinentalen Gesetzgebung über die dem
hofe anvertrauete Controle der Entschei-
r Geschworenen an einem inneren Wi-
che leiden. Den Schluss der Schrift S.
5 bildet ein Gesetzentwurf, in welchem

der Verf. die gewonnenen Resultat
der besonderen Aufnahme in der
bedürfen, zusammenstellt.

Das Ziel dieser Reformvorschl
Geist der englischen Institutionen,
Geschworenen die Achtung vor den
dessen Organe, dem im Namen d
das Urtheil fällenden Gerichtshofe,
heit der Ueberzeugung verbinden,
Formen zu bringen, welche von d
der französischen Juristen erfund
schwurgerichtliche Verfahren bei
und unentbehrlich sind. Diese Fo
bindung mit einer collegialen Geri
und einer höheren Instanz, dem C
bieten zugleich den Vortheil, dass
bereilungen schützen, welche bei d
Gerichtsorganisation, wo oft so Vie
einzelnen Richter abhängt, eher m

Les lettres de cachet dans la
Caen du XVIII siècle, d'après d
inédits. Par M. A. Joly. Paris
impériale. 1864. 62 S. in Octav.

Der Verf. beschränkt sich auf
lung der lettres de cachet in der
Caen (basse Normandie) und zwa
so weit sie in die Zeit der Regier
wig XVI. fallen, sodann soweit sie
des Privatlebens angehören, einem

a der geschichtlichen Untersuchung ent-
ieb, weil es das allgemeine Interesse we-
Anspruch nahm. Es handelt sich so-
er nicht um politische Verfolgungen,
a die Opfer der Hofintrigue, der Rach-
Günstlingen oder Maitressen, sondern
befehle, die auf Gesuch einer Familie
in Mitglied derselben erlassen wurden.
erial für seine Untersuchung fand der
r Hauptsache nach im Archive zu Cal-

lettres de cachet fanden unter den ver-
sten Umständen und aus den verschie-
Motiven ihre Anwendung; man bediente
er, um einen Minister aus dem Hofkreise
Landgut in entlegener Provinz zu ver-
einem todeswürdigen Verbrecher den
einer Klosterzelle zu eröffnen, Janse-
Protestanten, oder lästige Bittsteller,
rer, Blödsinnige den Berührungen mit
rgerlichen Leben zu entziehen und nur
selten sieht man Staatsverbrecher durch
offen. Auf solche Specialitäten geht in-
ler Verf., wie gesagt, nicht weiter ein;
lettres demandées par les familles ge-
Gegenstand seiner mit zahlreichen Bei-
belegten Erörterung ab.

eine Familie mit einem hierauf gerich-
esuche beim Ministerium ein, so pflegte
s die Vollmacht zur Haftnahme dem In-
n der betreffenden Provinz zuzustellen,
mselben in allen Fällen eine Prüfung
gebrachten Gründe aufzuerlegen. Als
steller finden sich meist Eltern, welche
er Verschwendung, Zügellosigkeit oder
hätigkeit eines Kindes zu beklagen ha-
eleute, denen ein ferneres Zusammenle-

ben unerträglich geworden ist, F
ner Missheirath auf diesem Weg
müssen glaubten. Bei solchen
Haft meist eine vorübergehende,
dünken derer, welche sie erwirkt
hoben werden und wird lediglic
punkte der Correction betrachte
kommt sie nicht immer zum V
Anwendung der eingeholten lettre
als wirksame Drohung. Im All
lag dem Gesuche um einen Ha
das Verlangen nach Besserung
digten zum Grunde, als der Wu
der Familie zu retten, indem ei
tigtes Subject ohne Aufsehn besei
vor der Gerichtshof über ihn das
Unter solchen Umständen wurd
lettre de cachet als ein Gnaden
dem sich der Betroffene mitunter
unterwarf, als er dadurch in sein
Ehre nicht verkürzt wurde. D
hierbei nicht stehen und schon
sorgniss, der Argwohn oder di
dass die Ehre einer Familie dur
derselben gekränkt werden könne
um den Verdächtigen der Freihei
Dass auf diese Weise der Lüge
ein weites Feld geöffnet werden
tet ein und bedarf der vom V
Belege nicht.

Göttingische
ehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
önigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

ck. 19. April 1865.

---

ebuch des Landes Posen von Heinrich
. Leipzig 1864. 472 S. Quart.

Buch zerfällt in folgende Abschnitte: 1.
plomaticus urbium magni ducatus Pos-
auf 164 Seiten und enthält 253 städ-
kunden, zur geringeren Hälfte vollstän-
grösseren Hälfte in Auszügen und zwar
eils in lateinischer Sprache abgedruckt,
ge davon sind in deutscher, keine da-
polnischer Sprache. Dieser Reihe von
ten sind zwei Inhaltsanzeiger beigefügt,
personarum et locorum und ein index
nominum. Der 2te Abschnitt umfasst
rsuch der) »Geschichte der Städte im
osen« ausgeführt auf den nächsten 100
s zur pag. 264. Dieser zweite Theil
6 Epochen der geschichtlichen Entwi-
des Städtewesens im Grossherzogthum
davon fällt genau die Hälfte auf die
oche, in welcher vorwiegend die Ereig-
s Jahres 1848 in dem Posener Lande
rraschender Ausführlichkeit behandelt

werden. Der 3te Abschnitt fül
»Geschichtliche Nachrichten von
Städten des Posener Landes« un
betischer Ordnung angelegt; er
sendste (über 200 Seiten), obgl
wichtigste Theil.

Für unseren Zweck, nämlich d
dieses Buches, scheint uns vor all
zu sein, den Leser in den Geist d
in die Intentionen des Verfs einz
glauben kaum, dass unser Berich
buch des Landes Posen« in ein
Licht stellen wird, jedoch halten
sehr für unsere Pflicht, als wir
vorauszuschicken für nöthig erach
uns von jeder politischen Pole
wollen; bloss der wissenschaftli
der Gegenstand unserer Beurthe
Um nun den Geist des Werkes
Weise zu schildern, wollen wir
nehmlich auf die Einleitung und
schichtlichen) Abschnitt des Buc
Hier bestrebt sich der Verf. den
danken durchzuführen, dass die E
der Deutschen in das ehemalige
materielle und moralische Wohlth
jeder Zeit einer geregelten staatl
entbehrende und in Armuth und S
sunkene Land gewesen sei; dass
chen Privilegien und Freiheiten
Kolonisten in unverständiger Wei
kümmert worden; dass ihr Schic
der preussischen Occupation sich
serte, und dass diese Inbesitznahm
sen nur eine Ausübung des längs
derten durch deutsche Colonisati
nen Rechtes war. »Die Hand a

osens legend, dürfen die posener Deut-
Rede: »»sie seien Eindringlinge in dem
as sie bewohnen««, entschieden zurück-
Sie haben ein altes Recht an diesem
nd sollen es wahren, da nöthig, mit der
er Waffen.« Wir glauben nicht zu ir-
nn wir in diesen Worten die Hauptten-
Werkes suchen, und wir sind der Mei-
ass der Verf. nur aus diesem Grunde
nisse des Jahres 1848 so detaillirt und
ch erzählt hat, um zu zeigen, dass schon
ie deutsche Bevölkerung Posens trotz
ung und Behörden ihr »altes Recht«
hat; denn in diesem Lichte werden die
Bilder des unglücklichen Jahres vorge-

oben angedeutete, mit der angeführten
ohung endigende Hauptidee wird vielfach
t durch geschichtliche Aeusserungen,
venn ich das mildeste Wort wählen soll)
rücksichtslosesten Misstrauen des Vfs
Polnische zeugen. So wird auf S. 207
elshass (der poln. Edelleute) gegen das
sen, gegen Fleiss, Ordnung und wahre
getadelt; sodann werden auf S. 209
rvollen Geistlichen« ein »allezeit unnüt-
schädliches Volk« genannt; auf S. 206
er Verf. seine Unzufriedenheit aus, dass
der Grosse (den man in Polen noch
n Bauernkönig nennt) »über Gebühr«
wird; die Thatsache, dass in der letz-
der polnischen Republik viele deutsche
sich polonisirten, giebt dem Verf. auf
Veranlassung auszurufen: »Der Sieg des
lakenthums ist ein vollständiger gewe-
! er nimmt es sogar übel, dass die
n Colonisten, welche Friedrich II. in die

Netzgegenden kommen liess, ihre
delungen mit polnischen Namen be
ob *owo* oder *ewo* die unumgänglic
einen Ortsnamen sei.« Ich will nic
lassen, dass nicht allein polnische
Bevölkerung scharf getadelt werden
auch, allerdings sehr selten, Worte
gnügens vor, die gegen die preu
rung gerichtet sind; solche trifft
Erzählung der Ereignisse von 18
solche findet sich auch auf S. 226
dauerliche Wirthschaft der ersten
Beamten in Südpreussen einer sc
unterzogen wird; auch bei Gelegen
ten preussischen Occupation (1815)
dass »das neue preussische Regime
Verkehrtheiten begann« (S. 231).
punkte der Wissenschaft muss dar
gelegt werden, dass der 2te Absch
kes, in welchem ein Versuch der G
Städtewesens gemacht wird, mehr
Abhandlung mit historischer Färl
Umgekehrte ist; und gegen die
in diesem Abschnitte so vielfach g
auch sind die angeführten Thatsa
dürftig, theils ungenau, theils auc
delten Thema so fremd, dass wi
schaftlichenWerth dieses Abschnitte
stellen. So muss man es z. B.
finden, dass die Kriege Boleslaus
mit dem Kaiser Heinrich II. in zi
führlichkeit erzählt werden; so
opole (auf lateinisch *vicinia*, bedeu
band von Gemeinden in der ältest
Zeit) in falschem Sinne gebraucht;
verzeihlich, wenn auf S. 189 der
laus II. zum Sohne Casimirs I. ma

gekehrte richtig ist; so ist es befrem-
venn der Verf. (S. 199) schreibt: »das
sche (soll heissen gniewkowsche)
päter als eine Woiewodschaft abgemarkt
, während es niemals eine Gniewkow-
oiewodschaft gegeben hat; es ist falsch,
S. 190 gesagt wird, dass bis zu Anfang
Jahrhunderts in Krakau fast nur Eich-
nfelle als Geldwerth benutzt wurden; da
sen ist, dass schon seit Boleslaus I. pol-
Münzen geprägt wurden, und dass sehr
dene ausländische Münzen in Polen in
aren. In nämlicher Weise scheint sich
f. übereilt zu haben, wenn er den Um-
zum Schlimmeren in der Entwickelung
tewesens in Grosspolen in der Gründung
ellationstribunals für Entscheidung der
utschem Rechte abgeurtheilten Processe
au erblickt, welches ja nur für Klein-
von Kasimir dem Grossen eingesetzt
auch weiss der Verf. selbst Facta anzu-
dass die grosspolnischen auf deut-
echt locirten Städte noch fortan sich
d Urtel von Magdeburg holten. Warum
. es dem Könige Casimir als einen Ta-
chnet, dass er, um die kostspieligen Ap-
en nach Magdeburg zu verhindern, und
Würde seiner Landeshoheit zu wahren,
ellationstribunal in Krakau für Deutsche
, vermag ich nicht zu beurtheilen. Ge-
te Aehnliches auch für die »deutschen«
n Grosspolen erfolgen können, ohne dass
ne »Veranlassung zum Verfall der Städte«
hätte; diese Behauptung ist, so wie viele
ohne Beweis geblieben. — Ich will nur
ne Stelle anführen, um meine Behaup-
n dem geringen wissenschaftlichen Wer-

the des qu. Abschnittes zu rechtfer
lesen wir: »Der Nachschub von
(1815) war nicht mehr von
Kerne. Abenteurer suchten
Posenschen eine Stätte. Die mehr
linge waren auf weiter nichts a
bedacht. . . . . Indessen je meh
in die deutschen Beziehungen sic
je mehr es mit dem deutschen
wuchs, desto sichtlicher gewann
Kraft.« Solche Widersprüche si
in einem streng historischen Buch
tigen.

Es bleiben somit noch zwei
besprechen; stellenweise wird auch
2ten Abschnitt noch hingewiesen
sen. Der 1te Abschnitt hat eine
senschaftlichen Charakter und der
obgleich mangelhaft, hält sich mei
in den Schranken der historische
schen Wissenschaft.

Die wichtigste Frage, welche
gen soll, um den Werth der Urku
(Abschnitt I) und der historischen
schen) Nachrichten der einzelnen
schnitt III) ins rechte Licht zu s
Frage nach den Quellen, aus wel
geschöpft hat. — Wir müssen vor
hinweisen, dass der Verf. die ei
auch die wichtigste Quelle nicht
und dies ist das Posener Grodar
sich in dem Appellationsgebäude
sind der Meinung, und können e
betonen, dass sich ein Städtebuc
Posen ohne die Einsicht in die Ac
ner Grodarchivs gar nicht in
Weise schreiben lässt. Der Verf

Buches hätte sich im Laufe der 20
ner Arbeit die Mühe nicht verdriessen
ollen, selbst oder durch Vermittelung
dem Archiv und aus ihm zu erfahren,
die dürftigen Worte: »das ehemalige
iv besteht aus 4200 Folianten! Doch
Wust noch Niemand in geschichtlicher
durchforscht.« Der Vorwurf trifft lei-
chst den Verf. selbst; er ist aber auch
ründet, denn Raczyński's Codex ma-
oniae, und Łukaszewicz Historya
v (Geschichte der Kirchen) sind haupt-
eine Ausbeute des Grodarchivs. Der
t in der allgemeinen Bemerkung über
en zu seinen Studien (S. 177), dass
rzahl der städtischen Urkunden ver-
und viele verloren gegangen sind. Was
nale anbetrifft, so wollen wir diese Be-
nicht im mindesten angreifen; was aber
igte Abschriften anbelangt, so
wir die hier gebotene Gelegenheit zu
dass kein städtisches Privilegium, wenn
noch so geringem Werthe, verloren ge-
t, dass vielmehr jedes von der Regie-
ebene urkundliche Schriftstück, sofern
e allgemeine Rechte begründet, in den
r Grodarchive glaubwürdig eingetragen
ist, und zwar oft in mehreren, damit
hergesehene Missgeschicke an mehr als
te die gerichtlich beglaubigte Abschrift
olt werden könnte. Die früheren gross-
Grodarchive sind jetzt in dem Posen-
einigt, so dass die an verschiedenen
hten (grod) eingetragenen Abschriften
vorhanden sind. Es wäre im höchsten
nschenswerth, wenn die Provinzialstände
sich annehmen und die nöthigen Mit-

tel beschaffen möchten, einen syste
zug aller grosspolnischen städtis
cke im Druck zu veröffentlichen.
wohl an der Zeit, eine gründliche
Städtewesens im Posener Lande
Für einen, selbst den fleissigs
ist es kaum möglich, die Arbeit
Um nur annähernd den Unterschi
men zwischen dem, was von Her
Urkunden geliefert ist, und dem,
Posener Archiv in dieser Hinsich
ist, will ich auf folgende Ding
machen. Für die Stadt Frausta
hat Hr Wuttke ungefähr 40 Docu
etwas mehr als 20 in extenso a
dem Posener Archiv befindet sich
res, wenigstens 1500 Seite
Volumen in fol., welches enthä
Wschowa privilegia, decreta et e
pisy (Schenkungen)«; dass viele v
schriften auch in anderen Actenstü
abgeschrieben sind, versteht sic
Ich habe mehr als die Hälfte d
Urkunden mit den betreffenden im
lianten collationirt, und kann ve
sich sehr wichtige Sachen in dem
den, von denen der Verf. leider
hat. So z. B. liessen sich gera
Actenstücken sehr belehrende Ha
ten schöpfen; es ist hier ein Pr
Jahre 1422 vom Könige Wladislau
die Kaufleute von Fraustadt, wo
freie Handelsweg nach Rus
über Piotrkow (Petrikau), Opoczn
mir bestimmt wird, und worin ges
die über Krakau dorthin ziehen
den Zoll zu entrichten gehalten

Privilegium vom J. 1455, ebenfalls für
t, bestimmt die Bedingungen des freien
der Fraustädter Kaufleute nach Lit-
Reussen und Podolien; nach diesem Pri-
durften die Fraustädter Kaufleute nur
Stellen über die Weichsel setzen, ohne
ntrichten, nämlich bei Sendomirz und
au. — Ebenso wie für Fraustadt existirt
Bromberg ein besonderes Copialbuch:
rivilegiorum civitatis Bidgost ab a. 1333
1538«; der Titel ist unrichtig, denn es
in auch spätere Urkunden enthalten.
umfasst ungefähr 500 Blätter (1000
– Es mag mir vergönnt sein, noch 2
tizen beizufügen, welche auf die Reich-
des Posener Grodarchivs Bezug haben.
Stadt Pobiediska (Pudewitz) sind in dem
stehenden Buche des Hrn Wuttke kaum
len und zwar nur eine in extenso ab-
in dem Posener Archiv habe ich ohne
Urkunden in den Acten gefunden; das
betrifft Klecko, welches nur ein paar
irftiger Weise bedacht ist, und für wel-
soweit gelegentliche Nachforschun-
gebend sein können, im qu. Grodarchiv
kunden finden. Und diese zwei Städte
doch eine eingehendere Berücksichti-
sie zu den ersten Städten von Gross-
ören, welche mit deutschem Recht
wurden. — Leicht werden sich jetzt
ernden Worte des Verfs über die Ar-
rtheilen lassen; er sagt in seinen »Vor-
gen über die Quellen« auf S. 177:
ssten die städtischen Freibriefe in den
Jahrhunderten, um unantastbare Gül-
bekommen, von den Grod- oder Land-
eingetragen werden. In diesen Bü-

chern ward sonach, und schon s
des 14. Jahrhunderts (also nicht
Jahrhunderten« !) vieles abschriftli
(die allgemeine Freiheiten betre
urkunden gewiss alle). »Indess a
stand litt, der schadlos halten k
verlorene Urschrift. Hin und wie
wohl ein Starost die ihm missfäl
er war es, der die Aufsicht hatte
rosteien oftmals verpachtet wurde
lich waren, so liess sich keine g
für alte Schriften erwarten.« Die
nen nur zur Verwirrung des Lese
Sache verhält sich ganz anders.
archiv (bei den Burggerichten
dem Schutze dreier Schlüssel: des
des Generals von Grosspolen und
rius. Ein besonderes Gesetz sch
übung der Controlle vor. Der
wahrscheinlich einfache Starostei
ohne Justiz) und Grodstarosteien
barkeit. Solcher Grodarchive i
Grosspolen gab es 14: Posen, Gr
Fraustadt, Kosten, Exin, Nakel, F
wroclaw, Kruschwitz, Deutsch-Kro
lisz und Schildberg. Diese Archi
sie das heutige Grossherzogthum
dem Posener Archiv vereinigt; das
Krone gehört auch dazu. — Der
ter fort: »Auch manches Grodar
Asche, und den nicht verbrannte
Verwahrlosung wie den Stadtarch
lich.« Uns hier an Ort und Stel
kannt, dass das Grodarchiv von F
Jahre 1386 abgebrannt ist. »Na
sung der Grodgerichte kamen ihre
ihr Schriftenvorrath an die preussis

blieben oder geriethen in Unordnung.«
l sehr wahr, so ist zum B. das Schild-
odarchiv durch die Schuld der Behör-
ich desorganisirt und nur ein geringer
on ist in Kalisch aufbewahrt. — Eben-
iu sind die übrigen Bemerkungen des
ber die Quellen, und es hat den An-
s wenn der Vf. sich über die Nichtbe-
dieser Quellen entschuldigte; es wäre
unehmen, dass diese Bemerkungen die
chkeit derselben zeigen sollten.
minder ist es zu bedauern, dass Herr
inige vorzügliche Bearbeitungen nicht
oder nur sehr spärlich benutzt hat. So
ihm gänzlich fremd geblieben, dass
ecki schon 1810 ein nützliches Buch
en hat »Oupadku miast« (von dem Ver-
Städte); so ist ihm ebenfalls nicht be-
worden, dass Łukaszewicz in seinen
der Kirchen Grosspolens (polnisch)
werthe Notizen über die Städte gesam-
auch ist ihm das sehr belehrende Buch
cewicz, nämlich dessen »Reisen«, unbe-
lnisch); nicht minder das umfangreiche
n Plater: Die Statistik des Grossher-
Posen (polnisch); wir vermissen eine
ere Benutzung des Raczyński'schen Wer-
mnienia Wielkopolski (Erinnerungen an
n), welches zum Theil bearbeitet ist
gewiss zuverlässigen »Landbuch, eine
der Oertlichkeiten von Posen«, welches
Regierung nach der Occupation angelegt
und (wenn wir nicht irren) in der Ber-
gl. Bibliothek niedergelegt ist. — Auch
dauern, dass der Verf. nur drei histo-
nographien über einzelne Städte gekannt
lich eine über Posen, eine andere über

Bromberg und eine dritte über
Aeusserung aber, »dass nur dre
Bearbeiter ihrer Geschichte gefund
ruht auf einem Irrthum; es existir
so z. B. Geschichte von Lissa von
Geschichte von Klecko vom Dec
(erschienen gegen 1860), Geschic
vom Pfarrherrn Fabisz, Geschichte
Lauterbach; auch existirt eine
Gnesen, in polnischer Sprache e
Ney.

Was den Codex diplomaticus
anbetrifft, so hat nicht überall
Quelle genannt, aus welcher er
Urkunden abgedruckt hat; von de
den im vollen Wortlaut« sind di
der Quelle gedruckten 82 Urku
»grössere Hälfte, welche zum ers
theilt sind« (S. V). Das ist ein
Gewinn für die historische Wisse
verdient Anerkennung, was der V
Seite V sagt: »Die aus 15 Wer
gedruckten (77) wird man gern
weil diese Werke, bis auf wenige
sehr kostspielig, theils sehr kle
die Fehler der betreffenden San
denen der Verf. seine Urkunde
druckte, ist er allerdings nicht
wortlich, wie für die, welche et
publicirten sich antreffen. In
lesen wir die Entschuldigungsw
auf S. VI mit Bedauern: »Aus
konnte ich leider nur eine gering
men. Kaum dürfte Jemand eine
der Mühe haben, welche es gek
Wortlaut vieler Urkunden und A
Männern, welche des alte

der Abkürzungen, mitunter
er lateinischen Sprache unkun-
en, zurechtzurücken, zumal einem Hi-
der die gangbare philologische Leicht-
im Conjecturiren von sich fern hält.«
hen, dass wir nach dieser Erklärung
des Verfs: »Vorkommende Fehler fal-
chwerlich zur Last« (S. VI) nicht gel-
können. (Wir beurtheilen das, wo-
Verf. mit seinem Namen eine Verant-
eit übernommen hat). Es ist gewiss
Zufall, dass bei einigen Urkunden der
Abschreibers (z. B. Dr. Jänicke) bei-
gleichsam als sichere Garantie für die
t der Abschrift; der Leser ist in die-
nicht ohne Verlegenheit bei den Ur-
bei denen kein Wort über die Quelle
t ist. — Somit erklärt sich schon aus
tenden Worten des Verfs und aus der
nsicht der Urkunden, dass der Text
oft in unverzeihlicher Weise verdor-
Vor allem muss es getadelt werden,
polnischen Personen-, Ortsnamen und
polnische Worte bis zur Unkenntlich-
reht und corrumpirt sind. Wir wissen
e weit die Kenntniss der polnischen
les Vfs geht; wir müssen aber diese
solchen Werke, wie das vorliegende,
verständlich voraussetzen, und glauben
nicht zu täuschen, da er polnische Be-
en citirt hat. Ich will einige dieser
nführen und überlasse dem Leser zu
ob sie mehr der Unkenntniss der Sa-
r der Leichtfertigkeit und Sorglosigkeit
ation zuzuschreiben sind. So steht S.
o de *Osièczgowo* (ein unmöglicher Na-
t Nicolao de *Dzierzgowo;* daselbst Eras-

mo de *Greczkow* statt *Kretkow;*
um so weniger zu verzeihen, da
richtig angegeben ist; so steht
Maczicowszki statt *Macieiowski* (e
nischen Geschichte sehr bekan
so steht S. 121 (beinahe in humor
Piaskowa, Skaia statt Piaskowa S
Sandsteinburg); — die corru
für Pritschen (Przyczyna bei Fra
1447 auf der Seite 59 muss folge
tificirt werden: in der ersten lee
hujusmodi kommen, in die zweite
dritte *per praesentes* und in die
statt des falschen Namens *Petro*
Sprouca muss es heissen Petro *Odro*
statt *Heczkone de Pomarzanin* so
stione de Pomorzan und statt *Cr*
schitz soll es heissen: *Przeslao de*
vermag nicht zu beurtheilen, war
ser den Vater Casimirs d. Grosse
namen Łoktikus bezeichnet; er hat
ist auch von Niemandem gebrauc
Deutschen nennen ihn Ellenhoc
so wie die Franzosen Pipin mit
le bref bezeichnen. Ich könnte
der falschen Personen- und Ortsna
verhundertfachen; man braucht n
für diese Namen auf der Seite 165
gen, um sich zu überzeugen,
vierte Theil davon falsch ist.
sich von den polnischen Wörtern
in den Urkunden vorkommen; s
richtig, oft auf das sonderbarst
So lesen wir auf S. 114 in ein
Urkunde *szyprorvie* statt *szyprowie*
so steht sowohl im Texte auf S.
im index rerum das sinnentbehre

opowie (wird sich nicht entschuldigen,
en seines Ausbleibens). Da wir von
rten Namen sprechen, so möge hier
Erwähnung gestattet werden, dass die
nen des Grossherzogthums im Texte in
enso willkürlichen als unbegründeten
rdorben sind; so lesen wir z. B. S. 200
Kodschesen, Kosterschin, Kwitschische-
empin und ähnliche Schreibart statt der
hen *Kostrzyn*, *Kwieciszewo*, *Czempin*
elche nicht nur zur Zeit der polnischen
g galt, sondern auch jetzt amtlich
t wird. Der Verf. ist, wie man sieht,
er Anhänger von Kattner, welcher in
rs citirten Buche »Die Ortsnamen der
Posen« Aehnliches vorschlägt und thut.
n gern jedem, woran er Freude hat,
ber darauf bestehen, dass ähnliche Vel-
n einem streng wissenschaftlichen Buche
Orte sind. Wir müssen allerdings be-
dass in dem III. Abschnitt bei jedem
nen auch die polnische Schreibart an-
t.

den Text der Urkunden anbetrifft, so
m grossen Theil fehlerhaft und unzu-
es ist kaum anders zu erwarten, wenn
nicht alles selbst einsah. Die Urkunde
404 für Fraustadt (S. 41) ist zwar aus
s Codex abgedruckt; trotzdem sind hier
ler hinzugekommen. So soll in der
ser Seite *Item* stehen statt *Idem;* in
sten Zeile ist vor den Worten *ad viam*
ausgelassen *ad hoformy sen;* sodann
ge Namen falsch angegeben: *a Lust-
wicz* statt *a Luthkone Rakwicz*, statt
in soll stehen *Falkiehayn;* und gegen
der Urkunde muss statt *gnidagiis* ste-

hen *qui dagiis*, worauf in der f
hinter *eorum* das Wort *cuilibet* a
Die Urkunde vom J. 1422 für Fr
ist aus dem Autograph copiirt; da
Fehler zu corrigiren: in der 4ten
statt *habendis* — *habituris*; in d
statt *praeclarorum* — *praelatorum*
20sten statt *nequiverunt* — *neq*
Urkunde für Przyczyna (Pritschen
vom Jahre 1444 (S. 58) hat folge
der 6ten Zeile statt *quoniam* lies
der 2ten statt *dignorum testimoni*
norum testimonio; die Namen sind
sern: *Luca de Gorka*, Nicolao *Fu*
bow, *Bryszae de Moturstio*. Die
Przyczyna vom J. 1273 (S. 12) ist
zu verstehen. Folgende Fehler si
ren: *Simul assercio nutrit memor*
falschen *nutrix*; statt *collocandum*
collocandam; statt *quae positae*
posita fuit; in die leere Stelle m
ecclesiam kommen; statt *annonae*
nen Sinn giebt, muss *avenae* stehe
gender Zeile ist das Wort *perpetu*
zu verbessern. In einer Urkunde
157) ist *rove* (?) *ratione* zu lesen.
unwahrscheinlich, dass sehr viele
ler durch unsorgfältige Correctur
hineingerathen sind; wie sich die
Sorgfalt auch in dem catalogus n
corum erkennen lässt. So ist z.
gium für Fraustadt vom Jahre 14
gister mit der Jahreszahl 1400 be
che Urkunden sind in dem Regis
getragen; die Urkunden für Fraust
1322, 1529 und 2 vom Jahre 153
Register übergangen; das Docum

elches im Register unter Fraustadt ver- ist und auf der Seite 111 sich befindet, für Fraustadt, sondern für Dolzig; ind im Register nicht verzeichnet die ıte vom Jahre 1720 (S. 125) und vom 425 (Seite 150). So viele Ungenauigkei- em Urkundenregister einer Stadt.

r den letzten (historisch - statistischen) t des in Rede stehenden Werkes wer- nur wenige Worte hier beifügen. Wir iesen Theil trotz vieler Mängel doch für en; dass die Nachrichten über sehr viele ehr dürftig, zu dürftig sind, hat der Vf. Einleitung selbst gefühlt; für denjenigen, oben allegirten und vom Verf. nicht be- Werke kennt, wird diese Dürftigkeit ıtbarer. Nicht ohne Grund haben ein- ädte in der hiesigen Posener Zeitung mden und Bedauern darüber ausgespro- Von unserer Seite hätten wir noch be- zu erwähnen, dass wir ungern Nachrich- eingegangene Städte (jetzt Dörfer, oder verschollen) vermissen. Der Verf. hat s einige wenige auf S. 201 namhaft ge- nd auch im IIIten Abschnitte deren hi- Erinnerungen mehr oder weniger dürf- ezeichnet; aber es hätte zu einer voll- n Städtegeschichte des Landes Posen ge- e diese eingegangenen oder verschollenen u nennen und gebührend zu berücksich- So weit ich gelegentlich im Posener hiv Notizen darüber gemacht habe, ge- usser den S. 201 genannten noch fol- tädte zu dieser Kategorie. *Stempuchowo elcze* im Wongrowietzer Kreise (das letzte en), *Łubowo* im Gnesener Kreise, *Rze- wo* im Posener Kreise, *Zdzierz* im Kroto-

schiner Kreise, und *Kamieniec* bei
Gnesen.

Posen. D

Ostafrikanische Studien von W
zinger. Mit einer Karte von N
und den Ländern am Mareb, Bark
Schaffhausen, Fr. Hurter'sche
1864. VIII u. 584 S. in Octav.

In früheren Jahren würde m
wie dieses wohl als »Beobachtung
schungen in Ostafrika« bezeichnet
dem aber die »Studien« an der St
lei Zeitschriften und Büchern in
sten Zeiten unter den Deutschen s
liebt geworden sind, muss man
und zusehen, ob wenigstens das w
deuten wollen, selbständige und
schungen, ihnen wirklich unterlieg
nen uns nun in der That freuen
vor dreissig bis vierzig Jahren s
auch für unsre Wissenschaft wüs
Land wie Mittelostafrika (denn s
afrika überhaupt, sollte es hier
das alte Aethiopien bereits ebens
ein Europäisches Land in unsrer
gar wie unser eignes Vaterland d
besonders emsiger Erforschung we
das vorliegende Buch dazu einen
und reichhaltigen Beitrag gibt.
merkt in seiner »Einleitung« selbs
den gewöhnlichen Reisebeschreibu

ı auch jene Länder betreffend überschwem-
in Vergnügen, und wolle deshalb seine
chte lieber in anderer Weise mittheilen:
mt damit nur einer Ansicht entgegen
früher in den Gel. Anz. vielfach ausge-
ı ist, und erfüllt einen Wunsch den wir
ıegten. Zwar gibt der Verf. auch hier
chen Stellen Tagebücher seiner Reisen:
betreffen diese fast nur solche Strecken
ɛiten Länder welche noch nie ein Euro-
Fuss vor ihm betrat oder deren Wege
ns kein Europäer in unsrer Zeit näher
b; und in solchem Fälle lässt man sich
ɛise - Tagebücher wohl gefallen. Aber
ie verhältnissmässig sehr langen Jahre
ler Verf. in jenen Gegenden reisend ver-
forschend zubrachte, ermöglichten ihm
res Eindringen in die Dunkelheiten jener
und ein übersichtlicheres sicheres Ur-
er viele noch wenig bekannte Dinge.
schon seit 1856 in jenen Gegenden sehr
ınd nahm dann 1861 und 1862 an dem
)eutschen grossen Reisezuge Theil wel-
den Wunsch und die Kosten des Deut-
ɔlkes unternommen wurde und von des-
gange wir hier schweigen.
ı der Verfasser nun viele Jahre der Er-
g jener tausend Länder und Völker wid-
nte, so würde man vielleicht zunächst
er hätte sein Auge auf die bis jezt
wenig bekannten Länder Südäthiopiens
tet und wäre etwa bis zum Aequator
ıgen. Wir kennen jezt Schoa und
on ziemlich: die weiten Strecken aber
avon, Enarea Kaffa und andere welche
losgerissene Stücke des alten Aethio-
ɛeiches sind und wo noch viele vielleicht

kostbare Trümmer der einstigen B
lehrsamkeit desselben sich finden
ten, sind uns noch immer sehr v
Allein er wandte seine Aufmerksa
dén Ländern zu welche auf den
nördlichen Abhängen des Abyssini
stockes sich ausdehnen. Hier v
welche in früheren Zeiten, wie
Theile nach schon ihre Sprachen
mer ihrer alten Religion beweisen,
opischen Reiche enger zusamme
sich seit den lezten Jahrhunderten
von ihm losgetrennt haben, dadurc
nur immer tiefer gesunken und i
und unbekannter geworden sind.
nun aber seit dem lezten Jahrzeh
neuen Weise wie zwischen zwei M
das Aethiopische Reich unter s
Könige oder Kaiser Theodoros sich
mächtiger regt und die schon se
Jahren von Norden her diese V
gende Aegyptisch-Türkische Ober
rückzuweisen sich anstrengt. Eh
einem solchen alles zermalmende
stosse ganz erliegen, ist es der M
Eigenthümlichkeit näher zu erke
manches auch in weiterer Ausdeh
zeigen: aber auch ihr Boden ist
gewöhnlichen Aethiopischen Hand
fernter abliegt und durch die Ve
Menschen selbst immer öder un
geworden ist, bis heute sehr w
So fand der Verfasser hier in den
Wanderungen sehr vieles zu thun
Länder und Völker beziehen sich
früheren Veröffentlichungen über
Bogos" d. i. eines dieser kleinen

las vorliegende sehr ausführliche Werk,
ere Abhandlungen welche er in Aussicht

ligenthümliche unseres Verfassers ist dabei
nach möglichst vielen wissenschaftlichen
in alles zu beobachten suchte und daher
diesem längeren Buche vielerlei Betrach-
allgemeineren Sinnes und Zweckes ver-
t. Wo die fremden Länder und Völker
wenig näher bekannt sind und man in
nath kaum auch nur die dürftigsten si-
orstellungen über sie besizt, da ist es
senden zu verzeihen wenn er nicht bloss
und Stelle beobachtend sondern auch
der wissenschaftlichen Musse beschrei-
sich mittheilend so vieles als nur mög-
mmenzufassen sucht und allgemeinere
ingen nicht zurückhält. Das schlimme
lass solche theils übersichtliche theils
erschöpfen suchende Gedanken leicht
hümlich werden, und wir dürfen an die-
e nicht verschweigen dass uns sehr viele
er Verfasser hier mittheilt dahin zu ge-
neinen. Es will sich in neuester Zeit
n Deutschen eine allgemeine Betrach-
Menschen und der Dinge Bahn brechen
loch nur auf höchst seichten Urtheilen
ündlichen ja für alle unsre Bildung und
ickelung höchst gefährlichen Bestrebun-
ler heutiger Franzosen Italer und Eng-
eruhet. Unser Verfasser stand, da er
t mit der Beobachtung der Flüsse und
der Gewächse und Thiere sowie alles
gen rein Sinnlichen begnügen wollte was
thiopien fand, jene Menschen und Sit-
alte und neue Trümmer erforschend ei-
ssen geschichtlichen Räthsel gegenüber

welches auch für alle Gegenwart
entfernten als der uns nächsten V
sre eigne drückend genug ist un
sich zu urtheilen erlaubt ohne es
lösen oder auch nur seine Lösung
ten Mitteln zu versuchen. Denn
sagen wenn er (um in der Kürz
anzuführen) S. 62 meint „das K
zur Selbstverläugnung, zur Demut
denfalls der Frau besser ansteht"
erklären will warum der Islâm fr
besonders wieder in unseren Zei
so ungeheure Fortschritte mache
dabei von der einen Seite doch
Päpstliche Christenthum, von de
aussezt die Afrikaner seien von j
sen wie sie doch erst vor allem d
tödtenden Islâm selbst, dann abe
durch die Niederträchtigkeiten Eur
leute und die schweren Fehler Eur
licher Herrschaften geworden sin
er S. 534 den „Charakter der S
sucht dass „sie Geld über alles
dass sie nach S. 568 „den gröb
mit der strengsten Frömmigkeit v
wenn solche grundlose Anschauung
in der kurzen Zeit seitdem sie
Renan von Paris aus neu verbreit
srer heutigen Bildung und Wisse
kundig aufs neue genug geschad
S. 140 will er uns lehren dass
durch die „Natur" selbst aus Ch
medaner zu werden gezwungen v
die Afrikanische Sklaverei betrach
in einem viel zu milden Lichte, w
S. 579 f. selbst mit genug grellen
dern muss von welchen entsezliche

bei ihrem Ursprunge unzertrennlich sei.
lche allgemeine Betrachtungen der Dinge
ir hier mehr anzudeuten als weiter vor-
nöthig finden sogar bei sonst so wohl
n und so eifrig thätigen Männern wie
asser ist und dazu bei den Deutschen
ezen wollen welche doch bis jezt an ihrer
ng und Ausbreitung am unschuldigsten
sie aufrecht zu erhalten am wenigsten
haben, so möchten daraus leicht am
unter uns selbst die traurigsten Folgen
en.

sehen jedoch von solchen Ansichten des
s, enthält sein Werk so mancherlei
bachtungen und nüzliche Erweiterungen
Kenntnisse dass wie hier nur kurz auf
elne näher hinweisen können.

er die Beschaffenheit des so höchst ver-
n Bodens dieses Landes, über den Zug
ebirge, die Richtung und das Leben
röme, und sowohl über seine freien als
nstlichen Erzeugnisse theilt der Verfas-
Neue und Wichtige mit. Es sind vor-
wei der Ströme der nördlichen Abda-
byssiniens welche er genauer untersuchte
näher beschreibt: der Barka oder viel-
raka d. i. Wüstenstrom welcher sich mit
ba den er aufnimmt nordöstlich zum Ro-
re hinwendet, und der Mareb (ein Name
n dem Verfasser selbst soviel als מערב
edeuten soll) welcher nach vielen Wech-
er erfährt westlich in den Atbara (den
s der Alten) oder Takazze fast unsicht-
einem Orte einmündet den der Verfas-
zuerst sicher entdeckt zu haben meint;
t heisst Gash ḍa d. i. Mund des Gash
nur ein anderer Name für denselben

Fluss ist; d a wäre dann wohl nu
Lautwechsel mit *fa* welches Semit
bedeutet. Man findet hier auch de
bemerkt als dén eines kleinen Ne
cher nach S. 216 f. sehr nordöstli
mat sich ergiesst: der Fluss ist
deutend und die Geschichte sein
unsicher um in ihm den Urspru
Aegyptern und Semiten altberüh
Aethiopiens zu suchen; doch ist
weitere Erforschung immerhin me
les aber was theils von dem Verf
oben erwähnten Deutschen Reisez
1861 und 1862 theils von andere
den lezten zwanzig Jahren zur gen
niss der Bodenverhältnisse des nö
siniens erforscht ist, findet man i
benen grossen Charte ebenso sorg
lich verzeichnet.

Mehr jedoch als auf den bloss
der Verfasser die Aufmerksamkei
auf die Menschen jener Küsten
Berge und Thäler selbst hie, und
tiger Erkenntniss kam ihm besond
jähriger Aufenthalt sehr zu Nuze.
uns auch der wichtigste Theil de
nes Werkes zu liegen. Denn die
ker an der langgestreckten Küste
Aethiopiens sind zwar schon von
senden vielfach beschrieben, wiewo
zinger auch über sie manches no
tere mittheilt: aber die äusserst
dunkeln Verhältnisse der vielerle
Binnenlandes hatte noch Niemand
genau erforscht. Wir wussten s
Islâm hier in den neuesten Zeiten
ssende Fortschritte macht, dass

aften welche noch vor einem halben
erte oder vor wenigen Jahren dem Na-
h Christlich waren durch kühne oder
glaubenstolle Sendlinge von Mekka aus
llkommner die Beute des Islâm's wer-
die christlichen Sendboten welche von
aus dorthin kommen schon deswegen
spriessliches wirken können, weil die
n die Arbeiten der Evangelischen zu
für ihre Hauptaufgabe halten, dass
Abyssinische Kirche sich noch immer
besseren Bestrebungen aufraffen kann
Volk dort unter dem neuen Kaiser
s ebenso immer tiefer sinkt wie unter
ögen und übrigen Theilfürsten welche
ten hundert Jahre hindurch beherrsch-
h von den heutigen Sitten und Gewohn-
er Völker wussten wir durch die frü-
chreiber vieles. Indem der Verfasser
nanchen einzelnen der vielen auf jenen
zerstreuten Völker eine besondere an-
Untersuchung widmete, empfangen wir
eine klarere Uebersicht über die höchst
nen Völkerschichten welche sich dort
neben einander gelagert haben und
nge über alle Erwartung gross ist, ob-
ihre Geschichten näher zu verfolgen
ur wenig Hülfsmittel besizen. Manches
der Verfasser hier kaum berührt oder
unbekannt geblieben ist, lässt sich
t aus anderen Quellen vielfach ergän-
zweifeln z. B. nicht dass der Hirten-
lu welcher nach S. 162 ff. 286 ff. auf
n Küste im Lande der Marea und
bis vor den lezten Jahrhunderten die
er unterjochend die Herrschaft übte,
Arabischen Stamme Bilî verwandt ist

welcher in der älteren Geschich
viel genannt wird und von dem
leicht über das Rothe Meer ziehe
ten diese Männer sich also von
von den Abbasiden ab, so kann
nach leicht schäzen welchen Gr
habe.

Allein das Bedeutendste u
was der Verfasser hier neu mitth
alles was er S. 448—536 über
einwärts bis fast gegen den Atba
den Völker Barea und Bazen ode
Diese beiden Völker sind nach
Erkundigungen weder jemals Chr
lim gewesen, und unterscheiden
durch sehr stark von allen de
jezt umringenden Völkern. Ob
haupt einen Gottesdienst haben
cher Art dieser sei, konnte der
erfahren, und stellt darüber nur
auf welche wenig Grund haben;
aber Deisten nennt, so hat di
Name ja selbst nur einen höchst
und wird in unsern Zeiten ausser
die Geschichte der früher so ge
nen Gelehrten erläutern muss
naueren Schriftsteller mehr geb
genug aber hat der Verfasser die
ganze leicht sichtbare Lebensve
Völker erkannt, und diese schein
thümlich und so merkwürdig da
etwas der Art noch im jezigen
hätte. Die Völker sind so rein
dass auch die ungünstigsten Be
neueren Zeit sie nicht wie ander
Leben fortzureissen vermochten.
sonst ackerbauende, ja sogar auc

Afrika's besonders an der Küste nach
ır genauen Beschreibungen unsres Ver-
zeigen) zeltbewohnende Völker leicht von
ıächtigeren Stamme sich unterjochen las-
l so die mannichfachste Rechtsungleich-
h unter ihnen bildet, so haben sich diese
er solcher Oberherrschaft einzelner Häu-
r Stämme völlig frei gehalten und be-
fortwährend eine gemeine Freiheit und
leichheit unter sich welche sogar die hoch-
sten Völker unter uns so schwer erlan-
aufrecht erhalten können. Dabei aber
ie auch keinen König oder Fürsten wel-
ie sonst von ihm als das beste erwartet
e gemeine Freiheit schüzt; auch Priester
igstens unser Verfasser bei ihnen nicht
. Noch weniger aber ist das ein-
ıus (die Familie) rein für sich unabhän-
l wenn man bei anderen Völkern Afri-
ht recht begreift warum das Recht der
an den männlichen Blutsverwandten
ter hafte, so kann man hier den Grund
m wahrscheinlichsten eben dárin sehen
s einzelne Haus desto weniger für sich
nseitig bestehen und fortdauern sondern
rt das eine möglichst stark immer in das an-
greifen soll. Alle Häuser eines Ortes bil-
mehr erst zusammen eine so strenge Ein-
Gleichheit dass nur die Greise die Herr-
ınd das Gericht führen, aber auch all-
ıochgeachtet und gefürchtet werden; so
n hier nicht sowohl mit dem Verfasser
r Demokratie als vielmehr von der stren-
ontokratie reden müsste. Diese Völ-
in ihren eignen Kreisen äusserst fried-
zufrieden, auch anscheinend glücklich,
len bloss bei Angriffen von aussen lei-

denschaftlich wild und kriegerisc
steht sich leicht wie eigenthüm
diesen höchsten Grundsäzen ihre
und Gewohnheiten z. B. den Di
fend gestalten müssen. Sie hab
geschriebene Geseze; und ob sie
mäler eines früheren und höhe
Alterthumes unter sich bewahre
Verfasser welcher gerade diese V
genau wie die anderen zu erf
fand nicht näher erkunden. All
allen Merkmalen einleuchtend das
Ueberbleibsel einer uralten und
schen Volksbildung vor uns hab
mögen die Aethiopen bevor das
unter ihnen herrschend wurde an
in einer ähnlichen Verfassung ge
deren Eigenthümlichkeit ihren fern
Ruhm als das Volk der weisen
langt haben. Wie gewiss diese V
alt ist, ersieht man auch dáraus
den benachbarten Völker welche
ihren wesentlichen Grundzügen l
sehr von einander verschieden s
die geringste nähere Verbindung
haben.

Es ist zu bedauern, dass der
Sprache dieser beiden Völker ni
Denn sonst hat er auch auf die
vielerlei Völker seine volle Aufme
richtet, beachtet genau die Untersc
zelnen Laute der Sprachen, und
unter anderm richtig zu urtheilen
vor warnt man möge in dem Fluss
nicht etwa ein عيون سبأ d. i. *die*
(Sabäa's) finden. Besonders ab

369 einen ziemlich genügenden Entwurf
n Wesen und dem Stoffe des *Tó̔bedavie*.
nt er nämlich die Sprache der Bescharin
lendoa und eines Theiles der Beni-Amer,
Gebiet ziemlich weit zwischen dem Meere
n Nile von Oberägypten bis an den Fuss
yssinischen Hochlandes reicht und welche
r zu einem sehr eigenthümlichen alten
tamme gehört. Der Name selbst bedeu-
h dieser Sprache wie sie jetzt geredet
chts als *das Beduinische*, da das vortre-
) etwa unserm *das* entspricht; und die-
ere Name ist insofern passend als alle
ölker jetzt wie Beduinen leben. Da je-
ese Völker auch den früher sehr allge-
ebrauchten Namen Beg'a tragen, so möchte
f. nach S. 282 diesen Namen selbst nur
er Entstellung der Laute von Bedu oder
ableiten; und er bemerkt zur Unterstü-
ieser Ansicht dass das Arabische *d* in
egenden oft ganz gequetscht laute, so
is ungewöhnte Ohr es wohl für ein ج
und dann wie ein *g* behandle. Wir könn-
h mit einer solchen Erklärung ziemlich
n sein wenn der Volksname Bega oder
eueren Ursprunges wäre und sich nach-
iesse dass die unter ihm sich zusammen-
en vielen kleinen Völker sich früher mit
narabischen Namen Bedavi nannten oder
ens sich so nennen liessen. Allein nicht
ie heutigen Araber und Türken ebenso
weit nach Westen wohnenden Städter
ssala nennen diese Völker noch immer
as sowohl bei den Arabern und den ih-
brauche folgenden Türken als bei den
nern der Stadt Kassala schwer denkbar

ist wenn der Name bloss aus de
entstellt wäre: sondern auch die f
bischen Schriftsteller reden schon v
und Volke der بجه *Beg'a*, ja sie
wäre der fremde Name seit un
Zeiten erst ein vollkommen arabis
Wort geworden sogar mit dem A
tikel البجه. In jenen Zeiten aber
Arabische Name Beduinen noch
wie heute ausgebreitet, noch konnt
weit entstellt sein; zumal die Be
Sprache beweist mit den Araber
keinen nähern Zusammenhang ha
alten Arabischen Schriftsteller sie
ren« ableiten. Aber es ist auch s
ob nicht der bekannte Volksname
wie manche ähnlich lautende Ort
Gegenden einen ursprünglichen Z
mit den Beg'a haben, ja ob nich
ἄκρον in Ptolemäos' *Geogr*. 4: 5,
alten Volke seinen Namen trage, da
mit dem ζ wechselt und da im M
Araber einen einzelnen kleineren S
selben Gegend Bazah nennen (s.
mémoires sur l'Egypte II S. 142).
der uralte Name unter den heut
dieses einst so weit ausgebreite
gänzlich verschwunden sein, so
der schon so lange tief eingeriss
Zersplitterung des alten Volkes n
Die Sprache selbst welche der Verf.
zen Umrissen zeichnet, scheint uns
zwischen dem Semitischen und dem
berischen oder richtiger Amazirgis
hen, es fehlt uns aber hier an Ra
ter zu beweisen. Hier bemerken

Munzinger einen bereits viel vollstän-
mriss der blossen Stoffe d. i. der Wör-
Tigré oder der noch jetzt in ihren zer-
Trümmer-Völkern so weit verbreiteten
Nordäthiopischen und rein Semitischen
in einem Anhange zu *Dillmann's* so eben
en *Aethiopischen grossen Wörterbuche* ver-
t hat, wo man auch eine genaue Auf-
der vielerlei Völker findet welche heute
von einander losgerissen sich doch noch
uche dieser uralten Semitischen Spra-
gnen. Man ersieht auch daraus wie
einst das alte Aethiopische Reich lange
ndurch geherrscht haben muss. Wir
aber diese verwandte Arbeit des Verfs
deswegen hier auszeichnen weil in
egenden Werke nirgends darauf hinge-
ird.

gibt zum Schlusse von S. 537 an »ei-
erkungen über Ethnographie von Kor-
Bis in dieses jetzt innerhalb der süd-
en Grenze des Aegyptisch-Türkischen
iegende Land, wohin zu reisen eben
heute wenigstens nicht mehr gar zu
t, drang der oben erwähnte Deutsche
im J. 1862 vor: er kehrte von da um
ursprüngliches Ziel in dem nach jen-
Dâr-Fôr liegenden Reiche Wadai er-
haben. Auch hier trifft man auf man-
eiche Bemerkung des Verfs; besonders
end sind die dort gesammelten »Nuba-
welche er S. 543—550 unter Verglei-
nlicher Wortsammlungen von Rüppell
egger mittheilt, sowie die Beispiele des
h-Arabischen Sprachgebrauches S. 562 f.
elbst haben zum Schlusse kaum nöthig
versichern wie willkommen weitere Ver-

öffentlichungen aus den reichen S
Vfs sein werden. Wir wissen ni
rein wissenschaftlicher Eifer ode
dere Gründe zu seinen langjährige
Forschungen führten; jedenfalls l
deutende Verdienste um manches
liche erworben, und wird dieses n
er die oben angedeuteten Män
Hätte er aber was allgemeiner
und Wahrheiten betrifft auch n
kung mitgetheilt welche er S. 54
gen. Negervölker macht, so wü
schon dadurch allein nach dem St
noch immer unter uns weit und l
den höchst schädlichen Vorurtheil
sein. Hier gesteht er nämlich d
nem strengeren wissenschaftliche
von einem Negervolke noch von e
che reden könne, da der aufric
selbst nicht wisse wo der Neger
aufhöre; der Glaube an eine »a
trennung« müsse mehr und mehr
Wir haben dies schon seit Jahr
lich genug überall gesagt wo e
sich brachte, und können uns n
solche Afrikakundige Männer die
gebniss ihrer eignen vieljährigen
Erforschungen bestätigen. Oder w
ner und dünkelvolle Schriftsteller
immer aufs neue lehren wollen
sei wenigstens für die heissen Län
lich und eben deshalb sei das Ch
sie ungeeignet, so bezeugt unser
ner langjähriger Erforschung da
jenen Ländern wo ihr alle möglic
geräumt ist dennoch nur von de
gen Theile der Menschheit ergrif

ır wenig bekannt sei (S. 326. 386. 524). re also endlich auf so leichtsinnige Ur- fällen!

H. E.

Hermann Aubert. Physiologie der t. Breslau bei E. Morgenstern 1864—65. en mit 67 Figuren in Holzschnitt.

Ophthalmologie hat sich in den letzten n eines so ausserordentlichen Aufschwun- eut, weil zugleich mit der Verbesserung sikalischen Werkzeuge die Möglichkeit wendung auf das Auge erkannt wurde ch die innige Verbindung von Physik, gie mit Therapie und Pathologie weit nenere Resultate erreicht werden konn- in allen anderen medicinischen Discipli- ieser Fortschritt hat immer mehr zur ng angelockt, und es ist daher kein , wenn sich mehrere tüchtige Gelehrte selben Felde begegnen und dasselbe n augenblicklich erschöpfender Weise zu ln suchen. Auch das Thema, welches liegenden Buche zu Grunde liegt, ist vor von Volkmann, von Fechner und von z, früher von Purkinje u. a. in sehr und exacter Weise behandelt. Zu ei- en Physiologie der Netzhaut lassen sich i veranlassende Gründe denken, einmal hwierigen und oft mathematischer Be- g bedürfenden Forschungen einem grös- serkreise zu eröffnen, oder zweitens eine

wesentlich neue Seite derselben h
Den ersten Zweck hat der Verf. n
denn häufig verschwinden unter d
einzelnen Experimente die gefunden
gefundenen Resultate. Den zweit
kennen wir mit grosser Freude i
drei Abschnitten, während die b
Abschnitte eigentlich nur Nachu
früherer Beobachter darbieten. D
dient grosse Anerkennung, weil
grossem Fleisse das Studium von
an die Lösung seiner Aufgabe ge
durch zahlreiche Arbeiten über e
des Themas sein fortlaufendes St
det hat. Ebenso gebührt der T
diums, welche sich fast überall i
zu erkennen giebt, alles Lob. A
erwähnten Gründen sind aber di
Abschnitte den späteren weit üb
glaubt auch in ihnen eine freudige
tere Bearbeitung zu bemerken.

In der Einleitung theilt der V
tigkeit der Netzhaut in drei Theile,
sinn, die Fähigkeit Lichtdifferenzen
2) den Farbensinn, die Fähigkeit L
zu unterscheiden, 3) den Orts- u
Die ersten drei Abschnitte werden
stimmt, der vierte für das bino
der fünfte für das subjective Sehen

I. Die Adaptation, die Einricht
ges für Lichtintensitäten, die geri
bare Lichtintensität, so wie den
kennbaren Unterschied bestimmt
ausserordentlicher Genauigkeit. D
nimmt in den ersten Secunden s
nachher viel langsamer. Als kle
bare Erhellung des dunklen Gesi

chtung einer weissen Fläche durch ein
ches Stück weissen Himmels von 41
Seite anzusehen. Doch wird ein gros-
t bei geringerer Helligkeit wahrgenom-
ein kleines. Bei der Vergleichung der
ionen ergiebt sich, dass die Peripherie
rum gleich empfindlich ist für Lichtin-
. Eine Unterschiedsconstante existirt
ie Empfindlichkeit für Lichtunterschiede
s zur Helligkeit des diffusen Tageslich-
i grösserer Helligkeit wieder ab. Der
bietet in allen Regionen der Netzhaut
schiedenheit. Nach der Einwirkung des
uert die Lichtempfindung noch fort, sie
det aber bei langer Dauer und be-
Schwäche des Reizes nach einiger Zeit.
ersten Abschnitt herrscht eine grosse
und werden die Sätze den entgegen-
Behauptungen von Fechner und von
gegenüber mit voller Sicherheit be-

e Farbenempfindung ist abhängig von
ehnung, in welcher die Netzhaut afficirt
n dem Contraste der Farbe gegen die
g und von der Qualität der Farbe. In
herie der Netzhaut erscheinen farbige
farblos, und zwar lässt sich für jede
Erkennungskreis bestimmen, welcher
den verschiedenen Meridianen verschie-
edehnt ist. Bei schwacher Beleuchtung
n die Pigmente farblos, sie verändern
enton bei abnehmender Beleuchtung.
ene Farben erregen die Netzhaut mit
ner Intensität. Aus der Empfindung
be lässt sich nicht behaupten, welche
jectiv vorhanden ist. Die Ursache der
Empfindung bei verschiedenen Compo-

nenten der Farbenmischung mus
gane liegen. Mit Young und Hel
der Verf. für berechtigt, in der
ten von Fasern zu postuliren, rot
leitende und violettleitende. Die
bis jetzt nicht den geringsten A
diese scheinbar nothwendige Hyp
siker geliefert, sie muss sogar n
gen Standpunkte die Unmöglich
sung erklären. Wahrscheinlich
Histologie zu einer ganz anderen
Farbenempfindung führen.

III. Nachdem der Vf. die ein
dungen, Licht und Farbe discuti
in den folgenden Abschnitten zu
mungen über, welche aus jenen g
den. Es mischen sich in ihnen
gen psychische Thätigkeiten bei
geht daraus eine neue, sehr b
kaum eliminirbare Fehlerquelle
Grösse eines physiologischen Pun
kleinsten wahrnehmbaren Netz
stimmt der Vf. auf 0,0022 Mm.,
durch die beinahe übereinstimme
Zapfen bestätigt. Diese Berufun
lig unstatthaft. Denn mögen
kleinsten empfindenden Theile s
so folgt aus ihrer Grösse sicher
des physiologischen Punktes. So
physiologischen Punkte der vers
schen nur in sehr geringen Dime
ken, ferner müssten die physiol
von Kindern kleiner sein als vo
Dann ist noch zu fragen, war
nicht noch Punkte unterscheiden
kleiner als ihr Durchmesser sin
sind die Stäbchen den Zapfen i

icher gleichwerthig. Eine solche Ver-
der Histologie mit der Physiologie ist
t zu verwerfen und höchstens in der
ber die distincten Punkte verwerthbar.
ichtzerstreuung wird nach Volkmanns
völlig sicher bestimmt. Die Grösse ei-
indungskreises nimmt der Vf. für sich
8 Mm. Durchmesser an. Die Fähig-
Punkte distinct wahrzunehmen, nimmt
erschiedenen Meridianen sehr ungleich
st auch für beide Augen verschieden.
nd ruht jedenfalls in der Netzhaut,
der Undeutlichkeit der peripherischen
bilder. Das Gesichtsfeld hat eine sehr
issige Form, und es liegt nicht die ma-
, sondern die Eintrittsstelle des Seh-
ihrer Mitte. Ausser dem blinden
das Gesichtsfeld noch an mehreren un-
en Punkten unterbrochen ohne dass wir
ken. Der Ortssinn der Retina ist sehr
aher stammt die Sicherheit der Augen-
en. Unbewusst wird die Vorstellung
nderungen der Netzhautbilder und die
ng von den Bewegungen so reducirt,
Einheit der Objecte und ihrer Lage er-
eibt. Finden Unterbrechungen zwischen
und Tastsinn statt, so treten Täuschun-

as binoculare Sehen wird durch die
e Thätigkeit beherrscht. Die Intensi-
ichtempfindung und der Farbenempfin-
d durch binoculares Sehen um ein ge-
steigert. Eine Erklärung des Einfach-
ermag der Verf. nicht zu geben und
dass der Horopter in Bezug auf die
ng unwesentlich sei. Inzwischen hat
den Horopter und seine grosse Wich-

tigkeit bestimmt und endlich di unerquickliche Frage gelöst. Ueb skopischen Untersuchungen bringt Neues vor.

Ebenso enthält der V. Abschn was, was den älteren Untersuchu fügen wäre.

Documenti diplomatici tratti Milanesi e coordinati per cura di Volume I. Parte I. Milano Tipo seppe Bernardoni di Giovanni 18 244 Seiten in gross Quart.

Der Vorsteher der Regierungsa land beginnt mit diesem Bande d chung von ungedruckten Quellen aus den reichen Schätzen, die ih sind. Nicht die älteren Urkunden sonders die politische Correspond tern Jahrhunderte hat er ins Aug er sagt auch deshalb, weil wir, geringem Interesse bemerkt werd anderer Hand einen Codice diplo bardo zu erwarten haben, che c ordine cronologico tutti i docum inediti serbate nelle Bibliotheche e di Lombardia publici e privati. Je denz geht zurück bis gegen die M Jahrhunderts. Der erste hier mit ist vom Jahre 1368. Diesem sin eine Anzahl wichtigerer Urkunden der ersten Visconti und Mailands

schickt, die erste vom J. 1265, welche
ssten Theil dieses Bandes füllen.
dem Herausgeber haben sich mehrere
Gelehrte zur Sammlung und Bearbeitung
fs verbunden, die Herren Cossa, Cusani,
nd Ferrario: die einzelnen Beiträge sind
en Namen oder Zeichen versehen. In
t handelt es sich um ein Werk von be-
em Umfang: was vorliegt ist nur die
les ersten Bandes. Aber wenigstens für
nde hat die Municipalität Mailands be-
Kosten bewilligt.
an Material wird es nach dem, was der
eber über die Reichthümer des Mailän-
hivs in der Einleitung bemerkt, nicht
Diese giebt in dankenswerther Weise
Nachricht über die allgemeine Beschaffen-
unter seiner Leitung stehenden Anstalt.
otheilung ist das Archivio diplomatico,
h der hier gegebenen Nachricht über
Pergamenturkunden enthalten soll, die
bis zum 12ten Jahrhundert unter dem
ren Titel Museo diplomatico vereinigt,
29 aus dem 8ten, 123 aus dem 9ten,
dem 10ten Jahrhundert. Davon getrennt
mmlungen von päbstlichen, königlichen
serlichen, auch herzoglichen Urkunden
. Noch gar nicht diesem Archiv einver-
t aber das »del gia fondo di Religione«,
auch noch einige Stücke bis zum 10ten
hinaufgehen, die, wie bemerkt wird (S.
t der historisch-diplomatischen Section
werden sollen. — Zwei andere Haupt-
ngen enthalten eben die diplomatische
ondenz, die eine bis 1535, die andere
spätere Zeit. Dazu kommen noch zwölf
Massen, und einige besondere Sammlungen.

Auf jene Correspondenz, wie
der Herausgeber besonders abgesel
leicht hätte er seinem Werke noch m
geben, wenn er sich ganz auf diese be
Wahrscheinlich bewog ihn zu dem
Verfahren nur der Wunsch, auc
Visconti, nach denen die einzelne
gebildet sind, nicht leer ausgehen

Die einzelnen da mitgetheilte
sehr verschiedenartig und bilden
eine zusammenhängende Reihe,
natürlich nicht Weniges, das ges
deutung hat. Die Correspondenz
hier vorliegt, ist grösstentheils m
gas in Mantua geführt, und nich
von grossem Interesse. Ausser
sich aber auch Instructionen,
über Sachen, die ein Gesandter vo
und anderes. Der vorliegende
zum Jahr 1384.

Für Deutsche Geschichte hab
einen Brief von Barnabo Visconti
IV., 25. October 1380 (S. 214), e
selben an Gonzaga über die Heira
ter Magdalena mit dem Herzog
Baiern vom 9. April 1382 (S. 22

Register sind für das Ende jed
sprochen. Der Abdruck soll diplo
sein und macht den Eindruck gro
sigkeit. Einzelne zur Erläuterung
merkungen sind beigefügt. Die ä
tung aber ist elegant und solid,
Unternehmen kann denen, die es
unterstützt haben, nur gleichmässi

Göttingische

ehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

nigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

k. 26. April 1865.

---

ia de la legislacion y recilaciones del
ivil de España, por los abogados Ama-
ichalar marqués de Montesa y
no Manrique. Tomo VII. Madrid.
nacional, 1864. 567 S. in Octav.

iebente Theil dieses ungemein reichhal-
rks*) verfolgt die schon früher begon-
örterungen über Catalonien, umfasst
das ständische Leben und die Gesetz-
es Königreichs Valencia und gewährt
ne vielseitige Einsicht in die Entwicke-
politischen und socialen Verhältnisse
nesischen Nebenreiche. In dieser Be-
wird das Interesse, welches Catalonien
um so überwiegender sein, als diese
ft früher als ein anderer Theil des spa-
ebens der politischen Durchbildung ent-
hrt wurde.

jede übersichtliche Einleitung fehlt und
ser die Ergebnisse ihrer mit nicht ge-

vorhergehenden Theile haben ihre Anzeige
864 S. 567 ff. dieser Blätter gefunden.

wöhnlicher Sorgfalt verfolgten
in chronologischer Reihenfolge vo
Ref., um dem Leser einen Ueber
zu gestatten, die erheblichsten M
rem Inhalte kurz zusammenzu
müht.

Der erste Abschnitt, auf w
stossen, gehört den Cortes von
hat den Verfassern vielfach Gele
die Angaben Zurita's einer Beri
terziehen, während andrerseits
Texte einverleibt sind, wenn d
denen der gelehrte Historiker
aufzufinden waren. Hinsichtlich
tage, die herkömmlich in der G
zählt zu werden pflegen, wird
sern nachgewiesen, dass sie ent
fanden, oder dass die Angabe
auf ihnen gepflogenen Berathunge
wechselung mit früheren oder
gen beruht. In Bezug auf so
Versammlungen, welche lediglich
digung und der Beschwörung de
ten des Königs, oder aber der
herer Beschlüsse berufen wurde
tig ein weniger weitläufiges Ein

Das schon unter Pedro III. (
Uebereinkommen, dass der König
jährlich zu berufen habe, falls n
chender Grund dem entgegensteh
mit Beseitigung der hinzugefügt
stätigt. Acht Jahre später einigt
hin, dass die Stände sich stets a
tage in den Fasten und zwar
Barcelona und Lerida zusamme
dass der Prälatur die Verpflichtu
dort einzustellen und dass jeden

ıeit ein gewonnener Beschluss nicht ent-
verde. Die Untheilbarkeit der Kronen
Valencia, der Grafschaft Catalonien und
ıren wurde festgesetzt, der König ver-
ndestens einen Tag in der Woche je-
zugänglich zu sein und in jedem Ge-
rk sollten ein Caballero, ein Bürger
Rechtskundiger darüber wachen, dass
den Ständen ausgehenden Verfügungen
Weise gekränkt würden. Eine erheb-
e, welche Pedro IV. (1357) begehrte,
r unter der Bedingung bewilligt, dass
liche Haus sich gleichmässig der aus-
enen Auflage unterziehe; dieselbe Be-
vurde 1413, als es sich zum Zweck der
ng einer Steuerrolle um eine Volkszäh-
lelte, dahin normirt, »dass König, Kö-
Thronfolger der allgemeinen Besteue-
erliegen sollten. Auf den Cortes zu
(1388) wurde D. Juan I. gezwungen,
ebte, Doña Carroza, zu entlassen, den
n Hofhalt einer durchgreifenden Umge-
zu unterziehen und den verhassten Erz-
on Saragoza aus seiner Nähe zu ent-
Nach dem Tode von D. Martin aber,
igenmächtig zusammengetretenen Stände
olge, als Bruder D. Juans, zuerkannt
rkor die Versammlung zwölf Männer
Mitte, aus jedem Brazo vier, die in
ıaft mit dem Rath von Barcelona sich
rung unterzogen und bis zu der 1412
Wahl des castilischen Infanten Fer-
ein Interregnum (gobierno interno) bil-

gebietende Stellung der Stände tritt
minder beim Jahre 1422 entgegen, als
aufgegeben wurde, die erledigten Stel-

len des Kanzlers oder Vicekan
zweier Monate zu besetzen und
dass man in dem Kanzler einen g
lichen und Doctor beider Rechte
kanzler einen mit den Fueros
setzen wohl vertrauten Laien erl
in den aragonischen Reichen ge
sässig seien. Im Jahre 1533 err
tes, dass die erledigte Prälatur
Grafschaft stets nur einem Cat
werde, dass ebendaselbst die
Königs befindlichen Alcalden kein
fällen sollten, dass keine gegen
vorgebrachte Klage vom Landes
schlagen werden dürfe und (154
niglichen Söldner nicht beim B
in öffentlichen Gebäuden unterge
wenn aber Ersteres durch die
geboten sei, sich mit bescheiden
ten begnügten, ohne auf Speise,
derweitige Bedürfnisse Anspruch

Während der dreiundzwanzig
rung von Philipp III. kamen die
Mal (1599) in Barcelona zusam
auf Veranlassung des Wunsches d
Catalonien ihm 1,100,000 Duc
Hier erfolgte die Bestellung ei
dem es obliege, alle Gefängnis
Zeiten zu besuchen und der audi
troffenen Mängel zu berichten;
Aufgebot der Miliz, so solle fo
sich durch Geld vom Dienst frei
jedem im Heere des Königs D
der Zutritt zu den Cortes verw
und Baccalaureen, welche sechs
Hochschule zu Lerida docirt hät
ihren Ansprüchen denen gleich st

Iitglieder der audiencia real gewesen
ner jeden obrigkeitlichen Person sei die
ung am Handel untersagt. Auf den
rch Philipp IV. nach Barcelona berufe-
tes sprach sich bereits der allgemeine
gegen den König oder vielmehr gegen
gebietenden Günstling, den Grafen Oli-
egen dessen Eingriffe in die Fueros aus.
rnd und nicht der Proposition gemäss ging
f die begehrte Geldunterstützung zum
egen Frankreich ein und als der schlecht
e König gebieterisch sprach, trat man
gleicher Entschiedenheit entgegen. Zür-
rliess Philipp IV. die Stadt; ein ähnli-
ultat gaben die 1632 von ihm convocir-
es. Karl II. war dem ständischen Le-
bhold, dass während der Dauer seiner
g die Catalanen zu keinem Tage beru-
len.

Schluss dieses Abschnitts bilden die un-
ersten Könige aus dem Hause Bour-
l unter dem Erzherzoge Karl tagenden

den Cortes zu Barcelona 1291 vereinigte
ı dahin, dass, wer auf dem Gebiete ei-
or ein Grundstück besitze oder sich auf
en anbaue ohne Genehmigung dieses sei-
or, in kein Lehensverhältniss zu einem
eintreten dürfe. In ähnlicher Weise lau-
Beschluss auf dem Tage zu Gerona zu
des hohen Adels dahin, dass der König
nes Aftervasallen, der von seinem Señor
ns verlustig erklärt sei, annehmen solle.
trat der König 1365 den Forderungen
eren Adels bei, dass den Ricoshombres
werde, sie nach Belieben mit Auflagen
ten.

Der zum Richter Ernannte, lau
dische Beschluss von 1299, darf ke
übernehmen oder sich innerhalb sei
bezirks ankaufen; alle auf das Ge
züglichen Privilegien werden aufgeh
fortan in ganz Catalonien nur der
Geleit zustehen. Unterliegt ein
eine gesetzliche Bestimmung mehr
tung, so mag ein aus Rechtsgelehrt
hombres, 4 Caballeros und 4 Bürger
Commission sich über die Interpreta
digen. Durch die 1300 in Lerida t
tes wurde die Gerichtszeit von 30
im Jahre ausgedehnt. Mit Beira
nach Montblanch berufenen Ständ
Alfonso VI., dass ohne richterliche
Alguazil sich einer Execution unt
Niemand innerhalb des Bezirks, i
geboren, ein Richteramt bekleiden
dass weder vom Könige noch vom
Strafe des Todes oder der Verstü
hängt werden könne, ohne dass de
ten die Appellation verstattet sei.
deren Gegenstand den Betrag von
50 sueldos betrifft, findet, nach de
von 1362 kein schriftliches Ver
1481 vereinbarte sich Fernando el
den Ständen dahin, dass weder a
auf Folter erkannt werden dürfe, o
Angeklagten ein Vertheidiger gege
ausser dem Kanzler, sechs rechtsku
das Gericht bildeten; werde die
des Vermögens ausgesprochen, so
nächst die Ansprüche der Gläubig
Frau (auf ihre Mitgift) zur Geltu
Auf den Cortes zu Barcelona wur
mit 8 catalanischen Doctoren beider

Könige ernannten Richtern besetzte au-
real de Barcelona geschaffen, deren Mit-
während der ganzen Dauer des Jahres,
nahme von 40tägigen Ferien ihrem Amte
sollten (nach den Bestimmungen von
ussten sie täglich am Morgen 3, am
tage 2 Stunden im Gerichtssaale weilen);
erheischte den wöchentlichen Besuch der
nen und an jedem Freitage auf die von
vorgebrachten Klagen zu hören. Die
e eines Geschenks von Seiten der Par-
r mit Entlassung aus dem Dienste und
fältigen Ersatz des Geschenkes bedroht.
deren Gegenstand sich auf mehr als 30
libras) belief, gehörten vor einer Ge-
tzung. In den nächstfolgenden Cortes
die Bestimmung Kraft, dass bei Klagen,
egenstand den Werth von 60 Pfund über-
n Correferent zu bestellen sei. Liess der
3 Tage nach der Vorladung des Beklag-
treichen, ohne die Begründung seiner
nzureichen, so wurde Letzterer von der
entbunden. Wer nicht zum Doctor pro-
war, musste sich, um in der audiencia
sitzen, einer öffentlichen Prüfung unter-
Dem Richter war es nicht gestattet, in
che, welche sein Sohn oder Neffe als
vertrat, als Referent aufzutreten. Auf
tes zu Monzon (1512) wurde die Zahl
glieder dieses Gerichts auf 12 erhöht;
theilten sich in zwei Senate, traten
einer Sitzung zusammen, sobald es
Fragen des peinlichen Rechts handelte.
s dahin nur dem Könige das Recht zu,
rurtheilten zu begnadigen, so wurde die-
auch solchen Prälaten und Baronen zu-
, die sich im Besitz einer Gerichtsbar-

keit befanden; unter allen Um
musste die Verzeihung von Seiten
ten vorangegangen sein. Nach de
von 1547 musste die audiencia rea
dem im königlichen Schlosse ihre S
ihre Bescheide in ein Buch, Decis
eintragen, das alle 3 Jahre der
übergeben werden sollte.

Im Jahre 1413 ernannten di
Commission, um alle Gesetze Cata
dificiren und aus dem Lateinische
dessprache zu übertragen; sechs
erfolgte der Beschluss, dass jede
Anwalt, welcher sich nicht nachw
sitze eines Exemplars der Usages
und der Constituciones de corte
befinde, in eine namhafte Geldstra

Die Cortes von 1350 erklärt
kungen abseiten derer, die noch n
zigste Jahr erreicht hätten, zu
Vormünder für ungültig, falls n
nächsten väterlichen oder mütter
wandten, oder in deren Ermangelun
des Hauses ihre Genehmigung e
Eine andere, derselben Zeit angeh
mung lautet dahin, dass die Fra
ersten Jahres ihrer Wittwenschaft
dürfnisse aus dem Nachlasse des M
ten und im zweiten Jahr aus Let
zu sich nehmen darf, als der We
gift beträgt. Weil es ungerecht
mütterliche Vermögen von Kinder
die ohne Testament verstorben,
sentation des Vaters auf Kinder
übergehe, so wurde 1585 durch d
gesetzt, dass unter solchen Umstän
lass der ersten Ehefrau an der

en solle. Wer einen Anderen getödtet t etwa in Folge der Nothwehr oder eihen Zweikampfes. darf, auch wenn er ige Gnade gefunden, erst nach Verlauf ıren in seinen Geburtsort zurückkehi denn, dass er sich mit den Angehö- Erschlagenen abgefunden habe. Heimobung mit einer Minderjährigen wurde rer Strafe, die Entführung derselben, etwa die Eltern das Geschehene verit dem Tode gerügt.

en 1419 von Alfonso V convocirten olgte die Bestimmung, dass die Geistbgesehen von der schuldigen Beisteuer ge, keiner andern Abgabe unterliegen wenn es der Krönung des Königs oder attung einer Infantin gelte. Eine weltörde verfiel in die Strafe von 1000 lls sie den von ihr eingezogenen Geistobald dieser seinen Stand erhärtet, rzüglich dem geistlichen Gericht über-

'örderung der Industrie Cataloniens 422) der Handel mit auswärtigen Tü- der aus ihnen angefertigten Kleidung es fehlte damals wenig, dass auch das Verbot auferlegt wurde, sich einer heimischen Stoffen bestehenden Kleiedienen. Nur Unterthanen der Krone lurften auf ihren Schiffen Salz, Tauolle, Getreide und trockene Früchte ; die Verladung von Wolle musste n namhaften Häfen geschehen. Schiffe Tonnen sollten, in Gemässheit des 1520 Cortes gefassten Beschlusses, eine Be- von 36 Köpfen nebst 4 grossen Geführen, bei grösseren Schiffen auf je

100 Tonnen 9 Mann und 1 Geschütz komme Wer Fahrzeuge zur Vertheidigung der Küs ausrüstete, blieb von der Abgabe des fünft Theils der gewonnenen Beute an den König b freit.

Die zahlreichen Verfügungen der Stände Bezug auf Schuldner finden in dem regen Ha delsleben Cataloniens eine genügende Erklärun Der 1291 gefasste Beschluss, dass Niemand w gen Schulden der persönlichen Freiheit beraub werden soll, es sei denn, dass er sich ausdrück lich verbindlich gemacht habe, die Haft zu e leiden, wurde wenige Jahre später dahin modi ficirt, dass Wechsler, welche ihrer Verbindlich keit zur Zahlung nicht nachkämen, bis zur Be friedigung der Gläubiger eine Haft bei Wasse und Brod erdulden sollten. Ein Kaufmann, be schlossen 1321 die Cortes zu Gerona, welche zahlungsunfähig ist und seine Gläubiger nich binnen Jahresfrist befriedigt, wird für ehrlos er klärt; 1365 aber begegnen wir der Verfügung dass der König keinem wegen Schulden Verhaf teten die Freiheit schenken dürfe, es sei denn dass Letzterer seinen Gläubigern Caution be stellt habe. Frauen konnten unter allen Um ständen wegen Schulden oder übernommener Bürg schaft nicht in Haft gebracht werden. Schuld gefangene, lautet ein ständischer Beschluss von 1520, müssen auf Kosten ihrer Gläubiger erh ten werden und gewinnen, wenn Letztere zw Tage lang ihrer Verbindlichkeit nicht nachko men, die Freiheit. Wer wucherliche Geschä treibt, ist unfähig für die Bekleidung eines ö fentlichen Amtes. Juden, welche zum Christe thum übertreten, dürfen das durch Zinswuch Erworbene behalten.

Aus dem Abschnitt, welcher die Ueberschri

zos generales« führt, möge folgendes gehoben werden. Aus zahlreichen Urkun- giebt sich die Gewissheit, dass der Fuero bis zum Ende des 12 Jahrhunderts in Ca- n in Kraft blieb; ihm zur Seite bildete in Gewohnheitsrecht (los usages) durch, 1068 auf den Cortes zu Barcelona gesetz- Kraft beigelegt wurde, doch wurde damals uero Juzgo nicht etwa sofort beseitigt, wie Glossatoren, denen auch Zuvita folgt, be- en, sondern die usages traten ergänzend zur Seite. Letztere, die schon frühzeitig talanische übertragen wurden, sind von den ssern nach dem lateinischen Urtext als ia hineingerückt. Königliche Ausschreiben Beschlüsse der Cortes ergänzten im Laufe eit diese usages, neben denen dann das ca- che und später das römische Recht Eingang

er Libro del consulado de mar entstand, iner Ansicht zufolge, im Anfange des 13. L unter der Regierung von Jaime I und it vornehmlich auf der lex Rhodia und den chtlichen Bräuchen und Bestimmungen, die sa, Genua, Venedig, Marseille und den le- nischen Küstenstädten Anwendung fanden. er vierte und letzte auf Catalonien bezüg- Abschnitt ist »Estado social« überschrie- — Ob die Grafschaften Cerdaña, Urgel zu einer Zeit, als Catalonien dem fränki- ı Reiche einverleibt war, der Lehensherr- ft von Barcelona untergeben gewesen, ist Frage, über welche man sich bis zur Stunde so wenig geeinigt hat, als es bisher nicht ngen ist, mit einiger Sicherheit den Zeitraum bestimmen, in welchem die in den Lehens- and eingetretenen Grafschaften erblich wur-

den. Die politischen Abstufungen
rung zeigen sich in Catalonien
als in irgend einem andern Th
Die mächtige und in sich geschlo
tion des alten gothischen Adels s
Einnahme Barcelonas durch die A
mer gesprengt zu sein; was von ihr
sich mit einem neu sich gestalten
dessen Stellung und Zustände sic
gos Folgendes ergiebt. An der
ben standen die Inhaber (potestad
schaften, an deren Lehensgerichte
hintersässige Adel sich betheiligt
Sachen des bürgerlichen Rechts
allein den Spruch fällten. Letzte
Tode verurtheilen, begnadigen u
ben feste Schlösser aufführen; W
Strom und Brücke innerhalb ihres
ihnen zu; desgleichen das Münz
Befehdung des Landesherrn war i
men, wenn sie 30 Tage zuvor d
eingesandt hatten. Dem Grafen
Range stand der vizconde; nach
die comitores, dann die vasvasores
denen 5 caballeros als Vasallen f

Diesem höheren Adel (magna
stand die zahlreiche Classe der u
deren Hinterlassenschaft, wenn
willige Verfügung aus dem Lebe
dem Lehensherrn zufiel. Gegen
konnte sie den Schutz des Königs a
nach erfolgtem Aufgebot vom E
werden und unterlag wegen eine
nur dem Spruche des Königs. I
nanzas de caballeria, welche ihm
des Ceremonioso eintrugen, erk
dass nur die Geburt des Vaters,

Adelsstellung des Sohnes bedinge, dass
sich mit Handel und Gewerbe beschäf-
icht als caballeros gelten könnten und
den Ritterstand Aufgenommene durch
particular en el brazo derecho con
liente kenntlich sein solle. Der cabal-
nte der Folter nicht unterzogen werden;
oder versetzte er aber, dem Feinde
r, Pferd oder Rüstung, floh er aus der
, gab er im Kampfe seinen Herrn oder
chloss auf, so ging er der Ritterwürde
Eigenthümlich war es dem cataloni-
el, dass auch der Spurius in den Rang
rs eintrat.
icht zur nobleza gehörige Bevölkerung
ciudadanos und burgenses, Stadt- und
ohner. Erstere theilten sich wiederum
mayor, die durch Grundbesitz und bür-
Stellung Bevorzugten, mano mediana
c) und mano menor (Handwerker.) Erst
Zeiten von Fernando el catolico war
Adel gestattet, sich der mano mayor
llen und an deren Vorrechten Theil zu
Die Landbewohner sonderten sich in
d Unfreie; von Ersteren sagen die Usa-
, wenn sie ein Pferd hielten, das zum
geschickt sei, und täglich Weizenbrod
n Tische liege, ihr Wehrgeld mit dem
llero gleich zu stellen sei. Juden fan-
in allen grösseren Städten; sie be-
ein eigenes Quartier, waren dem Kö-
Entrichtung eines Kopfgeldes verpflich-
en, neben dem Handel, Handwerke und
und durften gegen Zinsen — Jaime I
e 20 Procent — den Christen borgen.
die königliche Gerichtsbarkeit anbe-
wurde diese im realengo von vegueres

(vicarii) und unter denselben von bayles (Baillifs) gehandhabt; ein vom hohen Adel, Bischöfen, Aebten und Rechtsgelehrten besetztes Tribunal, in welchem der König den Vorsitz führte galt als Appellhof. Im 14. Jahrhundert ging die Criminaljustiz, welche früher von den potestades geübt war, ausschliesslich in die Hände des Landesherrn über. Die Fälle, unter denen das Gottesurtheil des Zweikampfes Statt fand — den Geistlichen war derselbe bei Strafe der Excommucication, untersagt — werden in den Usages genau bezeichnet; ein Stellvertreter war für beide Theile zulässig; wer das 60. Lebensjahr erreicht hatte, blieb von der Verpflichtung zum Zweikampfe befreit. Der Kampfrichter hatte darüber zu wachen, dass die Parteien weder ein Amulet noch Steine mit Zauberkräften an sich trugen.

Die zweite und ungleich kleinere Abtheilung dieses Bandes gehört den Fueros de Valencia. Es liegt kein Zeugniss dafür vor, dass auch in Valencia Muzaraben die alten gothischen Gesetze unter sich in Kraft erhielten, ja es scheint fast, dass bis zur Zeit der Eroberung durch Jaime I. keine christliche Bevölkerung daselbst sich vorfand. Die gewonnene Landschaft wurde der Krone Aragon einverleibt und den Gesetzen derselben unterstellt. Ob die Vertheilung des Grundeigenthums unter die Sieger nach vorangegangenen Bedingungen oder lediglich nach dem freien Ermessen des Königs geschah, steht schwer zu entscheiden; sie erfolgte unter den König, die Prälatur, den Adel und die Städte nach Massgabe der von ihnen gestellten Mannschaft. Den Nachkommen von 380 caballeros aus Aragon und Catalonien, denen damals ein bedeutender

sitz zufiel, blieb die Benennung cabal- conquista.
ltesten Urkunden von Jaime I. beziehen fueros de poblacion und auf die Be- der Rechte der neuen Grundbesitzer. mals trat die Bestimmung in Kraft, ver- lcher die Bewohner der Stadt Valencia gende Gründe an Cleriker veräussern der Grund davon wird einfach in dem e zu suchen sein, dass die Stadt zum gehörte und durch einen Uebergang dbesitzes in die Hand des Clerus der e Schatz Einbusse erlitt. Vier Geschwo- rados), welche die Bürgerschaft jährlich r Mitte wählte, stand die Verwaltung hbildes zu. Den auf dem flachen Lande n Bekennern des Islam gewährte der e Wahl von Alcalden und den Bau von n; er erlaubte ihnen, ein Erbe von den zu erstehen, verbot dagegen den Chri- Ankauf von Besitzungen der Moros. lim waren zur Entrichtung des Zehnten sammten Einkünfte (mit Ausnahme der üchte) verpflichtet und durften in kei- istlichen Hause übernachten. Mit wel- cksicht der König gegen die ungläubige ung verfuhr, falls es sich nicht etwa r darum handelte, einer Verkürzung des nses vorzubeugen. ergiebt die Verfü- ass ein zum Christenthum übertretender h seines unbeweglichen Eigenthums be- usste; er konnte dasselbe an ehemalige sgenossen, nicht aber an Christen ver- n.
Bürger Valencias, der den Besitz eines aren Streitrosses und der erforderlichen nachweisen konnte, blieb, kraft des

Fuero von 1266, mit Abgaben
schont. Unter Pedro III., dem
mes, durfte Valencia 6 Jurados
gleicher Zahl den genannten d
der Bürgerschaft entnommen wu
verordnete 1337, dass für arm
ein Bürger desselben Quartiers
stellt werde, der dafür Sorge tra
ling bei einem Handwerker
Derselbe König untersagte den
Uebernahme öffentlicher Aemter
Bürgern der Hauptstadt den be
von Gütern des Clerus oder der
gewährte, dass dem königlichen
aus der Gemeine gewählter Bei
gestellt werde.

Die Cortesverfassung von Va
grösste Aehnlichkeit mit der von
eigenthümlich war ihr, dass der
beiden ersten brazos seine Genos
rufen konnte, um Darlegungen,
den Landesherrn abzufassen. S
eines einzelnen brazo hiessen da
Cortes, sondern estamentos.

Praktische Anwendungen für
der totalen und partialen Differe
von Dr. G. W. Strauch, Rect
Unterrichtsanstalt zu Muri im
Erster Band. Braunschweig, Dr
von Friedrich Vieweg und Sohn.
u. 644 S. in Octav.

Verf. erwirbt sich durch Ausarbeitung
Schrift ein ähnliches Verdienst um Leh-
Lernende, wie er es früher durch sein
iches Werk über Variationsrechnung (Theo-
Anwendung des sogenannten Variations-
gethan hat. Wie dort eine grosse Fülle
ählter und sorgsam discutirter Beispiele
hufe der Uebung in den verschiedenen
n der Variationsrechnung geboten wird,
hier dasselbe für einen anderen Zweig
eren Mathematik geleistet werden.

jenem älteren Werke theilt dieses neue
die Vorzüge auch wieder verschiedene
zu lobende Eigenschaften, wie nament-
visse Absonderlichkeiten in der Bezeich-
d Ausdrucksweise und eine übermässige
lichkeit. So z. B. sagt der Verf. conse-
er Veränderliche, der Constante, wäh-
ganze übrige mathematische Welt die
rliche, die Constante sagt. Fragt man
m Grunde, so sieht man aus des Verfs
des Variationscalculs (Th. I. p. 69), dass
i das Wort Bestandtheil supplirt.
ss ja aber ein Veränderliches oder Be-
s nicht gerade nothwendig als Bestand-
nes Ausdruckes ansehen, in welchem es
nt, sondern kann auch Veranlassung fin-
sselbe an und für sich zu betrachten,
ist demnach gewiss logischer das Wort
oder Quantität zu suppliren.

die Weitläufigkeit betrifft, so scheint
. vorhergesehen zu haben, dass ihm die-
wurf nicht erspart werden würde; er
emselben in der Vorrede wiederholt (p.
7) zu begegnen. Dass der Sachverstän-
h durch die Weitläufigkeit nicht beirren
ird, dass ein solcher vorzugsweise die

Aufgaben und Resultate, nicht abe
Auflösung berücksichtigen wird, da
mit dem Verf. übereinstimmen. D
die Ausführlichkeit nur in dem Nu
sie dem Anfänger gewährt, ihre
finden. Wirklich sagt der Verf., di
ganzen Werkes sei so eingerichtet
Leser, welcher nur halbwegs einen
Unterricht genossen habe, niemals
dürfte, sich bei irgend Jemand Ra
len. Indessen scheint der Verf. bei
so schätzbaren Ausarbeitungen nic
ken, dass der französische Spruch l
nuyer c'est de tout dire auch vo
schen Lehrbüchern gilt. Auch die
jeden Anfängers hat ihre Grenzen;
Wiederholungen klären nicht auf, s
cken ab und verleiden das Studium.
welche wirklich so beschränkt wär
einer so häufigen Wiederholung ein
selben einfachen Wahrheit bedürfte
und Mühe des Verf. durchaus
Welchem nicht ganz unfähigen A
man wohl z. B. mehr als zweimal
Satz zu wiederholen haben, dass m
nahmefall hat, wenn eine Integrat
Ausdruck führt, welcher Null im
Wenn der Verf. behauptet, dass fa
bücher von diesem Satze schweigen
eine offenbare Uebertreibung, da
theil wahrscheinlich kein einziges
mentares Werk über Integralrechn

welchem nicht hervorgehoben wäre,

nicht mehr das Integral von $x^m dx$
$m + 1 = 0$.

———— ————

Verf. beschränkt sich aber nicht einmal
mathematische Sätze bis zum Ueberdrusse
lerholen, sondern er dehnt dies sogar auf
che Notizen aus. So hat Refer. die Be-
g, dass man die konische Ellipse auch
llonische nennt, dreimal gezählt (p. 186,
0). Auch die Bemerkung, dass die Astroide
wisse Hypocycloide ist, kommt dreimal
238, 314, 326). Solche Wiederholungen
noch nebenbei die Folge, dass die Bogen-
rmehrt und das Buch vertheuert wird,
d Bücher dieser Art so billig als möglich
lten.

h der Angabe des Verf. wird das ganze
aus zwei Bänden bestehen. Der vorlie-
erste Band beschäftigt sich ausschliesslich
fgaben, welche auf Differentialgleichungen
n zwei Veränderlichen führen. Er besteht
ei Abschnitten. Der erste kürzere Ab-
ist theoretischen Inhalts und bespricht
Kapiteln die Theorie der Integration
ferentialgleichungen zwischen zwei Verän-
n, wobei namentlich die singulären Auf-
n besonders berücksichtigt und ausführ-
handelt worden sind, und dann die An-
g der Integrale solcher Differentialglei-
auf die Geometrie mit besonderer Be-
ne auf die Theorie der einhüllenden

s die Theorie der singulären Auflösungen
Lehrbüchern nicht in der Vollständigkeit
elt wird, wie es zu wünschen wäre, ist
hauptung, in welcher man nur mit dem
bereinstimmen kann; dass er selbst be-
ewesen ist, diesen eigenthümlichen Auflö-
in dem ganzen Werke die grösste Auf-
nkeit zu widmen, ist als ein besonderer

Vorzug rühmend hervorzuheben. A
gegen die Auffassung des Verfs
sagen, dessen Entwickelung an di
dessen zu weit führen würde; auss
Verf., wie er ausdrücklich herv
nicht beabsichtigt, eine vollständig
ser Auflösungen zu geben. Es
Folgendes erwähnt werden. Der V
p. 27 (§ 14) die auch schon bei
kommende Differentialgleichung

$$y + x\frac{dx}{dy} = \sqrt{x^2 + y^2}$$

und bemerkt, man finde mitunter
$x^2 - k^2 = 0$ als ein singuläres In
ser Differentialgleichung angegeben
offenbar doch nur ein particuläres
bald man in dem Integrale diese
gleichung, nemlich in $(y + A)^2 =$
wo A die willkürliche Constante
ser Constanten den Werth Null
man $x^2 - k^2 = 0$. In der Vorred
wo er auf dieses Beispiel hindeute
Thatsache, dass man hier ein par
gral als ein singuläres genommen
ihren Grund nur in dem Leichtsinn
steller, welche es unterlassen hätte
Probe zu machen. Hierin ist
wohl zu weit gegangen. Allerding
grange jeden Ausdruck, welchen m
cialisirung der in dem allgemeinen
haltenen unbestimmten Constanten
ein particuläres Integral zu nennen
Schriftsteller haben dies ausdrückli
chen. Allein schon Magnus ha
»Sammlung von Aufgaben und Le
der analytischen Geometrie, daran

(p. 437), dass es Fälle giebt, wo man
denselben Ausdruck auf zweierlei Weise
kann, einmal, indem man der willkür-
Constanten einen bestimmten constanten
giebt, und dann auch wieder, indem man
onstante als eine Function der Veränder-
ansieht. Magnus, dessen Werk unser
cht bloss kennt, sondern auch bespricht
, hat auch dort an einem bestimmten
e gezeigt, dass man in solchen Fällen
altenen Ausdruck nicht einfach als ein
äres Integral ansehen darf, dass man
r, wenn man die Constante als Function
änderlichen betrachtet, eine einhüllende
rhält. Dies ist nun in der That, auch
von unserem Verf. besprochenen Diffe-
eichung der Fall, da man den Ausdruck
$= 0$ nicht bloss dadurch erhält, dass
dem Integrale $A = 0$ setzt, sondern der-
usdruck sich auch durch die Substitution
$2y$ ergiebt. Da es nun unserem Verf.
sonders um die Anwendung der singulä-
ösungen auf die Theorie der einhüllen-
ven zu thun war, so hätte er diesen
l um so weniger ausser Acht lassen sol-
ich hätte er einer späteren Bemerkung
gnus (a. a. O. p. 438) mehr Aufmerk-
schenken sollen, da in der That die
chgewiesene einhüllende Curve nicht ge-
würde, wenn man sich der Regel des
che er selbst als eine ausnahmslos zum
rende betrachtet, bediente.

zweite Abschnitt, welcher den Haupttheil
hes ausmacht, enthält die praktischen
ngen, nemlich Aufgaben, welche auf die
on einer Differentialgleichung zwischen
ränderlichen führen. Diese Aufgaben

sind sämmtlich der höheren anal
metrie entlehnt, und in vierzehn
theilt, wovon die acht ersten Klass
gaben enthalten, welche zu Differe
gen erster Ordnung führen, die s
Klassen dagegen Aufgaben umfas
chen die Integration von Different
zweiter oder dritter Ordnung v
Dass der Verf. häufig verschiedene
Ausführung einer und derselben I
wendet, ist gewiss für den Anfän
reich, doch will es dem Ref. bedün
manchmal ein Verfahren angewandt
ches das Gelingen der Integration
nes glücklichen Einfalls erscheinen
Nichts ist doch wohl bei einem
chen Unterrichte mehr als dies zu
während einfache Methoden zu Ge
Beispielsweise möge die Differe
$(\sqrt{nx^2 - y^2})dy = ydx$ in § 62 a
den. Der Verf. beginnt die Ausfü
tegration damit, dass er $ux = \sqrt{n}$
wofür der Anfänger keinen Grund
Hier wäre es nun doch gewiss b
wenn er darauf aufmerksam gema
diese Gleichung zu den homogene
ren Behandlung in jedem Lehrbu
gralrechnung vorkommt. Setzt m
bekannten Verfahren $y = xz$, so e

nächst $\sqrt{n^2 - z^2}(zdx + xdz) =$

$= -\frac{\sqrt{n^2 - z^2}\,.\,dz}{(\sqrt{n^2 - z^2} - 1)\,z}$, wo es sich

versteht, dass man, um die Wurzel
schaffen, $n^2 - z^2 = u^2$ setzt, wora

chung ergiebt, welche auch der Verf. auf
Wege findet. Schliesslich möge noch be-
verden, dass die Correctheit des Druckes
loben ist; p. 349 in Gleichung XIII lese
statt *x*.

Stern.

---

acute Phosphorvergiftung. Mit
rer Rücksicht auf Pathologie und Physio-
perimentell bearbeitet von Dr. Ph. Munk
E. Leyden. Berlin, Hirschwald, 1865.
in Octav.

e giftige Substanz hat in den letzten De-
Gerichtsärzte und Gerichtschemiker in
Masse beschäftigt, wie der Phosphor,
auf dem Europäischen Continente dem
, der früher bei den criminellen Intoxi-
unbestritten die Hauptrolle spielte, den
bzulaufen droht. Die fettige Degenera-
Leber und anderer Organe, welche sich,
Hauff 1860 die Aufmerksamkeit darauf
als wesentlicher Theil der Phosphorver-
erscheinungen herausstellte, hat in neue-
t das schon vorhandene Interesse bedeu-
steigert. Es muss daher eine ausführli-
nographie der Phosphorvergiftung dem
en Publicum im höchsten Grade willkom-
n, zumal da selbst die neuesten Hand-
der Toxikologie nur in geringerem Masse
die Erkrankung entfernterer Organe be-
n Thatsachen verwerthen konnten.
er sehen wir uns ausser Stande, die vor-

liegende Arbeit der Herren Mun
so dankenswerthe und schätzba
Kenntniss des Phosphorismus ac
als eine den Bedürfnissen der
Gerichtsarztes vollständig Rechnu
nographie zu bezeichnen. Wir k
fassern in Bezug auf die Reich
Thierversuche und den bei Anste
befolgten Plan unsre Anerkennu
gen, aber wir hätten gewünsch
die ältere Literatur der Phosph
was ausführlicher eingegangen wä
ihnen geschehen ist. Vielleicht
nicht für nöthig erachtet, weil s
weges richtig wäre, die Arbeit
und Lewin in dieser Hinsicht a
ten; es spricht dafür der Ums
mehrere der nach diesen erschi
tionen, z. B. von Tüngel un
verschiedene Male, nicht allein in
kritischen Ueberblicke (S. 1—22)
ihre Schrift eröffnen, sondern au
teren specielleren Abschnitten bez
stellung der Symptome des Phos
tus anführen und benutzen. Da
dass Munk und Leyden bei Be
kologischer Fragen der klinische
den ihr von Rechts wegen zukom
nicht streitig machen, so können
niger begreifen, dass sie versäu
mannigfachen Lücken, welche in d
Lewin's und Ehrle's Arbeite
haben, auszufüllen und damit ihr
bleibende Stätte in den Händen e
richtsarztes zu bereiten. Es wi
nicht allein der jetzt ziemlich unv
leitende Abschnitt, der eben genan

Ueberblick von grösserem Interesse ge-
ein, sondern auch die beiden wesent-
Capitel des Buches, das zweite, die
e der acuten Phosphorvergiftung behan-
S. 23—74) und das dritte, die Theorie
sphorismus entwickelnde (S. 79 — 156),
esentliche und wichtige Erweiterungen
Auch selbst die allerneueste Phosphor-
scheint nicht vollständig benutzt zu
nigstens finden wir die Arbeiten von
y und Lancereaux nirgends citirt.
könnte uns die Befugniss bestreiten
den gerügten Mangel unseren Autoren
ken, indem man es als ausserhalb der
derselben liegend bezeichnet, eine voll-
Monographie der acuten Phosphorver-
u schreiben, und ihnen nur die Tendenz
, auf Grund ihrer Experimente die Sym-
ogie der betreffenden Intoxication fest-
und darauf deren Theorie zu basiren.
es der Fall, so hätten sich die Herren
nd Leyden auch darauf beschränken
t durch Hinzufügung zweier fernerer Ca-
elche den Nachweis des Phosphors (S.
8) und die Behandlung der Phosphor-
g betreffen und im Wesentlichen keine
e nennenswerthe neue Thatsachen ein-
n, den Schein einer abgerundeten Mono-
herstellen sollen, für welche freilich der
einer durchaus ungleichmässigen Be-
des Stoffes ein stets gerechtfertigter
Wir wollen übrigens nicht verhehlen,
Verff. einige antidotarische Versuche
nesia angestellt haben, aber diese wa-
glos; es findet sich sogar ein neues An-
s Ferrum hydricum in aqua, vorgeschla-
er es fehlt die experimentelle Begrün-

dung und ohne diese sind heutzutage derartig Vorschläge gleich Null; es finden sich weite Experimente über die Wirkung des rothen Phosphors, aber diese bestätigen die bekannten Thatsachen; endlich ist die Transfusion im 2. Stadium des Phosphorismus empfohlen, aber Erfahrungen für deren Wirksamkeit liegen bis jetzt nicht vor. In Bezug auf den Nachweis des Phosphors musste die weiter unten zu erörternde Theorie der Phosphorvergiftung die Herren M. und L. zu dem Vorschlage, Phosphorsäure im Blute nachzuweisen, führen, aber um das darzulegen, bedurfte es nicht der ausführlichen Mittheilung der Methoden von Mitscherlich, Lipowitz, Scherer u. A., welche in den toxikologischen Handbüchern bereits Aufnahme und Kritik gefunden haben und deren Auseinandersetzung daher weniger im Interesse der Leser als in dem Bestreben, das vorliegende Buch als ausführliche Monographie erscheinen zu lassen, liegen dürfte. Dass die beiden in Frage stehenden Schlusscapitel, das letzte namentlich auch selbst nicht in Bezug auf die etwas breit getretene Prophylaxe der acuten Phosphorvergiftung, als in keiner Weise erschöpfend angesehen werden können, dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Weshalb die Herren Munk und Leyden consequent im Anschlusse an Fresenius den Entdecker des Nachweises von Phosphor als Phosphorwasserstoff Dussard nennen, leuchtet uns nicht ein; in seiner Originalarbeit (Comptes rendus 1856. p. 1126) heisst er Dusart.

Etwas näher eingehen müssen wir auf die beiden Capitel des Buches, welche die neuen Thatsachen enthalten, die die Herren Munk und Leyden über den acuten Phosphorismus mitzutheilen haben. Wir nehmen nicht den min-

Anstand, zu erklären, dass wir den von
nannten Autoren mitgetheilten reichhalti-
perimentellen Apparat (die Zahl der Ver-
beträgt nicht weniger als 90) mit Freu-
grüsst haben und dass wir den von ihnen
nen Fleiss und Eifer im hohen Grade
nnenswerth finden. Aber die Goldkörner,
wir aus dem Capitel über Symptomato-
ufgelesen haben, sind von einem solchen
zum Theil indifferenter, nicht neuer, zum
radezu unrichtiger Angaben bedeckt, dass
Mühe gekostet hat, jener habhaft zu

e Unrichtigkeit enthält z. B. gleich der
des räsonnirenden Theiles des über die
me der acuten Phosphorvergiftung han-
Capitels. Die Herren Munk und Ley-
haupten, dass Falck in seiner Darstel-
er klinisch wichtigen Intoxicationen (Vir-
Handbuch der speciellen Pathologie Bd.
h. 1) aus den von jeher unterschiedenen
mengruppen der acuten Phosphorvergif-
er localen und allgemeinen, zwei Formen,
testinalaffection und eine Cerebrospinal-
gemacht habe. Dies ist ganz irrig.
's Phosphorismus intestinalis acutus
nicht allein locale, aus der Anätzung
de Symptome in sich, sondern die ge-
n aus der Resorption des Phosphors er-
n nervösen Symptome, so weit sie
Jahre 1852 bekannt waren. Falck's
rismus cerebrospinalis unterscheidet sich
rch das Fehlen der gastroenteritischen
nungen und den rascheren Verlauf. Das
men einer reinen Gastroenteritis phospho-
ne Nervenerscheinungen ist von Falck
urgirt worden und somit die Behaup-

tung, dass Falck die bekannten
mengruppen des Phosphorismus
men metamorphosirt habe, fals
nicht ganz klar, ob mit dem gl
rügte Phrase folgenden Satze: »
fen beide fast ausnahmslos zus
denn, dass der Tod schneller
es zur Entwicklung der nerv
kommt« eine Opposition gegen
Krankheitsformen beabsichtigt is
natürlich in der Weise, wie sie
ganz im Sande verlaufen; den
nicht das selbständige Vorkommen
ropathia, sondern das der Encep
phosphorica behauptet und die
und Leyden opponiren gegen
letztere ganz ausser Acht. So la
grosse Frage des Tages: Gibt e
Phosphorvergiftung, bei welcher
im Tractus nicht vorkommen, a
phalomyelopathia arsenicalis a
Asphyxia arsenicalis? Die Her
Leyden werden nach ihren Th
Frage nicht verneinen können, u
dass die Symptomatologie beim
falls dahin dringt, das Vorhande
chen Form zuzugeben. Man wi
darüber einigen müssen, wie wei
auf die Zulässigkeit sogenannter
men gehen will. Wir unsrers
von Kussmaul (Untersuchunge
stitutionellen Mercurialismus. V
befolgte Princip, nur solche du
gerufene Affectionen, welche se
ohne andre locale Affectionen a
als Vergiftungsformen bestehen
einzig richtig und haben desh

ischer Vergiftungsformen, z. B. den Al-
nus intestinalis acutus u. a. m. beseitigt.
den Phosphorismus cerebrospinalis ha-
· aber aufrecht erhalten und glauben ihn
g wenigstens so lange noch festhalten
sen, bis Virchow's Wahrnehmung ei-
ht durch Röthung, sondern durch Schwel-
nd Trübung charakterisirten, besonders
rankung der Drüsen zu beziehenden Ga-
in den von ihm secirten Leichnamen
osphor Vergifteter von nun an durch alle
nter constant bestätigt wird. Die Her-
nk und Leyden haben in dieser Be-
keine Angaben und scheinen die Ma-
en einer mikroskopischen Untersuchung
nterworfen zu haben.

Hauptverdienst besteht vielmehr in der
ung eines makroskopischen Befundes, der
Phosphorvergiftung von Bedeutung ist.
len nämlich das Duodenum in allen ih-
ndeexperimenten entzündet, lebhaft gerö-
chymosirt und corrodirt und in fast al-
ninchenexperimenten in grösserer oder
er Ausdehnung mit punktförmigen Schor-
eckt und die Schleimhaut injicirt, ferner
teren im Duodenum stets einen weisslich
chymusartigen Inhalt ohne jede gallige
g. Wir sind mit den Verfassern vollstän-
erstanden, dass die Aerzte bei Sectionen
ab auf den Zwölffingerdarm besondere
ht zu nehmen haben, der leider vielfach
Secirenden vernachlässigt ist, übrigens
in einzelnen Fällen beim Menschen im
e der Entzündung gefunden wurde. Frei-
d wir nicht so sanguinisch zu hoffen,
ch beim Menschen jene hochgradige Duo-
ich finden wird, welche die Herren Munk

und Leyden beim Hunde find
der Hund zeigt nach Einwirkung
tirender Gifte immense Gastroe
dere Carnivoren nur mässige Injec
unsere Autoren selbst haben bei
Darreichung von Magnesia Dyse
rufen.

Wichtig ist das Auffinden
für die Erklärung des Ikterus
vergiftung, welcher von unseren
wir wissen, zuerst, etwa gleichz
von Virchow, als mechanischer
ons-Ikterus, bedingt durch die
Gallenentleerung in den Darm
Schleimhautschwellung, gedeutet
müssen wir uns vollkommen ei
klären; es spricht dafür ausser
die strotzend gefüllte Gallenbl
der galligen Färbung der Darmc
sern oder kleineren Strecken, er
weisbarkeit der Gallensäuren
gleich bei letzteren stehen zu
nen wir nicht umhin, zu bed
Herren Verfasser, obschon sie
Wyss (Schweiz Ztschr. f. Hei
321) über Leucin- und Tyrosi
vergiftung kannten, gar nicht
der Phosphorvergiftung auf die
Stoffwechsels eingegangen sind,
von Wyss beobachtete Fehlen
gradezu aufforderte. Es wäre
Grade interessant gewesen, vo
etwas Näheres zu erfahren.

Im Uebrigen müssen wir c
die Symptome der Phosphorverg
zeiten und post mortem anschau
sehen von der mangelhaften

'älle, welche wir oben bereits rügten,
vollständig abgehandelt sind. Unbe-
tigt geblieben ist das Verhalten der
Dankenswerth sind die mikroskopischen
chungen über das Verhalten des Blutes,
chen eine Abnormität wahrgenommen
ınd der bei Phosphorvergiftung der Stea-
erliegenden Organe, wenn auch über letz-
Wesentlichen etwas Neues nicht beige-
wird. Eine chemische Untersuchung des
welche vielleicht über das Zustandekom-
r Ekchymosen und Suffusionen, die für
sphorvergiftung so characteristisch sind,
Aufschluss geben könnte, ist von den
Munk und Leyden nicht gemacht. Wes-
eselben bei der Besprechung der Nerven-
ne in specie Lähmung ihr Thema ver-
nd auf die chronische Phosphorvergiftung
ingen, ist uns nicht recht klar; dass un-
n nervösen Symptomen auch solche,
nenhüpfer u. s. w., welche in der Agonie
mer vorkommen und mit Vergiftung und
ndre Phosphorvergiftung an sich nichts zu
ben, figuriren, dürfen wir unseren Auto-
nicht vorwerfen, da die toxikologische
ır überhaupt die Symptome des Collap-
l der Agonie von denen der Intoxication
nicht zu trennen gewohnt ist.
hst überraschend ist für uns das Verfah-
Herren Munk und Leyden, ältere
ntungen abzuthun, wenn sie nicht zu ih-
eorie passen. In dem die Theorie der
orvergiftung behandelnden Capitel wird
orption des Phosphors als solcher geläug-
s muss den Herren Autoren also sehr un-
sein, wenn sich herausstellt, dass der
or in den Secreten, namentlich im Urin,

sowie in der exspirirten Luft ode
und Organen erscheint. Vom U
Phosphorescenz decretiren sie
(S. 54): »Die Angaben von Phos
Urins sind für Fabeln zu halte
dies auf acuten Phosphorismus,
hölzchen u. s. w. veranlasst, b
wir damit übereinstimmen; aber
Herren doch auf dasjenige aufm
was in Bezug auf das Phosphore
nach Einathmung von Phosphor
Literatur existirt: Vauquelin
selbst beobachtet und Chevall
nem Phosphorfabricanten die sic
dass Arbeiter, welche die Gew
Phorphordämpfe zu inhaliren,
den Urin entleerten (Annales d'
vol. II. p. 214). Sind das auc
Bezug auf den Phosphorgeruch
ten des Athems bemerken sie, a
berufend, dass dies kein Beweis
gang des Phosphors ins Blut u
scheidung durch die Lungen sei
das Phänomen wahrscheinlich d
partikelchen bedingt werde, welch
Schlunde haften geblieben sind u
fort: »Bei Thieren haben wir die
beobachtet, wenn die Vergiftung
gen und vermittelst Einführung
sonde bewirkt war. Dagegen st
tester Weise, wenn wir Thieren
rische Ende der Jugulavrene Ol.
injicirten«. Nun ist aber Lewi
Autorität, dass, wenn er einen
such conjicirt, dies auch der richt
jedenfalls braucht man Lewin's E
da Leuchten des Athems auch be

en vorkommt z. B. wenn Phosphor
ritonei gebracht wird. Wie wollen
utoren dies ohne Resorption des
; solchen erklären? Wir citiren ih-
s Factum, von dem sie sich übri-
icht hätten überzeugen können, eine
lche wir aller Achtung unbeschadet,
den Herren Munk und Leyden
, über letztere stellen, v. Hasselt
dleiding tot de vergiftleer II. p. 69.
Met Magendie en Tiedemann
inspuiting van oleum phosphoratum
n in de aderen, maar ook in-
esholte, somtijds met verrassenden
oedige witte dampen, in het donker
t den mond en de neusgadon te
reden. Orfila en Mulder zagen
iet inbrengen van phosphorus in de
von Prof. Mayer bei einem Fro-
tete Leuchten des Blutes wird S. 12.
h Verunreinigung mit dem in der
kgebliebenen Phosphor erklärt und
seitigt erachtet. Dass Chevallier
, Reveil, endlich sogar unserer Au-
tät Lewin den Phosphor als sol-
ber nachwiesen, glauben die Herren
Leyden nicht und thun die »Be-
« mit: »Dieser »Behauptung« müs-
; »Resultat unsrer Untersuchungen«
len; es ist uns nicht gelungen u. s. w.«
Derartige einfache Negationen kön-
gs keinen Wissenden überzeugen;
ber bedenkt, dass weniger Eingewei-
mal durch solche kühne Kritik Sand
en gestreut wird, so kann man uns
gen, dass wir, diesen jungen Auto-
er, dies in der Medicin leider nicht

seltene, stets aber ungebührliche
derlich bescheidene Verfahren rü
sie die der von ihnen vermeintlic
Theorie zu Grunde liegenden Da
genau kennen. Sie sind allerdin
auf ihre 90 Versuche gemäss be
gen über Phosphorvergiftung ih
äussern; aber hätten sie, — was
eine Monographie schreiben will,
gen thuen sollte, — das auf ih
bezügliche literarische Material g
so mit eigenen Augen die Entw
Kenntniss von der Phosphorver
so würden sie sicher nicht mit
bewusstsein hervorgetreten sein,
perimente als trüglich zu verw
Grund der eigenen ein neue Th
phorismus aufzubauen, welche n
erscheint, wenn jene älteren V
als nicht existirend oder als
trachtet werden. Wollen übrig
Munk und Leyden S. 12 mit
sich von Mayer ab die fraglich
alle Arbeiten hindurchziehe, letz
der Theorie stempeln, so ist zu
diese manche Jahre älter und z
Taylor (On poisons. 2e. ed. Phi
adoptirt ist.

Was die Herren Munk und
ser ihrer negirenden Autorität d
Theorie entgegenstellen, ist irrig
Es soll kein Lösungsmittel de
Blute existiren (S. 93). Diese B
uns zweifeln, was unseren Auto
kannt geworden, die Blutbestan
Löslichkeitsverhältnisse des P
Blut enthält ja 2½ ⁰⁰/₀₀ Fette

ammte Blutquantum zu 1/13 des Körper-
s anschlagen, so berechnet sich doch
mit Berücksichtigung des verseiften Fet-
h hinlänglich viel, um ein Paar Gran
or gelöst zu erhalten. Ist es denn aber
s nöthig, dass der Phosphor gelöst sei?
r nicht auch in emulgirtem Zustande in
von Absorption durch die Chylusgefässe
t gerathen? Das sind Fragen, welche
periment beantworten muss. Nach uns-
icht haben die Herren Munk und Ley-
e Theorie, dass der Phosphor als solcher
Blut gelange, nicht über den Haufen ge-
und wir halten trotz ihrer Negationen
laran fest, dass er als solcher eine Zeit-
ı Blute verweilen und durch die Respi-
unter der Gestalt leuchtender Dämpfe
hieden wird. Weit entfernt sind wir
h von der Anschauung, dass die ge-
in den Magen gebrachte Phosphormenge
sphor resorbirt werde; sicher findet im
eine partielle Oxydation statt und zwei-
e gelangen auch die gebildeten Oxyda-
fen in das Blut. Ebenso zweifeln wir
n Mindesten an einer Verbrennung des
ors im Blute, und es ist eben eine von
sorptionsfrage völlig unabhängige, selbst-
e Frage, ob der Phosphor als solcher
e Alterationen bedingt, welche bei Phos-
ıus bei Lebzeiten und nach dem Tode
n werden.

Herren Munk und Leyden unterneh-
nen directen Beweis dafür, dass der
or als solcher nicht die Symptome des
orismus hervorrufen könne. Dieser ist
Erachtens vollständig misslungen. Ihr
Grund, dass Blut mit einem Stückchen

Phosphor oder mit Oleum phosph
telt in Bezug auf seine Farbe
Verhalten zeige, wie bei der acu
toxication (S. 87) steht in Wide
rem eignen Befund (S. 73): »Eb
tet die Farbe des Blutes consta
lichkeiten u. s. w.« Wir begre
es mit der Logik zu vereinbaren
Experiment über Wirkung des di
gebrachten Phosphors in Bezug a
zu schliessen, der Phosphor sei a
bei Phosphorismus betheiligt, we
ten des Blutes bei letzterem kei
genthümlichkeiten zeigt. Ausserd
auch fehlerhaft angestellt, weil d
Phosphor nicht bei der Tempera
zusammengebracht wurde. Der
dass Oleum phosphoratum, in d
ris injicirt, die Erscheinungen d
giftung nicht bedinge, ist ebenso
tig. Oelinjection an sich ist kei
ser Eingriff; es ist längst bekan
dung und Oedem der Lungen, wie
ren Autoren nach Injection von
obachteten, auch nach blosser C
steht, und es bleibt sehr zweifel
den Herren Munk und Leyden
monieen überhaupt etwas mit Ph
nen Oxydationsstufen zu thun ha
von unseren Autoren constatirte
phosphorhaltigen Oeles in den
auch die Möglichkeit einer rasc
ständigeren Elimination des Pho
dass diese vor sich geht, bewei
vermissten leuchtenden Dämpfe,
möglichkeit, Phosphor post mor
gen nachzuweisen, und hieraus er

össere Dosen Phosphor in Oel gelöst in
t gebracht bisweilen ohne Schaden ver-
werden. Der so in der Enveloppe einer
Fettschicht kreisende und ausserdem in
n einem Orte, wo er rasch eliminirt wer-
n, deponirte Phosphor kann unmöglich
h intensiver Weise wirken, und erklären
den Mangel der Steatose, die übrigens
XVII) nicht immer fehlt. Wir hüten uns,
Fusstapfen der Herren Munk und Ley-
treten und daraus, dass Oelinjection an
ist Fettleber erzeugt, zu schliessen, dass
obachtungen inexact waren; berechtigt
d wir zu behaupten, dass ihre Schlüsse
genannten Versuchen im höchsten Grade
sind und dass sie, falls sie ihre Versuche
Zwecke des Nachweises anstellten, dass
sphor als solcher die Erscheinungen der
ng bedinge, unbedachtsam handelten.
der Beweis, dass der Phosphor als sol-
Phosphorvergiftungserscheinungen nicht
, auch als misslungen zu betrachten, so
wir andererseits doch uns der Ueberzeu-
cht verschliessen, dass die weiteren Ver-
welche die Herren Verff. mit Phosphor-
toff, phosphoriger Säure, unterphosphori-
re, Phosphorsäure anstellten, zu der An-
drängen, es müssen bei der Phosphorver-
die Verbindungen des Phosphors mit
ff eine nicht unbedeutende Rolle spielen.
n Versuchen und namentlich in den Phos-
re-Versuchen liegt der Glanzpunkt der
und der Schwerpunkt der neuen Theorie
sphorismus, welchen die Herren Munk
yden auf die Einwirkung nicht der nie-
ondern der höchsten Oxydationsstufe des
rs, der Phosphorsäure, zurückführen. Sie

gründen diese Ansicht hauptsäch
sie das Weiteroxydiren der pho
welche in ihrer Wirkung den E
Phosphorvergiftung analog ist, a
schliessen, dass sie bei Kaninche
vergiftungen weder im Blute n
und im Herzen eine Spur von pl
zu entdecken, noch sie im Blute
grosser Dosen von phosphorig
Magen zu constatiren vermochten
die phosphorige Säure nur in
seltenen Fällen die der Phosph
lichen Erscheinungen, in specie
generationen, bedingt (S. 120)
säure selbst dagegen bedingt n
den Versuchen die eigenthümli
neration der Leberzellen, der Ep
ren, des Herzfleisches und de
wie sie bei Phosphorvergiftung
zwar wie bei dieser in einzelne
weise Degeneration des einen
ganes. Auch die Erscheinunge
die Neigung zu Ekchymosen, d
Harnes, der soporöse Zustand
überein. Endlich sind, um gift
der phosphorigen und unterph
viel grössere Dosen nöthig, als v
säure. Gegen diese Gründe is
was einzuwenden; wenn nun
Autoren (S. 120) die phosphorig
Grunde noch als wirkend auss
weil sie die Blutkörperchen ni
die Phosphorsäure als wirksam
sie die Blutkörperchen aufzulö
142), so sind sie mit ihren eig
73) im vollkommensten Widers
Phosphorismus keine mikroskopi

der Blutkörperchen vorhanden sei. Die Erklärung der Suffusionen aus dieser Auflösung der Blutkörperchen durch die Phosphorsäure ist mindestens verfrüht, es ist überhaupt noch unerwiesen, ob Blutalteration diese bedingt oder ob sie nicht einer Alteration der Gefässwandungen, vielleicht fettiger Degeneration ihre Entstehung danken, worauf bei ferneren Versuchen zu achten sein dürfte. Die Herren Munk und Leyden glauben, dass alle Substanzen, welche die Blutkörperchen aufzulösen im Stande sind, unter Umständen eine fettige Degeneration der Gewebe und Organe bewirken (S. 151); dieser von ihnen bei Gelegenheit von Versuchen mit Schwefelsäure gewonnene Glauben hat erst dann Werth, wenn nach allen oder doch nach vielen Substanzen, welche die Blutkörperchen auflösen, derartige Verfettungen beobachtet sind, was bis jetzt nicht der Fall ist, und ausserdem dürfte doch a priori nicht zu läugnen sein, dass es auch Substanzen geben kann, welche die Blutkörperchen nicht zerstören und doch Steatose bewirken. So haben wir es in Bezug auf phosphorige und Phosphorsäure wieder mit nichts beweisenden, nicht mit der nöthigen Bedachtsamkeit verwertheten Theorien zu thun.

Schliesslich müssen wir noch einen Punkt erwähnen, der der Phosphorsäure-Theorie gefährlich werden könnte, wenigstens in der die Resorption des Phosphors als solchen ausschliessenden Fassung der Herren Munk und Leyden. Es fragt sich, wie kommt es, dass die Phosphorsäure vom Magen aus in ziemlich grossen Dosen vertragen wird und dass der Phosphor in so sehr kleinen Dosen tödlich wirkt? Unsre Herren Autoren bemerken darüber (S. 149), und ganz gewiss mit Recht, es komme allein darauf an, in welcher Menge die Phosphorsäure unter solchen

Bedingungen ertragen werde,
leicht direct auf das Blut einwi
z. B. bei Injection in das Blut
thalis eine ganz geringe, annähe
chenden Dosis des Phosphors gl
kommt nun die Phosphorsäure
Zustande in das Blut? Darüber
ren M. und L. weiter (S. 150),
den Geschwüren, welche bei Ph
sich finden. »An diesen Gesch
Phosphorsäure in statu nascent
Blute in den Gefässen, und di
lange, als dort noch Phosphor
anliegt und sich fortwährend i
umsetzt.« Gegen diese Theorie,
wir die durchaus nicht wegzulä
tion des Phosphors als solchen
flüssig ist, da dann die Phosphor
im Blute entstehen kann, — erhe
wichtige Bedenken, erstlich der
rationen in vielen Fällen von Pho
zweitens, dass bei Vergiftung mit
welche viel bedeutendere Ulcera
ihre Resorption nicht häufiger in
stande erfolgt und daraus Erschein
wie man sie nach Injection in das

Wie dankenswerth manche ex
träge der Herren M. und L. in Bez
phor und seine Verbindungen sin
doch die Ansicht, dass dieselben
Journalartikel als zu einer sog. to
nographie, welche nur den Schei
phie trägt, verarbeitet wären.
derselben weder eine exacte Kennt
Arbeiten über Phosphorismus no
Würdigung der Leistungen Andere
theilsfreie und reife Kritik consta

Theo

Göttingische
ehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

önigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

ick. 3. Mai 1865.

---

buch Dieterich Sigismunds von Buch Jahren 1674 bis 1683. Beitrag zur Ge- des grossen Kurfürsten von Brandenburg. m Urtexte im Königl. Geheimen Staats- zu Berlin bearbeitet und herausgegeben stav von Kessel, Königl. Preuss. Ma- Disposition. Th. I, XII u. 355. Th. II, in Oct. Leipzig, bei Costenoble. 1865.

Herausgeber hat, dem Rath seiner Freunde , für gut befunden, das handschriftlich eimen Archive zu Berlin aufbewahrte und französischer Sprache abgefasste Tage- ner Uebersetzung ins Deutsche zu unter- weil er damit einem grösseren Publicum gen glaubt. Dass ein solches Verfahren tige sei, darf mit Recht bezweifelt wer- ur Unterhaltung sind diese Niederzeich- wenig geeignet, und Alle, denen es um naue Kenntniss der behandelten Gegen- zu thun ist, würden unstreitig den glichen Text um so mehr vorgezogen als die Uebersetzung häufig eben so

sehr an Ungenauigkeit wie an
leidet. Ob der Herausgeber d
ben, dem Original möglichst zu
Ausdrücken wie »Ich verkrümelt
Hand« (I, S. 128) gegriffen hat, w
heimliches Fortschleichen handelt
starken Drappe marschiren läss
Autorität des Manuscripts dazu
vermögen wir nicht zu entsche
Bezeichnung von »Kurfürst-Pa
eine unglückliche, wenn auch ni
wie die sich wiederholende Uebe
254 ff.) des Französischen il
»er ging zu sich.« Diesen U
Seite muss sich der Leser an ei
Orthographie des Herausgebers
Auge wird durch ein »Wyrtem
Vangenheim, Borgund, Saxen et
»Zavorne« kostet es schon ein
zu errathen; es überrascht, das
als »Täufel« auftritt und dass
eine wahre Verschwendung in
einzelner Buchstaben — z. B.
S. 247 ff. — geübt wird.

Die Aufschlüsse, welche der
die früheren Lebensverhältniss
chen Reisemarschalls Dietrich Sig
giebt, sind höchst dürftig und s
ner beiläufigen Angabe (Th. I,
nehmende Umstand, dass ders
bildung der Klosterschule St. M
neburg verdanke, hat keine Bea
Man erkennt in ihm den gewiss
gen Mann, der seinem kurfürs
unverbrüchlicher Treue zugetha
kecker Jugendfrische ins Leben
ist kein Verächter fröhlicher Ges

ler Wein in ihm spukt, leicht in Händel, t sich auch wohl der Einladung zu einer hen Tafel aus Furcht, dem Durste zu will- zu dienen; kann er nicht ausweichen, wie ster, wo der bekannte Bischof Bernhard nen »Kampf der Gläser« vorschlägt, so r doch rechtzeitig zu entschlüpfen. Seine hnungen leiden durchschnittlich an Dürre o es sich nicht um specielle Kriegsereig- der Festivitäten handelt, an einer oft an ändlichkeit gränzenden Kürze; mochten h nur zur Aufrischung von Reminiscen- timmt sein. Gewöhnliche Begebenheiten ges, kleine Hofgeschichten, Raufereien un- cieren bilden einen wesentlichen Theil des Reflexionen finden sich selten einge- , dagegen endlose Reiseberichte, bei de- sich um Nachtquartier, Pferdewechsel und essen handelt; dazwischen kleine geogra- und statistische Notizen nebst flüchtig enen Zeichnungen von Persönlichkeiten. tschiedenem Werthe sind die Mittheilun- r da, wo der Verf. kriegerische Erlebnisse ht, obgleich auch hier im Allgemeinen ein Ueberblick der ganzen Action als zählung von Einzelnheiten geboten wird. l die Berichte vom Standpunkte des un- dneten Officiers

Tagebuch beginnt mit dem im August rfolgten Aufbruch der kurbrandenburgi- Regimenter nach dem Rhein und giebt, October der Zusammenstoss mit dem ischen Heere erfolgt ist, manche interes- ittheilung. Die Schilderung von der man- Einigkeit im deutschen Reichsheere ist treffend wie die Charakteristik des kai- n Oberbefehlshabers Bournonville, der

mehr als ein Mal das rasche Vo
fürsten hemmte und mit seinen
denklichkeiten einem Turenne geg
behaupten sollte. Um so glän
diesem trostlosen Abschnitt der
schichte der Kurfürst da. Der V
ihm nicht, wenn er in ihm den
lensstarken und umsichtigen M
ihm den muthigen, mit Treue
henden Georg Wilhelm von Bra
burg hervortreten lässt. Ueber
Tod des zu grossen Hoffnungen
brandenburgischen Kurprinzen
eine eingehende Erörterung. Se
ner Widerlegung der Verläumd
die sich bei dieser Gelegenheit
mutter verbreiteten, so würde d
schlichte Erzählung Buchs dazu
reichen. Dann folgt die Darstell
bei Ensisheim, der sich eine
des Prinzen von Homburg, »de
Löwe ist«, anreiht.

Reichhaltiger ist das Jahr 16
Zuges gegen die in die Marke
Schweden, und man wird unb
Partie des Tagebuchs als die
zeichnen dürfen. Der Ueberfall
mehr noch der Kampf bei Fehrb
dessen sich der Verf. stets in de
Nähe des Kurfürsten befand,
Vorgehen des Prinzen von Hon
drang der von Kottwitz geführt
einer frischen Schilderung unter
6000 Reitern erfocht der Kurfürs
die doppelte Zahl der Gegner.
dass dem alten Derfflinger die E
che ihm gebührt, auf keine W

geht der Verf., welcher die Nachricht von
rfochtenen Siege nach dem Haag zu über-
n beauftragt war, auf den Feldzug in Mek-
g und Pommern über, den Brandenburg
rein mit Dänemark unternahm. Demsel-
egenstande gehören die Jahre 1676 und
Ueber die hier namhaft gemachten Be-
eiten berichtet indessen der Verf. nur
ise als Augenzeuge. Erst nachdem er
ner Reise nach Wesel, wohin er den Kur-
begleitet, zurückgekehrt ist, zeichnet er
ag zu Tag die Vorfälle vor dem belager-
ettin auf. Als endlich die Stadt, deren
ckige Vertheidigung mehr von der Bür-
aft als von der schwedischen Besatzung
g, zur Capitulation gezwungen war, wurde
befehligt, den Ueberbringer dieser Sieges-
aft an den kaiserlichen Hof abzugeben.
ug auf die Belagerung der gedachten Stadt
die nachfolgende eingetragene Bemerkung
ervorgehoben werden: »Als der Kurfürst
gedeckt über den Wall der Batterie sah,
n ihn, ein wenig Sorge für sich selbst zu
, denn es ging hier sehr heiss zu; da
tet mir der tapfere Fürst: »»Aber wann
u gehört, dass ein Kurfürst von Branden-
etödtet sei?««

Bezug auf das Jahr 1678, mit welchem
reite Theil beginnt, überwiegt das Ver-
ss von Reisen, Gastgeboten, Kindtaufen,
mpfen, Jagden und flüchtigen Bekannt-
n jeder Art; daran reihen sich Matthei-
vom Kriegsschauplatze in Pommern. Die
rfflinger mit so viel Muth als Geschick
stelligte Landung auf Rügen und die Ue-
e des schwer geängstigten, von Königs-
mit nicht gewöhnlicher Ausdauer verthei-

digten Stralsund sind einer eingeh
bung unterzogen. Als hiernach
gefallen war, begleitete Buch sei
Doberan, wo eine Zusammenkun
nige von Dänemark Statt fand.
verbreitet sich über den Feldzu
Preussen eingedrungenen Schwe
dem Verf. Gelegenheit, über di
deutschen Lebens und seine Be
artige Bemerkung einzuschalten.
lung des Kurprinzen geschieht n
Erwähnung; noch weniger genüg
nungen hinsichtlich der politische
denburgs zu Frankreich. Für de
1680 bis zum April 1683 finden
buche nur Bruchstücke.

Der Herausgeber richtet im V
an den Leser, ihn auf Unrichtig
sam zu machen. Das mag hier
Errata aufzuzählen würde zu v
Referent begnügt sich deshalb m
denen Aufzählung solcher, die de
angehören. Wir finden hier Nie
burg, Schloss Callenberg statt Cal
den lüneburgischen General Chau
vet (S. 15), Spönke für Spörke
von Canstein für Rabe oder Rav
neral Ente für von Ende (S. 33
Lodron; der 1677 gestorbene lüne
ler hiess nicht Schulz (S. 278),

Die sehr zahlreichen, aber
theilten und häufig nicht über
Textes hinausgehenden Anmerku
wiegend genealogischen Inhalts u
ren Theile einem bekannten A
nommen. Auch hier ist an I
Mangel. So wird z. B. der beim

he genannte Herzog von Celle als Chri-
dwig bezeichnet, der damals bereits seit
hren dem Leben nicht mehr angehört.
(Th. I, S. 62) starb nicht als hanno-
, sondern als kursächsischer Feldmar-
Th. I. S. 33 begegnet man der wunder-
ngabe, dass nach dem Tode von Herzog
die drei Linien von Braunschweig, Wol-
l und Bevern entstanden seien; an einer
ten Entstellung leidet die Anmerkung
S. 141) über den Herzog Johann Frie-
Der Th. I, S. 134 genannte General von
tand nicht in hessischen Diensten, son-
der Bestallung des Bischofs von Osna-

---

hidden wisdom of Christ and the key
ledge: or History of the Apocrypha. By
t de Bunsen. London, Longman etc.
Zwei Bände in Octav. 489 u. 521 S.

Leser dieser Blätter erinnern sich viel-
noch aus den Jahrgängen 1855 S. 281
und 1859 S. 681—699 mit welcher Liebe
st der Unterz. zwei der letzten grossen
des sel. Bunsen beurtheilte und welche
irkung auf unsere Zeit er von ihnen er-
Da nun das oben bemerkte ebenfalls
ngelegte und mit anhaltendem Fleisse
führte Werk von einem der Söhne Bun-
rfasst ist, so würde der Unterz. in ihm
rne eine Art von Fortsetzung der väter-
Verke begrüssen; und da jener wenig-

stens während der letzten zwei
nes Lebens ein herrlicher Ver
Deutscher und Englischer Wiss
würde man etwas Aehnliches
erwarten können, obwohl wir
sen ob dieser mehr in Deutsch
in England wo er seit länger
ist gebildet sein mag. Allein
wie viele und wie übrigens u
verschiedene Bestrebungen sich
immer enger und immer zäher
der Bibel und der ganzen gross
ihr stehenden Geschichte angeh
gend um das Erhaschen eine
welchen dennoch die meisten we
in richtiger Weise zu erwerben
wendige Mühe geben. Die al
Arbeiten und Erwerben ist unwi
hin, und ein wildes Gähren alle
bar unergründlichen Tiefe auf
schweren Stoffe unter einande
noch übrig zu sein: wer hier
an für das rechte Arbeiten an
gen Werke neuer besserer Ordnu
licher Kraft und unerschütterli
gerüstet ist, wird durch den A
schenden Verwirrung selbst leic
beginnt wohl mit dem besten V
einzugreifen ob es ihm gelinge
Seite aus und durch ein hier au
bar genügendes Mittel die Ord
zustellen; allein weil das von
einseitige Mittel nicht hinreicht,
noch nichts richtig só stellen d
eines festen Gánzen würde und
Preis erworben werden könnte.
Alterthum ist aus Gründen welc

teller heute auch nur vollkommener be-
unvergleichlich schwieriger zu erschöpfen
endein anderes; und dazu kommen die
Verwirrungen welche die verschiedenen
und Kirchen bei ihm um so ungestör-
tiften zu können meinen je mehr hier al-
eich in die Anwendung und damit in die
des kirchlichen und volksthümlichen Le-
bergeht. Diese ganze wilde Gährung ist
t nur in Deutschland zum Ausbruche ge-
n: sie verbreitet sich nun aber immer
in die fremden Länder hinein wo sie noch
eniger ihr gewachsene Kämpfer findet.
cht in Paris und Frankreich aus und wird
n so leichter durch Männer wie Renan
ne Gegner zum wilden Sturme je weni-
Deutsche Elsass seine Pflicht thut. Sie
nach Holland hinüber und findet auch
s heute keine hinreichend geschickte Ebner
den Wogen. Sie stört immer mehr den
hen Boden auf, und mischt sich dort fast
mit Mächten welche bis jetzt mehr schäd-
nützlich wirken können sofern sie über-
viel wirken und nicht, wie sich etwa jetzt
n Wirken Colenso's zeigt, bald wieder
urlos verschwinden.

t spurlos, so fürchten wir, wird auch dies
Verk des jüngeren Herrn von Bunsen vor-
nen, da es zwar eine neue sehr vieles
ende aber grundlose Ansicht aufstellt, wel-
n übrigens aus seiner Aufschrift (wo das
»Geschichte« nur wegen seines heutigen
Klanges gewählt zu sein scheint) nicht
n genug erkennen kann. Das Werk will
n nichts Geringeres beweisen als es habe
ke Israel immer mehr oder weniger aus-
et eine Geheimlehre bestanden welche

dann bei Christus selbst und von
sowie von vielen der ausgezeich
Christen in und ausserhalb des
ten niedergelegt ganz neu und a
gebildet erscheine. Eine solche
früher schon in alten und neuen
aufgestellt, allein sie schien so
vor dem Lichte unsrer heutige
ganz verscheucht zu sein, und wi
vom Verf. mit neuer Anstrengun
fach neuer Weise wieder hervor
frig empfohlen. Seine Beweise
sentlich von zweierlei Seiten er
will er sie unmittelbar aus ma
chen im NT. selbst und andere
trigen Schriften beweisen, sei es
bloss durch Schlüsse aus gewis
findenden Erscheinungen. Zu je
bekannten Erzählungen in den
lien Jesus habe zum Volke in
seinen Jüngern aber die Erklär
wie die Redensarten Paulus' über
Weisheit Gottes welche jetzt er
in welchen allen niemand der il
chen Sinn begreift die Spur ein
finden wird. Die Schlüsse aber
Verf. seine Ansicht beweisen wil
inneren Widersprüchen der NT
abgeleitet, als ob hier Offenes
gelehrt würde: allein um solch
zu finden lässt sich der Verf. vi
den irrthümlichen auch bereits
ten Voraussetzungen der Bau
Schule leiten. Was sollen wir z.
er II. S. 184 lehren will der h
tende Unterschied in der Erz
Taufe Luk. 3, 2 f. vgl. 1, 80 u

hst bedeutend und beweise dass Lukas ufer und von Christus etwas ganz andeählen wollte als Matthäus? Die Sache (wie wir auch aus Markus sehen) die ammlung des Matthäus hier ursprünglich n der Wüste« sagte, der letzte Herauserselben aber in unserm heutigen Matangelium zur Erläuterung »Judäa's« hin-Allein da Hr v. B. bei den Evangelien te in Deutschland schon völlig wieder en und verfallenen Baur'schen Ansicht so meint er Lukas der anders als Matdie Geheimlehre mittheilen wollte habe ich das Wort »Judäa's« weggelassen und araus seine Schlüsse über die Geheimei Paulus Lukas usw.

tens meint der Verf. in dem Namen phen« eine sichere Hindeutung auf die n Lehren zu entdecken, und geht daher ssem Eifer den Spuren nicht bloss der ich sogenannten Apokryphen des ATs auch der Schriften Philon's und der soostolischen Väter sowie der Klementini-Geheimschriften oder vielmehr Romane Ein solches Spiel mit der Bedeutung des hischen findet sich zwar ziemlich früh, er Verf. ist heute nicht der erste welsre Apokryphen in diesem Sinne für Geschriften hält: allein es ist heute auch ezeigt dass der Gegensatz des Apokry- zum Kanonischen ganz anderswo liegt s die Apokryphen als solche gar keine nisse lehren wollen. Einmal aber auf ihrte geleitet, meint der Verf. auf ihr Vichtige zu entdecken. Er will nun soes »Weisheit« lehrende Buch des ATs, ächten alten Sprüche »Salomo's« und

anderer und das B. Ijob, für
halten, meint sogar im Deutero
heime Weisheit Mose's endlich n
zu finden, und entdeckt nun er
nicht nur ein Apokryphon sonde
sache warum es ursprünglich
Prophetischen Bücher aufgenomn
ähnlich meint er enthalte im N
evangelium endlich die Geheimle
das vollkommenste und treffends
vielleicht noch zu des Herrn L
geschrieben jedoch auf geheimnis
um 140 n. Ch. veröffentlicht. —
auch über diese Grenzen noch
weiter hinaus, will Adam für ei
thustra halten und macht dari
(während der Beweis dafür ihn
in seiner Ausdeutung der Geschi
Abel's Gen. c. 4 liegt), schreib
Zarathustrischen Osten her ge
ham Geheimlehren zu, und will
chen Daniel's beweisen dass da
chem er sein Englisches Buch
Zukunft eine grosse propheti
habe, dass die Tausendjahre de
J. 1914 n. Ch. beginnen würde
bedenkt dabei von vorne an wede
noch im besondern Gange sei
reisen dass bei keinem einzi
von den ältesten Zeiten her ohn
bis zu den spätesten alle Wei
Schule so öffentlich und so dur
lich war als bei dem Volke Isr
erst gegen den späten Abend s
schichte hin bei den Essenern s
zu Geheimnissen der Einsicht
bildet, aber auch diese Neigun

ristenthum wieder vollkommen ausgetrie-
rde, die Bibel aber nirgends auch nur
eine geheime Lehre enthält. Und weiter
er nicht dass dies alles so sein musste
wahre Religion welche in diesem Volke
r oder wenigstens alles sein sollte und
sich in ihm von Stufe zu Stufe allein
ganz vollendete, gar keine Geheimlehren
eime Gesellschaften erträgt, sondern stets
üh genug alle auch die geheimsten volks-
nen oder nicht volksthümlichen Regungen
grosse Tageslicht zieht. — Uebrigens
das Buch auch viele blosse Auszüge aus
en Englischen und Französischen neue-
erken.

H. E.

---

té de calcul différentiel et de calcul in-
Par J. Bertrand, membre de l'insti-
. Calcul différentiel. Paris, Gauthier-
1864. XLIV u. 780 S. in 4.

rend die neuere Zeit elementare Lehr-
der Differential- und Integralrechnung in
lle hervorgebracht hat, fehlt es noch an
Werke, welches für die Gegenwart das
was für eine frühere Zeit Lacroix's grös-
raité du calcul différentiel etc. war, eine
liche Uebersicht der Resultate, welche die
schaft bis jetzt in diesem Gebiete erwor-
. Ein solches Werk wäre namentlich mit
ht auf die Integralrechnung und auf die
Geometrie wünschenswerth, welche beide
nen, seit dem Erscheinen der letzten

Ausgabe des Lacroix'schen Wer
dentliche Fortschritte gemacht
selbe in dieser Richtung als v
ist. Herrn Bertrand scheint
vor Augen geschwebt zu haben
ein einfaches Lehrbuch schreibe
schon der Umfang des ersten vo
welcher die Differentialrechnun
wendung auf die höhere Geome
spricht sich aber nirgendwo
aus, welchen Zweck er sich e
Ausarbeitung dieses Werkes vo
der Vorrede, welche mit einer
Erfindung der Differentialrechn
sich ausführlich über den beka
streit zwischen Newton und Le
dann eine Analyse der einzel
Werkes giebt, findet sich kein
über. Nur am Ende der Vorre
ihm die Mängel und Lücken se
unbekannt seien und dass er v
er hinter dem Ziele, welches
habe, weit zurückgeblieben sei.
den jungen Mathematikern das
Arbeiten der Meister der Wiss
diren, ohne irgendwo durch Un
den Principien, die zu Grunde
ten zu werden. Ein solches
sich aber ins Endlose aus, er
damit begnügen müssen den A
ersten Schritte zu ebenen. M
dings viel mehr thun, ohne jedo
zeugt sei, jemals alle Schwierig
winden. Es sei dies vielleicht a
dauern, da doch Nichts das u
dium der grossen Meister erset
dem man den angehenden Math

n erleichtere, könnte dies für sie die nach-
Folge haben, dass man den Geist der
ndigen Forschung zu lange zurückhalte.
h dem Inhalte des Buches selbst zu ur-
, scheint es die Absicht des Verf. gewe-
sein, zugleich zwei Zwecke zu verfolgen,
ı die Anfänger in die höhere Analysis
hren und zugleich eine umfassende Ueber-
es gegenwärtigen Standpunktes dieser Wis-
ft zu geben. Wie es aber gewöhnlich
wenn man in einem wissenschaftlichen
zu gleicher Zeit zwei wesentlich verschie-
ufgaben lösen will, so hat auch in dem
nden Werke die methodische Aufeinan-
e der Materien und damit die Klarheit
stellung sehr darunter gelitten. Es wird
enig Leser geben, welche nicht zu viel
em Werke finden, entweder indem sie als
veiter Fortgeschrittene Vieles ihnen längst
te für überflüssig halten müssen, oder,
ie Anfänger sind, fühlen werden, dass sie
ches nicht reif sind. Auf Anfänger sind
lich die vielfachen allerdings in der Re-
r gut gewählten Beispiele und die jedem
angehängten Uebungsaufgaben berechnet.
änger muss auch der Verf. gedacht ha-
enn er nicht einmal eine vollständige
iss der elementaren algebraischen Analy-
aussetzt. Dies zeigt das erste Capitel
iten Buches, welches eine sehr ausführ-
arstellung der elementaren Theorie der
enthält und abgesehen von einigen Zu-
im Wesentlichen mit Cauchys Behandlung
egenstandes in seiner algebraischen Ana-
ereinstimmt. Dasselbe gilt von der Be-
g der unendlichen Producte und der Ket-
he im 6ten und 7ten Capitel dieses Bu-

ches. Die Zerstückelung, welc
den Vortrag gebracht wird, zeig
was dabei herauskommt, wenn
rentialrechnung behandelt, ohne
Kenntniss der algebraischen An
setzen. Consequent ist sich de
hierin nicht geblieben, wie we
3ten Capitel des ersten Buches
tzen der Theorie der Determi
ohne dieselben zu beweisen und
dass diese Theorie in die algeb
gehört, während doch die meis
älteren Werke über algebraisch
z. B. das erwähnte classische W
diese Sätze gar nicht enthalten,
ger vorausgesetzt werden darf,
diese kennen, als die element
Reihen.

Andererseits hat der Verf.
chungen aufgenommen, die nur i
ordentlich losen Zusammenhange
genstande stehen und wahrsche
sehr weit Fortgeschrittenen nich
len gesucht werden. Der Verf.
chen Fällen offenbar mehr vo
schaftlichen Liebhaberei als von
tischen Gesichtspunkte leiten las
ten ihm leicht, bei seiner ausgel
samkeit, gar viele nicht minder
doch näher liegende Untersuchu
gestanden. Ich erwähne beispie
führliche Behandlung der Aufgal
cheff in § 488—491, welche mit
rechnung in keinem weiteren
steht, als dass dabei die Theo
und Minima eine untergeordne
Dasselbe gilt von § 324, wo e

der Methode der unbestimmten Coeffi-
bei der Entwickelung der Reihen spricht.
eranlasst ihn auf die Entwickelung von
en überzugehen, hierdurch kommt er wie-
die bekannte Eulersche Entwickelung des
chen Productes $(1-x)(1-x^2)(1-x^3)\ldots$,
inge, die gar nicht an jene Stelle gehö-
ehnliches kommt noch vielfach vor.
wird daher schwerlich behaupten kön-
ass in dem Werke des Herrn Bertrand,
n Werke von Lacroix verglichen, ein Fort-
in der methodischen Entwickelung und
g der Materien gemacht worden sei. Was
n den Reichthum des Stoffes, die schär-
griffsentwickelung und die Strenge der
ührung betrifft, kann sich das ältere
icht mit dem neueren messen, wie dies
grossen Ausbildung, welche die Wissen-
inzwischen erfahren hat, und bei der Be-
g und Belesenheit des Verfs, nicht anders
arten war. Hierbei kam Herrn Bertrand
istand sehr zu Statten, dass er die deut-
prache versteht und daher viele Arbeiten
en konnte, die den meisten seiner Lands-
nzugänglich sind. Zu bedauern ist, dass
Ir Bertrand, wie fast alle französischen
steller, der Sitte oder vielmehr der Un-
eu geblieben ist, zwar die Schriftsteller
nen, deren Untersuchungen er benutzt
rstellt, aber nicht anzugeben, wo die Ori-
beiten zu finden sind. Hätte er dies ge-
so würde er den ausgesprochenen Zweck,
igen Mathematiker auf das Studium der
vorzubereiten, wesentlich gefördert ha-
Gerade hierin macht das Werk von La-
eine rühmliche Ausnahme, indem es eine
orgfältige Angabe der benutzten Original-

arbeiten enthält, und dies hätte
trand zum Muster nehmen sollen
Ich will noch eine kurze Ue
halts angeben und einige Beme
knüpfen. Das Ganze ist in drei
wovon die zwei ersten die analy
tialrechnung enthalten, nemlich
allgemeine Theorie der Differentia
die Anwendung auf Entwickelun
Das dritte Buch enthält die An
die Geometrie und zwar besonde
chungen, welche die Krümmung
betreffen, während die mehr e
trachtungen über die Tangenten
und was dahin gehört, an versch
der zwei ersten Bücher eingesch
Im ersten Capitel des ersten
Verf., nachdem er das Unendlich
Differentialquotienten definirt ha
geometrischen Betrachtungen üb
lichkleine verschiedener Ordnung
sung verschiedener Aufgaben übe
übel angebracht sind und die
brechen. Es folgt dann der Dif
einzelner Functionen (Cap. 2).
tionaldeterminante (Cap. 3). An
rie der Tangenten und Tangentia
lende Curven und Flächen (Cap
tiale einiger geometrischen Functi
Differential einer Bogenlänge (Ca
Differentiale (Cap. 6). Aenderu
derlichen. Lamé's krummlinig
(Cap. 7). Differentialgleichungen
Betrachtungen dieses Capitels hä
ten Theile viel passender eine St
tegralrechnung gefunden. Manch
gar nicht hierher, wie verschieden

uchungen und namentlich die Betrachtun-
er das arithmetisch-geometrische Mittel.

s zweite Buch beginnt, wie ich schon oben
t habe, mit einer Theorie der Convergenz
eihen. Im Anfang des § 223 muss es
du paragraphe 221. Die einfache Regel
aabe, aus welcher sich die Regel von
(§ 242) sehr leicht ableiten lässt (man
ein Lehrb. d. algebr. Anal. § 67) scheint
rf. nicht gekannt zu haben. Statt $\varphi = 0$
nan p. 253 Z. 14 v. o. lesen $\varphi = \pm 2k\pi$
eine ganze positive Zahl bedeutet. Das
Capitel enthält auch noch die Regeln von
Poncelet, Stirling und Kummer zur Ver-
ng der Reihen in stärker convergirende.
55 muss die Reihe $a_0 + a_1x + \ldots$ am Ende
271 mit (1) bezeichnet werden, und p. 273
Reihe 3) heissen $P_0 + P_1h + P_2h^2 + \ldots\ldots$
f folgt (Cap. 2) die Taylorsche Reihe, die
edenen Formen ihres Restgliedes und ihre
lung auf Reihenentwickelungen mit gros-
sführlichkeit. Die Bestimmung der Form
stgliedes, aus welcher der Verf. die Tay-
Reihe ableitet (§ 273) ist nicht ohne
en. Da man nemlich die Form der
P nicht kennt, kann man auch nicht
sen, dass der Ausdruck, dessen letztes
$-\frac{(X-z)^{n+1}}{1.2\ldots(n+1)}P$ ist, Null wird, wenn
Der Bemerkung, dass die sogenannte
rin'sche Reihe nur ein specieller Fall der
schen Reihe ist, fügt der Verf. die, wie
eint, wenig bekannte Notiz hinzu, dass
rin selbst diese Taylor zuschreibt, indem
, this theorem was given by Taylor. Die-
sdruck findet sich in der That in Maclau-

rin's treatise on fluxions (Edinb
p. 611). Sicher ist also, dass
nach ihm benannte Reihe nicht
hat. In neuerer Zeit hat man l
Auffindung dieser Reihe Stirling
sie wohl auch die Stirling'sche
Allerdings kommt in Stirlings
tertii ordinis enumeratio p. 32
etwas anderer Gestalt vor. Da
Reihe selbstständig gefun
wohl keinem Zweifel unterliegen
braucht a. a. O. den Ausdruck
ut sequitur. Anders steht es
Frage, ob er sie zuerst gefun
lings Werk ist im Jahre 1717 e
findet sich in Taylor's Methodus
(p. 54) wenn auch nicht unmitt
welche wir die Maclaurinsche Rei
eine Reihe, von welcher die M
specieller Fall ist. Nun haben
emplare dieses Werkes ebenfalls
1717. Es giebt aber einzelne E
che die Jahreszahl 1715 tragen
il y a une édition ou plutôt
datés de 1715. Demnach mu
Prioritätsstreit zu Gunsten Tayl
werden. Das folgende dritte
Fortsetzung des vorhergehenden
ich schon oben bemerkt habe,
gar nicht hierher gehört. Man
nächst Bernoulli's Reihe zur Ent
Function, die Lagrange'sche un
Reihe. Anwendung auf die
Methode der unbestimmten Coe
lings und Booles Formel. Die
gabe: es ist gegeben $Fx = f(x) +$
es wird gesucht $f(1) = A_1 F(1) +$

cheff. Die Formel für $e-a$ (p. 336) hat
Moebius gegeben (Crelle J. f. d. M. Bd 9,
. Herr Bertrand würde wahrscheinlich
rt vorkommenden merkwürdigen Reihen-
elungen nicht unbeachtet gelassen haben,
r sie gekannt hätte. Die hierauf folgende
e der erzeugenden Functionen ist durch-
unrechten Orte, noch mehr die Anwen-
uf die Zerlegung eines Polygons in Drei-
Dann folgt ein Abschnitt über die sym-
e Bezeichnung des Taylorschen Lehrsatzes,
igression über die Bernoullischen Zahlen
re Anwendung auf die Summation der
n Potenzen ganzer Zahlen und eine Di-
n über die Kugelfunctionen. Die Formel
de des § 355, welche der Verf. O. Ro-
zuschreibt, ist nach Heine (Handb. der
unct. p. 11) zuerst von Ivory gefunden
. In Cap. 4 werden die imaginären Func-
behandelt, wobei Abels und Puiseux's Ar-
benutzt worden sind. Dann folgt (Cap. 5)
twickelung einer Function mehrerer Ver-
chen, die erweiterte Taylor'sche Reihe, die
ge'sche Formel für Functionen zweier Ver-
chen nach Laplace und Jacobi bewiesen.
enswerth ist die Bemerkung über den
l an Strenge in dem letzteren Beweise.
heorie der Convergenz der unendlichen
te (Cap. 6) ist viel kürzer behandelt als
sprechende Untersuchung in Beziehung auf
und es fehlt manches Wesentliche, wie
der Einfluss, welchen die Ordnung der
en, ihre Zusammenziehung und Zerlegung
n Werth des Productes hat. Sonderbar
Behauptung, mit welcher der Verf. die-
pitel einleitet. Er sagt nemlich, ein aus

einer unendlichen Menge Factoren
setztes Product könne nur dann co
wenn die Factoren sich unbeschrä
heit nähern. Denn wenn es ander
dere das Hinzutreten jedes neuen
Resultat der Multiplication der vo
Factoren und es könne also in
keine bestimmte Grenze vorhanden
letzte Behauptung ist jedenfalls u
unendliches Product, dessen einze
sämmtlich um ein Angebbares kl
Einheit sind, hat, wie der Verf.
weiter bemerkt, die ganz bestimmte
Aber allerdings scheint der Verf.
Logik wie gegen den bisherigen Sp
ein unendliches Product, dessen Gr
nicht ein convergentes zu nennen;
tion der Convergenz der Producte g
haupt nicht. Es ist dies aus d
(p. 410) zu schliessen, wo er sag
P augmente donc lui-même indéfini
proche indéfiniment de zéro, et ne
considéré comme convergent. Di
spricht aber wieder, wenn er in §
merkung macht, dass man manch
vergenz eines Productes unmittelb
könne, und als Beweis das Produc
anführt, dessen Grenze Null ist.
v. u. lese man ϑ et ϑ' statt ϑ' et ϑ''
welches die Entwickelung von Functi
tenbrüche enthält, folgt in Cap. 8
knappe Auseinandersetzung von Cau
des résidus, während sich gerade h
Gelegenheit zu interessanten Anwe
boten hätte. In Cap. 9 geht der
unbestimmten Ausdrücken und der

·en Punkte über, woran sich in Kap. 10 ·orie der Maxima und Minima anschliesst. Z. 10 v. o. ist irgend ein Fehler im vahrscheinlich muss es heissen: on mène ente à cette courbe. Die Formel 2) auf muss in

$$\frac{Dk}{A}+\frac{El}{A}\Big)^2+\Big(C-\frac{E^2}{A}\Big)l^2+\Big(B-\frac{D^2}{A}\Big)k^2$$

$$-\frac{DE}{A}\Big)kl$$ und die Formel 3) in

$$\frac{Dk}{A}+\frac{El}{A}\Big)^2+\Big(C-\frac{E^2}{A}\Big)\left(l+\frac{F-\frac{DE}{A}}{C-\frac{E^2}{A}}k\right)$$

$$+k^2\left(B-\frac{D^2}{A}-\frac{\left(F-\frac{DE}{A}\right)^2}{C-\frac{E^2}{A}}\right)$$

lelt werden.

dritte Buch ist nach des Refer. Urtheil besten ausgearbeitete Theil des Werkes. rstellung ist systematischer als in den rhergehenden Büchern, und man findet ht blos sehr Vieles, was sonst noch nicht Lehrbücher übergegangen ist, sondern anches, was dem Verf. eigenthümlich an- Das erste Kapitel behandelt die Krüm- er ebenen Linien, besonders bemerkens- st der Abschnitt über die Krümmung der nalen Linien. Theorie der Evoluten. Der mmt hier Gelegenheit auf eine ganz in- ıte und anschauliche Weise zu zeigen, kommt, dass der Krümmungskreis zu-

gleich die krumme Linie schnei
rührungen höherer Ordnung.
wird die zuerst von Euler an
chung über die Krümmung der
einer Kugel gezogen sind, be
dies ein specieller Fall der al
suchung in Beziehung auf kru
auf irgend einer Oberfläche gez
später behandelt wird. Das d
handelt die Linien doppelter K
sich (Cap. 4) die Betrachtung
che Krümmung solcher Linien,
und Krümmungskugel anschlie
(Cap. 5) die Krümmung der
Theorie der indicatrice nach D
6) die Normalen einer Oberfl
Eigenschaften derselben, Theore
dessen interessante Verification
tischen Versuch (§ 660). Cap
Krümmungslinien der Oberfläche
rem über ihre Beziehung zu
Oberflächen. Krümmungslinien
ren Oberflächen. Cap. 8 enthä
Untersuchung über Linien, die
Oberfläche gezogen sind. Die
eines Stückes einer Oberfläche
plicable Oberflächen. Krümmu
nalen Trajectorien auf einer O
dieser Band abschliesst.

---

räge zur pathologischen Anatomie und
linik der Leberkrankheiten von Dr. C.
iebermeister, Professor an der Uni-
rsität zu Tübingen. Mit 3 Tafeln Ab-
ldungen. Tübingen. Laupp'sche Buch-
andlung 1864. 378 S. in Octav.

lrei von einander unabhängigen Abhand-
theilt der Vf. seine Untersuchungen über
dene wichtige pathologische Vorgänge der
nit, deren Kenntniss dadurch nicht allein
er Reihe neuer Thatsachen bereichert,
die dadurch zum Theil in ein wesent-
leres Licht gestellt werden.

erste bespricht gewisse Formverände-
n der Leber, welche in Folge von
ien der Respirationsorgane entstehen und
en Modus der Respiration in pathologi-
uständen werthvolle Aufschlüsse zu ge-
Stande sind. Ausser den bekannten
treifen kommen nämlich auf der convexen
che der Leber bisher noch wenig beach-
lerweitige Formveränderungen vor, wel-
Eindrücken der Rippen herrühren und
eitere, mehr seichte, einander parallele,
ieren Flächen der unteren Rippen ent-
nde Vertiefungen, welche Verf. als Rip-
reifen bezeichnet, bald tiefere und da-
malere, rinnenförmige Furchen bilden,
zwar auch einander parallel laufen, aber
rlauf der Rippen nur insofern entspre-
s die unteren Ränder dieser, nur dann,
ian sie stark von aussen nach innen
genau in sie passen. Vf. nennt sie nach

ihrer Entstehung Exspir
Eine gewisse Unbeweglichkeit
bei der die Rippen immer m
der Leberoberfläche in Berüh
für die Entstehung dieser F
eine wesentliche Bedingung, zu
Zustandekommen bedarf es al
Rippen eines anhaltend verst
die Leber, welcher in einzel
starke Inspirationsbewegungen
ger Verhinderung des Eintritt
Lungen gegeben sein kann, i
Umständen das Zwerchfell d
nach innen zieht. Auf diese
indess nur die Rippenstreifen
entstehen auch sie und die F
stets in Folge von erschwer
Exspirationsbewegungen, inden
nicht nach unten in den Bau
chen vermag, und die Einwi
Rippenränder, welche die F
bedingen, wie Verf. in sehr
anschaulicher Weise auseinan
Exspirationsact durch die co
der Mm. transversi und obliq
men können.

Die zweite Abhandlung b
den Wucherungen des B
der Leber und zwar zuerst b
Bisher hat man die Cirrhose a
Bindegewebsentzündung betra
wuchernde und später sich co
gewebe durch Compression un
Gefässe die Stauungserschein
system bedinge. Die Untersu
lehren nun, dass bei dieser V

activer Weise betheiligt sind und dass
ergang zum Theil auf ganz andere Weise
l frühzeitiger zu Stande kommt. Indem
zuerst von E. Wagener näher gewürdig-
ssenhaften Kernbildungen bei der Cirrhose
verfolgte, kam er zu der Ueberzeugung,
den Wandungen der Capillaren selbst
ıcherung von Kernen stattfindet, welche
ıen derselben verengen, schliesslich ganz
ı und so zum Verschluss bringen. Jene
zeigen nämlich zum Theil eine ganz ei-
ıliche, regelmässige Anordnung. Einmal
sie Reihen, in denen sie entweder nur
rosenkranzförmig aneinander gereiht, oder
ite nach doppelt, dreifach bis sechsfach
engelagert sind. Viele von diesen mehr-
Reihen zeigen entweder auf grössere Stre-
er nur an einzelnen Stellen mehr oder
deutliche Conturen, so dass sie den
k von Schläuchen machen, deren Wand
nen durchsetzt und die mit Kernen er-
d. Die Kerne sind meist rund oder el-
einzelne Kernreihen besitzen aber auch
ıe längliche schmale Kerne, die meist
r Längsrichtung, selten nach der Quer-
gestellt sind. Diese Reihen finden sich
interlobulären Interstitien fast immer in
r Zahl von 3 bis 6, in den breiteren
ı 10—20 neben einander, meist ziemlich
t verlaufend, doch zeigen sie auch starke
gen, selbst schlingenförmige Umbiegun-
l häufige Verästelungen. Bei mehreren
hromsäure erhärteten Präparaten gelang
Verf. den Zusammenhang solcher Kern-
nit Gefässen, die noch Blutkörperchen
direct nachzuweisen und in anderen

Fällen kamen ihm Gebilde vor, deren Wand bereits grosse Mengen von Kernen und die im Innern noch deutliche rothe Blutkörperchen enthielten. Die Menge der in den interlobulären Interstitien neben einander vorkommenden Kernreihen zeigt, dass hier, wie schon Frerichs nachgewiesen, zugleich eine Neubildung von Capillargefässen stattfindet, welche dieselbe Veränderung wie die präexistirenden erleiden.

Neben den Kernreihen findet sich häufig im interlobulären Gewebe und namentlich an den Stellen, wo mehrere Läppchen zusammenstossen, eine Anordnung der Kerne in rundlichen oder elliptischen Haufen von $^1/_4$—$^1/_5$ Mm. Dm., welche ihre Entstehung aus vielfach gewundenen und verknäuelten Capillargefässen fast noch deutlicher erkennen lassen, so dass es sich hier offenbar um die Bildung kleiner Telangiektasien handelt, welche durch denselben Process der Kernwucherung in den Wandungen obliterirt worden sind. Ob diese Kernwucherung nur in den Verzweigungen der Pfortader oder auch der Leberarterie stattfindet, lässt sich nicht mit Sicherheit entscheiden, doch spricht der Umstand, dass die Kerne in den Reihen fast nur der Länge, selten der Quere nach gestellt sind, für die wenigstens vorzugsweise Betheiligung jener. Jedenfalls erklärt dieser Vorgang die klinische Thatsache, dass bei der Cirrhose häufig schon in den früheren Stadien, wo noch eine entschiedene Vergrösserung der Leber stattfindet, und deshalb von einer Retraction des neugebildeten Bindegewebes nicht die Rede sein kann, exquisite Stauungserscheinungen im Pfortadersystem vorkommen. Die Untersuchungen des Verfs bestätigen nun, wie aus dem Bisherigen hervor-

ie allgemeine Annahme, dass der Wuche-
ocess wesentlich vom interlobulären Ge-
usgeht und er tritt hiemit der Anschau-
ageners entgegen, welcher denselben al-
n den Läppchen selbst ausgehen lässt.
nstand indessen, dass die Läppchen, wel-
physiologischen Zustande nicht durch
webe von einander abgegrenzt sind, bei
rhose oft vollständig von demselben ein-
lt gefunden werden, zeigt schon, dass
sbreitung der Wucherung in die Fläche
let und die nähere Untersuchung lehrt,
ie Wandungen der Leberzellenschläuche
enn man will die Bindesubstanz der Läpp-
bei wirklich activ betheiligt sind. Nach
rf. hat man sich nämlich die Bindesub-
er Leberläppchen als eine Masse zu den-
elche von zwei mit einander communici-
Systemen von Hohlräumen durchzogen
on denen das eine Blut führet, die Ca-
fässe —, das andere Leberzellen enthält
Leberzellenschläuche. Die Wandungen
Hohlräume sind nach innen scharf be-
nach aussen findet eine Begränzung der
ngen nicht statt und an sehr vielen Stel-
d die Gränze zwischen dem Inhalt des
llenschlauchs und dem Inhalt der Blutge-
ur durch eine dünne membranöse Aus-
g der Bindesubstanz gebildet. In dieser
un gleichfalls eine Wucherung von Ker-
tt, welche die Leberzellen verdrängen, die
llenschläuche ausfüllen und dadurch einen
von der Peripherie zum Centrum fort-
nden Untergang von Leberzellen und eine
nerung der Leberläppchen bedingen, wäh-
ie interlobulären Interstitien an Breite

gewinnen. Denn manche der
reihen lassen, wie schon E. W
ihre Entstehung aus Leberzell
schieden nachweisen und zum
sammenhang mit denselben d
Dass diese Wucherung von
Wände und nicht von denen
selbst ausgeht, glaubt Verfas
wiesen, dass er in keinem S
fallende Vermehrung der le
konnte.

Auch bei der atrophis
nussleber, welche durch anh
hyperämien entsteht, geht, n
chungen des Vfs, die Bindegeweb
wie die meisten neueren Beob
von dem Centrum der Läppche
venen, sondern gleichfalls vo
Gewebe aus. In einer Reihe
Verf. ganz dieselben Verhältn
Cirrhose, dieselbe flächenartige
Bindegewebswucherung mit den
ten und eigenthümlich angeord
gen, namentlich häufig die An
fen, welche sich hier noch d
Entstehung aus kleinen Telang
führen liessen. Häufiger ist
indess insofern ein etwas ande
cherung nur eine strichweise ist
sächlich auf die Bahnen besch
welchen bereits unter normal
das interlobuläre Gewebe verlä
den Verlauf der interlobulären (
ständige Abkapselung der Läpp
chengruppen demnach nicht sta
die Form der Granulationen e

bei der Cirrhose, von der sie sich auch
ch noch durch die stets vorhandene
füllung der Lebervenen und die dadurch
andere Färbung unterscheidet. Obwohl
sen nach mit dieser identisch und wie
eine Form der interstitiellen Hepatitis
ichten, hält Verf. doch ihre Trennung
nisch, wegen der ganz anderen ätiologi-
erhältnisse und des verschiedenen Ver-
mentlich des Hydrops, welcher bei der
ussleber als zunächst von der primären
ction bedingt, stets zuerst von den un-
xtremitäten beginnt, für gerechtfertigt.
rigens die höheren Grade der in Folge
iungshyperämien auftretenden Bindege-
herung in der Leber an und für sich
wie die Cirrhose eine besondere Ursache
iung im Pfortadersystem darstellen und
es führen kann, zeigen die nicht selte-
e, in welchen bei Herz- und Lungen-
ten gerade dieser einen ungewöhnlich
rad erreicht oder nach Beseitigung der
hydropischen Erscheinungen in ungemin-
Veise fortbesteht. Unter diesen Umstän-
l man die fraglichen Veränderungen in
er diagnosticiren dürfen.
die Bindegewebswucherung unter Um-
auch von den Gallengängen ausgehen
r dieselben Veränderungen wie bei ex-
Cirrhose hervorrufen kann, weist Verf.
n Fall nach, wo dieselben Gallensteine
n.
weiteren Untersuchungen des Vfs erstre-
h über die vom Peritonealüberzuge aus-
n partiellen Bindegewebswuche-
n, über die sogenannte einfache In-

duration, bei der an ausge
Leber massenhaft ein festes
gewebe sich entwickelt, welc
vollständig zu Grunde gegang
chyms einnimmt, und über
des Bindegewebes zu d
gen. In einem Fall hatte Ve
Krebsbildung in der Leber g
rer Entwickelung zu verfolge
bei, dass die Leberzellen bei
nicht activ betheiligt sind, d
lung der eigentlichen Krebszel
tende Wucherung von Bindeg
durch welche das Lebergewe
ersetzt wird, endlich dass di
aus den zelligen Elementen d
degewebes entwickeln. Auch
fernung von den eigentlichen
det eine Wucherung des inter
webes statt, welche endlich
Atrophie des übrig gebliel
chyms führt. Ganz analoge
nen auch bei der Eiterbild
stattzufinden.

Der dritte Abschnitt bilde
Monographie der parenchy
neration der Leber. D
als acute gelbe Atrophie be
ihm zuerst als anatomische G
rus gravis beschriebene Verän
beruht bekanntlich auf einer
Leberzellen, welche sich trüb
nigen Masse füllen und schli
zerfallen, der zum Theil reso
Volumsabnahme der Leber b
chow derartige Vorgänge in d

matöse Entzündung aufzufassen gelehrt hat, an sich ziemlich allgemein der Ansicht zugt, die acute gelbe Atrophie als eine parmatöse Hepatitis zu betrachten. Der Vf. n durch seine Untersuchungen zu dem Re- gelangt, dass der Begriff der parenchyen Degeneration oder Hepatitis noch weiiszudehnen sei als auf die Fälle, welche oskopisch das Bild der gelben Atrophie zeind während des Lebens die für diese charistisch gehaltenen Erscheinungen dargeboaben und dass namentlich manche Fälle sogenannter Fettleber hieher zu rechnen

Denn während es sich bei der einfachen eber nur um eine Aufnahme von Fett aus Blute, um eine blosse Fettinfiltration der zellen handelt, wobei dieselben erhalten ihre Function ungestört bleibt, leitet in en die Fettbildung den Zerfall derselben

Diese fettige Degeneration unterscheidet aber von der parenchymatösen Degeneration chts, als dass die körnigen Massen, welche ellen erfüllen, nicht bloss aus albuminoiden anzen, sondern zum grossen Theil aus Fett hen, was vielleicht von einem vorausgegan- grösseren Fettgehalt der Leber abhängt. Processe müssen deshalb als identisch betet werden und kommen in der That häufig in derselben Leber neben einanor.

ach dieser Begriffsbestimmung der parenatösen Degeneration theilt Verf. 11 von selbst beobachtete Fälle mit, in denen er Zerfall der Zellen mit Entschiedenheit conen konnte. Nur bei 2 Fällen war indess Lebererkrankung eine primäre, 3 kamen bei

Puerperalerkrankungen, 1 bei ein
Peritonealexsudate, 3 bei acuter
lose, 1 bei Abdominaltyphus und
vor. Diese verhältnissmässig gr
mit der dem Verf. bei einem kein
Krankenmaterial die bislang als
tete Affection zur Beobachtung k
selbst damit, dass die Leber n
diese Veränderungen hin unters
nicht die Erscheinungen währen
schon deutlich darauf hingewiese
rade die secundären Fälle boten
Erscheinungen während des Le
nichts Constantes und Eigenthüm
mit Bestimmtheit auf die Lebere
schliessen lassen, waren zum T
Beziehung ganz symptomlos verla
nach seine Beobachtungen in kein
lichen anatomischen oder symp
Entitäten sich einreihen liessen
durch eine Zusammenstellung d
wordenen Materials und nament
stik, wobei nur die genauer beo
in denen die parenchymatöse D
Leber entweder entschieden nac
oder mit Sicherheit angenommen
in Betracht gezogen wurden, un
mit Rücksicht auf die primären
den Gegenstand weiter aufzuklär
dem Verf. nicht in der sehr s
ausführlichen Analyse der Ersche
er will nur einzelne der wichtige
che die Untersuchungen des V
haben, kurz hervorheben.

Die Volumsabnahme der Leb
Rokitanski den Begriff der Atro

; anatomische Bezeichnung aufgenommen als das für die Krankheit besonders Cha- istische angesehen, ein Umstand, der für bersichtliche Auffassung der in Betracht enden Fälle offenbar das grösste Hinder- ewesen ist, indem man die, welche jene inerung nicht darboten oder selbst eine isserung zeigten, abtrennte und so zwei n von Icterus gravis unterschied, von wel- lie eine die acute gelbe Atrophie zur ana- hen Grundlage hatte, die andere nicht. gt sich nun aber, dass diese Atrophie as Endstadium des Processes ist, dass Zerfall der Zellen vielmehr ein Stadium chwellung und Vergrösserung derselben esteigerter Hyperämie in allen Gefässbe- , vorausgeht, wie Verf. in mehreren Fäl- o er die verschiedenen Stadien neben ein- fand, direct beobachten konnte, und dass halb von der Zeit des Todes abhängt, ob lie Leber vergrössert, von normalen Di- nen oder verkleinert findet. Aus der Zu- nstellung des Vfs geht nun auch hervor, ine beträchtliche Verkleinerung der Leber sweise dann sich vorfindet, wenn die Dauer rankheit 9 Tage erreicht oder überschrit- t, während in denen, wo der Tod vor Zeit eintrat, sehr häufig ein normales en oder selbst Vergrösserung gefunden Mit diesem Nachweis hört die acute ie der Leber auf eine anatomische Enti- sein, und das Fehlen der Volumsvermin- ; hindert nicht, Fälle, die in allen übrigen ungen mit derselben übereinstimmen, mit illen von acuter gelber Atrophie als voll- n identisch zusammenzustellen.

Die gleichzeitige parenchyma
tion der Nieren, meist jedoch
rie, wurde in allen genauer un
len, die fettige Entartung des
Buhl zuerst darauf aufmerksan
nigstens von den meisten Beob
den, ein Umstand, der dara
scheint, dass es sich hier nicht
Processe, sondern um eine allge
tionserkrankung handelt. Die
der Milz hält Verf. nicht durch
ämie bedingt, sondern glaubt, d
licher Weise wie bei den acuten
heiten entstehe.

Die Verminderung der Ga
liess sich trotz der Schwierigkei
ses in allen Fällen, wo darauf b
tet wurde, erkennen, was aller
fast völligen Untergang der Leb
warten war. Der Icterus, welch
stantesten Erscheinungen gehört
eben dem Grunde nur durch di
klärlich, dass wenigstens der Ga
Blute gebildet wird und sein
aus demselben durch die funct
wordenen Zellen unterbleibt.
nahme des Verfs indess, dass
ren Gallenbestandtheile, zu de
allerdings bei normalen Verhält
tigkeit der Leber in Anspruch ni
thologischen Bedingungen aus d
Vorstufen im Blute entstehen kö
allen physiologischen Thatsachen
und wird wenigstens durch die
tersuchungen auch beim Icterus
das Vorhandensein von Gallens

arn nicht mit Sicherheit erwiesen haben, mit Nothwendigkeit gefordert.

dem Auftreten abnormer Umsetzungspro- in der Leber, des Leucin, Tyrosin w. sieht Verfasser einen einfachen Zer- gsprocess der zerstörten Leberzellen, wie iz in derselben Weise auch bei der Fäul- ach dem Tode stattfindet, nur dass der- hier schon während des Lebens beginnt, lie Substanz der zerstörten Zellen dem Stoffwechsel entzogen ist. Werden die eten Körper resorbirt, so treten sie im auf und zeigen sich deshalb hier vorzugs- erst dann, wenn die Leber in Folge der ption schon eine bedeutende Atrophie er- hat.

r die schweren nervösen Zufälle, die so- nten cholämischen Erscheinungen, weiss Verfasser keine bestimmte Erklärung zu ; sie wegen der stets vorhandenen Nieren- on als urämische aufzufassen scheint ihm nicht allein wegen der doch unläugbaren hiedenheit beider, sondern auch deshalb echtfertigt, weil die Nierenentartung sich noch zu wenig weit fortgeschritten zeigt, rämie bedingen zu können, und die Ent- g durch die Einwirkung der aus der Le- sorbirten Zersetzungsproducte auf die Ner- ntren noch immer am wahrscheinlichsten. eten deshalb auch stets nur gegen das he Ende hin auf und können demnach n pathognomisches Zeichen, um auf Grund- lesselben eine bestimmte Krankheitsspecies tellen, nicht betrachtet werden.

e häufigen Hämorrhagien, unter 115 Fäl- nd sie 82mal bestimmt erwähnt, erklärt

er aus der nach seiner Annahm
Retention der Gallensäuren im
bekanntlich die Blutkörperchen
auch nach Injectionen Blutunge
Doch hält er es nicht für un
dass auch in den Wandungen de
liche Degenerativprocesse wie im
finden und eine grössere Zerreiss
ben bedingen mögen.

Nach der Analyse der Ersche
nun Verfasser ausser dem Icter
eine Reihe anderer Affectionen
chymatösen Hepatitis rechnen zu
bisher nicht unter diesen Gesich
fasst sind. Als solche bezeichnet
Fieber, welches nicht nur in
lichen Erscheinungen mit den an
einstimmt, sondern auch nach
gen, welche von dem Verhalten
Nieren nach dem Tode gegeben
gleichen Veränderungen derselbe
scheinlichkeit erkennen lässt. A
gen bis jetzt bekannten mikrosko
suchungen ergaben fettige Entart
weisen Zerfall der Zellen; die
gewöhnlich, weil der Tod beim
schon um den dritten oder vie
tritt.

Die Veränderungen der Leber
in neuerer Zeit als Folgen der
vergiftung kennen gelernt u
Steatose bezeichnet hat, und die
einer rapide verlaufenden fettigen
der Leberzellen bestehen, gehören
schauung des Verfassers gleichfall
er sich durch unter seiner Leitun

ngestellte Versuche an Thieren, welche die
Identität dieser Veränderungen mit de-
er parenchymatösen Hepatitis ergaben, di-
iberzeugen konnte. Auch die Veränderun-
in Nieren und Herzen fehlen hier nicht.
cute Steatose ist deshalb keine specifische
einung der Phosphorvergiftung, wie E. Wa-
annahm. In ähnlicher Weise wie der
hor scheint auch nach einer Beobachtung
'erfassers Alcohol in concentrirter Form
n zu können. Nach dieser Analogie ist
erfasser geneigt auch in den Fällen von
chymatöser Hepatitis, wo eine Ursache
rkrankung in keiner Weise nachgewiesen
n kann, die Einwirkung eines unbekannten
schen Giftes von miasmatischem Charak-
zunehmen, wofür ihm auch das oft gleich-
Auftreten mehrerer Fälle an demselben
und die Beobachtungen von epidemischem
s, bei dem schwere Formen nicht selten
, zu sprechen scheint.

on besonderem Interesse ist nun aber, dass
den primären parenchymatösen Degene-
en Veränderungen der Leberzellen, wel-
lurchaus derselben Natur sind, ungleich
ger secundär bei manchen schweren Allge-
rkrankungen vorzukommen scheinen. Aus-
en schon erwähnten Fällen, wo Verfasser
völligen Zerfall nachweisen konnte, kamen
noch weit mehr zur Beobachtung, wo die
noch zum Theil erhalten, aber getrübt,
feinkörnigen Massen gefüllt waren, der
ss offenbar noch in einem früheren Sta-
sich befand. Die Krankheitsprocesse, bei
Verfasser bis jetzt diese Veränderungen
veisen konnte, waren Pyämie, puerperale

Erkrankungen, acute Tuberkulos
In sehr vielen waren die Veränd
Leber durch keine auf sie hinde
nungen während des Lebens be
sen, offenbar weil die primäre K
zum Tode führte, ehe es zur
Leberfunction kommen konnte, d
nicht immer, namentlich war Icte
ja das Auftreten desselben bei P
wandten Processen eine häufige
wenig erklärte Thatsache ist. E
bei allen derartigen Erkrankunge
Untersuchung der Leber nicht a
lassen und vielleicht noch ma
dunkle Erscheinungen zu erklär
sein.

Neben der acuten parenchym
ration nimmt Verfasser noch e
an und glaubt, dass manche For
nischer Fettleber bei marantisc
dahin zu rechnen seien.

Die Abbildungen geben von
fasser geschilderten Veränderunge
liche Darstellungen.

Göttingische
lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

tück. 10. Mai 1865.

---

s Leben und die Lehre des Moḥammad bisher grösstentheils unbenutzten Quellen itet von A. Sprenger. Bd. 2. Berlin 548 S. Bd. 3. ibid. 1865. CLXXX und . in Octav.

f den ersten Band des Epoche machenden s, welchen ich im Jahrg. 1862 Stück 19 Anzeigen besprochen, ist der zweite rasch , und wenn sich die Erscheinung des dritd letzten Bandes auch etwas länger ver- hat, so ist das grosse Werk doch rascher hlossen, als man erwarten konnte.

i aller Anerkennung der hervorragenden ngen habe ich, als ich den ersten Band ch, meine Bedenken gegen manche Grundken des Buches nicht verschweigen können. rach schon damals die Hoffnung aus, dass i den folgenden Bänden viel mehr mit gers Darstellung und Beurtheilung der Er- e würde übereinstimmen können, und diese ng hat sich für den zweiten und noch nehr für den dritten durchaus bewährt.

Es bleiben zwischen uns allerd
bedeutende Differenzen, aber i
sentlichen Punkten — zum Tl
ich früher anders ansah — m
Sprenger einverstanden erklären
che Dinge scheint mir seine
der meinigen nicht so weit ve
wie es anfangs aussah. Ich gl
dass er von Muhammed eine
nung hat, ja eine gewisse Abn
empfindet, welche ihn geneigt m
Thaten oder Reden desselben
zum Nachtheil auszulegen; ab
Propheten viel höher schätzt, a
wenn er nicht den geschichtli
aufgeben will, zugeben, dass
und Kleinheit, Erhabenheit un
geisterung und Trug wunderb
scheinung verschiedene Auffa
Das, woran ich festhalte, ist,
trotz alledem und alledem bi
an seinen Beruf geglaubt hat.

Wie ein solcher Mensch so
bewirken, theils veranlassen k
Sprengers Buch, unter genaue
Verhältnisse; unter denen er le
und wenn hier auch noch man
kel bleibt oder eine andre Bele
so hat der Verf. doch das gr
ner endgültigen Lösung sehr
bracht.

Der zweite Band führt Muham
nur bis zur Flucht. Obwohl w
auf einem festeren Boden bewe
sten, so ist er doch noch sehr
nau feststehende äussere Ereig
haben wir nur sehr wenige aus

der bedeutendsten ist die Bekehrung Omar's, elche Sprenger mit Recht ein sehr grosses :ht legt. Der Uebertritt dieses gewaltigen es, der wie aus den Worten des Saîd b. S. 91 mit Sicherheit hervorgeht, durchaus so unvorbereitet kam, wie es die gangbare -lieferung schildert, gab dem Islâm einen neuen Halt. Mit Recht sieht Sprenger in stolzen, selbstbewussten Geiste des Islâm's, mit der ursprünglichen mönchischen De- und Entsagung Muhammed's in grellem rstreit steht, die Erbschaft Omar's. Ich gewiss nicht gegen die Ansicht des Verfs, : und der andern thatkräftigen Männer sei- Jmgebung und der Umstände, welche den irmer zwangen, als Kriegesfürst aufzutreten. er grösste Theil dieses Bandes beschäftigt mit der Entwickelung der Lehre Muham- nach Anleitung des Korân's. So viel ndes hier auch gesagt wird, so wird der doch kaum läugnen, dass sich hier Man- auch anders auffassen oder doch ordnen . Es hängt hier Alles von der Erklärung inzelnen Korânstücke und der Ansicht über Abfassungszeit ab, und wie viel Unsicher- auf diesem Gebiet herrscht, weiss jeder, ich damit beschäftigt hat. Dass ich viele hier gegebnen Ansichten über die Quellen mmed's nicht billigen kann, wird man nach was ich früher gesagt habe, nicht auffal- finden. So muss ich noch heute die Exi- eines Buches mit dem Titel *asâtîr al lîn* in Abrede stellen, obgleich ich es jetzt für wahrscheinlich halte, dass das eigen- iche Wort *asâtîr* der Arabische Plural des hischen *ἱστορία* ist.

it der Flucht Muhammed's gelangen wir

auf vollkommen geschichtlichen I
auch aus den letzten zehn Jahr
noch manche wichtige Einzelheit
die Zeitfolge der Ereignisse sehr
haben wir hier doch einen sol
geschichtlichen Stoffes, dass
weit weniger Spielraum geboten
chen Quellen, welche Sprenger f
benutzen konnte, und zwar mit
konnte, haben ihm eine Fülle
nicht oder nur halb gekannter
liefert, und er hat das Seinige d
diese Einzelheiten zu einer wohl
stellung zu verbinden. Ich gla
mit meinem Urtheil nicht allein
diesen Theil für weitaus den g
ganzen Werkes erkläre. Geleg
läufigen Abschweifungen, wie si
ersten Bänden den Zusammenha
chen mussten, war hier viel w
stellung der Thatsachen herrsch
viel neues Detail hier erscheint,
storische Erzählung doch oft eh
zu ausführlich, namentlich wo e
handelt, die schon in früheren
dargestellt waren.

Die nach meinem Urtheil zu
nung des Verfs von Muhammed
auch in diesem Bande hervor.
lich viel Gelegenheit, die schw
Gottgesandten bloss zu legen, u
ger denn con amore gethan. S
ein bischen Nebenabsicht dabei,
übrigens auch sonst sehr zweckn
Nachrichten über die Frauen M
dem vielfachen Skandal, der dan
in ein Kapitel zusammenstellt,

ergisst, zu bemerken, dass Muhammed in Geschichten viel erbärmlicher erscheine, sei.

h in einem wichtigen Punkte scheint mir er den Propheten zu unterschätzen, nämseiner Weltklugheit und Politik. Ich freilich auch, dass Abû Bekr, Omar und sehr grossen Einfluss auf seine Politik und oft selbständig die Angelegenheiten slime lenkten, aber in manchen Fällen te sich Muhammed doch als einen nicht Politiker. Ich halte z. B. — gegen Sprenlen scheinbar ungünstigen Friedensschluss daibija für eine sehr zweckmässige Massund berufe mich dabei auf den glänzenfolg. Dies Ereigniss zeigt übrigens, dass med nicht so abhängig von seinen Freunr, wie Sprenger voraussetzt. Sie alle nz besonders Omar waren entschieden len Frieden, der ihrem ungestümen thaten Wesen weit weniger entsprach, als dem ner zum Transigieren geneigten Propheieser aber blieb bei seinem Entschlusse d wer in einer so überaus wichtigen Sabständig handelt, der wird auch sonst in ngelegenheiten nicht ohne Willen gewen.

h in einer andern Sache scheint mir Mud Sprenger's Vorwürfe nicht vollständig t zu haben, obgleich er hier den Erfolg n anführen kann. Er tadelt nämlich Mud hart, dass er sich mit einer oberflächBekehrung und Unterwerfung der Araber t habe, statt seine Feinde zu zermalmen; Tadel erhärtet er durch den allgemeinen der Stämme nach Muhammed's Tode, der e Frucht einer so verkehrten Politik ge-

wesen sei. In manchen Fälle
Recht haben, aber im Allgen
Standpunkte des Propheten di
Unterwerfung, wenn sie auch n
gewiss das Zweckmässigste. M
men« hätte es gute Wege gehal
so manchen Häuptling und so
zunächst durch ihre weltlichen I
und seine Religion gefesselt,
Nachfolger die Aufstände nimm
cken können. Man bedenke, w
geworden wäre, wenn er bei d
Mekka den Abû Sufjân und di
kraten hätte hinrichten lassen,
Führer der grossen Nedschd-St
rauh abgewiesen hätte, welche
bem Glauben oder aus blossen
ten: spätestens bei seinem Tode v
Medîna und ein paar Nachbarst
gewesen. Nur durch dieses Z
Propheten war es möglich, dass
in den Herzen weit entfernter
fasste. Man bedenke, dass
der Aufständischen nur durch
len Treugebliebnen möglich wa
ein solches Verfahren mehr klu
für die Religion sind daraus
Früchte hervorgewachsen *). U
auch Abû Bekr und selbst Om
ihres Meisters im Ganzen durc

*) Das Emporkommen des Mekk
der Untergang der Familie des Pro
übrigens für das Reich nicht so ver
sein. Der kluge Muâwija war ganz
und als Herrscher dem Alî bei Weit
berhaupt war die antihierarchische
gewiss weit besser, als ihr Ruf.

Auf die treue Anhänglichkeit dieser beiänner an Muhammed bis an sein Lebensege ich überhaupt das grösste Gewicht. ann, den ein Omar, obwohl er ihn durch irch kannte, beständig aufs Innigste vermuss doch etwas Grosses in sich gehabt

würde uns viel zu weit führen, wollte ich die ers gelungenen Partien dieses Bandes einzeln eben. Ich erwähne nur den vortrefflichen itt über die letzte Pilgerfahrt des Pro-, in welchem der Verf. auf die Entstehung s Wesen des Pilgerfestes ein neues Licht Ohne so zu blenden, wie die von Dozy ellten Sätze über denselben Gegenstand, ine Ausführungen doch weit überzeugen- Dass das Fest im Frühling ungefähr um e Zeit, wie das jüdische und christliche st gefeiert wurde (was auch Dozy an-, scheint mir fest zu stehn. Von der anrossen Festzeit, den Fasten des Ramadân, Sprenger den Nachweis fast bis zur Evidass sie den grossen christlichen 40tägisten nachgebildet ist. Auf die chronolo- Untersuchungen, welche natürlich einen enden Raum in diesem Bande einnehmen, ch leider nicht näher eingehn, da dazu natische und astronomische Kenntnisse ge- die mir fehlen. Auch über die sehr innten nationalökonomischen Bestimmungen ch kein Urtheil abzugeben.

r zweckmässig ist die Aufnahme vieler

ich einige der eigenthümlichen bei der Pilgerfahrt nenden Ausdrücke werden von Sprenger einleuchlärt. Dass *labbaika* auch ausserhalb der Rituavorkam, ist gewiss richtig. (Vgl. z. B. Hamâsa 789).

Actenstücke, welche uns besond
halten hat. Ohne dass wir imm
liche Treue der Texte behaupte
sie doch grösstentheils das G
heit an sich. Eine vollständig
in alten Quellen erhaltnen Sc
Art, welche natürlich zur Unter
tik auch die unechten mit au
wäre ein sehr nützliches Unter

Einen ganz besondern We
Band durch die ausführliche E
eine Uebersicht über die Quelle
den mit einigen weiteren litte
rungen. Zuerst erhalten wir i
eine kurze Geschichte des Ko
diesen Gegenstand eingehend
wenn ihm dabei manche Que
Sprenger benutzen konnte, so
mehr von Sprenger unbenutzte
chen können, welche für dies
von hoher Wichtigkeit waren.
zen zwischen uns beiden lieg
dung der Fachmänner vor; ich
sagen zu können, dass wir in
tigen Dingen zu denselben Erg
men sind. Ich hebe nur eine
hervor: Sprenger schreibt die
oder vielmehr Unordnung im K
herm Grade der Einrichtung Mu
zu, als ich.

Das zweite und dritte Kapit
Gebiete, welche Sprenger in
herrscht, wie keiner vor ihm
hernd, das der Biographie und
Abschnitte gehören daher zu d
des ganzen Werks. Wir sehen
Getriebe der theologisch-juristi

n, wie sie mit Aengstlichkeit das Ueber-
erhalten und es daneben ohne Scheu
nen oder geradezu Dichtungen für That-
ausgeben. Die ungeheure Menge der
ieferungen enthält zwar sehr viel Erloge-
d Verfälschtes, aber das Streben, nichts
opheten Angehendes umkommen zu las-
it selbst Manches vor der Vernichtung be-
was mit den herrschenden Ansichten sehr
t übereinstimmt. Ein interessantes Bei-
iebt Sprenger S. LVII, wo eine Tradition
nerfüllte Weissagung Muhammed's
. Wo wir zwei Ueberlieferungen über ei-
genstand haben, von denen eine mit der
enden dogmatischen mehr übereinstimmt,
andre, werden wir natürlich im Allge-
die letztere für wahrscheinlicher halten.
esem Grunde glaube ich z. B., dass die
it bei Mûta wirklich mit einer Niederlage
slime endigte, denn ich kann mir nicht
n, wie man den tapfern und hochverehr-
ährten Muhammed's eine Niederlage hätte
en und gar ohne Grund erzählen können,
n bei der Rückkehr als Ausreisser be-
t (Ibn Hischâm 798), während Grund ge-
lag, die entgegengesetzte Angabe zu er-
der Sprenger folgt.

andre Art der Ueberlieferung, die poe-
bespricht Sprenger beiläufig wenig gün-
ch habe schon öfter ausgesprochen, dass
die Gedichte von Zeitgenossen Muham-
grossen Werth als Geschichtsquelle lege.
r verdächtigt die Echtheit derselben mit
lgemeinen Gründen. Was nun im All-
nen gerade für diese Gedichte*) spricht,

) spreche hier nur von denen aus der Periode

ist der Umstand, dass wir so v
hammed und seine Anhänger g
haben, in welchen seine heftig
serordentlich gerühmt werden.
diese Lieder hie und da veränd
gar zu starken Beschimpfunge
die sicher nicht fehlten, zu ver
Ganzen und Grossen bieten sie
Echtheit. Oder meint man, d
Todtenlied der Kutaila auf ihre
welchem sie dem Muhammed V
nen Mangel an Pietät gegen da
liche Band macht, oder die El
Muhammed's Feind Arbad, ode
des Umaija auf die bei Bedr
nem Muslim erdichtet seien?
zen sich dazu die Gedichte
Freunden Muhammed's gegensei
einander Bezug nehmen, wie si
äusserlich in Reim und Versma
rechne es dem Ibn Ishâk hoch
einen solchen Schatz historisch
bewahrt hat. Freilich mit d
der Traditionisten sind diese L
liefert, aber gerade, dass sie n
len der ebenso pedantischen,
Theologen, sondern im Munde
wiss grösstentheils in der Fan
fortgepflanzt wurden, bis man
derschrieb, spricht für sie.
Unterhaltung und bestimmte
zwar auch manches untergesch
gebracht, und nur die kritis

nach der Flucht, denn für die Mek
wir höchstens einige Verse, welche
stehen.

mit mehr oder weniger Entschiedenheit die Echtheit entscheiden, aber so ist es ja bei den theologischen Ueberlieferungen. grosse Menge von Liedern stellt sich als ifelhaft echt heraus. Was sollte wohl je- bewogen haben, dem Sirma (Hassân wird us Verwechslung genannt) den bekannten unterzuschieben? Dass die pedantischen ogen in ihrem Hochmuth auf das Zeugniss chters nichts gaben, ist doch wahrlich für cht von Bedeutung *). Eine andre chro- sche Bestimmung, welche von der sonsti- berlieferung abweicht, ist die in dem Ge- bei Ibn Hischâm 703 Zeile 2. Hier es, die Verbündeten hätten Medîna einen und zehn Tage belagert. Dass kein Mus- ien Vers erdichtet hätte, in dem es heisst, abe »den Muhammed überwältigt«, leuch- **), und ich gebe daher auf diese Be- ing mehr, als auf die Angaben der Bio- n und Traditionisten.

Abschnitt über die Korânkommentare ist flich. Die Willkür und Verlogenheit des bbâs und seiner Schüler, auf denen alle iche Korânexegese — abgesehen von der wissenschaftlichen (grammatischen, lexi- hischen, sophistisch-dogmatischen u. s. w.) llung — beruht, ist mit starken, aber hinreichenden Ausdrücken geschildert.

h grössere Freude hat mir der Abschnitt lie Genealogie gemacht. Ich habe mich

weifelhaft wird das Zeugniss allerdings durch die nger III, 35 angeführte Variante „fünfzehn"; aber sserung Urwa's zeigt, dass schon Ibn Abbâs wie

m Schluss wird es ursprünglich geheissen haben für *chairu*.

schon wiederholt in ähnlichen
relativen Werth oder Unwerth
nealogischen Gebäudes geäusse
hier durchweg in Uebereinst
Grundanschauungen des Verfs
ist, dass die Genealogien, wo
gere Familie hinausgehn, nic
schaftsverhältniss im eigentlich
tes, sondern politische (soweit
ckern Stammverhältnissen der
gebrauchen kann), Vertrags-
hungen ausdrücken, wenn sie
dichtet sind. Sprenger unters
genealogische System nach al
die jetzige Gestalt bekommen
pfung der grossen Stämme u
diente man sich der Genealo
welche man durch Juden erhie
viel Material zur Fälschung d
herbeigeschafft haben. Der E
den Alten bekannten und noc
den Stammnamen Qaḥṭân (Wur
verschollnen biblischen Joqṭān
identificieren, entschied die end
der Stämme südarabischer Abk
pierung im Uebrigen, wie Sp
sagt, viel weniger gut durchge
der andern. Von besonderen
es sein, zu untersuchen, wie w
der Stämme in der Anschauun
Muhammed's Zeit selbst schon
Ein ziemliches Material zur B
ser Frage bieten uns die Dicht
den die Ergebnisse nicht imm
stellungen der spätern Genealo
habe z. B. schon an einem an
wiesen, dass alte Dichter zuw

e von Maadd ableiten, wie mir denn der
Maadd — man beachte nur die häufigen
sarten, wie *qad ʿalimat Maʿaddun* (das weiss
äad) — in der Redeweise der alten Dich-
s ganze grosse Volk der eigentlichen Ara-
ı Gegensatz zu den Sabäern (Himjariten)
fassen scheint. Für das Schwanken der
esverhältnisse ist wichtig, dass oft diesel-
ımen und ganze Gruppen von solchen in
edenen genealogischen Verbänden auftre-
In diesen Fällen haben wir oft anzuneh-
lass sich ein Stamm aufgelöst und die ein-
Theile verschiedenen andern Stämmen an-
ssen haben. Finden wir z. B. in Medina
Zweig Amr b. Dschuscham b. Alhârith b.
radsch sowohl bei den Ausiten wie bei den
dschiten, so werden wir doch dies wohl
erklären haben, dass sich zu irgend einer
nmal ein Theil der Chazradsch von sei-
ammesgenossen löste und zu den Aus
ıg, wobei nur zu bewundern, dass sie
ıls Ausiten den Namen Alchazradsch bei-
en. Uebrigens giebt uns ja auch noch
berlieferung manche deutliche Winke über
knüpfung neuer genealogischer Beziehun-
lbst in historischer Zeit *).
ch in diesen beiden Bänden geht Sprenger
h auf die ältern Zustände Arabiens ein.

elegentlich bemerkt Sprenger in einer Anmerkung
m Kapitel, dass in einem der von ihm benutzten
ıen Werke die Stelle Num. 20, 25 als in der 7ten
im 4. Sifr befindlich citiert werde (S. CXXXI).
at zeigt, dass dem Schriftsteller die Bibel in der-
Eintheilung vorlag, wie uns. Freilich steht jene
icht in der 7ten, sondern in der 6ten פָּרָשָׁה
n סֵפֶר; aber hier liegt gewiss ein Versehen in
l vor.

Sehr lehrreich ist die Besprechun
des alten Jemens. Mehrere bei
Griechischen Schriftstellern vorko
von Arabischen Stämmen und Ort
treffend gedeutet. Freilich werd
alle ethnographischen Aufstellu
allgemeine Billigung finden. Ich
in Abrede stellen, dass das nor
bien bis in die Gegend von Medi
mäern bewohnt gewesen sei. W
den eigentlichen (westlichen)
sen, zeigt sie uns als Araber,
wir auch ihre südlichen Nachbar
für Araber halten müssen. Die
Amalekiter, die nie bis in die
reichten, hätte der Verf. besser g
nen sollen. Ich habe über dies
nem andern Orte ausführlicher g

Dagegen gebe ich dem Verf.
wenn er eine Menge von Worte
deutung, auch solchen, welche
hammed bei den Heiden üblich
Aramäischen ableitet, ohne dass
Einzelnen seine etymologischen Au
wie seine Erklärung des Weges,
Muhammed gelangt sind, vertret
diesen Wörtern möchte ich ausser
ger angeführten noch סגר, קדש i
»heilig« u. a. m. zählen. Muha
viel weiter in der Aufnahme sol
ter, theils weil ihm entlehnte Aus
lehnte Begriffe besser passten,
wie Sprenger fein auseinanderset
ter für vornehmer hielt *). Gleic

*) Es ist bezeichnend, dass auch O
wie aus seinen Bruchstücken hervorgeht
ter anwandte.

esse sich in dieser Beziehung ein ganzer
ntar schreiben, da hier nicht nur ein-
Vörter (wie das in beiden Talmuden und
'argûmen vorkommende רחמנא), sondern
ganze Redensarten den »Schriftbesitzern«
t sind. Zu den im Korân beliebten Fremd-
ı gehört auch *ṣirâṭ* »Weg«, d. i., wie
er erkannte, das Lateinische *strata*, unser
se. Dies Wort kommt in der Form
סרט auch im jüdisch-Aramäischen vor
'arg. Hiob 8, 12; 16, 22; Ps. 8, 9 u. s. w.).
nliches Wort abendländischen Ursprungs
r, »Schloss«, das sicher von *Castrum* her-
; die Aramäische Vermittlungsform ist
(cfr. Buxtorf und Castelli; letzterer führt
קצר als Syrisch an *). Wenn die Auf-
von Wörtern, welche zwei Hauptmittel
mer zur Behauptung ihrer Weltherrschaft,
strassen und verschanzte Lager, bezeich-
vie in so viele Europäische, so auch in
ıbische Sprache nicht auffallen kann, so
gewiss überraschend, dass selbst ein so
nheimischer Begriff, wie der des Räubers,
n Arabern durch ein Fremdwort ausge-
wird. Ich meine das Wort *liṣṣ* (*luṣṣ*,
lessen, als Tâitisch angeführte, Nebenform
ısammengehalten mit den jüdischen For-
לס (Mischna z. B. Berachoth 1, 3); ליסטים
z. B. Gen. 21, 13 Jerus.) und der Syri-
listâjâ (z. B. Matth. 27, 38), jenes als
dlung des Griechischen ληστής ergiebt.
lchen Beispielen sehen wir, dass schon
dnischen Araber gern Fremdwörter auf-

ch *gund* „Heer“ führt Sprenger mit Recht auf
äische גּוּדָא zurück, dessen Wurzel übrigens nicht
dern גדד ist (das u ist kurz).

nahmen, welche freilich oft d
Assimilationskraft ihrer Sprac
lich gemacht wurden. Der
Vers des »Lanzenspielers« Âr
cher als Gegner Muhammed's
zeigt uns übrigens, dass das
eine vorwiegend religiöse Bed

Von ganz besonderem Inte
reichen Bemerkungen und Au
über orientalische Zustände un
che der Verf. mit scharfem
Erfahrung gründlich hat ken
Kenntniss des Orients ist eben
vorzüge vor uns Büchergeleh
die Lebens- und Denkweise
Theil auch aus Büchern ken
ist mir eben daran wieder kl
ich gerade aus solchen für mich
tungen gemacht habe, die S
anderm Wege aus dem Leb
aber freilich wird kein Verst
dass auf diesem Gebiete ers
des Lebens selbst die recht
kann. Einen kleinen Vorzug
doch wieder dadurch, dass wi
ten genauer nehmen.

Ich wiederhole zum Schlus
Werk ein Epoche machendes
die ausserordentliche Bedeutun
die freimüthige Darlegung me
Meinungen über manche Hau
che durchaus nicht in Frage s

Kiel.

e l'ataxie locomotrice et en particulier de la maladie appelée ataxie locomotrice progressive par le docteur Paul Topinard ancien interne des hôpitaux, membre de la Société médicale d'observation etc. Ouvrage couronné par l'Académie impériale de médecine (Prix Civrieux 1864). Paris chez J. B. Baillière et fils. Leipzig, E. Jung-Treutel. 1864. VIII u. 564 S. in Octav.

n Generalbericht über die zuerkannten mescben Preise für das Jahr 1864 sagte die emie, dass das vorliegende Werk unter drei gangenen Bewerbungen den ersten Rang hme. Dasselbe stelle eine wahrhafte Mophie dar, indem der Verf. als Basis 252 kengeschichten benutzt habe, von denen 43 Eigenthum waren. Unter den daraus geen Schlussfolgerungen sei folgende von der ten Bedeutung für die Wissenschaft, denn efinire die Krankheit vollkommen und weise en Platz an unter den pathologischen Pron. Nach dem Verf. stelle nämlich die Ataxie otrice progressive einen bestimmten pathohen Zustand dar; es sei eine »Art«, welche nreihe unter die Gruppe der chronischen enmarksentzündungen.

m zu diesem Resultate zu gelangen, hatte 'erf. folgenden Weg eingeschlagen. Er ging aus, dass in Frankreich Duchenne als der ecker einer neuen Krankheit angesehen werde, e den oben bezeichneten Namen führt. r die Natur derselben stehen zwei Ansichich gegenüber. Die ältere wirft die Bewe-Ataxie überhaupt zusammen mit der fort-

schreitenden Bewegungs - Ataxie
Sie betrachtet die letztere als
Krankheitsform, charakterisirt
handensein von Bewegungs-Ataxie
tende Zunahme der letzteren. Di
behauptet, dass die Bewegungs-A
ein Symptom sei, welches in seh
Krankheits-Zuständen vorkommen

Um zwischen diesen Ansicht
zu treffen, versucht der Verf. zu
vergessen, was die Autoren von
gebracht hatten. Er beschloss zu
die vorliegenden Original-Beobach
denselben mit Rücksicht auf die
teten Fälle seine eigenen Schlus
ziehen. Die 252 Beobachtungen
folgendermassen:

136 Fälle von fortschreitend
Ataxie, von denen 46 zur Sectio

70 Fälle von verschiedenen Kr
den, die sich mit Bewegungs-Ata

46 ohne Bewegungs-Ataxie, ab
weniger unmittelbar mit dem G
Aufgabe verknüpft.

Das Werk zerfällt in zwei T
ersten (S. 12—135) wird unter
chen Hauptkrankheitsgruppen da
Bewegungsataxie vorkomme. Sie
pathologischen Veränderungen, n
bildungen im kleinen Gehirn (24
bei Krankheiten des grossen Geh
dere bei Geisteskrankheiten, Ge
Gehirn-Erweichung, allgemeiner
ner ist Ataxie die Folge von c
giftung durch Quecksilber, Blei
kommt auch vor bei secundäre
Rheumatismus. Der Vf. behaupt

Bewegungs-Ataxie als Reflex-Erscheinung
hen könne in Folge von Eingeweidewür-
und Angina scarlatinosa. Diese fabelhaf-
ehauptungen sollen gestützt werden durch
rankengeschichten, wonach bei den betref-
ı Patienten Tänia solium resp. Trichoce-
s dispar gleichzeitig mit epileptischen An-
Lähmungserscheinungen und Bewegungs-
vorhanden waren. In einem Falle folg-
nästhesien und Bewegungs-Ataxie drei Mo-
nach überstandenem Scharlach und sechs
en nach abgelaufener Angina. — In
chland würde wahrscheinlich ein derartiges
oses Compiliren von Fällen, in denen die
delnden Aerzte glaubten, irgend welche
einungen von Parasiten ableiten zu kön-
die damit in gar keinem Zusammenhang
n, hingereicht haben, den Verfasser des
s zu berauben. Freilich ist die französi-
und englische (ein Theil jener Fälle ist
ancet entnommen) Medicin in dieser Be-
g noch auf einem sehr kindlich naiven
punkte. Die Ataxie wurde ferner beobach-
Nervenkrankheiten, Hysterie und Verlust
uskelgefühls.

ichtiger ist die Bewegungs-Ataxie in Krank-
des Rückenmarks. Sie findet sich bei
ämie, Apoplexie und Geschwülsten des Rü-
arks. Was letztere betrifft, so ist der
der Meinung, dass sie niemals Veranlas-
zu Bewegungs-Ataxie zu geben vermöch-
Jedoch ist diese Ansicht zu widerlegen
einen auf Hasse's medicinischer Klinik in
gen vor Jahresfrist beobachteten Fall von
ungsAtaxie bei einem grossen Rundzellen-
n der Lenden-Anschwellung des Rücken-
von spindelförmiger Gestalt.

Die chronischen Rückenmar
stellen das grösste Contingent zu
Symptom der Bewegungs-Ataxie b
ken. Es ergiebt sich, dass die h
des Rückenmarks durch graue De
ändert sind, wenn jenes Sympton
sparsamen Fälle, in denen Bewegu
normalem Rückenmark gefunden
als nicht genügend verbürgt aus
sen werden. Die pathologische A
dass die gewöhnlichen Bedingunge
kung in grauer Degeneration un
nervösen Elemente der Hintersträ
haben, wobei die Degeneration un
nothwendiger Weise über einen
ihrer Ausdehnung erstrecken mu
ptom der Bewegungs-Ataxie kom
in anderen Krankheiten, die
wurden, vor. Nachdem auf diese
die Ergebnisse früherer Forscher
den sind, wendet sich der Verf.
chen Aufgabe, nämlich der An
schreitenden Bewegungs-Ataxie z
lage von 150 beobachteten Fäll
gende Sätze formulirt:

1. Unter den chronischen R
zündungen gibt es mit Ataxie v
men, welchen man den Platz las
sie seit Duchenne (1858) einneh
chen der allgemeine Name de
kommt.

2. Unter den sogenannten c
ckenmarksentzündungen, die von
zum Theil als Vorläufer auftret
nungen begleitet sind, gibt es
sehr bemerkenswerthe und in d
häufigen Form, welcher Duchen

ortschreitenden Bewegungs - Ataxie gegeat.

Bei dieser letzteren Krankheitsform exiVarietäten; namentlich eine cerebrale und araplegische Form.

e weitere Ausführung und Sicherstellung Sätze bildet den Gegenstand des folgenveiten Abschnittes (S. 135—536), welcher er fortschreitenden Bewegungs-Ataxie han-

der historischen Einleitung wird zunächst tanden, dass die seit Hippocrates als Tarsalis bezeichnete und von Romberg (1851) trefflich geschilderte Krankheit identisch it der von Duchenne 1858 unter obigem n beschriebenen. Uebrigens macht der darauf aufmerksam, dass schon Hufeland nem Compendium der praktischen Medicin hre 1834 eine sehr gute, kurze Darstelder Tabes dorsalis gegeben habe. Der erorscher, der unter solchen Umständen eine nie des Rückenmarks beobachtete, soll Bonepulchretum 1679) gewesen sein.

ist Türck's Verdienst zuerst das Microauf die Erforschung dieser Zustände vert zu haben. Seine Arbeit (1857) ist Epoachend, denn er erkannte die graue und nöse Degeneration der Hinterstränge als atomische Grundlage des mit dem Namen dorsalis bezeichneten Symptomen - Com- Was Duchenne später hinzugefügt hat, m Theil auf Erkrankungen höher gelegeartien der nervösen Centralorgane zu ren, welche mit der Tabes dorsalis nicht indeste gemein haben (Ref.). Nach dem st übrigens der Begriff Tabes dorsalis von

Romberg umfassender als die p
Duchenne's.

Die Symptomatologie (S. 14
ausführlich behandelt. Man ka
unterscheiden. In der ersten tr
Functionsstörungen der Hirnner
ckenorgane in den Vordergrun
ten Periode zeigt sich Anästhe
ven, Verlust des Muskelgefühls
Periode ist der Zustand der
Bedeutung. Verf. hält die Exa
risch, welche die mittelst des D
wonnenen Zahlenangaben an si
zu viel unberechenbare Fehler
Resultate influiren, wenn man d
gen des betreffenden Individuum
ner Erkrankung hat untersuche
klinischen Standpunkte ausgehe
auf den Gebrauch des genann
für diese Zwecke verzichtet. An
den die Widerstände geschätzt
ren einzelnen Extremitäten der
tes entgegenzusetzen vermögen,
gen oder zu strecken versucht;
thode natürlich ebenfalls keine
punkte für Vergleichungen ge
können.

Das dritte Capitel (S. 274—3
Verlauf, der Dauer und den Co
progressiven Ataxie. Nur von
riode kann die Dauer angegebe
den späteren keine Heilungen
gleich die Dauer dieser Period
gen Wochen und zwanzig Ja
kann, so lässt sich doch als mi
Zeit von 4—5 Jahren angeben.
plicationen sind besonders zu er

der Rückenmarkshäute, des Rückenmarks Erweichung des letzteren, Kopfschmerz, chung des Gedächtnisses, in einigen Fäl- ıch Illusionen und Hallucinationen, Mus- ɔphie etc. In diesem Capitel wird ein nicht veröffentlichter Sectionsbericht (S. mitgetheilt. In der Arachnoidea fanden leine, weisse, höchstens linsengrosse, fibri- Einlagerungen. In der weissen Substanz rosshirns waren die Gefässe erweitert; sie zwischen sich und der Hirnsubstanz ei- reisförmigen Raum: état criblé des Gehirns Cruveilhier. Im rechten Sehhügel fand in alter hämorrhagischer Heerd. Die Hin- inge des Rückenmarks waren leicht gerö- ınd durchscheinend, die Seitenstränge er- en grau und ebenfalls trsnsparent; die ater adhärirte an den Hintersträngen. Die en Rückenmarksnervenwurzeln erschienen r als normal. Diese Veränderungen er- ten sich abwärts nur bis in den oberen der Lendenanschwellung.

e microscopische Untersuchung wurde von vorgenommen. Man fand in den Hinter- ;en zahlreiche, eiförmige Kerne oder Zel- it dem Kerne dicht anliegender Zellenmem- von 0,004—5 Mm. Dieselben waren theil- verfettet. Sie lagen in einer feingranulir- rundsubstanz, in welcher die Nervenfasern ım und atrophisch waren. Der Halstheil ransparenten Seitenstränge war ebenfalls an ähnlichen Kernen, die jedoch nirgends entartet waren. Ausserdem zeigten die rstränge zahlreiche Körnchenzellen; die Ca- gefässwandungen waren fettig degenerirt, wie es schien, waren die Körnchenhaufen ren Nachbarschaft entstanden. Die Entar-

tung erschien in den Seitenstr
rem Datum als in den Hin
graue Substanz war unveränd
der Durchmesser der Nervenf
teren Wurzeln vermindert gew

Das vierte Capitel (S. 310–
pathologische Anatomie. Zue
(1844) erkannt, dass die von
schriebene Atrophie sich auf
beschränke. Bisher liegen etw
tionsberichte vor. Von diese
wesentlichen Resultate ergebe
Duchenne, Pihan-Dufeillay, G
übrigen werden einige von B
Duménil, Charcot et Vulpian (
(4), Friedreich (2 Fälle) geli
und 3 eigene hinzugefügt. In
den sich zahlreiche amyloide
besonders längs den Gefässen
Die Kerne des interstitiellen Ge
mehrt. Die atrophischen hinte
nervenmuskeln zeigten ebenfalls
ihre Nervenfasern waren dünn

Im zweiten Fall boten die
optici ebenfalls graue Degener
Nervenfasern waren atrophisch,
vermehrt. Die Nn. acustici un
hielten ebenfalls zahlreiche amy
Die Hinterstränge zeigten die g
änderungen; die Vater'schen
Finger waren normal.

In einem dritten Falle fand
Durchmesser des in Chromsäur
ckenmarks von links nach rech
ben war; von vorn nach hinten
dritten Theil abgenommen hatt
tersträngen fanden sich auf Qu

aufen (granulations graisseuses) um den
urchschnittenen Axencylinder abgelagert.
Kerne des interstitiellen Gewebes waren im
neinen verlängert; amyloide Körperchen
sehr zahlreich. In diesem nicht sehr vor-
rittenen Falle handelte es sich wesentlich
ettige Degeneration der doppelt contourir-
ervenfasern.
ese Beobachtungen bestätigen also, dass
icroscopischen Veränderungen sich zurück-
ı lassen auf fettige Degeneration und spä-
trophie der Nervenfasern, Vermehrung des
titiellen Bindegewebes, Anhäufung von Körn-
ellen und amyloiden Körperchen.
einigen Fällen hat man auch peripheri-
Nerven entartet gefunden. Friedreich sah
asern des N. ischiadicus und Hypoglossus
isch; der letztere enthielt zugleich zahl-
amyloide Körperchen. Charcot und Vul-
vermissten die Nervenfasern ganz und gar
opticus. Auch Leyden sah Atrophie der
en Rückenmarksnervenwurzeln. Verf. ist
t auf einen von Gubler und Lays beobach-
Fall Gewicht zu legen, wobei keine Ver-
ung an den Hintersträngen gefunden wor-
ar. Der Mann hatte seit 13 Jahren Glie-
merzen, Lähmung des linken Oculomoto-
und beiderseitige Amblyopie gehabt. Die
rvenpapillen waren atrophisch. Die Sen-
ät der Haut war verringert, das Muskelge-
erhalten. Sechs Monate vor dem an Va-
erfolgten Tode war Unsicherheit des Gan-
ifgetreten. Dieser Fall widerspricht nach
leinung des Refer. durchaus nicht der Be-
ung, dass die Ataxie von der grauen De-
ation der Hinterstränge abhängig sei. Denn
weiss ohnehin, dass der letztere Sections-

befund nur das Resultat einer
heitsdauer sein kann. Es ist
so seltener Fall nicht bessere
in die Hände fiel, wobei vielleic
in der pathologischen Anatom
seltenen Krankheit hätte gemac

Das fünfte Kapitel handelt
gie. Das Alter vom 35.—50ste
den statistischen Zusammenstel
am meisten disponirt. Unter
nur 33 Frauen. Was die Besch
se sind solche Berufsarten, we
sen der Kälte, der Feuchtigkei
aussetzen, anscheinend von E
konnten voraufgegangene sexu
in neun Fällen aus der gesa
constatirt werden. Mehr Gewi
matische Einflüsse zu legen.
gleich sie in 15 Fällen unter
wurde, ist ebenfalls von sehr
deutung. Erblichkeit wurde
vier Fällen, die Glieder derse
trafen, nachgewiesen; weniger
nisse erhielten Trousseau und
nur Nervenkrankheiten anderer
treffenden Familien sich gezeigt

Die Diagnose ist leicht u
zweiten und dritten Periode de
Unterscheidung von chronischer
weil letztere sich nicht mit St
sichtssinns combinirt. Die Gehi
tet frühzeitig Störungen der In
Anfälle von Gehirn-Congestion
stisch, die Lähmungserscheinu
tremitäten sind halbseitig u. s. w
ist die Diagnose von der allge
wenn man die häufigeren For

Der Gang der Paralytischen ist unsicher, ıkend, während die Bewegungen der an Leidenden lebhaft und ungeordnet er- en. Grössenwahn und Tobsuchts-Anfälle bei den Letzteren. Bei den Affectionen rebellum finden sich Kopfschmerzen, Er- n, Sehstörungen und Congestionen, die der ssiven Ataxie nicht zukommen. Mit Aus- einzelner Fälle können auch Syphilis, atismen, Krankheiten des grossen Gehirns Anlass zu Verwechslungen geben.

Prognose ist in hohem Grade ungünstig. ist der Verlauf ein langsamer, aber es in der Literatur kein sicheres Beispiel Heilung. Dafür kommen zeitweilige Bes- en vor. Der Tod war nur in 13 Fällen 43 auf die Krankheit selbst zurückzufüh- Derselbe erfolgte in 2 Fällen durch acute onen des Rückenmarks, in 4 durch solche hirns, in 3 Fällen durch Entzündungen rnwege, bei 4 in Folge von Decubitus s sacrum. Unter den intercurrirenden neiten war Lungentuberculose am häufig- 13mal) tödtlich, ferner Bronchopneumonie, tis, Typhus; selten kamen in Frage: Blat- Pericarditis, Peritonitis, Perityphlitis, Car- uteri und Zerreissung der Arteria femo-

Behandlung kann dem Gesagten zufolge lich nur eine palliative sein. Man kann Stillstand und selbst eine Abnahme der inungen zu bewirken hoffen. Für die laxis bieten sich wenig Anhaltspunkte; wichtig sind hygienische und diätetische geln. Insbesondere sind weite Wege, Ein- on Kälte und Feuchtigkeit und geschlecht- Verkehr zu vermeiden. Unter den eigent-

lichen Heilmethoden sind Blu
bei Congestionszuständen an
köpfe längs der Wirbelsäule
anum verdienen den Vorzug.
sicatore, ammoniakalische Ei
kein Resultat. Glüheisen län
angebracht, sollen dagegen in
acht nützlich gewesen sein.
Mittel, speciell das Pulvis Do
genützt. Dagegen sind Schw
tig, wie auch die eigentliche B
den). Dampfbäder hatten ke
weisen. Unter den Brunnencu
die schwefel-salinischen oder
von Duchenne empfohlene Elel
nur Misserfolge aufzuweisen.
sind in grosser Zahl versucht
seau empfahl Terpenthinöl, T
res Natron, Duchenne Jodka
Mittel haben keinen Werth.
verdient nur das von Wunder
Vulpian, Bouchet u. A. emp
nitricum. Es liegen aus der
tur 28 Fälle von Besserung n
che dieses Mittels auf 9 Fäll
keit desselben vor. Der Ver
12 eigenen Fällen gar kein R
eine sehr zweifelhafte Besserun
nach muss das Argentum nitr
gemeinen wirkungslos bei der
wegungs-Ataxie bezeichnet wer
negatives Resultat, an dessen
um so weniger zweifeln kann,
sichtlich unbefangen bei der
tels zu Werke gegangen ist.

Das neunte Capitel hande
logischen Physiologie der Beweg

re zeigt sich im Wesentlichen unter der einer aufgeregten Muskelthätigkeit, welche Villen auslöst, aber unfähig ist, sie zu behen. Die untergeordneten Bewegungen, daraus entstehen, haben den Anschein nwillkürlichen oder Reflex - Convulsionen auern ebenso lange wie die Erregung an-

e Aehnlichkeit mit der Chorea major, welrousseau hervorhob, liegt auf der Hand. taxie kann nicht mit Duchenne aus einer ten Harmonie der antagonistischen Mus-erklärt werden, was nur eine Umschrei-der Thatsachen sein würde. Die später tende Paralyse lässt die Symptome der weniger deutlich hervortreten. Was die lgefühle anlangt, so folgt nach dem Verf. l aus physiologischen Experimenten als pathologischen Beobachtungen, dass die ln zwei Arten von Sensibilität besitzen; ne gibt sich bei der Electrisirung zu ern, die andere besteht in dem Gefühl der keit. Die Kenntniss der passiven Bewen und der Stellung der Glieder hängen en weder von der einen, noch der anderen ondern von einer gemischten Empfindlichwelche in der Tiefe der Glieder ihren Sitz und von welcher die Sensibilität der Muslerdings einen Theil ausmacht. Nach den enden Beobachtungen fehlte das Muskel-in 20 Fällen unter 50. Mithin kann nicht ptet werden, dass der Verlust des Muskel-s die Ursache der Coordinationsstörung in ewegungen sei.

e Haut-Anästhesieen fehlten in 18 Fällen aren 15mal unbedeutend unter 109 Beobgen. Sie können so wenig als die Anä-

sthesie in der Tiefe der Glie
Ataxie sein. Als solche kann
die anatomische Basis nur der
ordinationsthätigkeit des Rücke
tet werden. Obgleich der Zu
Functionsstörungen der Hirnne
mungserscheinungen, der Anäs
anatomischen Veränderungen le
ist, so fehlt es doch an einer g
niss der letzteren selbst. Die
fenbar nur ein secundärer Zust
ben voraufgeht, ob eine chroni
wie Manche meinen, oder ein
Sclerose, veranlasst durch Binde
ist unklar. Wegen des Umst
progressive Bewegungs-Ataxie,
tet, durch eine Menge von Zwis
ähnlichen Formen mit anderen
fectionen des Rückenmarks zusa
man wohl nicht zweifeln, dass
ner specifischen Krankheit zu v
ter den vielen vorgeschlagene
von Duchenne angewendete a
fänglich.

Das zehnte Capitel gibt
Schlussfolgerungen. Angehängt
ein ziemlich vollständiges Liter
eine Tabelle über die mitgethe
Beobachtungen und ein Anhang
der gegen ein neuestens ers
Jaccoud, les paraplégies et l'a
ment. Paris 1864 gerichtet
Ausserdem werden darin einige
von Duchenne besprochen. Au
dersetzungen kann hier nicht
gen werden.

Das Verdienst des Werkes

et, liegt in den sorgfältig mitgetheilten
engeschichten und eigenen Beobachtungen
aupt. Es erhellt daraus, welches Gewicht
e Antheilnahme der Hirnnerven in 98 Fäl-
nter 125 zu legen sei. Weitere Untersu-
en werden ohne Zweifel (Ref.) zeigen, dass
er sogenannten fortschreitenden Ataxie auch
ed. oblongata, wohin die meisten Hirnner-
ereits rückwärts verfolgt sind und viel-
auch die Vierhügel von grauer Bindege-
egeneration betroffen werden.
uck und Ausstattung sind gut.

W. Krause.

---

ctor Melchior von Ossa. Eine Darstel-
us dem XVI. Jahrhundert von Dr. Frie-
Albert von Langenn. Leipzig bei
hs 1859. 206 S. in Octav.

s auf der Königlichen Bibliothek zu Dres-
befindliche Tagebuch Melchiors von Ossa
hiermit zum ersten Male vollständig dem
e nach vor uns, eine gewichtige Quelle
inen der gestaltungsreichsten Abschnitte
eutschen Geschichte. Es enthält die Auf-
ungen eines Mannes, der unter drei säch-
n Kurfürsten eine hervorragende amtliche
einnahm, dessen rechtliches Gutachten
ahen und fernen fürstlichen Häusern be-
wurde und der durch Reisen und geschäft-
Verbindungen einen weiten Gesichtskreis
Beurtheilung von Zuständen und Persön-

lichkeiten gewonnen hatte.
sich, indem er dem Tagebuc
folgt, dunkle Partien desselbe
Erörterung unterzieht, flüchtig
scheinungen beleuchtet, Aeuss
und der Liebe durch Hinwei
staltungen der betreffenden Ze
niss bringt und an solchen St
drucksweise des Tagebuchs Au
tungen des Schreibers besond
vortreten lässt, den Text wor
auf einem ihm vorzugsweise
biete. Es sind nicht allein
Studien desselben über die Ge
fürsten Moritz und August u
heit mit den kirchlichen und
gungen jener Zeit, welche ih
leichterten, das Lebensbild Os
seren historischen Rahmen zu
nicht minder ins Gewicht, da
Bekanntschaft mit der Entwi
Rechtszustände die Handhabe
chen, die Aussprüche des Ka
begleitenden Commentar bot.
dass, wenn der Verf. solche
mit einer Sicherheit beherrsch
wandte, zwanglose Darstellung
dergestalt, dass auch die Eins
licher Begebenheiten ungern
würde, so kann es einer w
über den Werth des vorliegen
bedürfen. Bei alle dem mag
nicht zurückdrängen, dass sic
gen gefühlt haben möge, das
kürzt zu veröffentlichen, gewis
Text seiner vorangeschickten
entbehrlichen Erörterungen. I

dass der Leser nach Neigung und speciel-
Studien einzelne Partien der Aufzeichnun-
ungeschmälert vor sich sehen, der Schilde-
von Personen, Berathungen, Festivitäten,
wo sie der Breite nicht ermangelt, folgen
te. Dabei würde freilich der Umfang der
schrift wesentlich in Betracht zu ziehen ge-
sein, und es ist nicht unwahrscheinlich,
eben dieser dem Verf. die Beschränkung
egte.

ie Aufzeichnungen des wahrscheinlich 1506
enen, einem alten, bereits im 14. Jahrhun-
auftauchenden Adelsgeschlechte angehöri-
Melchior von Ossa beginnen mit 1542, in
em Jahre derselbe in die Bestallung des
rsten Johann Friedrich trat. Ueber seine
e dienstliche Stellung zum Herzoge Georg
der Verf. aus anderweitigen Quellen genü-
Aufschlüsse. Man wird nicht in Versu-
kommen, Ossa den genialen, mit schöpfe-
r Kraft ausgerüsteten, in alle Gestaltun-
es geistigen und bürgerlichen Lebens mäch-
ngreifenden Naturen beizuzählen, an denen
Zeit reicher ist als irgend eine andere.
erkennen in ihm den rechtlichen, gelehr-
frommen, wahrhaftigen Mann, der alle Fra-
er Politik und theilweise auch der Kirche
juristischen Standpunkte aus beleuchtet;
ist er nicht immer einverstanden mit dem
der Dinge, er befindet sich fortwährend
nflicten mit den Richtungen einer Zeit, in
er die Fundamente eines bis dahin gelten-
taatsrechts der Auflösung entgegengeführt
n und indem er übersieht, dass die fürst-
Stände auf dem Wege geschichtlicher
ckelung der Selbständigkeit entgegeneilen

mussten, wiederholt er seine K
Ansehen von Kaiser und Rei
Sonach darf nicht befremden,
schon ein entschiedener Anhän
Lehre, mit dem politischen St
die junge Kirche behauptete, n
den ist. Die Bewegung der Ge
stürmisch, sie greift zu schonu
er möchte die hochgehenden Wo
sätzen besprechen und mit seine
ternheit die überschäumende J
Solche Stimmen aus der Mitte
schen Lagers verdienen um so
als sie nur vereinzelt laut werd

Dem Verf. des Tagebuchs is
verhasst oder doch bedenklich;
nicht, wenn seine »treu untert
nung« kein Gehör beim Fürst
gar ein hartes Schelten nach sic
treue lässt ihn die Ausführung
ihm widerstrebenden Auftrags ü
bald solche »mit Gott, Ehre
schehen kann. Es wurmt ihn,
nicht straff genug gehandhabt
im Gebiet der Grafen von Hen
rechterhaltung des Landfriedens
geistliches Gut der gräflichen
det. Ein solches Verfahren, n
sich nicht mit dem ehrbar für
Ossa ist weit entfernt, die Mäng
stantischen Kirche zu verkennen
Spaltungen unter seinen Glaub
zu Herzen und beim Jahre 155
in die Klage ausbrechen: »W
Dinge hinaus, wie gar bestürzt
die armen Leute, die nichts w

on ihren Predigern hören und unter den
en und unnöthigen Artikeln keinen gewis-
nterschied machen können.« Am wenig-
kann er sich mit einer unduldsamen, mass-
fernden Geistlichkeit befreunden; er ist der
ingten Verwerfung der Lehre von den gu-
Verken entschieden abhold, er räumt der
ichkeit kein Recht ein, in politischen Din-
nitzusprechen und hält mit dem Unmuth
zurück, wenn er dem Tischgebet des Va-
ers ein »erlöse uns vom Interim« einschal-
irt.

gleich bei seinem Eintritt in den kurfürst-
Dienst gerieth Ossa bezüglich der Beset-
des naumburgischen Bischofsstuhls in Wi-
uch mit seinem Herrn, weil seines Dafür-
s, das gute Recht für Pflugk spreche;
iderstrebte ein eigenwilliges, den Reichs-
utionen zuwiderlaufendes Eingreifen des
n in die Rechte der Kirche und die Be-
se des Capitels. Wie jedes rasche Zufah-
n ängstigte, so konnte er den Krieg ge-
Heinrich den Jüngeren nicht gutheissen;
be, behauptete er, widerstreite den Satzun-
es Reichs, für eine friedliche Ausgleichung
Aussicht nicht benommen und überdies
zu bedenken, dass deutsche Stände zu-
gegen den Glaubensfeind geeint und ge-
sein müssten. Uebervorsichtig im Abwä-
er Verhältnisse wollte Ossa immer den
en Weg und das zu einer Zeit, die zu
vindem Handeln drängte. Wie hätte es
Reibungen in der Kanzleistube und mit
Herrn fehlen können! Wie er sich gegen
berziehung des Wolfenbüttlers ausgespro-
hatte, so rieth er vom jülichschen Kriege

ab. Dieser Unfriede, diese
Reiche lag schwer auf ihm
nicht, als Verfechter der Leh
ten, welche die Stände dem K
Er konnte den Ausspruch s
»man habe mehr auf Förderun
tes als auf das Recht zu sehen
fassen, als er der Ueberzeugun
thers Lehre auch ohne Verletzu
Rechtes sich Bahn brechen we
Im Jahre 1545 legte Os
Kanzler nieder; er war der I
ckereien in der Rathsstube
sich nach Ruhe. Es war ein
welcher er sich solchergestalt
Studium des Rechts hingeben
Sitz im kurfürstlichen Hofgeri
sich mit der Abfassung von G
tigte. Anerbietungen auswärti
den gelehrten und gewissenha
ren Dienst zu ziehen wünsch
nicht bewegen können, aus
herauszutreten, aber der Auffo
fürst Moritz konnte er nicht w
sich in dessen Bestallung und
inneren Widerstrebens und ob
berzeugung von der Erfolglosi
gabe hegte, die heikle Gesan
kaiserlichen Hof in Inspruck, u
Kurfürsten um die Freiheit d
werben. Dass während des die
nigung gegen das Reichsoberha
de, war ihm unbekannt. Wie
so nahm dessen Bruder und Na
müthigen und viel erfahrenen
Rath an.

Venn die Besprechung von Fragen des Rechts der Politik in diesen Aufzeichnungen über-, so fehlte es dem zur Seite doch nicht an tellungen von häuslichen Scenen und Fami-reignissen, an kurzen Itinerarien und Schil-ngen von kleinen Erlebnissen, Festlichkei-Persönlichkeiten, mit denen Ossa auf ge-tlichen Reisen in Berührung kam. Als er 1546 nach Münden begab, um der Ver-ung Elisabeths, Wittwe von Erich dem Ael-, mit Poppo von Henneberg beizuwohnen diese ihm ein Exemplar ihres unvergleich-n Büchleins »Unterricht und Ordnung für den Jüngeren« einhändigte, konnte, so nt es, die feierliche Versicherung der Für-dass sie die Schrift ohne menschliche Bei-verfasst habe, den Gast von der Wahr-dieser Angabe nicht überzeugen. Wer beth aus ihrer umfangreichen Correspon-kennt, ihre Sicherheit, den feinen Tact, welchem sie unter den schwierigsten Ver-issen die vormundschaftliche Regierung e, wird keinen Augenblick Bedenken tra-in der frommen, vielseitig gebildeten und rfahrenen Frau die alleinige Verfasserin je-Schrift zu erkennen.

ls Anhang des mit dem Jahre 1555 ab-ssenden Tagebuchs giebt der Verf. einen ältigen Auszug aus Ossas s. g. »Testamente einen gnädigsten lieben Herrn« eine um-nde und gewissenhafte Beantwortung der Kurfürsten August gestellten Anfrage »wie gottselige starke wohlmässige unparteiische z im Lande zu erhalten.«

Erster, Zweiter, Dritter Be
Germanische Gesellschaft
sität Leipzig von Dr. H. Br
zig. Commissionsverlag der I
handlung. 44. 52. und 82

Der durch manche fleissige Ar
Dr., jetzt ausserordentlicher Prof
des in Leipzig, versammelt um si
welche Interesse für Geschichte
Wissenschaften haben und sucht
anstaltung und Leitung von Ar
Studien zu fördern. Das ist se
auf den meisten deutschen Unive
hen, mitunter in förmlichen vo
begründeten und unterstützten S
derswo in freierer Weise, wie es
Docenten angemessen erscheinen m
sich freuen, dass sich diesen B
Förderung historischer Studien e
nigungspunkt angeschlossen hat,
recht absehen, wozu es nöthig
gerade dieser öffentlich von sic
Um ein Urtheil über das wohl in
hung eigenthümliche Verfahren, d
Berichte einschlägt, scheint es
thun zu sein, und ich bin fern d
Kritik desselben geben zu wollen
geglaubt, ein Wort sehr entsch
kens aussprechen zu sollen gege
lichung solcher Aufsätze, wie sie
gereichter Arbeiten der Theilneh
sellschaft in dem 2ten und 3t
druckt sind. Es mag sein, dass

arien oder Uebungen auch anderswo manch-
u Anfang nicht besser gemacht werden;
ich denke, keiner meiner Collegen wird
öffentlich vorzulegen sich bewogen fin-
Ueber Ackerbau, Dörfer und Städte bei
lten Deutschen, über die Volksversamm-
derselben, über das Wergeld nach den
barbarorum, über die angebliche Theil-
der Sachsen an dem Krieg der Franken
die alten Thüringer, über das Verhältniss
Friedrich II. zu der Kirche seiner Zeit,
ber das Verbrechen des Diebstahls nach
tschem Recht wird hier gehandelt, von ei-
der jungen Verfasser ganz fleissig Mate-
usammengestellt oder auch wohl einmal
igne Ansicht entwickelt, aber alles doch
ınfertig, zum Theil ohne Benutzung der
lagenden Literatur, man kann sagen ohne
Ahnung von der Bedeutung der Aufgaben,
e es sich handelt. Man weiss oft gar
welches Publicum sich die Verfasser ei-
h vorgestellt haben, wenn es z. B. in dem
z über den Diebstahl heisst: »So sind
enn mit unserer Betrachtung zu Ende.
sie vielleicht dazu beitragen, dem Leser
eschäftigung mit dem alten deutschen
› lieb und werth zu machen.« Am mei-
Belesenheit und eignes Urtheil zeigt der
ser der Abhandlung über Friedrich II.;
ı mag man wohl die Fähigkeit zur Be-
ıng historischer Stoffe erkennen, für die
i den andern die Beweise vermisse.
Brandes sagt, er habe sich jeder Einwir-
auf die Gestaltung der einzelnen Arbeiten
ten, damit die Verfasser selber die volle
twortung zu tragen, für sich allein Lob

und Tadel hinzunehmen hätten. Aber viel in Betracht kommt die Verantwortung haupt zu solcher Veröffentlichung angereg haben, und ich glaube im Interesse so der gen Leute wie unserer Wissenschaft kann nur wünschen, dass sie nicht fortgesetzt Jene können später an solchen Aufsätzen Befriedigung, diese hiervon keinerlei V haben. Gewiss werden reifere Studierende schon der Wissenschaft manches Fruchtbri liefern können: dazu werden sie in Disse nen oder sonst Gelegenheit haben. Aber dazu die Kräfte sammeln, sich in einen stand vertiefen, und nicht beiwegs und o eine oder die andere Aufgabe erledigen gilt, darf ich wohl hinzufügen, auch nic allerlei Lockungen fähige oder halbfähige zu unsern historischen Arbeiten heranzu wo wir jetzt nur über zu grossen Zudra klagen haben, sondern vielmehr den Ernst des wissenschaftlichen Studiums zu tung zu bringen, ich denke sagen zu mehr abzuschrecken als anzuziehen, die mal in einer gewissen Unklarheit sich als riker ausbilden wollen.

In dem ersten Heft hat Hr Brandes eine Abhandlung gegeben »Die Nobiles de manen«, in der ich mich wundere K. M treffliches und in vieler Beziehung abschl des Buch über den altdeutschen Adel gar benutzt zu sehen, wo übrigens die viel v delten Fragen noch einmal selbständig du sprochen werden.

G. Wait

Göttingische
elehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

r Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück. 17. Mai 1865.

remisches Urkundenbuch. Im Auftrage der
n Hansestadt Bremen herausgegeben von D.
hmck, Dr. phil. Erster Band, 1—3. Lie-
g. Bremen, C. Ed. Müller, 1863 u. 65.
Seiten in Quart.

ast als wenn eine Absicht und ein wohl-
egter Plan dabei vorgelegen, sind in den
n Jahrzehenten für die verschiedenen Lande
deutschen Nordens umfassende und zum
ten Theil ganz vorzüglich bearbeitete Ur-
enbücher erschienen. An das umfangreiche
von Riedel über die Mark Brandenburg
n sich die Urkundensammlungen für Pom-
, Rügen, Mecklenburg, Schleswig-Holstein-
nburg, Hamburg und die zahlreichen Publi-
nen für die braunschweig-lüneburgischen
e. Durch das Urkundenbuch der Stadt
en, dessen erste drei Lieferungen ich hier
esprechen habe, wird ein neues wichtiges
in diese Kette eingefügt.

in Vorbericht, der nach Abschluss des er-
Bandes durch ein ausführliches Vorwort

ersetzt werden soll, giebt Aufschluss über I
und Umfang des Werks. Das Urkundenb
der freien Hansestadt Bremen, heisst es
kann nur die Aufgabe haben, die urkundlic
Quellen der Entwickelung dieses Gemeinwe
— der Stadt und des Gebiets, welches im L
der Zeit mit ihr zu einem Staate zusamme
wachsen ist, — vorzugsweise für die Zeit
Mittelalters zu veröffentlichen. Die Urku
der Erzbischöfe und des Domcapitels des
maligen Erzstifts Bremen sind also danach
geschlossen und hierauf wird gleichfalls in
Vorberichte noch eigens hingewiesen. Weil
aber zwischen der Stadt und dem Erzstifte
so enger Zusammenhang bestanden, dass d
»Geschichte nicht ohne Berücksichtigung
gleichzeitigen Geschichte des Erzbisthums
standen werden kann«, soll ein Anhang z
dem Bande die Regesten der gleichzeitigen
kunden der Erzbischöfe und des Domcap
liefern. — Es ist gewiss zu bedauern,
dieser Plan, die landesherrlichen Urkunden
zu sammeln, jedoch, mit Ausnahme derer,
sich auf die Stadt Bremen und deren G
beziehen, nur in den Regesten kurz zu verz
nen, nicht etwas weiter, bis zur vollständ
Zusammenstellung derselben erweitert ist.
lerdings wäre es in diesem Falle erforde
gewesen, »die ganze erste Hälfte des Ham
gischen Urkundenbuches — nämlich bis
Jahre 1224 — zu wiederholen«, was der
ausgeber weit von sich weist; allein Nien
würde ihn dieserhalb getadelt haben, denn
der grossen Seltenheit des trefflichen Urku
werkes von Lappenberg macht sich nur zu
fig das Bedürfniss einer neuen Auflage gel
die mit diesem Bremer Unternehmen ver

ssmässig noch am leichtesten, Lappenbergs Zuimmung vorausgesetzt, hätte verbunden werden önnen. Doch hat solches nun einmal in dem lane des Herausgebers, der selbst vielleicht ırch die Beschlüsse des Bremer Senats gebunen war, von Anfang an nicht gelegen und müsn wir uns daher mit der engern Begrenzung iner Aufgabe begnügen. Auch werden ja die egesten, für welche nach dem vorliegenden Mariale mit Recht eine grosse Vollständigkeit erartet werden kann und darf, den Mangel einiermassen ersetzen.

Was nun die Ausführung des Plans, vor alm den Abdruck der Urkunden betrifft, so ist ieser in jeder Beziehung zu loben. Orthograhie und Interpunction sind consequent nach en Grundsätzen bearbeitet, die in letzter Zeit nmer mehr angenommen sind und sich alspraktisch rwiesen haben. In den mit Fleiss und Sachunde ausgearbeiteten Noten ist Ueberfluss und ı grosse Sparsamkeit vermieden, die Inhaltsanaben der Urkunden sind meistens genau und ichtig, der Druck ist übersichtlich und correct. 'rotz all dieser guten Eigenschaften habe ich ber doch allerlei an diesem Urkundenbuche uszusetzen und das hängt, wie ich glaube, zuächst mit dem Umstande zusammen, dass der)ruck desselben zu früh begonnen hat, was geriss vermieden wäre, wenn das Werk nicht in ieferungen von mässigem Umfange, sondern ıur in stärkern Bänden ausgegeben würde.

Von andern Rücksichten abgesehen, kann ine solche Form der Publication doch nur dann ınbedenklich sein, wenn das ganze urkundliche Material, welches abgedruckt werden soll, bereits für einen grossen Zeitraum nach allen Seiten hin durchgearbeitet und gesammelt ist, sich

also vollständig übersehen lässt. Dieses nun aber augenscheinlich für das Bremer kundenbuch noch nicht im ausreichenden M geschehen, als der Druck begann. Erforde wäre es gewesen, dass das Manuscript des sten Bandes, der bis Ende des 13. Jahrhun reichen soll, druckfertig vorgelegen. Nun allerdings im Vorbericht gesagt, die für de sten Band bestimmten Urkunden seien grös theils druckfertig abgeschrieben: allein d sind dieselben noch lange nicht fertig für Druck. Dass dieses aber nicht der Fall g sen, als der Druck begonnen, ergiebt sic manchen Ungleichheiten und kleinern Män die bei der Sorgsamkeit, welche sich son der Bearbeitung findet, gewiss vermieden w wenn das Manuscript bereits für den ganze sten Band ausgearbeitet wäre. Ich zähle unter andern die unrichtige chronologische reihung einzelner Urkunden, z. B. S. 162 223, wodurch deren Benutzung sicher seh schwert wird. Bei andern hätte, wie es sonst stets geschehen, in der ersten Note dem Texte angegeben werden müssen, w bereits gedruckt, indem das Fehlen dieses N weises zu dem Glauben verleitet, man habe ungedruckte Urkunde vor sich; dieses n sich z. B. S. 51, 54, 80, 123 u. a. a. St merklich. Dass sich aus einer Bearbeitun Texte für einen weiter reichenden Zeitabs noch viele Bereicherung der Noten hätte g nen lassen, muss als unzweifelhaft ersche wenn mir auch in dieser Beziehung nur w Mängel aufgefallen sind, zu denen ich abe Nichtbeachtung einzelner Quellen zählen Das im Jahrgang 1835 des Vaterländische chivs für Niedersachsen abgedruckte Dipt

iense hätte z. B. an manchen Stellen wohl ent herangezogen zu werden. Namentlich e aber von dem Herausgeber, wie ich fest ie, eine grosse Ungleichheit in der Aufnahler Stellen aus geschichtlichen Aufzeichnunvermieden sein, wenn der ganze erste Band ausgearbeitet wäre, bevor er dem Drucke geben. Dass dieses ein grosser Mangel sei, ich nicht behaupten, denn nach meiner Erng nützen derartige kurze Auszüge dem cher, für den doch die Urkundenbücher t werden, sehr wenig, allein wenn solche rpte einmal aufgenommen werden sollen, so en sie auch vollständiger, als in dem vornden Werke, eingereiht werden. Andere eichheiten, dass z. B. in der Inhaltsangabe Urkunde Nr. 190 ein Bürger Albert »Rex«, r von Nr. 214 aber ein anderer in Ueberng Hermann »Herzog« genannt wird, sind s unwesentlich und wären nur der Sauberler Arbeit wegen besser vermieden worden. einer Ansicht, dass es zweckmässiger gewedie Herausgabe dieses Urkundenbuches bis Vollendung des Manuscripts des ersten Banu verschieben, wird man vielleicht entgealten, der etwaige Nachtheil der jetzigen und Weise der Publication würde dadurch wogen, dass nun auch die neu mitgetheil-Urkunden der Forschung früher zugänglich cht seien. Allein einmal ist doch zu bedendass der Herausgeber eines Urkundenbuchs den momentanen Nutzen desselben im Auge n darf, und dann ist das Werk auch, so nicht ein grösserer Theil ganz vollendet, ehr schwierig zu benutzen. Noch längere wird man die versprochenen Orts-, Perso- und Sachregister entbehren müssen, und

noch länger wird es dauern, bis in dem
führlichen Vorworte die so nothwendige Re
schaft über die benutzten Urkundensammlu
oder Copialbücher, in der Weise, wie in
vortrefflichen Einleitung des Mecklenburgi
Urkundenbuches, abgelegt werden kann. G
diesem werden wir auch eine andere interes
Abhandlung erst mit dem Schluss des B
erhalten. Nicht nur unter den ältesten U
den des Erzbisthums, sondern auch unter
späteren Privilegien der Könige für die
Bremen finden sich merkwürdiger Weise
falsche; über beide will der Herausgeber
Ende des ersten Bandes einen besondern E
geben, der gewiss, nach dem in den Noten
arbeiteten Materiale zu urtheilen, manc
Neues, selbst in Bezug auf die ältern karo
schen Urkunden bringen wird.

Die vorliegenden drei Lieferungen des
kundenbuches enthalten 277 Nummern aus
Zeitraume von 787 bis zum 25. April
Wie gründlich Lappenberg gesammelt hat,
wieder durch die erste jener Lieferungen b
sen. Bis zum 13. Jahrhundert findet sich
keine Urkunde, die vorher ungedruckt ge
wäre. Dass die Zusammenstellung, abge
von ihrem localen Zwecke, trotzdem sehr
dienstlich, braucht für keinen Kundigen er
sagt zu werden. Von 1200 an mehren
dann die ungedruckten Urkunden sehr sta
dass etwa von 1230 an bei weitem die m
bisher noch völlig unbekannt waren. Für
der wichtigsten Ereignisse des deutschen
dens, z. B. den Streit der Erzbischöfe mit
Herzogen von Braunschweig-Lüneburg, di
nern Verhältnisse des Erzbisthums, den
gegen die Stedinger, den Zustand der H

und anderer norddeutschen Völkerschaften, ältesten Landfriedensvereinigungen in jenen nden u. a., erhalten wir durch dieses Urenbuch sehr schätzenswerthe neue Aufkläen, die sich aller Vermuthung nach, gegen Schluss des ersten Bandes noch bedeutend ehren werden.

reifswald. R. Usinger.

---

eschichte des Karäerthums. Von 900 bis der gewöhnlichen Zeitrechnung. Eine kurze tellung seiner Entwickelung, Lehre und Liur, mit den dazu gehörigen Quellennachweivon Prof. Dr. Julius Fürst. Leipzig, r Leiner, 1865. X, 324 u. 122 S. in Oct.

ieses Buch ist im Wesentlichen der zweite des von uns in den Gel. Anz. 1862 S. 593 beurtheilten Werkes, nur dass diese bei- Hälften des vorläufig mit den zwei Bänden lossenen Werkes äusserlich in keine nähere indung mit einander gesetzt sind. Wir hanun schon dort darauf hingewiesen dass Werk sowohl seiner Anlage und Bestimmung einer fleissigen Ausführung und seinem rei- Inhalte nach eine Lücke in unsrer geschichtn Kenntniss ausfüllt, und wir freuen uns hinzufügen zu können dass sein Nutzen h diesen zweiten Theil noch bedeutend geert ist. Die Geschichte der Qaräer wird über die Zeiten herabgeführt wo sich ihre benslehre, ihre Lebensansicht und ihre Sitte am vollkommensten ausbildete und in einem

ungemein unermüdlichen reichen Schriftth
darlegte von welchem viele der wichtigsten
cke sich nicht nur bis heute erhalten ha
sondern auch uns hier in den westlichen
dern allmählig bekannter werden. Die Geschi
der Qaräer seit 1575 bis jetzt ist nur noch
ihres immer unaufhaltsameren Absterbens:
sie wäre, nach ihren Gründen genau geschil
nicht ohne Belehrung; und der Verf. behält
vor sie vielleicht später zu beschreiben.

Aber auch schon die in dem vorliege
Bande entworfene Geschichte der Qaräer
rend einer Reihe von beinahe sieben Jahr
derten erregt überall sehr stark die F
warum eine Religionsgemeinschaft welche
den ersten goldenen Tagen des Islâm's
durch diesen begünstigt sich zuerst so le
und so siegreich erhoben hatte und welche
unstreitig so viele gute Gründe einer dem
mudisch-Rabbanischen Wesen entgegengese
Richtung auf ihrer Seite sah, dennoch nach
len und langen Kämpfen vor dem Talmudis
Judenthume zuerst langsamer und zweifelh
dann immer entschiedener wieder zurück
Schon von den Zeiten Saadija's an welchen
den ersten gewaltigen Bekämpfer der Q
nennen kann und mit dessen Auftreten der
liegende Theil des Werkes beginnt, eröffnet
diese Wendung des überaus langwierig z
und in vieler Hinsicht so widerwärtig anzus
den grossen Kampfes im Schosse des Juden
mes der Zerstreuung; und indem unser
auch die ununterbrochenen Angriffe der Ra
niten auf die Qaräer und zwar diese aus
len schildert welche ihm noch viel näher li
zeichnet er ein sehr farbiges lebhaftes Bild
geistigen Ringens jener Jahrhunderte we

zuletzt nur um so stärker die Frage zuruft
m der lange Kampf ein solches Endé gefunden
. Auf die Beantwortung dieser Frage lässt sich
Vf. nicht ein: er bemerkt zum Schlusse nur,
Entwickelung der Qaräischen Bildung be-
e die einstige Lebensfähigkeit dieser Reli-
spartei, und man könne sogar die Geschichte
Rabbanitischen Judenthumes das ganze Mit-
ter hindurch nicht wohl verstehen wenn man
genauer wisse wie mächtig alles Leben
Bestreben der Qaräer stets auf sie einge-
t habe. Damit lässt der Verf. dieser so
ach denkwürdigen Geschichte volle Gerech-
eit widerfahren, und hält sich von jener ein-
gen Verachtung der Qaräer ganz fern wel-
unter den Anhängern des Talmud's so lange
rrscht hat und noch jetzt zerstreut aus-
it; dies ist ein bedeutender Vorzug der Dar-
ung des Verfs, auf welchen wir auch schon
der Beurtheilung der ersten Hälfte des Wer-
hinwiesen. Allein auf die tieferen Ursachen
ganzen grossen Wendung dieser langwieri-
Geschichte möchten wir dennoch gerne in
iger Weise aufmerksam gemacht werden, zu-
noch eine besondere Ursache heute hinzu-
, welche uns diesen Wunsch sehr nahe legt.
kann nämlich die Qaräer und ihre Stel-
zu den Rabbaniten nach manchen Seiten
nicht unpassend mit den Protestanten und
n Verhältnisse zu den Päpstlichen verglei-
: und es gibt heute unter uns Leute genug
he diesen wohl auch ein ähnliches Ende an-
schen und voraussagen möchten.

Nun aber ist schon dort bei der Beurthei-
der ersten Hälfte dieses Werkes hervorge-
en dass das Qaräerthum von Anfang an we-
ich durch das Emporkommen und die erste

Blüthe des Islâm's bedingt, ja in gewisser W
eine Nachbildung von ihm ist, also auch s
weiteren Geschicke seine Blüthe und sein
mäliger Verfall mit denen des Islâm's enger
sammenhangen. In der That wagte es sich
in den Zeiten seiner mächtigsten Anstren
und Ausbreitung nie über die Länder der H
schaft der Muslim weiter hinaus; und s
dass es von Anfang an sich mit der Arabis
Sprache und Bildung als der damaligen V
macht aufs engste verflochten hatte, musste
ner Ausbreitung schwer zu überschreitende Sch
ken ziehen. Zwar zog es sich in den spät
Jahrhunderten auch noch in das in den le
Zügen liegende Byzantinische Reich und ins
liche Europa herüber: allein eben dahin gi
seit den Zeiten der Kreuzzüge überhaupt
Drängen des Islâm's so gewaltig hin; so
auch diese geringe Ausnahme nichts gegen
wichtige Wahrheit beweist dass das Qaräert
mit dem Islâm stand und fiel. Ist dies abe
dann erklärt sich auch hinreichend warum
Angriffe des gelehrten streitlustigen und sc
geübten Saadija schon um 900 n. Ch. ihm
Wunde beibringen konnten von der es sich
wieder recht erholen konnte. Denn was
junge Brausekopf von dem Aegyptischen Fa
aus gegen die Qaräer und besonders gegen
verehrten Stifter und Häupter in einer
der jugendlichsten und unreifsten Schriften
wandte, das war einem grossen Theile
schwach und ungerecht genug; und leider
wegte sich seitdem der Kampf von beiden
ten lange in den unwürdigsten Ausdrücken
allein Saadija und seine Nachfolger wandten
dieselben Waffen der damaligen Islâmischen
bildung welche zuerst nur die Qaräer erg

ı aufs geschickteste gegen sie zurück; und durch diese Schläge der bittere Kampf ıfig auch nur erst wieder in ein Gleichgegebracht war, so vollendete die eigne Unkeit und Ziellosigkeit der Qaräer das übrige. wollten diese überhaupt etwas Klares und ıaft Erspriessliches, so durften sie ja nicht das Joch des Talmûd's und der Talmudiabwerfen, sondern mussten begreifen was udenthum selbst sowohl für sich als im ltnisse zu aller Heiligen Schrift und zum enthume sei; bis zu einer solchen Freiheit wollten sie nie vordringen, blieben so in unsichern Schwebe, übertrieben nur in ihignen Weise nämlich im scharfen Gegenzu den Rabbaniten die Verehrung des Bien Buchstabens, und wurden auch deshalb endig immer mehr wieder die Beute desn Rabbinismus welcher wenigstens bestimmusste wie man sich sowohl des Christens als des Islâm's erledigen müsse. Die oft rkehrende unglaubliche Härte und Grauit womit die Rabbaniten seit ihrer neuen rkung gegen die Qaräer wütheten und die hier S. 164 f. 194 ff. 296 f. und sonst beben wird, wollen wir deshalb nicht im sten loben. Aber man wird sich nach em auch wohl hüten das Qaräerthum in l eine nähere Vergleichung mit dem Protismus zu bringen.

ir bedauern nur dass die Art wie der Vf. er in so ungeheuer grosser Zahl zerstreurabischen Namen und Wörter wiedergibt, ıngenau und irreführend ist; ein Kenner rabischen kann sich hier zwar leicht zuinden, sonst aber bleibt für andere Leser in der Angabe des Sinnes der vielen Buch-

aufschriften vieles unklar. Ob die Hebrä Aussprache des nur dem Arabischen Mann men سعيد (Felix) in diesen späten Zeiten gebildeten Namens Saadja die bessere sei uns zweifelhaft: wir würden entweder סַעֲדְיָה סְעָדְיָה (auch סַעֲדְיָה) vorziehen, da Name מַעֲזְיָה Neh. 10, 9. 12, 5 von anderer Art doch ist diese Sache unbedeutender.

H.

Die hypodermatische Injection Arzneimittel. Nach physiologischen V chen und klinischen Erfahrungen bearbeite Dr. Albert Eulenburg, Privatdoc. un sistenzarzt der chirurgischen Klinik in G wald. Eine von der Hufeland'schen dicinisch-chirurgischen Gesellsc gekrönte Preisschrift. Berlin, Aug. H wald. 1865. XII u. 218 S. in Octav. Mit lithographirten Tafel.

Die hypodermatischen Injecti nach klinischen Erfahrungen von Lorent in Bremen. Leipzig, Veit u. Co. 48 S. in Octav.

Die erste Anwendung der hypodermati Injection von Arzneimitteln geschah 185 Alexander Wood in Edinburg. Nac zwei Jahre später erfolgten Publication Verfahrens (Edinb. med. journ. 1855. Apr.) dasselbe schnell Anhänger in Grossbritannie Frankreich, ja in den Vereinigten Staate langte eine ärztliche Gesellschaft sogar der neuen Applicationsmethode den unbed

Vorrang vor der innerlichen Darreichung der Medicamente zu vindiciren. In Deutschland hat die hypodermatische Injection weder so rasch Eingang noch so ausgedehnte Verbreitung noch endlich so excentrische Lobredner wie in den vorgenannten Ländern gefunden. Die erste darauf bezügliche Publication rührt aus dem Jahre 1860 von A. v. Franque her, der im folgenden Jahre Arbeiten von Semeleder, Scholz, Jarotzky und Zülzer u. a. m. sich anschlossen. Die ersten Deutschen Bearbeiter sind wie die gleichzeitigen in Frankreich und England, Béhier, Hérard, Bell, Oliver und Rynd nur als Vermehrer der Casuistik der durch hypodermatische Injection heilbaren Krankheiten anzusehen. Es ist das Verdienst A. von Graefe's, das Fundament zu einer streng wissenschaftlichen Bearbeitung der hypodermatischen Injection gelegt zu haben, indem er, auf eine grosse Zahl von Beobachtungen gestützt, es versuchte, genaue Indicationen für die subcutane Application von zwei in der Augenheilkunde wichtigen Medicamenten, Morphium und Atropin, aufzustellen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir seiner Anregung auch die Stellung der auf den Gegenstand bezüglichen Preisfrage der Hufeland'schen medicinisch-chirurgischen Gesellschaft in Berlin zuschreiben, deren gekrönte Beantwortung in der vortrefflichen Monographie der hypodermatischen Injection von Dr. Albert Eulenburg uns vorliegt. So hat es Deutschland von Graefe zu danken, dass es in Bezug auf die in Rede stehende Methode der Arzneiapplication, welcher es seine Aufmerksamkeit erst spät zuwandte, zuerst die streng wissenschaftliche Bahn eingeschlagen zu haben sich rühmen darf und dass es früher als seine Nachbarländer eine

ausführliche Monographie der hypodermatis
Injection besitzt.

Wir wissen nicht, ob Eulenburgs Schrift
verschiedene Concurrenten obgesiegt hat ode
sie allein dem Urtheile der Preisrichter u
worfen war. Sicher aber ist sie des Pr
würdig. Denn sie bringt uns nicht allein
möglichst vollständige Zusammenstellung
dessen, was seine Vorgänger leisteten, son
auch eine grosse Anzahl eigener Beobachtu
am Krankenbette, nach denen die neue App
tionsmethode im concreten Falle zu beurth
ist, und, was uns besonders angesprochen
eine Reihe physiologischer Versuche, welche
die allgemeinen Verhältnisse der hypoder
schen Injection Licht werfen. Das ist eben
lenburg's Hauptverdienst, dass er der fragl
Methode die physiologische Basis schuf, w
ihr bisher mangelte und ohne welche die
cationen für ihre Anwendung nicht präcis
stellt werden können.

Wenn wir im Folgenden an die übersicht
Darstellung des Inhaltes der Eulenburgschen M
graphie einige kritische Bemerkungen knüpfe
haben wir dabei nicht im mindesten die Abs
die Verdienste des Verfs zu schmälern oder
über die Preisrichter in höherer Instanz zu
theilen, wir glauben aber den Autor auf e
Punkte hinweisen zu dürfen, welche bei
zweifelsohne nöthig werdenden zweiten Au
Berücksichtigung und Aenderung verdienen.
Uebrigen sprechen wir es offen aus, dass
dem grossen Fleisse, welchen Eulenburg auf
Studium der hypodermatischen Injection verw
hat, sowie der Umsicht, mit der er seine
suche anstellte, unsere Anerkennung nicht v
gen können und dass sein Buch, wenn es a

was nicht in Abrede zu stellen, an einer gewissen Gedehntheit laborirt, wie sie sich bei jungen Autoren nicht selten findet, eine der wichtigsten neueren Erscheinungen im Gebiete der Pharmakologie ist. Jeder Abschnitt bekundet das Streben nach Gründlichkeit und Wahrheit und von jener transatlantischen Schwärmerei für die neue Methode findet sich in der deutschen Monographie keine Spur; das Für und Wider wird überall genau erwogen; Erfolge werden nicht gemacht und gepriesen, sondern skeptisch geprüft. Grade durch die nüchterne Beurtheilung der therapeutischen Erfolge gewinnt das Buch für den Praktiker bedeutend an Werth.

Die Schrift zerfällt in einen allgemeinen und speciellen Theil. Ersterer umfasst die S. 1—61, letzterer mit dem Anhange, welcher die während des Druckes erschienenen neueren Specialarbeiten und auch noch weitere Erfahrungen des Verfs über die hypodermatische Injection bespricht, die Seiten 61 — 212. Der allgemeine Theil, zu welchem besser noch der den Schluss des speciellen bildende Abschnitt über die forensische Bedeutung der subcutanen Einspritzungen zu stellen sein möchte, zerfällt in 6 Capitel; der specielle, das 7te bis 20te Capitel umfassend, ist nach den zur Injection verwandten Medicamenten zweckmässig geordnet.

Im ersten Capitel gibt Verf. einen historischen Ueberblick über die bisherigen Leistungen im Gebiete der externen Arzneiapplication, wobei die epidermatische Methode mit ihren Abarten (cispnoische Methode, Maschaliatrie), die endermatische nach Lembert und Lesieur, die Inoculation nach Lafargue und Max Langenbeck neben der subcutanen Injection besprochen wird. Ein Literaturverzeichniss, auf

sämmtliche äussere Applicationsweisen bezüg aber nur für die letztgenannte einigerma vollständig, schliesst das Capitel. Eine d weg genaue Kenntniss der älteren Liter über endermatische Application z. B. sc dem Autor nicht zu Gebote zu stehen; würde er wohl S. 152 nicht von einem von mitgetheilten Falle von Vergiftung durch e matische Anwendung von Strychnin reden; Lion referirt in seiner am angegebenen Ort gezogenen mangelhaften Compilation über St ninvergiftungen nur eine längst publicirte achtung von G. H. Richter, dessen Verdiens Lembert'sche Methode in Deutschland eing gert zu haben, bekannt ist. In Bezug a Literatur der hypodermatischen Einspritzun steht übrigens Eulenburg selbst in der Vo ein, dass die ausländischen Arbeiten ihm Theil nur aus deutschen Auszügen bekannt Das ist weniger zu bedauern, als dass E. sche Arbeiten nicht in originali kennt und andern Autoren citirt, wie z. B. die von H. Pletzer in Bremen, welche im Anh nach Erlenmeyer citirt wird, im Litera verzeichnisse fehlt; diese Arbeit findet sic Schuchardts Zeitschrift f. prakt. Heilkunde Ja 1864. S. 253. Uebersehen ist, dass Sche das Extract der Calabarbohne hypoderma angewandt hat; auch scheint es nicht ganz tig, Nussbaum als Entdecker der Verlä rung der Chloroformnarkose durch hypoderm sche Injection von Morphium zu bezeichnen, dies Verfahren in England schon früher g sein soll (vgl. Schuchardt's Ztschr. 1865. H. S. 163). Hinsichtlich der S. 4 von Eulenburg s betonten problematischen Permeabilität der für Arzneistoffe bei epidermatischer Applica

möchten wir denselben auf die neueren Versuche von Rosenthal (Wien. Med. Halle 1862. III. 28) mit Jodkaliumbädern verweisen, welche die ältern Angaben von Braune wesentlich modificiren. Die Anhänger der Hautresorption haben jetzt nicht nur, wie Vf. meint, die therapeutische Empirie für sich, sondern auch das »Gewicht physiologischer Thatsachen.«

Das zweite Capitel bespricht die Technik der subcutanen Injection, die Cautelen und übelen Ereignisse bei derselben, Dosenbestimmung und Wahl der Injectionsstelle. Mit guten Gründen spricht sich Verf. für den Gebrauch der Luer'schen Spritze aus, welche weit leichter und rascher als die Spritze von Pravaz zu handhaben ist und daher in praxi mehr leistet als diese. Beide Spritzen, sowie auch die von Rynd und Leiter sind auf der dem Werke beigegebenen lithographirten Tafel abgebildet. Die von Pletzer (a. a. O.), sowie auch von Lorent benutzte Spritze von Coxeter in London scheint Eulenburg unbekannt geblieben zu sein.

Das dritte Capitel handelt über Resorption und Elimination der injicirten Substanzen; es ist eines derjenigen, in welchen sich die Umsicht der von Eulenburg angestellten Versuche am deutlichsten zeigt. Mit Recht bezeichnet E. als den directesten Weg, die Schnelligkeit der Resorption zu bestimmen, den Nachweis der eingeführten Substanz im circulirenden Blute selbst. Hiefür fehlt leider bei den meisten für die hypodermatische Injection passenden Substanzen die Möglichkeit, weshalb man in der Regel auf diese Methode ganz Verzicht leistet und die Schnelligkeit der Resorption aus dem Auftreten toxischer Erscheinungen nach Application

der betreffenden Substanz oder dem Ueber
dieser in den Urin erschliesst. Eulenburg
nicht darauf verzichtet, sondern in dem A
dalin einen Stoff ausgewittert, welcher zu
sung der Frage, wie rasch nach hypoder
scher Injection Substanzen im Blute ersch
können, sehr geeignet ist. Seine Versuche s
er in der Weise an, dass vor der subcu
oder internen Application die Vena jug
auf einer Seite bloss gelegt, eröffnet und m
ner kleinen federnden Klammer verschl
wurde, dann, nach Einführung des Amygd
in Intervallen von je $^1/_2$ Min. der Versc
gelichtet und eine kleine Blutmenge in ei
tergeschobenes, mit Emulsinlösung gefüllte
etwas erwärmtes Uhrglas entnommen wurde
durch Zusammenbringen von Amygdalin
Emulsin hervortretende characteristische B
mandelgeruch zeigte sich nach subcutaner
tion von Amygdalin schon nach $3^1/_2$—4—
nuten, nach interner Anwendung gleicher
gen Amygdalinlösung erst nach Verlauf von
destens 14 Minuten. Sehr richtig bemerk
dass der Termin der Emulsinreaction nich
Beginn der Resorption des Amygdalins, so
deren Vorgeschrittensein bis zu einer nach
baren Quantität bezeichnet. Wenn er aber
aus den Schluss formulirt, dass bei Einfüh
derselben Substanzmenge in den Magen erst
14 Minuten eine gleiche Accumulation des
tels im Blute stattfand, wie vom Unterhau
gewebe aus nach $3^1/_2$ Minuten, dass als
subcutaner Anwendungsweise auf eine vie
schnellere Anhäufung (und cumulative W
kung) zu rechnen ist, so muss Refer. die
sehr gewagt bezeichnen. Wie kann man

Verhalten einer einzigen Substanz auf das ze pharmakologische Gebiet schliessen? Gibt denn nicht Substanzen, welche erst einer nischen Veränderung durch die Magensecrete ürfen, um überhaupt in das Blut übergeführt den zu können und welche vom Unterhautzellebe aus langsamer oder gar nicht resorbirt den? Ist nicht ferner die grössere oder geere Füllung des Magens massgebend für die ngere oder grössere Schnelligkeit der Resorp-? Und was hat die »cumulative Wirkung« der rascheren Resorption zu thun? Steht e nicht anerkanntermassen im Zusammenge mit der retardirten Zersetzung oder Elilation der Arzneistoffe? Und behauptet Vf. t selbst einige Seiten später, dass die Elimation der subcutan injicirten Medicamente rascher vor sich gehe als bei typischer Darung? Ja, sagt er nicht S. 40 geradezu: nken wir uns die zu obigen Versuchen beten Substanzen durch differenter wirkende sche Körper ersetzt, so hätte die wieder-Einführung derselben von 24 zu 24 Stunbei innerer Darreichung einen bedeutenden ulativen Effect hervorrufen müssen, weil beim reffen jeder folgenden Gabe erst eine relageringere Quote der frühern aus dem Köreliminirt war; bei hypodermatischer Injection gen konnte eine solche cumulative Wirkung öglich stattfinden, weil bei jeder neuen Dolie Ausscheidung der vorhergehenden bereits gt war.« Die gerügten Syllogismen und ersprüche wird Verf. gewiss bei einer zwei-Auflage seines Buches beseitigen. — Von esse ist übrigens im 3. Capitel noch ein chritt über den Einfluss der Applicationsstelauf Schnelligkeit und Intensität der Wirkung

hypodermatischer injicirter Substanzen, w
Verf. zu dem Resultate gelangt, dass die
stigsten Chancen die Wangen- und Schläfe
gend darbieten, demnächst die Regio epigast
die vordere Thoraxgegend, Fossae supra- un
fraclavicularis; die innere Seite des Ober
und des Oberschenkels; der Nacken; äu
Seite des Oberschenkels, Vorderarm, Unters
kel und Fuss; die geringsten der Rücken
Kreuz- und Lumbalgegend.

Von grosser Wichtigkeit ist auch das
Capitel, welches über die örtlichen Wirku
injicirter Substanzen (Narcotica) handelt.
ser Abschnitt enthält die Begründung des
früher von Eulenburg publicirten Resultate
ner Untersuchungen, dass nach subcutaner An
dung verschiedener Narcotica (Morphium,
pin, Coffein) die Tastempfindung an der
tionsstelle bedeutend herabgesetzt ist, zu
Zeit, wo die entsprechende symmetrische
stelle der andern Körperhälfte gar keine
doch nur eine geringe Veränderung ihres
sinnes erlitten hat. Hieraus erhellt zur
denz, dass den subcutan injicirten Narc
oder doch einigen unter ihnen (vom Ver
Strychnin und einigen Opiumalkaloiden ha
nicht dasselbe constatiren können) eine
Wirkung neben ihren allgemeinen zuko
Weitere Versuche Eulenburg's haben darge
dass, wenn man die Einspritzung an einer
macht, wo ein sensibler oder gemischter Ne
stamm oberflächlich unter der Haut verläu
B. am Capitulum fibulae auf den N. peron
die Tastempfindung nicht bloss an der
tionsstelle, sondern im ganzen Hautbezirk
betreffenden Nerven gleichzeitig herabgesetzt
an der Injectionsstelle jedoch im höheren G

e von Eulenburg ermittelten Thatsachen verchen Licht über die Wirkung hypodermatischer ctionen bei Neuralgieen zu verbreiten.

Im fünften Capitel werden die verschiedenen rnen Applicationsmethoden sowie die typi- Darreichung und die Infusion der Arzneien der hypodermatischen Injection verglichen im sechsten die Indicationen und Contraintionen der letzteren folgendermassen festget: Die subcutane Einspritzung ist indicirt, n es sich darum handelt, die Allgemeinwirg eines Mittels möglichst rasch und in mögst kräftiger Weise hervorzurufen (also wo e Indicationen bestehen, wie bei Vergiftun- bei Erstickungsgefahren, ferner zur Coupi- eines Anfalls bei Neuralgieen, Krämpfen, rmittens), ferner wo man mit der Allgemeinung eine directe örtliche Wirkung auf sen- oder motorische Nerven verbinden will ıralgien, Hyperkinesen, Paresen, verschiedene ıerzhafte Localaffectionen), endlich wo die re Darreichung durch functionelle Störungen nitus, Brechdurchfall, gastrische Zustände) mechanische Hindernisse (starke Angina, ophagusstenose, Trismus, Hydrophobie, Arzerweigerung der Irren) unmöglich ist. Diee wird contraindicirt durch den für den ck der hypodermatischen Injection ungeeign Charakter des Medicaments und in der atpraxis durch die Unmöglichkeit einer zuässigen Beaufsichtigung des Kranken nach ction differenter Substanzen. Wir haben nur zu bemerken, dass wir in manchen en von Erstickung der Infusion in die Ve- den Vorzug vor der subcutanen Einspritzung en möchten, weil bei solchen zweifelsohne Resorption in nur geringem Grade erfolgt.

So hat z. B. neuerdings Klebs auf die An
dung des Ergotins in Infusion bei Kohlendu
vergiftung hingewiesen, um direct auf die
lähmte Gefässmusculatur zu wirken; hier is
Infusion entschieden der von Remak
Amendement vorgeschlagenen hypodermatis
Injection vorzuziehen (Deutsche Klinik,
No. 12).

Die im speciellen Theile nebst Nachtrag
gehandelten Arzneistoffe sind, so weit es
um allgemeine Wirkungen handelt, Opium
Opiumbasen (ausser Morphium im Anhange
Thebain, Narcotin und das neuerlich von
Bernard als Substitut des Morphiums em
lene Nowenin), Atropin, Coffein, Aconitin, St
nin, Woovara, Digitalin, Veratrin, Nicotin
Coniin (beide im Anhange), Blausäure, Ch
form, Iod. Hanftinctur, Ergotin (Anhang),
nin, Emetin, Brechweinstein, Camphor, Liq.
mon. anisatus und Sublimat (Anhang). Au
dem sind noch in Capitel 20 die Injectionen
zender Stoffe zur Erregung künstlicher En
dung (die in praxi vielleicht nicht werthlos
der theoretischen Begründung ihres Erfinde
Ideal höheren Blödsinns darstellende Substitu
parenchymateuse von Luton), die An
dung des Broms bei Hospitalgangrän
Brinton, und die Injection von Liquor
sesquichlorati bei Naevus abgehandelt.
mit den aufgezählten Substanzen nicht der
derjenigen erschöpft ist, welche zu hypode
tischen Injectionen tauglich sind, ist selbs
ständlich und wird durch die oben schon
wähnte Anwendung der Calabarbohne d
Schelske documentirt, übrigens von Eulen
auch geradezu hervorgehoben. Ueber die
zelheiten des speciellen Theiles uns so aus

lich zu verbreiten, wie wir es wünschten und wie es der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechend wäre, verbietet die Rücksicht auf den Raum d. Bl. Wir constatiren daher nur, dass der grosse Fleiss und das Beobachtungstalent des Verf. sich in jedem einzelnen Abschnitte offenbart und dass wir seinem Studium eine Reihe neuer Thatsachen verdanken, die für die Medicin im Allgemeinen und die Pharmakologie insbesondre von nicht geringer Wichtigkeit sind. So ist z. B. die von Eulenburg constatirte Wirkung des Chinins (die Reflexcentren lähmend) für die Toxikologie von Interesse, wenn auch die bisherigen Versuche des Vfs über das antidotarische Verhalten zum Strychnin, an Fröschen ausgeführt, uns noch nicht vollständig ausreichend erscheinen. Dass die subcutane Anwendung des Chinins gegen Intermittens, wenn dieselbe in der von Eulenburg angegebenen Weise die Dosis des Medicaments so sehr verringert, trotz des augenblicklich gedrückten Preises desselben in Fiebergegenden eine bedeutende Ersparniss herbeiführt, ist selbstverständlich. Es dürfte sich der Mühe lohnen, zu untersuchen, ob nicht auch dem Cinchonin durch die hypodermatische Injection eine ausgedehntere Verwendung und ein grösserer therapeutischer Werth zu verschaffen sein möchte. Ref. befindet sich leider nicht in der glücklichen Lage, darüber Versuche an Kranken anstellen zu können, die sich dem Verf. in dem an Fieberkranken nicht armen Greifswald leichter darbieten möchten.

In Bezug auf die Morphium-Injectionen möchte Ref. noch die Bemerkung machen, dass das in Frankreich angewendete mekonsaure Morphium seiner ungemein leichten Löslichkeit wegen vor den bei uns officinellen Salzen unbedingt den

Vorzug verdient. E. Merek in Darmstadt
fert die Unze zu 9½ Gulden, das Morph.
crist. zu 6⅙ Gulden. Dass die von Rynd beli
Lösung in Kreosot untauglich ist, was sch
priori klar war, hat Verf. selbst experime
erwiesen. Besondere Berücksichtigung d
noch die Einwirkung der hypodermatisch a
wandten Opiate auf die Retardation des S
ganges bei Gesunden verdienen, über welche
in der bisherigen Literatur Angaben vermi
Die S. 74 u. 75 als Neuralgie im Gebiete
zweiten Trigeminus - Astes aufgeführten Fäl
und 3. glaubt Refer. nicht als solche betra
zu können. Der von Friedreich mit E
versuchten Anwendung hypodermatischer
phiuminjectionen bei Graviditas extrauterina d
die von Bacchetti u. A. in Gebrauch gez
Electropunctur als gefahrloser vorzuziehen

Wenn Eulenburg S. 165 die von Bu
jun. beobachtete Genesung eines mit Stry
Vergifteten nach hypodermatischer Injection
Urarilösung als einen Triumph der angewa
Physiologie bezeichnet, so bedauern wir
darin nicht beistimmen zu können. Es ist
in dem Falle nur auffallend, dass der Kr
trotz des Urari und durch dasselbe nich
Erstickung gestorben ist; die interessanten
suche Richter's haben ja längst erwi
dass von einer antidotarischen Wirkung des
nur dann die Rede sein kann, wenn gleichzeiti
künstliche Respiration eingeleitet wird. In Bu
Heilverfahren bekundet sich nur eine mangel
Kenntniss der neuesten physiologischen
suche.

Bei dem Aconitin hätte die Bezugsquell
gegeben werden sollen. Bekanntlich wirkt
Englische Aconitin, namentlich Morson's A

tine pure, und das nach Hottot's Vorschrift bereitete, viel stärker als das in Deutschland dargestellte, von welchem manche Sorten in grossen Dosen ohne physiologischen Effect bleiben. So ist uns eine Dame bekannt, welche ⅚ Gran Aconitin pro dosi, im Ganzen 5 Gran in drei Tagen, nahm, ohne dadurch irgendwie belästigt zu werden und ohne Veränderungen der Pulsfrequenz und der Sensibilität zu zeigen.

Nach Eulenburg's trefflichem Buche über hypodermatische Injectionen ein neues schreiben zu wollen, müsste man als Ilias post Homerum bezeichnen. Die Arbeit Lorent's ist aber eine gleichzeitige, ohne Kenntniss der Eulenburg'schen Schrift verfasste, und die Versuche am Krankenbette sind zum Theil schon früher angestellt als die in jener mitgetheilten. Die Zahl der Beobachtungen, zu denen das Bremer Krankenhaus das Material lieferte, ist eine sehr bedeutende und deshalb ist auch das Gewicht, welches Lorent in die Wagschale zu Gunsten der hypodermatischen Injection einzelner Medicamente legt, nicht zu gering anzuschlagen. Morphium, Atropin und Strychnin sind die am meisten berücksichtigten Stoffe; doch ist auch mit Daturin, Aconitin. german., Veratrin, Digitalin, Coffein, Colchicin und Chinin, sowie mit Extractum Aconiti experimentirt worden. Im Ganzen sind die gewonnenen Resultate mit denen Eulenburg's übereinstimmend; nur die Wirksamkeit so kleiner Dosen von Sulfas Chinini bei hypodermatischer Anwendung, wie sie Eulenburg bei Intermittens angibt, hat Lorent nicht gefunden. Ein Lapsus ist es, wenn derselbe consequent das stickstofffreie Digitalin als Alcaloid

bezeichnet. Die knappe und anschauliche Darstellungsweise des Verf. machen sein Buch dem beschäftigten Arzte besonders werthvoll und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet dürfte es auch neben Eulenburg's Monographie, die für genaueres Studium der hypodermatischen Injection natürlich zweckentsprechender ist, Beachtung verdienen.

Theod. Husemann.

Cartulaire de Brioude [Liber de honoribus Sto Juliano collatis] publié par l'académie des sciences, belles-lettres et arts de Clermont-Ferrand, avec des notes et des tables par M. Henry Doniol. Clermont, Paris 1863. 385 Seiten in Quart.

Den zahlreichen Publicationen von Chartularen und Urkundensammlungen, die in den letzten Jahren in Frankreich erfolgt und von denen mehrere in diesen Blättern zur Anzeige gekommen sind, reiht sich eine neue an. Es ist auch nicht bloss die grosse Sammlung der Documents inédits, die solche in Paris zu Tage fördert, sondern in den Provinzen ist ein Wetteifer entstanden, die ihnen angehörigen Quellen der Geschichte und namentlich eben solche Sammlungen von Urkunden einzelner Stifter, bekannt zu machen. Man hat hier ein bestimmtes, leichter zu übersehendes und zu bearbeitendes Material, manchmal alles in einer Handschrift bei einander, deren Inhalt höchstens mit einzelnen, anderweit erhaltenen Stücken ergänzt wird. Wenn aber

auch nicht zu verkennen, dass nach einem bestimmten Plan angelegte und geordnete Urkundenbücher ganzer Provinzen oder einzelner Stifter, wie wir sie mehr in Deutschland haben ans Licht treten sehen, ihre wesentlichen Vorzüge haben, so werden wir doch auch jene gerne willkommen heissen, und namentlich bei älteren und wichtigeren Sammlungen, deren Originale vielleicht ganz oder grossentheils verloren, eine solche Veröffentlichung völlig gerechtfertigt halten.

Das ist aber sicher auch bei dem hier vorliegenden Band der Fall. Das Kloster des h. Julian zu Brioude in der Auvergne gehört zu den ältesten und berühmtesten in Frankreich und hat, wie wir hier sehen, einen bedeutenden Landbesitz in den benachbarten Grafschaften gehabt. Die darauf bezüglichen Urkunden sind in einem Chartular unter dem Titel »Liber de honoribus S. Juliano collatis« zusammengestellt, das freilich im Original nicht erhalten, aber wenigstens in einer neuern Abschrift bewahrt ist, die sich in der reichen Sammlung der Pariser Bibliothek befindet und nun hier zum Abdruck gelangt. Recht eigentlich zum Abdruck, sagt der Herausgeber, habe die Akademie dies und ein zweites Chartular von Sauxillanges bestimmt, auf Bearbeitung und Erläuterung dagegen verzichtet. Das geht diesmal so weit, dass nicht allein die Reihenfolge der einzelnen Stücke beibehalten, sondern auch nichts geschehen ist, um ihre Daten zu bestimmen und ihren Inhalt zu erläutern. Keinerlei Noten sind beigegeben, nur eine Einleitung, von welcher der auf dem Titel genannte Herausgeber bescheiden bemerkt, dass das Gegebene keinen Anspruch mache auf ir-

gend welche Vergleichung namentlich mit den Arbeiten Guérards, sondern nichts sein wolle als »des notes de lecture pures et simples.«

Mit jeder Enthaltsamkeit in Ausbeutung des Inhalts für historische oder geographische Gesichtspunkte kann ich mich sehr wohl einverstanden erklären; aber der Mangel aller chronologischer Bestimmungen scheint mir allerdings empfindlich und kaum zu rechtfertigen. Die Sache hat bei den vielfach ungenauen Daten der Urkunden allerdings ihre Schwierigkeit: fast alle zählen sie nur die Regierungsjahre der Könige, und es ist wohl nicht immer gleich beim ersten Anblick zu sagen, wer von den verschiedenen Karl oder Ludwig gemeint ist. Doch muss bei Vergleichung der Aebte oder anderen Vorsteher und Functionäre des Klosters meistens darüber ins Reine zu kommen sein, und ich sollte meinen, keiner mehr als der Herausgeber hätte die Aufforderung gehabt, eine solche Arbeit zu machen und dem Leser die nöthigen Anhaltspunkte an die Hand zu geben. Nun ist dieser hier sich ganz selbst überlassen, und muss sich, wenn er für irgend einen Zweck die Urkunden benutzen und dann doch vor allem die Zeiten unterscheiden will, zurechtzufinden suchen.

Die Mehrzahl der Urkunden gehört dem 9ten, man kann sagen der zweiten Hälfte des 9ten und dem 10ten Jahrhundert an. Die häufig vorkommenden Karoli scheinen meist Calvus und Simplex zu sein; ich wüsste keineNummer bestimmt Karl dem Grossen beizulegen. Einzeln begegnet Ludwig der Fromme (Nr. 252. 338); Pippin wird wohl immer sein Sohn, der König von Aquitanien sein, wie an manchen Stellen ausdrücklich gesagt ist (Nr. 127. 172. 191). Dagegen geht

e Urkunde bis in die Zeit des princeps, wie
heisst, Waifarius hinauf (Nr. 25): sie han-
von einem Gut, welches der Vorgänger
nald der Kirche entzogen. Hr Doniol setzt
jedenfalls nicht richtig die ältesten Stücke
den Anfang des 9ten Jahrhunderts. Die Ur-
den gehen hinab bis auf die Zeiten König
nrichs und Philipps, einzelne scheinen selbst
h späteren Ursprungs zu sein, tragen aber
en etwas fremdartigen Charakter an sich und
gen später an leeren Stellen des Chartu-
nachgetragen sein. Das Original desselben
d jedenfalls dem 11ten Jahrhundert angehört
en.

Ueber die frühere Benutzung des Chartulars
r Herausgabe der einzelnen Stücke wird auch
nts bemerkt: es ist aber leicht nachzuweisen,
s Baluze, sei es diese Abschrift oder das
ginal, kannte: er hat jene Urkunde des
ifar und mehrere andere publiciert. Die Ver-
chung dieser spricht nicht eben für die Ge-
igkeit des hier gegebenen Textes, der viel-
modernisiert und zurecht gemacht erscheint,
es, dass die Schuld den Herausgeber oder
von ihm benutzte Copie trifft.

Nur vier Nummern sind von fränkischen Kö-
en (Nr. 334. 338—340), Ludwig dem From-
n, Pippin, Karl dem Kahlen und Ludwig IV.,
früher bekannt (Böhmer, Reg. Kar. Nr. 374.
7. 1785. 2007), ein paar andere von den
fen Bernhard und Wilhelm (comes, dux et
tor Nr. 228, oder comes, marchio und senior
64, wie dieser genannt wird, oder bestimmter
uitanorum dux, Aquitanorum dux et marchio
51. 66), die das Kloster längere Zeit in
nden hatten, oder von Bischöfen der Nach-

barschaft: alles andere sind Schenkungen von Privaten, oder Notizen bezüglich auf Güterverhältnisse des Stifts. Die Schenkungen tragen alle auch einen sehr gleichartigen Charakter an sich: Uebertragung von Land verschiedener Art gegen Niesbrauch für Lebenszeit des Schenkers oder einiger anderer namhaft gemachter Personen.

Dabei kommen eine Anzahl wenig üblicher oder gar nur aus diesen Urkunden nachzuweisender Ausdrücke von Land oder Landbesitz vor, die nicht ohne Interesse sind und die der Herausgeber grossentheils in der Einleitung hervorgehoben und kurz besprochen hat. Im Ducange auch der letzten Ausgabe fehlen davon*) z. B. *aratrarium* (Nr. 176), *aridiva* (Nr. 199: aridivas tres cum mansis). Wenn aber der Herausgeber dazu auch *hostis* in einer ganz besonderen Bedeutung rechnet, so ist ihm freilich ein sehr komischer Irrthum passiert: Ce dernier mot, sagt er, est appliqué très-vaguement; il s'agit d'une terre donnée à Saint-Julien, *terram unam;* le donateur, qui paraît avoir rédigé lui-même l'acte et l'avoir fait avec une affectation cherchée de tournures et de termes, qualifie cette *terra*, dans le cours de la charte, de: *ille antiquus hostis* [222]. In Wahrheit lesen wir aber in der angezogenen Urkunde: cedo .... terram unam .... ut, quando de hoc seculo migrabo, ille antiquus hostis in me nullam habeat potestatem, sed crucis coelestis etc. Also der Teufel hat sich hier Hrn Doniol in ein Land verwandelt! —

Ein Wort, das Ducange nur einzeln kennt

*) Ebenso der Ausdruck *carta conferteria* Nr. 204.

(VI, S. 862), *vivolaria*, und als eine Art Zins, gleich dem in Spanien später üblichen violarium, erklärt, findet hier älteren Beleg, N. 113: casam.... teneat J. decanus in vivolaria, und dies wird nicht übel S. 22 gedeutet: zu lebenslänglichem Besitz; undeutlich ist aber Nr. 327: aliquid de rebus nostris quas nobis B. per quartam quae vocatur vivoralia dereliquit, und wie mir scheint zweifelhaft, ob dasselbe Wort gemeint ist. — Auch zu dem seltenen *parrago*, *parrigo* (Ducange V, S. 105) findet sich hier ein weiterer Beleg: cum . . . . parigine una et salicia.

Das Wort *cultura* bezeichnet hier einen Landbesitz, der häufig einen eigenen Namen trägt. — Wiederholt findet sich der sonst nicht bekannte Ausdruck *terra comitalis* für Land, das zur Grafschaft, zum Gräfenamt gehört (Nr. 57. 142); vgl. D. V. G. IV, S. 141. Dem entsprechend heisst es von Land zum Amt eines Vicarius: terram de illa vicaria Nonatensi (Nr. 109). —

Sehr häufig ist der Gebrauch von *aicis* als Bezeichnung für eine Abtheilung des Landes. Guérard (Essai sur le système des divisions territoriales S. 49) führt nur ein Beispiel an aus einer Urkunde, die eben aus diesem Chartular stammt (Nr. 95); andere giebt aus eben dieser Quelle die Ausgabe des Ducange (I, S. 154), und ausserdem werden hier ein paar weitere Stellen beigebracht. Jetzt liegt ihrer eine ganze Fülle vor, und andere, bemerkt der Herausgeber, wird das Chartular von Sauxillanges bringen. Ganz deutlich ist die Bedeutung aber doch nicht. Am wenigsten richtig scheint, was von den Herausgebern des Ducange und Hrn Doniol angenommen wird, dass der Ausdruck im allgemeinen gleichbedeutend mit

vicaria sei. Dies ist in der That nicht der Fall. Einzelne Stellen zeigen die Verschiedenheit sehr deutlich, z. B. Nr. 16: in aice Brivatensi, in vicaria Cher.; 37: in aice Brivatensi, in vicaria Rad.; 325: situs in aice Brivatensi, in eadem vicaria. Vergleicht man damit Nr. 142, wo es heisst: in comitatu Brivatensi, in ipsa vicaria, und nachher von einem andern Gut: in ipso aice seu in ipsa vicaria, so kann man nicht zweifeln, dass es hier für »comitatus« steht; vergleiche Nr. 45: in comitatu Briv., in eadem vicaria, und nachher: in ipsa aice; 55: in aice Brivatensi . . . . in alio comitatu qui dicitur Telamitensis. Dagegen wird allerdings aicis einzeln auch neben comitatus (Nr. 15) gebraucht, einmal aber auch neben comitatus und vicaria; Nr. 19: in patria Arvernica, in aice Limanico, in comitatu Telamitensi, in vicaria Broniensi; aber auch hier kann man wenigstens nicht an eine kleinere Abtheilung, nur etwa an den Begriff eines »pagus« noch verschieden von comitatus denken. Und darauf werden auch sonst die meisten Stellen hinauslaufen. Steht es mitunter von solchen Districten, die anderswo vicariae heissen, so ist zu erinnern, dass auch pagus nicht selten auf die Theile der Gaue oder civitates angewandt wird. Neben »pagus« wird es aber fast nie gesetzt; ich habe nur einen Fall bemerkt, wo, wie in dem vorher angeführten Beispiel in aice Limanico, steht »in pago Limanico«, und daneben von einer Unterabtheilung: in aice Nonatensi; »pagus« kommt überhaupt selten vor, dann meist der pagus Arvernicus, für die Auvergne überhaupt, wofür sonst patria, orbis, einige Male auch comitatus steht, zum Beweis, dass ein recht con-

nter Sprachgebrauch für diese verschiedenen nddistricte sich nicht findet. Aber darum nn man doch nicht mit dem Herausgeber sa-, dass das Wort eine bald beschränktere, d ausgedehntere Bedeutung als vicaria habe. enigstens, wenn er meint, dass es auch auf biete einzelner Villen oder Dörfer angewandt , so ergeben die S. 13 angeführten Beispiele s nicht. Nr. 95 (nicht 195) liest sein eigner xt nicht, wie er dort citiert: in aice Mussia-nsis villae, sondern, und ohne Zweifel richtig: aice Mussiacensi, in villa etc.; Nr. 335 ist tt »in ipsius aice et vicaria« zu lesen oder zu stehen, wie Nr. 142 und sonst: »in ipsa aice vicaria«, wo sich aicis wieder auf den vorher-nannten comitatus Telamitensis, vicaria auf die . de Maciago bezieht; in Nr. 337 weist das ipso aice« entweder auf die vicaria Nona-sis oder auf den vorher genannten comitatus vatensis zurück, und dasselbe gilt von ei- zweiten Stelle der Urkunde, die die Aus-be entstellt so abdruckt: et in ipso, aizo, villa.

Bemerkenswerth sind in einigen Urkunden auffallend zahlreichen Personen, zu deren elenheil eine Schenkung dienen soll, Nr. 272, en Vater und Mutter, pro dilectis amicis, 16 men, et pro ceteris innumerabilibus qui diffi-ter possunt recitari, seu etiam pro omnibus elibus nostris et amicis atque propinquis; vgl. . 315.

Ein ganz lehrreiches Beispiel, wie im 9ten rhundert die Begriffe Beneficium und Precaria einander liefen, giebt Nr. 132: Eldegarius bit-, dass ihm *ad beneficium* concederetur quae-n villa; dies bewilligt der damalige Vorsteher

des Klosters, der Erzbischof Fructarius von Bordeaux, ea videlicet ratione, ut quamdiu vixerit Eldegarius quasi *per praestitum beneficium* nostrum ei liceat possidere et nunquam alienare, nec vendere, nec in ullo naufragio ponere, habeat tantum, ut diximus, cunctis vitae suae diebus usum et facultatem tenendi beneficium; dafür hat er andere Güter der Kirche verkauft, doch so, dass er für Lebenszeit titulum usuarium behält und Zins zahlt; zuletzt heisst es von dem ganzen Act: Facta est praecaria ista etc. — Nr. 26 sichert einer den Ususfruct nach seinem Tode auch seinem senior Heralius. — Die vorher angeführte Urkunde des Waifar, die durch den Gebrauch von »compendium« für »beneficium« merkwürdig ist, war, wie bemerkt, schon aus Baluze bekannt.

In Nr. 43 wird bei einer Schenkung der Zustimmung der Frau gedacht, unter Beziehung auf die Lex Salica: consentiente sodali mea Fredegunde, sicut lex Salica docet, und am Schluss: Fredegunde ejus conjuge consentiente.

Sonst mag ich noch hervorheben, wie die Aussteller der Urkunden sich zu den Fränkischen Königen, nach deren Regierungsjahren sie rechnen, verhalten. Oefter steht wohl einfach die Bezeichnung rex oder rex Francorum, nicht selten aber der Zusatz: et Aquitanorum princeps (Nr. 51. 66. 70), oder bloss: et (seu) Aquitanorum (Nr. 77. 81. 145), wo der König Odo als Odilo erscheint, Nr. 154) vgl. Nr. 331: Rotberti clarissimi regis Franciani sive Aquitaniani. Andere, und nicht bloss Pippin, Kaiser Ludwigs Sohn, sondern auch Odo, Karl, Rudolf, werden manchmal bloss als rex Aquitanorum bezeichnet. Lebhafte Sympathien scheint man für den un-

glücklichen Karl den Einfältigen gehabt zu haben: es heisst Nr. 39: anno tertio que (l.: quo) Karolus rex per infidos Francos dehonestatus est; Nr. 167: anno primo regnante Rodulpho rege et Carolo in custodia tenente; Nr. 315: anno quarto quo Franci dehonestaverunt (so ist zu lesen statt: francidae inhonestaverunt) regem suum Karolum et contra legem sibi Rodulfum in regem elegerunt; Nr. 327: anno quarto quo infideles Franci principem suum Karolum propria sede exturbaverunt et Rodulphum elegerunt, Roberto interfecto.

Die auf dem Umschlag des Bandes gemachte Ankündigung, dass das Cartulaire de Sauxillanges unter der Presse ist, nehmen wir mit Dank entgegen, auch wenn die Ausgabe voraussichtlich nicht eben mehr als diese alle Anforderungen oder Wünsche, die man machen möchte, befriedigen wird. Es ist doch ein weiteres Material für die Erforschung der Verhältnisse des fränkischen Reiches durch diese Publicationen gegeben.

G. Waitz.

Dictionnaire de l'administration française par M. Maurice Block, avec la collaboration de M. M. Alauzet, chef de bureau au ministère de justice, P. Andral avocat, Barreswil, commissaire expert du gouvernement etc. Troisième tirage. Librairie administrative de Veuve Berger-Livrault et Fils. Paris, Strassbourg 1862. VII u. 1630 S. gr. 8.

Dictionnaire général de la politique par M. Maurice Block, avec la collaboration d'hommes d'état, de publicistes et d'écrivains de tous les pays. T. I. VI u. 1176 Seiten. T. II 1140 Seiten. Paris. O. Lorenz libraire-éditeur 1864. Gr. Octav.

So wenig es den höchsten Anforderungen an die Bearbeitung einer Wissenschaft entspricht, dieselbe in der Art und Ordnung eines Wörterbuchs zur Darstellung zu bringen, da eine solche rein äusserliche Anordnung von vorn herein darauf verzichtet, den innern Zusammenhang der einzelnen Lehren nachzuweisen, so hat doch eine derartige Behandlungsweise auch ihre ganz besondern Vortheile. Abgesehn nämlich von dem praktischen Gesichtspunkte, dass auf diese Weise die Resultate der Wissenschaft sehr viel leichter zugänglich gemacht, und deswegen an maassgebender Stelle eher berücksichtigt werden, so bringt die Vereinigung einer Mehrzahl wissenschaftlicher Kräfte, wie solche bei diesen Unternehmungen die Regel ist, den doppelten Vortheil mit sich, dass einerseits die einzelnen Lehren von den anerkanntesten Autoritäten des Fachs behandelt werden können, während bei Kompendien die Kraft eines Einzelnen ausreichen muss, und dass andererseits die Berücksichtigung des Gesammtgebiets des betreffenden Wissenszweigs möglich ist, was bei monographischen Bearbeitungen, die ohne Rücksicht auf einen derartigen Plan unternommen werden, dem Zufall unterliegt.

Wenn in Bezug auf Rechts- und Staatswissenschaft gerade in Frankreich alphabetisch geordnete Werke des verschiedensten Umfangs

früh unternommen sind, die noch jetzt vielfach ülfsmittel für die Kenntniss der Geschichte anzösischen Rechts benutzt werden können, ihen sich die beiden neuern dictionnaires, unter Leitung des Herrn Maurice Block, Chef im Ministerium des Ackerbaus, Han- und der öffentlichen Arbeiten entstanden den frühern Werken dieser Art wür-n.

as erste derselben beschränkt sich auf das ive französische Verwaltungsrecht, welches ntlich theoretisch wie praktisch einen Grad von Vollendung erreicht hat, in manchen Beziehungen zum Vorbilde die-kann. Der Herausgeber hat unter seinen beitern die Namen von Cotelle, Dufour, rière und Reverchon; die Verfasser der meisten Artikel jedoch sind höhere Ver-ngs-, namentlich Ministerialbeamte, denen die Bearbeitung derjenigen Materien über-n ist, mit denen sie praktisch ex professo un haben. Die Lösung der meistens kei-egs leichten Aufgaben ist eine solche, dass rch ein höchst ehrenvolles Zeugniss für die tüchtigkeit des höhern französischen Beam-ums abgelegt wird, und dass der Wunsch Nachahmung in solchen Ländern sich gel-macht, bei denen vermöge ihrer staat-Bedeutung die Schwierigkeit einer sol-Arbeit sich lohnen würde, also insbeson-in Preussen, wenn gleich die neueste Dar-ng des preussischen Verwaltungsrechts Rönne in manchen Beziehungen kaum troffen werden kann, namentlich was Ge-keit im Einzelnen und Vollständigkeit be-

Als ein besonderer Vorzug des Wörterbuchs für Verwaltungsrecht ist noch zu erwähnen, dass bei den einzelnen Artikeln sehr vollständige literarische Nachweisungen sich finden, die oft über mehrere Seiten sich erstrecken, und namentlich dem Auslande erwünscht sein müssen.

Durch passend angelegte Register wird die Benutzung sehr erleichtert.

Das zweite Werk, welches hier zur Anzeige vorliegt, umfasst das gesammte Gebiet der Staatswissenschaften im weitesten Umfange, also allgemeines und positives Staatsrecht, Völkerrecht, Kirchenrecht, Politik, Polizeiwissenschaft, Nationalökonomie, Finanzwissenschaft, Statistik, und allgemeine Staatengeschichte, erinnert also insofern an die neuern deutschen alphabetisch geordneten Darstellungen der Encyklopädie der Staatswissenschaften. Indessen sind die Artikel in dem französischen Werke zahlreicher, als in den beiden deutschen, obgleich an äussern Umfang der dictionnaire général de la politique hinter dem Staatslexicon und Staatswörterbuch weit zurückbleibt. Das hindert jedoch nicht, dass einzelne Gegenstände auch hier sehr ausführlich behandelt sind; die äussere Ausstattung ist aufmöglichste Raumersparung bedacht gewesen. Manches freilich vermisst man, z. B. die biographischen Artikel, die namentlich bei Bluntschli einen sehr bedeutenden Raum einnehmen, fehlen hier ganz.

Ohne auf die Beurtheilung einzelner Abhandlungen einzugehen, müssen doch zwei Vorzüge, die sich auf das Werk im Ganzen beziehen, rühmend hervorgehoben werden. Zunächst die durchaus sachgemässe, durch keine

eidoctrin gefärbte Behandlungsweise. Mag
ı im heutigen Frankreich die Versuchung
lergleichen, namentlich für Beamte der hö-
ı Administration sehr fern liegen, jeden-
wird die Brauchbarkeit dieser Aufsätze
ch den durchgängig in ihnen herrschenden
tivismus sehr erhöht. Bei einem Buche,
ches doch zunächst zum Nachschlagen und
augenblicklichen Belehrung bestimmt ist,
l auch eine übertriebene Hervorkehrung des
tsächlichen sehr viel mehr am Platze sein,
noch so gute Betrachtungen de lege ferenda.
unsererseits wenigstens haben gar nichts dage-
wenn in dem Artikel Pavillon die sämmtlichen
gs- und Handelsflaggen beschrieben, in dem
kel Ordres de chevallerie die sämmtlichen Or-
aufgezählt, in dem Artikel Papauté die Regie-
gsjahre sämmtlicher Päpste angegeben werden.
beinahe überreiches genealogisches Material
ält noch der Artikel Dynastie. Auch die
hweisungen über die wichtigsten europäi-
n Zeitungen und Zeitschriften, ihre Entste-
g und Entwicklung sind sicher nicht zu ta-
ı.

Der zweite Vorzug ist sodann die umfas-
le Berücksichtigung, welche den Zuständen
andern europäischen Länder zu Theil ge-
den ist, wodurch ein nicht unwichtiger Bei-
; zur vergleichenden Rechts- und Staats-
enschaft geboten wird. Es ist in dieser
sicht namentlich auf diejenigen Artikel hin-
eisen, in denen Verfassung und Verwaltung
einzelnen Länder unter Mittheilung eines rei-
ı statistischen Materials ausführlich dargestellt
d. Dieselben sind nach einem gemeinsamen
ne gearbeitet, und häufig die wichtigern Un-

terabtheilungen besonders befähigten Verfassern übertragen, wie z. B. die Darstellung der englischen Verfassung von Lord Brougham, der amerikanischen von Labaulaye herrührt. Vor allen Dingen ist jedoch auf Deutschland grosse Rücksicht genommen; ich verweise namentlich auf die Artikel von Zachariä über den Bund, von Brachelli über Oesterreich, von Strantz über Preussen, von Pözl über Bayern, von Roscher über Sachsen, von Hopf über die sächsischen Herzogthümer, von Richelot über Zollverein u. s. w. Aber auch sonst sind fast bei allen wichtigen Artikeln die ausländischen Zustände zur Vergleichung herbeigezogen, und namentlich die deutschen häufig besonders bearbeitet, wie z. B. Pözl zu den Artikeln Election, Justice administrative, Propriété souterraine eigene Zusatzartikel geliefert hat.

Die Mitarbeiter gehören durchgehends zu den ersten Celebritäten ihrer Fächer; ausser den schon genannten sind namentlich noch hervorzuheben von Deutschen Bluntschli, v. Mangoldt, Julius Mohl; von Franzosen Berthélemy Saint-Hilaire, Batbie, Coquerel, Duvergier de Hauranne, Floquet, Girardin, Guizot, beide Hélie, Lavergne, Ortolan, Rémuset, Rénan (Alt. Mahométisme), Royer-Collard, Saint-Marc Girardin, Wolowsky, Vivien Saint-Martin etc.

Ernst Meier.

Göttingische
lehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.
tück. 24. Mai 1865.

---

träge zur Kirchenverfassungsgeschichte und
npolitik insbesondere des Protestantismus
r. K. B. Hundeshagen. Erster Band.
den 1864. XXII u. 546 S. in gr. Octav.

ses Werk des verehrten Heidelberger Theo-
umfasst drei geschichtliche Abhandlungen,
äusserlich unabhängig von einander sind:
religiöse und das sittliche Element der
chen Frömmigkeit nach ihrem gegenseiti-
erhältniss und dem unterschiedenen Ein-
esselben auf die Lehr- und Kirchenbildung
tern Protestantismus; II. Das Reforma-
erk Ulrich Zwingli's oder die Theokratie
ich; III. Die unterscheidende religiöse
eigenthümlichkeit des lutherischen und des
irten Protestantismus und dessen Rück-
g auf die Neigung und Fähigkeit beider
irchenbildung. Innerlich aber verbindet
Untersuchungen der praktische Zweck, der
schen Kirche Deutschlands zu zeigen, dass
e mit den ihr eigenthümlichen Mitteln
fang an zu einer eigentlichen Kirchen-

bildung nicht gelangt ist, und dass deshalb auch die moderne Repristination oder Uebertreibung der Kirchenamtstheorie eine Befriedigung des Bedürfnisses nach Neugestaltung der evangelischen Kirche nicht verspricht. Ich darf gestehen, dass der Gedankengang des Verfs und die geschichtliche Begründung desselben für mich nicht durchaus unbekannt und neu waren; aber das Gewicht der von dem Verf. aufgerollten geschichtlichen Bilder, und das Gericht, welches sie über die in der Gegenwart bei der Mehrzahl des Klerus vorherrschende selbstgenügsame und selbstgewisse Stimmung ausüben, ist bei verschiedenen Punkten fast erdrückend auf meine Seele gefallen. Wird auch das Buch seinen Weg zu denen finden und von denen reiflich erwogen werden, welche auf ihren Pastoralconferenzen und in ihren Kirchenblättern das schnell entscheidende Wort führen, und die, weil sie im Kleinen, in ihrem localen Amte wirklich treu sind, meinen, dass ihnen ohne gründliche geschichtliche Kenntnisse und umfassende historische Bildung auch die ausschliessliche Leitung der Kirche im Grossen anvertraut sei? Es ist ja leider kein Geheimniss, dass eine Menge von Klerikern zum Urtheil über Strebungen und Aufgaben kirchlicher Art, sowie über Erzeugnisse theologischer Wissenschaft leicht fertig sind, indem sie sich auf die Darstellung in der von ihnen als Autorität gewählten Parteizeitung verlassen und beschränken. Und daher rührt die immer zunehmende verhängnissvolle Gleichgültigkeit oder misstrauische Spannung der Kleriker gegen die theologische Wissenschaft, in der man sich zutraut, das Neue oder Unbequeme, was die theologische Forschung etwa darbietet, als »ungläubig« oder wenigstens

rthlos für die christliche Gemeinde zu ver-
. Diese Separation des Klerus von der
gie, welcher auf den anderen Gebieten
schaftlicher Praxis nichts Gleichartiges zur
geht, ist freilich ein Zeichen separatisti-
und nicht kirchlichen Geistes, dessen
te wir mit Besorgniss reifen sehen; aber
wir nun das vorliegende Werk als ein
nes Gegengift gegen solche Gesinnung freu-
grüssen, so können wir nach Lage der
nicht sicher erwarten, dass diese Medi-
n den ihrer Bedürftigen in dem nothwen-
Maasse genommen wird. Ref. will seiner-
n dieser wissenschaftlichen Zeitschrift ver-
, dem Buche Leser zu gewinnen.
n Schlüssel zu dem Urtheil, welches der
iber die Disposition des Lutherthums zur
nbildung durchführt, und welches er durch
einere Vergleichungen zwischen den bei-
onfessionsgestalten der Reformation unter-
bietet er uns in der zweiten Abhand-
in der meisterhaften Charakteristik der
ratischen Reformation Zürich's
Zwingli. In der Lösung dieser Aufgabe
rt der Verf. seinen durchgebildeten politi-
Sinn, seine historische Gerechtigkeit und
religiöse Begeisterung für alle Formen
urch Gottes Vorsehung hervorgerufenen
nreformation in um so mehr befriedigen-
eise, als man sich der oberflächlichen und
üchtigen Weise erinnert, in der Stahl vor
Jahren gemeint hat, sich in der Charak-
Zwingli's vergehen zu dürfen. Aber der
der Darstellung Zwingli's durch Hundes-
gilt überhaupt gegen den weit verbreite-
d mit Zähigkeit festgehaltenen Maassstab
theils über diesen Reformator, dem gemäss

man meint, denselben unter Luther herabsetz und deshalb überhaupt geringschätzen zu dür fen, weil er demjenigen Ideal eines Reformator nicht entspricht, das man sich ausschliesslic nach der Person und Wirkungsweise Luther's z rechtgemacht hat (S. 133). In diesem Sin hat auch schon eine Stimme in der Zeitschri für Protestantismus und Kirche sich zurechtwe send vernehmen lassen gegen die vorläufige Mi theilung eines Theiles der Darstellung H.'s den Studien und Kritiken (1862. Heft 4). D überaus sorgfältige und feine Vergleichung Lu ther's und Zwingli's, die sich im vorliegend Buche von S. 136 an durch die Lebensski Zwingli's hindurchzieht, wird mit dem frei nicht neuen, sondern im alten Lutherthum gar dogmatisch fixirten Gesichtspunkt bericht dass Luther als der Prophet unter den Ref matoren Zwingli specifisch überrage. Allein hiedurch doch nicht Luther's ganze eiferv Thätigkeit gerechtfertigt und erklärt werden ka so hat andererseits auch Zwingli's religiöse Le tung des Zürcher Staates nicht nur bei Ander den Eindruck prophetischer Macht hervorgeru fen, sondern ihm selbst ein Gefühl ähnlich Stellung erweckt (S. 217). Was wird also d Unterschied beider Männer bestimmen? D Lebensgebiet, auf das sie ihre Geisteskraft b zogen, und die Schranken, durch welche diesel gehemmt und getrübt wurde. In jener Hinsic erkennt H. bei Luther eine Begabung und Ric tung von überwiegend theologisch-dogmatisch und kirchlich-pastoraler, bei Zwingli eine and von ebenso überwiegend theologisch-politisch und kirchlich-socialer Natur (S. 169). In d andern Hinsicht aber unterliegt Zwingli's ref matorischer Charakter der Schranke der welt

en Rücksichten, die von seiner theokratischen
ndenz nicht getrennt werden konnten; Luther's
ophetischer Genius aber ist beschränkt durch
n Gesichtskreis des ehemaligen Bettelmönches
d getrübt durch die Einseitigkeiten des Pro-
ssors der Theologie. Demgemäss hat sich
ie Triebkraft des lutherischen Princips abge-
ılossen in der Umgestaltung der subjectiven
ömmigkeit und der dogmatischen Theologie;
ejenige, von der man Zwingli bewegt sieht,
ılte sich zugleich gedrängt, Hand anzule-
n zur Reformation der Kirche als socialer In-
tution (S. 165), aber die kirchliche Schöpfung
ingli's ist in Hinsicht auf ihre Grundanlage,
e theokratische Zusammenfassung von Staat
d Kirche, mit einem verhängnissvollen Fehler
haftet« (S. 173). Demnach scheint Zwingli's
ormatorisches Programm in Hinsicht der im
. Jahrhundert zu lösenden Aufgabe umfassen-
r und sicherer zu sein, als das Luther's und
ner Genossen, welche dem Staat nur aus Noth
d mit Misstrauen die Leitung der Kirche über-
ssen. Diese Behauptung der Ueberlegenheit
r Reformation Zwingli's über diejenige Luther's
rd nun freilich geeignet sein, dem ziellosen
rteistreite der unbedingten Verehrer Luther's
ue Nahrung zu verleihen. Deshalb möchten
r den Gedanken H.'s nicht ohne folgende Er-
gung zu dem unsrigen machen. Es kann
ht geläugnet werden, dass nicht bloss der
me, sondern auch die wirkliche Persönlichkeit
ther's eine geschichtliche Nachwirkung übt,
lche der Zwingli's und Calvin's entschieden
erlegen ist. Die lebendige Auctorität dieser
inner ist auf dem Gebiet der reformirten Kir-
e selbst nicht nur dadurch eingeschränkt, dass
e theokratischen Gründungen sich längst aus-

gelebt haben, sondern auch dadurch, dass die Sectenbildungen des Baptismus einerseits und des Methodismus andererseits weite Verbreitung, und der letztere eine noch bedeutendere indirecte Einwirkung gewonnen haben. Luthers reformatorischer Werth hingegen leuchtet nicht nur auf dem engern Gebiete der nach ihm genannten Kirche, sondern überall da, wo man sich auf die Nothwendigkeit der innerlichen religiösen Befreiung zum Zwecke sittlicher Wiedergeburt und Selbständigkeit besinnt. Und mit gutem Rechte! Denn eine Epoche machende Persönlichkeit wirkt in dem Maasse in die Weite und Ferne, als ihr allgemeiner Grundgedanke noch nicht zur systematischen Umspannung aller besonderen Lebensverhältnisse ausgearbeitet worden ist. Dies ist Luther's Fall. Dagegen konnte es nicht ausbleiben, dass indem Zwingli und Calvin die reformatorische Aufgabe auf die Feststellung einer theokratischen Staatsordnung ausdehnten, und indem sie wenigstens eine christliche Sittengesetzgebung als integrirendes Glied ihrer Reformation erstrebten, sie sich an Mittel zu diesen Zwecken banden, deren nur relativer Werth nothwendig zur Zersetzung ihres eigentlichen Werkes gereichte. Wäre Jesus der Systematiker der Ethik gewesen, dem Strauss (am Schlusse seines neuen »Lebens Jesu«) bereit wäre, die Ehre der höchsten sittlichen Mustergültigkeit zuzuerkennen, hätte also Jesus sein Reichsgesetz der umfassenden Liebe gegen Gott und die Menschen specificirt zu den Grundsätzen über die sociale Bedeutung und die sittliche Normalität der Familie, des Staates, der Kunst, des Handels, der Industrie, der Literatur, so würde die geschichtliche Wirkungskraft Jesu gerade die Schranken

anden haben, welche die Einsicht von Strauss
ı zu setzen sich bestrebt. Aber weil Jesus
socialen und sittlichen Werth aller dieser
onderen Lebensgebiete als solcher unbestimmt
assen hat, und weil demnach dieselben, so
sie naturgemäss zur Entwicklung unter den
nschen kommen, ihren sittlichen Werth nur
ch die Unterordnung unter das Reich Gottes
das Gesetz der allgemeinen Menschenliebe
ofangen, so ist vorläufig trotz der Strauss'-
en Art von Geschichtsforschung ein Ende der
cht Jesu über die Menschengeschichte nicht
usehen. Mit der Anwendung dieses Gesetzes
die Stellung der verschiedenen Reformatoren
ften also die Lutherolatren sowohl sich be-
digen, als auch ihre Ansprüche an die als
ner geachteten Reformatoren auf das er-
bte Maass zurückführen.

Zwingli hat den Gedanken von der Rechtfer-
ng durch den Glauben in derselben Präcision
Luther, und zu demselben Zwecke der Re-
rung der innern Heilsgewissheit und des wah-
Werthes des sittlichen Handelns aufgefasst.
ein während Luther die sittliche Wiederge-
t des Menschen als eine übernatürlich noth-
dige Folge des rechten Glaubens erwartete,
e dazu noch besondere Mittel von Gesetz
r Institutionen in Bewegung zu setzen, so
Zwingli durch seine Lebensführung darauf
gewiesen worden, die religiöse Reform und
sittliche Reinigung seines vaterländischen Ge-
nwesens mit inneren und äusseren Mitteln,
ch Ueberzeugung wie durch gesetzlichen
ng zu erstreben. Denn nach Zürich war er
ufen worden von der patriotischen Partei,
che mit ihm die Plage der militärischen Pen-
ien des Auslandes an die Schweizer als Grund

der eingerissenen Sittenzerrüttung anerkannte. Diesem Verderben gegenüber ergriff er vor Allem das Mittel der Predigt des göttlichen Wortes durch zusammenhängende Erklärung neutestamentlicher Schriften. Um aber den Erfolg dieser Thätigkeit durchzusetzen, gewann er der Staatsobrigkeit allmählich sowohl das Verbot des römischen Gottesdienstes, als auch die Reihe von Sittengesetzen ab, in denen dieselbe als berechtigte Vertreterin der christlichen Gemeinde deren religiösen Zweck für den unmittelbaren Staatszweck erklärte. Durch die Institution des »heimlichen Rathes« endlich sicherte Zwingli seinem leitenden Einfluss ein Gewicht, welches in seinem kirchlichen Amte allein nicht begründet war. Man braucht sich das Befremdende und Bedenkliche dieser Gestaltung der Reformation Zürichs nicht zu verhehlen, und darf doch darüber weder die Grossartigkeit des Unternehmens noch die Möglichkeit desselben nach den christlichen Voraussetzungen der Zeit verkennen. Die Bedenklichkeit dieser Art der Kirchenreform hat Zwingli mit seinem Leben gebüsst. Denn die einfache Consequenz seiner Theokratie war die Ausdehnung derselben auf die Eidgenossenschaft, und als das berechtigte Mittel hiezu erschien ihm der Krieg oder wenigstens die kriegerische Demonstration gegen die am römischen Glauben wie an den ausländischen Pensionen festhaltenden Urcantone. In dieser Collision fand er seinen Tod, verschuldeter und unverschuldeter Weise. Denn gerade die Maassregel der Proviantsperre gegen die Urcantone, welche von denselben durch den Angriff bei Kappel durchbrochen wurde, war von Zw. missbilligt worden. Aber wie dieser echt tragische Ausgang des grossen Mannes das innere Unrecht

theokratischen Reformation fast handgreif-
kennen lehrt, und wie er in Zürich selbst
rabsetzung der Theokratie auf die Stufe
ndesherrlichen Kirchenregimentes herbei-
so ist sein Unternehmen dennoch getra-
n einem Zusammenhang herrschender An-
der christlichen Welt des 16. Jahrhun-
die auch H. (S. 77. 92) an ihrem Orte
nnerung bringt, die aber vielleicht eine
chärfere Betonung verdienen, je fremder
gegenwärtig geworden sind.
ist eine Erbschaft der innigen Verflech-
er christlichen Kirche und des römischen
s, und eine Folge der durch ein Decret
aisers Gratian anerkannten kirchlichen
n über die Trinität und die Person Chri-
ss man im 16. Jahrh. weder eine christli-
sellschaft sich vorstellen konnte, in wel-
gerade diese Dogmen bestritten werden
, noch darauf vorbereitet war, dass sich
at dogmatisch indifferent benehmen könnte.
eshalb z. B. die confessio helvetica poste-
ren Anspruch auf Orthodoxie durch aus-
che Berufung auf jenes Decret über den
tab des Katholischen und Häretischen be-
so entspricht nicht nur das Todesurtheil
ervet diesem dogmatischen Standpunkt der
allein vorstellbaren christlichen Gesell-
sondern es erklärt sich von hier aus
las Recht der Züricher, dass sie 1528 ei-
ann hinrichteten, der die Züricher Obrig-
s Ketzer bezeichnet hatte (S. 211). Die-
sah sich eben trotz ihres Abfalles von
ls katholisch an, weil sie dem kaiserlich
tellten Maasse dogmatischen Glaubens zu
echen sich bewusst war. Aber eben auch
Voraussetzung dieser dogmatischen, also

specifisch-kirchlichen Legitimation konnten Obri keiten und Landesherren im 16. Jahrh. sich f hig achten, die rein-religiösen Zwecke der Ki chenreformation in die Hand zu nehmen, als d eigentlich kirchlichen Organe ihre Mitwirku dazu versagten. Dass die von allen Reformat ren zugleich behauptete theoretische Entgeg setzung zwischen Staat und Kirche nicht unmi telbar zum praktischen Maassstabe für den Ve lauf der Reformationsgeschichte wurde, kann al nicht Wunder nehmen. Jener Grundsatz ist vi mehr nur eine Weissagung auf die Zukunft, de sen Recht auf unmittelbare Geltung erst erka werden musste durch endloses Unrecht, welc im Gefolge der halbtheokratischen Maassreg der landesherrlichen und obrigkeitlichen Kirch leitung ausgeübt worden ist. Aber dieses U recht, auch wenn es noch in unserem Zeital nachwirkt, müssen wir verschmerzen, da der i nere segensreiche Kern der Reformation ge deren mächtige Gegner nur wirksam gehal werden konnte durch jenes kirchlich-dogmatis Selbstgefühl der Staaten, welche damals n nach den Voraussetzungen des römischen R ches möglich waren.

Auf diese Bedingung der Kirchenbildung d Reformation leitet nun H. auch schon in d ersten Abhandlung hin. Dieselbe hat al ihre Bestimmung darin, den Widerspruch d ganz- oder halbtheokratischen Vermischung v Kirche und Staat sowohl mit dem Begriffe d der Kirche als auch mit der deutlichen Tend der Reformation erkennen zu lehren, zugle aber diejenigen Bedingungen jenes fehlerha oder unfertigen Verlaufes der reformatorisc Kirchenbildung aufzuzeigen, die in der Lehr dung gelegen sind. Zu diesem Zwecke erinn

rf. daran, dass die Reformation das christ-
Subject durch die Aufweisung des recht-
nden Werthes des Glaubens nicht nur in
ser Hinsicht zurechtgestellt, sondern auch
ncip sittlich befreit und selbständig ge-
hat. Hiemit war nun ein anderes Ver-
s des Subjects zur Kirche begründet und
ndere Form der Glaubensgemeinschaft ge-
t, als welche der Katholicismus ausgebildet
Denn diese ist ebenso mit allen Merk-
des Staates (ausser der Nationalität) aus-
et, wie der »unbedingte« Gehorsam des
iken gegen die Kirche (S. 13) präciser als
gehorsam bezeichnet wird und die »blosse«
tät der katholischen Kirche (S. 17) einge-
nermassen als Rechtsautorität gemeint ist.
auch das Verhältniss Gottes zu dem ka-
hen Christen wird nur dem Namen nach
e Gnade zurückgeführt, der wahre Sinn
ehre vom Verdienst ist doch aber der,
ler Mensch von Gott nach Recht und Bil-
beurtheilt wird, wenn es auch eines gött-
Geschenkes bedarf, dass dieses Verhält-
auernd zur Geltung komme. Der refor-
sche Begriff vom religiös-sittlichen Subject
on der Gemeinschaft des Glaubens fordert
ine solche Art der Gemeindebildung, bei
r der Unterschied vom Staat und der von
Velt aufrecht erhalten und durchgeführt
S. 58). Diese Aufgabe ist nun freilich
der französischen Hugenottenkirche aus-
t worden, weil der französische Staat die
nation dauernd von sich ablehnte. Sonst
berall die Geneigtheit des Staates gegen
formation in verschiedener Abstufung zur
nahme der Kirchenleitung durch denselben
t; dadurch aber ist die Kirchenbildung der

Reformation überhaupt verkrüppelt worden. D
Urtheil bewährt der Vf. sehr richtig (S. 66
daran, dass die Einheit der Staatskirche
die Einheit in der bestimmten Confession
ausläuft, durch welche jedes Recht einer and
christlichen Confession am bestimmten Orte a
geschlossen ist, deren Bestehen am andern O
aber geduldet werden muss, — dass die H
ligkeit der Kirche durch die staatspolizeilic
Kirchenordnungen nicht erreicht, sondern du
kreuzt wird, — endlich dass die Katholi
tät der Kirche verleugnet wird, indem die Re
grenze des Staates auch die Grenze des an
gebundenen Kirchenwesens bleibt. Lehrreich
nun, wie der Verf. diesen Erfolg der reform
rischen Kirchenbildung durch den Wechsel
Ansichten der Reformatoren über das Recht o
das Unrecht eines Zwanges zum Glauben
leuchtet (S. 106. 114). Jedenfalls ergiebt s
auch hieran wieder, dass Luther aus äusse
und inneren Gründen überwiegend als der V
treter der Gewissensfreiheit das Vorbild geg
wärtig herrschender Strebungen ist, nicht a
Zwingli und Calvin. Aber die Hauptsache
der uns eben beschäftigenden Abhandlung
die Nachweisung derjenigen Bedingungen in
Lehrbildung der Reformatoren, welche jener k
chenpolitischen Verkümmerung der Reformat
entgegenkommen. Diese Bedingungen weist
nach in solchen Lehren, welche von der religi
sittlichen Triebkraft des Gedankens von der Rec
fertigung durch den Glauben nicht beherrsc
oder nicht genügend durchdrungen sind, de
Geltung also eine partielle Rückbildung
ethisch-reformatorischen Begriffs vom Glau
auf die Stufe des dogmatisch-rechtlichen Gl
bensbegriffs nach sich zieht, wie derselbe im K

ımus gilt. Dahin gehören nach H.'s Ur-
rstens die von der allgemeinen christlichen
.t als unumgänglich vorausgesetzten Leh-
n der Trinität und der Person Christi,
en Revision und Eingliederung in die er-
e Heilsordnung man nicht dachte (S. 26);
ıs die Steigerung der Lehre von der Erb-
die nicht nur überhaupt über die Grenze
hischen Selbstbeobachtung erhoben, son-
uch so zur Beurtheilung der Thatsünden
wurde, dass die letztere einer Lähmung
ntgehen konnte; drittens die Lehre von
ıdestination, sofern sie den Gedanken der
Gottes hinter den der willkürlichen Macht
stellt; endlich die metaphysische Ausprä-
der Abendmahlslehre und das Gewicht,
s Luther auf die Anerkennung derselben
weck der kirchlichen Einheit legte. Wir
nicht umhin, diesen Erörterungen des
zuzustimmen; wir vermissen aber noch ei-
ınkt in dieser Reihe, der eigentlich erst
ıgeführten Lehrbildungen ihren verhäng-
len Charakter für die Lähmung des ethisch-
atorischen Antriebes verleiht, nämlich die
und hauptsächlich durch Melanchthon ver-
Auffassung des Evangeliums oder Wor-
ttes als doctrina evangelii, wodurch
ellectualistische Rückbildung des Begriffs
lauben im Allgemeinen eingeleitet wird.
Beitrag zum confessionalistischen Epigo-
m der Reformation pflegt man bei der
eilung Melanchthons noch immer zu über-
Er wiegt aber im Zusammenhang der
ıen Geschichte schwerer, als sein sonst
gerühmter theologischer Liberalismus, der
seine sehr gemessenen Schranken hat.
en eigenthümlichen Einfluss Melanchthon's

hätten wir nun auch gern berücksichtigt ge
hen in der dritten Abhandlung über die E
genthümlichkeiten des lutherischen und des r
formirten Protestantismus und deren Bedeut
für die Neigung und Fähigkeit beider zur Ki
chenbildung. Nachdem der Verf. die neuen
Verhandlungen über diese Aufgabe resumirt h
bestimmt er die Abweichung der beiden evan
lischen Confessionstypen in Uebereinstimm
mit der schon mitgetheilten Formulirung d
Unterschiedes in der Wirksamkeit zwischen L
ther und Zwingli so: Der lutherische Protest
tismus erstrebt die Pflanzung einer gerei
ten subjectiven Frömmigkeit durch das Mi
des correcten dogmatischen Systems, währ
der reformirte Protestantismus in der Aus
kung der Folgerungen des gereinigten Glaub
die Verwirklichung der Kirche als in sich
gliederter und für sich bestehender Societät
seine Aufgabe mit aufgenommen hat (S. 33
Allerdings will H. hiemit nicht ausgeschlos
haben, dass noch andere Gesichtspunkte zu d
Vollendung und Verfestigung des Confession
terschiedes mitgewirkt haben, gemäss welch
die so nahe mit einander verwandten Partei
sich über ihre gemeinsamen Interessen so mi
verstanden. Unter dieser Voraussetzung u
unter dem von H. selbst gemachten Vorbeh
dass die historische Frage auch durch ihn n
nicht endgültig entschieden werden soll, dür
wir nicht anstehen, den von ihm obenan gest
ten Gesichtspunkt der Erwägung zu empfeh
Freilich machen wir ausdrücklich darauf a
merksam, dass jener Gedanke den Confessi
unterschied ausschliesslich auf den Gesichtskr
der verschieden gestellten und gebildeten Ref
matoren zurückführt. So sehr nun richtig i

s die auf die Menschen wirkenden und sie
enden Ideen ihre Kraft nur aus bestimmten
zelnen Persönlichkeiten haben, so ist doch im
liegenden Falle die Aufgabe der Geschichts-
schung noch nicht gelöst, wenn man das ob-
tive Gesetz dieses Auseinandergehens der Re-
mation bloss im Glauben an Gottes vorse-
ngsvolle Erweckung von Luther und Zwingli
raussetzt, sondern erst, wenn man die Mög-
hkeit und das relative Recht der beiderseiti-
n reformatorischen und theologischen Gesichts-
eise auf Grund der göttlichen Offenbarung
rch Christus und der damals verfügbaren Mit-
l historischer und theoretischer Erkenntniss
rselben nachweist. Ohne solche Ergänzung
nnte es geschehen, dass die überaus lehrrei-
en und beherzigenswerthen Vergleichungen bei-
r Confessionen, die der Verf. anstellt, in dem
ichte der Bevorzugung des reformirten und der
rücksetzung des lutherischen Wesens erschei-
en. Und das würde Ref. nur aufs innigste be-
lagen, da die stimmführenden Vertreter des
inseitigen Lutherthums eine gründliche Einsicht
 die Achtung gebietende Eigenthümlichkeit der
eformirten Confession so dringend bedürfen.
n diesem Sinne wünschten wir z. B., dass die
rörterung über den vorgeblichen »gesetzlichen
eist« der reformirten Kirche (S. 407 ff.) etwas
iefer in die dogmatischen Principien, insbeson-
lere in die bei beiden Confessionen abweichende
Würdigung des Verhältnisses zwischen dem Al-
en und dem Neuen Testament eingegangen wäre.
Jener Vorwurf kann nämlich schwerlich damit
abgelehnt werden, dass überhaupt auf die Noth-
wendigkeit der Zucht in jeder Kirche und dann
auf das Gewicht hingewiesen wird, das die
staatspolizeilichen Kirchenordnungen auch im Lu-

therthum behaupten; denn es handelt sich speciell um den alttestamentlichen oder vielmehr um den pharisäischen Sinn des Gebotes der Sabbathsruhe in der reformirten Kirche, das im Laienbewusstsein der Reformirten Englands und Schottlands eine noch schlimmere Bedeutung zur Schätzung des Christenthums Anderer hat, als das Pochen auf »reines Wort und Sacrament« bei den extremen lutherischen Theologen. In diesem Punkte und ähnlichen ist also der kirchenpolitische Gesichtspunkt, den der Verf. ausschliesslich geltend macht, vielleicht ein Anlass zu Missverständnissen bei solchen, denen seine Belehrungen Noth thun, und die deshalb auch nicht über diejenigen historischen Erkenntnisse verfügen, durch welche die Andeutungen des Verfs leicht ergänzt und der Schein der Einseitigkeit von ihnen entfernt werden kann.

Ein Punkt muss aber gerade im Zusammenhange der letztern Betrachtung zur Sprache gebracht werden, der in der Darstellung der dritten Abhandlung besonderes Gewicht hat, auf welchem aber Ref. nicht umhin kann, dem Urtheil des verehrten Verf. entgegenzutreten. Den Abstand der beiden Confessionstypen in Hinsicht ihrer Disposition zur Kirchenbildung fasst H. wiederholt in das Urtheil zusammen, welches wir aus S. 351 ausheben (vgl. S. 165. 187. 333. 371. 381): »Durch das Rechtfertigungsdogma« (als den im Lutherthum überwiegenden Gedanken) »wurde die Unabhängigkeit des Gläubigen von der heilsbedingenden Eigenschaftlichkeit alles äussern Kirchenthums verkündet und die unsichtbare Kirche constituirt; durch das von dem Gläubigsein untrennbare Dringen auf den Process der Heiligung wurde allein« (bei den Reformirten) »die Con-

tuirung einer sichtbaren Kirche ermöglicht, Unterschied von einer blossen communio in cris eine congregatio sanctorum, welche in gelschaftlicher Gruppirung aller ihrer Personen die Zwecke der göttlichen Heilsökonomie thäzu sein, ja auch darin das Weltüberwindende es Glaubens zu erweisen hat.« Ich bin der sicht, dass die unterstrichene Charakteristik Lutherthums »weder der Absicht noch dem folge nach richtig ist. Ich berufe mich für s Urtheil auf meine Abhandlung, »Ueber die griffe: sichtbare und unsichtbare Kirche,« — lche in den Studien und Kritiken 1859 erienen ist, deren Nichtbeachtung durch H. ich so mehr bedauere, als er S. 531 auf die rhandlung desselben Thema durch Münchmeyer gegangen ist, gegen welchen ich meine histoche Untersuchung gerichtet habe. Ich darf ch nun hier auf folgende Andeutungen beränken. Man muss sich die seit Leonhard tter übliche Bestimmung jener Distinction aus n Sinne schlagen, wenn man überhaupt Lur's und Melanchthon's einschlagende Lehrbenmungen richtig auffassen will. In deren ne ist nun nichts weniger als die oben angerte Formel, dass der durch den Glauben Gehte von der heilsbedingenden Eigenschaftlicht alles äussern Kirchenthums unabhängig sei. nn den Glauben setzen Jene als stets abhänvon dem Worte Gottes und den Sacramen-, dies sind aber zugleich die Merkmale, also Mittel der Erscheinung der Kirche, wie sie Gottes Stiftung und als menschliche Gemeinaft vorgestellt werden muss. Luther und Mechthon denken die Kirche nie ohne jene Merkle, also in erster Linie als sichtbar. Aber zweiter Linie setzen sie diese so dem

Glauben wahrnehmbare Kirche als unsichtbar, sofern der Werth, den der Glaube in jeder ihn angehenden Grösse wahrnimmt, für die ungläubige, auch z. B. für die bloss juristische Betrachtungsweise unzugänglich ist. Die sichtbare Kirche bezeichnen also diese Reformatoren zugleich als unsichtbar, um ihren vorherrschenden Werth für den religiösen Glauben gegen nicht religiöse Maassstäbe zu schützen oder solche Maassstäbe als ungültig abzuweisen. Die Formel: die Kirche ist unsichtbar, ist also nur eine apologetische oder polemische Pointe, nicht aber ein selbständiger dogmatischer Gedanke. Dem entspricht es, dass Melanchthon gegen die letztere Meinung der Formel wiederholt lebhaft streitet, und Solchen, welche ihren Glauben unabhängig von jeder Kirchengemeinschaft erhalten zu dürfen glauben, die Forderung entgegensetzt, dass man der sichtbaren Kirche angehören müsse, die trotz aller Fehler durch die Aufrechterhaltung des reinen göttlichen Wortes als die richtige sich erweise. Ich glaube diese Sätze Melanchthon's zu den stärksten Fäden rechnen zu dürfen, an denen die Entwickelung der deutschen Reformation sich fortspann; in diesem Gedankenzusammenhang aber thut Melanchthon noch einen Ausspruch, der bei aller Unscheinbarkeit das Maass bildet, bis zu welchem das Lutherthum in der Bildung der Kirche kam. Um den Werth des kirchlichen Gemeinwesens für den einzelnen Gläubigen zu bezeichnen, findet Melanchthon nicht den Vergleich mit dem Staat, sondern den Vergleich mit der Schule. Concedendum est, ecclesiam esse coetum visibilem, neque tamen esse regnum pontificum, sed coetum similem scholastico coetui (Loci theol. tertiae aetatis. Corp. Ref. XXI. p. 835). Und

wie so oft ein als zufällig beigebrachter Vergleich wirklich den Umfang bezeichnet, bis zu welchem ein darüber hinaus beabsichtigter Gedanke durchgedacht ist, so ist es auch hiemit der Fall. Das Lutherthum hat wirklich seine Kirchenbildung auf den Umfang des Begriffs der Schule beschränkt. Wir dürfen auf eine Reihe von Ausführungen der vorliegenden Abhandlung verweisen (z. B. S. 378), die vielmehr auf die von Melanchthon gegebene Auskunft als auf die Formel H's passen. Auch die durch tiefe Gerechtigkeit ausgezeichnete Beurtheilung, welche H. der Aufklärung und modernen Humanitätsidee zu Theil werden lässt (S. 74), dass in diesen Richtungen Ideen eine ausserkirchliche und theilweise widerkirchliche Verwirklichung suchen, die christlich begründet, von der Kirche ohne ausreichende Pflege gelassen, deshalb entartet und um das Bewusstsein ihrer Abstammung gekommen sind, — tritt in ein helleres Licht, wenn wir erkennen, dass in der Aufklärung der deutsche Protestantismus der kirchlichen Schule entwachsen ist und freilich accidentell auch der Kirche überhaupt, aber nur sofern dieselbe ihre Aufgabe nach den Merkmalen der dogmatischen Schulung der Menschen beschränkt. Auf der reformirten Seite ist nun freilich die Absicht auf dogmatische Schule nur um Weniges geringer als auf der lutherischen Seite; aber allerdings greift die Absicht der Kirchenbildung durch die aristokratische Verfassung von Local- und Gesammtgemeinde und durch die grundsätzliche Zucht zu der Aufgabe über, dass die Kirche das regnum Christi mitzuverwirklichen habe. Also hier ist die Analogie der respublica mit der der Schule verbunden. Und zwar ist diese kirchenpolitische Tendenz der re-

formirten Confession theils unabhängig vom Staate, theils in mannigfacher Verschmelzung mit dem Staate zur Ausführung gekommen. Aber diese letztere Combination hat sich ebenso ausgelebt, wie das lutherische Staatskirchenthum, und von den unabhängigen Volkskirchen sind kaum die Gestaltungen des Freiwilligkeitsprincips in Schottland von methodistischer Sectirerei frei geblieben.

Die absichtliche Lehre, die uns das Buch hinterlässt, besteht also darin, dass die lutherische Kirche von Anfang an auf eine unvollständige Kirchenbildung hinausgekommen ist, indem sie nur das Element der Schule vollzogen, durch die dazu verwandten Mittel aber, namentlich durch die Gestaltung der theoretischen Orthodoxie, die übrigen Seiten der Kirche direct und indirect beeinträchtigt hat; dass ferner die Wiederbelebung des Amtsgeistes theils keine besseren Erfolge verspricht als früher, theils nur mit unächten Mitteln katholisirender Gedanken sich geltend zu machen versteht. Die Lehre ist sehr niederschlagend, nicht bloss, weil man weiss, welche verschiedenen Hindernisse der wirksamen Einschlagung eines andern Weges entgegenstehen, sondern auch, weil der Verf. diesen andern Weg direct nicht bezeichnet. Denn Zwingli's theokratisches Verfassungswerk, im Vergleich mit dessen socialer Tendenz im Allgemeinen die Schranke des Lutherthums aufgezeigt wird, ist ja äusserlich gescheitert, und war innerlich, nach H.'s eigenem trefflich begründetem Urtheil verfehlt. Dazu kommt, dass, indem die übrigen reformirten Kirchen in dem Buche ausser Acht bleiben, die Vermuthung sich regen darf, als ob die verfassungsmässige und die wirkliche Lage dieser Kirchen eine Sicherheit verspräche, die nur der lutherischen Kirche mangelte. Ich kann weder

nehmen, dass der verehrte Verf. zu dieser ermuthung wirklichen Anlass geben möchte, ch dass er nicht ganz bestimmte Grundsätze er die in der Gegenwart möglichen und nothendigen Normen evangelischer Kirchenverfasng für sich festgestellt hätte. Die relative chtbefriedigung also, mit welcher man vielcht von dem Buche scheidet, hängt nur dan ab, dass es als erster Band von Beiträn zur Kirchenpolitik den dringenden Wunsch ch der baldigen Mittheilung der Fortsetzung weckt. Möchte die Erfüllung dieses Wunsches fördert werden durch das Interesse und die eilnahme der Fachmänner, welche Referent an nem Theile durch diese Besprechung des Bues anregen möchte.

A. Ritschl.

Commentar über das Avesta von Friedrich iegel. Erster Band. Der Vendîdâd. Wien, 64. Druck der k. k. Hof- und Staatsdrucke. Leipzig, Verlag von W. Engelmann. XV d 477 S. in Octav.

Rascher als die einzelnen Theile der Avestaersetzung des Hrn Verfs aufeinander folgten, cheint hier alsbald nach der Vollendung die Werkes ein Commentar, welcher den Zweck t, das grammatische und sachliche Verständs der altbactrischen Texte zu erleichtern und deutsche Uebersetzung zu begründen oder einzelnen Fällen zu berichtigen. Schon beim scheinen der Uebersetzung erhoben sich meh-

rere Stimmen gegen die Zuverlässigkeit der traditionellen Hülfsmittel für die Exegese des Avesta, doch sind dieselben in der Folge, als man besonders durch die Bemühungen Hrn Spiegels genauere Einsicht in diese ursprünglich fast nur in Anquetils Werk zugänglichen hermeneutischen Werke sowie in die übrigen auf das parsische Religionssystem bezüglichen Schriften gewann, mehr und mehr verstummt und haben einer besonnenen Benutzung der in jenen niedergelegten Hülfsmittel ihre Zustimmung nicht versagen können. Wer die Zendstudien genau verfolgt hat, wird erkennen, dass Herr Spiegel in seiner Ansicht von dem Werthe der alten Huzvâreshübersetzung keineswegs allein stand; u. a. wird eine aufmerksame Benutzung der Westergaardschen Ausgabe des Avesta jedem zeigen, welche Wichtigkeit für die Textkritik und Interpretation dieser grosse dänische Gelehrte der Pehlviübersetzung zuschreibt; aber Hn Spiegels Verdienst allein ist es, für die richtige philologische Methode nicht nur mit Gelehrsamkeit und rastlosem Fleiss, sondern auch mit einer sittlichen Würde und einem Gleichmuth in die Schranken getreten zu sein, welche nur aus der Ueberzeugung von der Wahrheit der Sache entspringen konnten. Wie wenig selbstsüchtig der Hr Verf. jedes fremde Verdienst anerkennt, davon giebt auch dieser Commentar zahlreiche Belege, in welchem alle bedeutsameren Versuche der Erklärung sorgfältig besprochen werden, um ihre Haltbarkeit oder das Gegentheil hievon festzustellen. Wir erhalten zugleich beim Lesen des Commentars eine genauere Kenntniss von dem Werthe der traditionellen Literatur, der natürlich sehr ungleich ist. Für die Erklärung der altbactrischen Texte würde die alte Huzvâreshübersetzung

lein genügen, da alle spätern Versuche ei-
r Uebersetzung der heiligen Bücher von ihr
hängig sind; aber diese spätern Schriften füh-
n uns einmal oft zum Verständniss der alten
ersion, die leider ebenso dunkel und in man-
ien Theilen noch dunkler als die alten Texte
t, und zweitens haben sie ihren Werth für
ch, indem sie uns zeigen, wie bei den Parsen
e Theologie und das Verständniss der Reli-
onsurkunden beschaffen ist und wie dieselben
utzutage oder schon in den letzten Jahrhun-
erten ihre bürgerlichen und religiösen Einrich-
ngen aus den alten Büchern ableiten. Das
ste von den parsischen Hülfsmitteln für das
erständniss der Huzvâreshübersetzung und so-
it auch des Urtextes ist die Guzeratiübersetz-
ung des Vendîdâd von Aspendiârji Frâmji, wel-
ie 1842 in Bombay herauskam (vgl. auch We-
ergaard Zendavesta Preface p. 7 not. 1). Erst
n Jahr 1859 kam ein Exemplar dieses nicht
n Handel erschienenen Werkes durch die Güte
es damals in Erlangen studirenden Parsen, H.
. Cama, in Hrn Spiegels Besitz, und man sieht
ıs den Erklärungen Aspendiârjis, welche sehr
ft im Commentar angezogen werden, wie un-
ergleichlich genauer bei ihm das Verständniss
er alten Pehlviübersetzung ist als in einer neuen
nterlinearversion der drei ersten Capitel des
endìdâd und bei Anquetils Lehrer, Destûr Dâ-
âb. In der That ist es ein wahrer Unstern
ewesen, welcher Anquetil diesem Destûr zuge-
ihrt hat, dessen Gelehrsamkeit ebenso gering
ie seine Flüchtigkeit gross gewesen zu sein
cheint. Aber selbst Aspendiârji, wenn er von
er Huzvâreshübersetzung abweicht, ist nicht
uverlässig, und bei einer Verschiedenheit der
ebersetzung bei ihm und in der alten Ueber-

setzung kann man sicher sein, dass die letztere das richtige hat; wir wollen nur Ein Beispiel anführen, aus welchem man sieht, wie misslich es ist, sich mit Vernachlässigung der alten Huzvâreshübersetzung bloss auf die neuere Tradition zu stützen. Vend. 8, 242 (bei Westergaard 8, 76) findet sich das Wort *hañdarezan*, welches Bündel bedeutet (Huzv.-Uebers. *hambaçt*, Zusammengebundnes), von *darez* befestigen. Es ist das neupersische اندرز (consilium, testamentum, liber), und verwandt ist ausserdem درز (sutura), درزی (sartor), armenisch *dertsik* (դերձիկ) oder *dertsak* (դերձակ) sartor, *handerts* (հանդերձ) vestimentum; Vend. 9, 179 steht *saçta* . . . *hañdarezayañta* sie sollen die Hände fesseln. Nun hat aber Aspendiârji, der sonst die Huzvâreshübersetzung gut versteht, seltsamer Weise die Bedeutung »Höhle« für *hañdarezan* angesetzt (Spiegel Commentar 260), eine Bedeutung, welche schon durch die so eben citirte Stelle des 9. Fargard unmöglich gemacht wird, welche aber Hr M. Haug (Essais p. 211), der sonst kein Anhänger der Tradition ist, — vielleicht weil ein indischer Parsi ihn eben nach Aspendiârji belehrt hat — ebenfalls annimmt, indem er zugleich den weitern Fehler begeht, *hañdarezan* mit dem neupers. اندازه (mensura), dessen Bedeutung von »Höhle« noch weit abliegt, zusammenstellt, welches zudem im Pehlvi *andâjak* heisst und bekanntermassen mit neupers. انداختن verwandt ist, das seinerseits vielleicht auf altbactr. tac zurückgeht. Die Verstösse der neuern Tradition geben uns öfter Gelegenheit, den Scharfsinn und die Gewissenhaftigkeit Herrn Spiegels kennen zu lernen, mit welchen er Anquetils und

ımit auch seines Lehrers Fehler auf ihre Urchen zurückzuführen bemüht ist. Uebrigens ırde ausser Anquetils gedrucktem Werke auch ch eine von ihm herrührende handschriftliche ɔbersetzung benutzt, deren Abschrift Herr J. lshausen unserm Verf. überliess. Eine durchhende Berücksichtigung fanden handschriftlie Bemerkungen Fr. Rückerts, welche dieser ltmeister der morgenländischen Sprachkunde ɔer die Spiegelsche Uebersetzung des Vendîdâd edergeschrieben hatte. Sehr nützlich für das udium der Pehlvitexte ist, dass die aus der uzvâreshübersetzung angeführten Stellen immer der Urschrift mit beigesetzter Umschreibung hebräische Schrift abgedruckt sind. Eine Beerkung, welche wir vor der Besprechung von inzelheiten uns noch erlauben möchten, ist die, ass die Mehrzahl der schwierigen Stellen, welhe schon vor dreizehn Jahren, als die deutsche Jebersetzung des Vendîdâd erschien, dem Ueersetzer undeutlich blieben, auch noch heute n Dunkelheit leidet, und manches scheint sich ir jetzt allen Versuchen einer Aufhellung so artnäckig zu widersetzen, dass wir erst von der mmer mehr sich vervollkommnenden Kenntniss ler einschlägigen Hülfsmittel Belehrung zu eralten hoffen dürfen, wenn diese auch zuweilen ler Art sind, dass man schon jetzt bestimmt agen kann, dass sie uns nicht weiter zu helfen ermögen. Aus diesem Grunde hat Ref. im Folenden den Erklärungen des Hrn Vfs kaum eine ınd die andre seiner eignen Interpretationen ntgegenstellen können, denen absolute Gewissheit und nicht vielmehr immer noch die Einseiigkeit persönlicher Ueberzeugung eigen wäre; ıber durch das Confrontiren verschiedner Anichten wird oft die richtige gewonnen, und

zwar nicht selten von solchen, die an Begabung weit hinter denen stehn, welche die Findung der Wahrheit nur vorbereiten sollten. Refer. wird sich darauf beschränken müssen, einige Punkte von grössrer Wichtigkeit hervorzuheben, über welche er mit Herrn Prof. Spiegel verschiedner Ansicht ist; bei geringfügigigeren Fragen kann man nicht selten mehrere Ansichten vertreten, eine Unsicherheit, welche sehr oft aus der Freiheit der altbactrischen Syntax, die sich an vielen Punkten von der in den alten Sprachen unsres Stammes geltenden entfernt hat, entspringt.

S. 109 wird die Form *anuçkañti* (vend. 3, 123. bei Westerg. 3, 36) als auffallend bezeichnet, insofern hier das Verbum (3. Sing.) mit dem *a* privat. zusammengesetzt ist. Eine solche Erscheinung würde ganz einzig dastehen, denn Ref. entsinnt sich keines weitern Beispiels einer solchen Bildung, obwohl Hr Spiegel nur sagt, diese Form sei im Altbactrischen nicht häufig; hätte dieselbe stattgefunden, so würde man gewiss nicht das *a* privat., sondern die Negation *na*, welche die indischen Grammatiker wohl mit Recht für identisch mit dem *a* privat. halten, oder *mâ*, wie im Neupersischen نه und مه vorgesetzt haben. Man könnte nun den sanskritischen Gebrauch für die Spiegelsche Annahme anführen, dem zu Folge z. B. *apacasi* (du kochst nicht) gesagt werden kann; indessen findet diese Redeweise nach dem zu Pâṇini VI, 3, 73 angeführten Vârtika nur *avaxepe* statt, d. h. wenn man Jemand einen Vorwurf macht: du kochst nicht, du Narr (*tvam̃ jâlma*). Wir werden somit genöthigt sein, die Form *anuçkañti* anders aufzufassen, resp. zu verbessern. Schon Westergaard scheint das Richtige gesehen zu haben; er hat

zwar nicht über unsere Stelle ausgelassen, Text stimmt aber, wie wir sogleich sehen en, mit der Interpretation des Ref.; Spiegel *yaṭ aṅhâo zemô nikañti çpânaçca irista na- irista naêmem yâredrâjô anuçkañti kâ hê itha.* Statt dessen liest Westergaard: *yaṭ zemô nikañtê çpânaêca iriçtê naraêca iriçtê m yâredrâjô anuçkañtê kâ hê açti citha.* Lesart *nikañtê* bietet der alte Londoner Co- welcher nebst dem alten Kopenhagner, in aber unsere Stelle fehlt, den besten Text lt. Da beide Handschriften aus Einer stammen, so darf man annehmen, dass die Kopenhagner *nikañtê* enthielt; die Pa- Handschrift (bei Spiegel F, bei Wester- P[10]), welche aus der Kopenhagner stammt, benfalls *nikañtê;* ebenso lesen alle Vendi- ade *nikañtê*, und die Lesart *nikañti* findet nur in der erst von Darab herrührenden nhagner und in der aus dem Jahr 1758 enden mit der alten Kopenhagner aus Ei- uelle geflossenen und nach der Londoner *nikañtê* bietet — corrigirten Handschrift ris. Wir dürfen somit der Lesart *nikañtê*, die eine der beiden ältesten Handschrif- sowie eine ganze Handschriftenfamilie bie- ewiss den Vorzug geben. Ebenso entschei- ich die gewichtigern Codices für die Les- *nuçkañtê;* so lesen die Vendidad sade aus- em Oxforder von 1681, ausserdem wieder eiden Pariser Handschriften mit Pehlviüber- g, deren eine mit der alten Kopenhagner asselbe Original zurückgeht, deren andre der alten Londoner corrigirt ist; *anuçkañti* bietet nur eine Handschrift mit Pehlviüber- g und zwar die zweite Kopenhagner (Spie- , Westergaards K[3a]), welche erwiesener-

massen von der einen Pariser herstammt. Da wir von der Wurzel *kan* nur eine einzige me- diale Form antreffen (das imperf. vd. 15, 116), die übrigen vier an vielen Stellen belegbare Formen alle activ sind, so wird es schon un- wahrscheinlich, dass wir in den durch die Hand- schriften empfohlnen Formen *anuçkañtê* und *kañtê* Verba vor uns haben. Die Lesart *naraê* geben alle Handschriften ausser der aus der ten Londoner stammenden und vielfach entstell- ten Pariser (Spiegels F, Westergaards P[10]), wel- che die Unform *naraêçca* hat, und ausser aus der alten Kopenhagner herrührenden Hand- schrift des Destûr Dârâb. Die ursprüngli- Lesart *naraêca* ist also nicht anzuzweife- Wenn nun allerdings die diplomatischen Hülf- mittel nicht für die Lesart *iriçtê*, sondern *iriçta*, ebenso für die Lesart *çpânaçca* stärk als für *çpânaêca* sprechen, so ist doch die Les- art *naraêca* so sicher, dass wir *iriçta* und *çpâ- naçca* getrost in *iriçtê* und *çpânaêca* corrig- können; das letztere Wort bietet so viel Abwei- chendes von der gewöhnlichen Flexion, dass hier leicht ein Fehler einschleichen konnte, für *iriçta*, wenn man zu ängstlich sein sollte, zu ändern, könnte man die in den Texten wiederkehrende Erscheinung geltend mach- dass bei mehreren zusammengehörigen Wört- bloss an einem einzigen die Flexionen bezeich- net werden, während die übrigen im Nomina- oder ohne Flexion stehen. Beiläufig sei be- merkt, dass wir *iriçta*, nicht *irista* schreib- weil immer da, wo vor einem Dental ein De- tal vermöge der Lautabstufung, wie J. Grim- diese Erscheinung genannt hat, in den Zischla- übergeht, dieser *ç* geschrieben werden mus- *iriçta* aber ist aus *irith-ta* hervorgegangen. Na-

a diesem geben wir der Westergaardschen Les- ; den Vorzug und übersetzen: »wenn in die- · Erde ein todter Hund oder Mensch einge- ben ist, ohne wieder ausgegraben zu sein, ı halbes Jahr lang — was ist dafür die Strafe?« *kañtê*, *çpânaêca*, *naraêca*, *iriçtê* und *anuçkañtê* d Locativi absoluti, wie sie sich im Sans- it und Altbactrischen häufig finden, die hier t *yat* eingeleitet sind; die Huzvâreshüberset- ng hat: »wenn man in diese Erde eingräbt ıen todten Hund oder Menschen ein halbes Jahr ng (und) nicht herausgräbt (*anrârâ khefarannt*);« r können nicht entscheiden, ob das Wort renn man« (*mann*) wirklich so heissen soll, ler ob es nach Art dieser ängstlichen Ueber- tzung eben statt des bactr. *yat* gesetzt ist; nn die Verbalformen können sowohl die 3. ng. Praes. als auch das Partic. Perf. Pass. in; sicher ist diese letztere Form zu suchen dem wie unser *anrârâ khefarannt* gebildeten *rârâ varjit* (Vend. 15, 2), welches dem bactr. artic. *anusvarsta* entspricht. Das Participium *ikañta* kann nun auch als neutrales Substanti- m in der Bedeutung »Eingrabung« gebraucht erden, z. B. vend. 3, 27: *yat bâ paiti fraêstem airê nikañtê çpânaca iriçta naraca iriçta*, »wo m meisten in Eingrabung (sind) todte Hunde nd Menschen«; die Huzvâreshübersetzung setzt ier wirklich für *çairê nikañtê: pann shekabânît ikân* in deorsum-versa defossione; ähnlich vend. , 40: *yat bâ paiti fraêstem uçkañti yahmya airê nikañtê çpânaca iriçta naraca iriçta* »wenn nan am meisten ausgräbt, wo in Eingrabung ind todte Hunde und Menschen.« Wäre hier *ikañtê* Verbalform, so dürfte nicht das Präsens, ondern es müsste das Perfectum oder der Ao- ist gesetzt sein. Die Bedeutung von *nikañtê*

als Substantivum erhellt auch aus der Stelle Vend. 7, 124: *cvañtem drâjô zrvânem çairê na-shyêhê iriçtahê zemê nikañtê hvat zemô bavaiti* »wie lange dauert es, dass bei Eingrabung (Huzv.-Uebers. *shekabânit .... nikân nehaganm* macht man Eingrabung) eines todten Menschen in die Erde die Erdbestandtheile rein werden.« Diese Stelle ist mit Vend. 7, 122 identisch, nur steht statt *nikañtê* das Wort *nidhâitê*, Hineinle-gung, Loc. von *nidhâta*, und dieselbe Form fin-det sich mit angetretenem *ca* Yasht 13, 66 (*ni-dhâtaêca*) wieder und bedeutet hier den nieder-gelegten Schatz, ϑησαυρός. Ein Grund für die Auffassung dieser Formen als Subst. im Locat. ist auch der, dass *çairê* der Locat. eines Adject. *çara*, der niedere, liegende, ist, welcher auch Vend. 15, 64 als Attribut neben dem Subst. *verezânê* steht. Wenn wir nun in der Stelle Vend. 7, 124 die Correctur Westergaards nicht zugeben wollen, da nur *iriçtahê* ein einziges Mal in einer 1746 aus einer ältern, 1617 geschriebe-nen, mit den Vendidad Sade auf Eine Quelle zu-rückgehenden Handschrift, abgeschriebenen vor-kommt, so dürfen wir *mashya iriçta* (Spiegels Lesart) als Acc. Plur. von dem Verbalsubstanti-vum *nidhâitê* abhängen lassen, ohne damit un-sere Erklärung des Satzes ändern zu müssen.

Eine wichtige Stelle ist der Anfang des 19. Fargard, welcher die Versuchungsgeschichte des Zoroaster erzählt. Den 22. Vers: *tûm ahi Pou-rushâçpahê puthrô barethryât haca zâvishi* über-setzt Hr Spiegel: »du bist der Sohn des Pouru-shaçpa, von einer sterblichen Mutter wurdest du genannt«, bekennt aber, dass man eher das Präsens erwartete: »wirst du genannt«. Aehn-lich Haug (Essais 215): thou art Pourushaspa's son, so art thou called by thy mother. Betrach-

wir den Satz im Zusammenhang, so hat er
nen Sinn. Zoroaster hat dem Teufel gesagt,
werde die böse Schöpfung bekämpfen bis
n jüngsten Tage, wo der Prophet aus dem
en kommt und Ahriman auf immer gestürzt
d. Der Teufel fährt fort: »tödte nicht meine
chöpfe, reiner Zarathustra, du bist Pouru-
çpas Sohn .... schwöre ab die gute Mazda-
gion, und ich will dir die Gewalt geben wie
der König Vadhaghna hatte.« Wir müssen
ehmen, dass in der durch Punkte bezeichne-
Stelle, deren Uebersetzung von Hrn Spiegel
anführten, irgend eine Motivirung angeführt
für die Aufforderung der Abschwörung des
ubens. Sie muss sogar schon in den Wor-
»du bist Pourushaçpas Sohn« liegen, da
se Mittheilung von Seiten Ahrimans dem Sohne
rushaçpas gegenüber doch nur dann einen
n hat, wenn wir annehmen, der Teufel habe
oaster sagen wollen, dass auch sein Vater
nt die Mazdareligion bekannt habe. Wenn
diesen Sinn fest halten, so werden wir das
ende in freierer Weise übersetzen können:
um schwöre auch du die Religion ab.« Ref.
ıbt nun für die Worte ***barethryâṭ haca ṭ zâvi-***
eine diesem Gedankengang folgende Erklä-
g geben zu können. Die Huzvâreshüberset-
g hat: »du bist Pourushaçpas Sohn, von dei-
n Erzeuger, zugleich von ihren Weibern, näm-
kenne ich dich; Andre sagen: den Ahnen
dir zum Yasht bin ich, deshalb auch du
h verehre.« Die von der Huzv.-Uebers. an
iter Stelle angezogene Uebersetzung ist in
That die richtige; die Uebersetzung des
rtes ***barethryâṭ*** durch das collective »die Ah-
(***nyâkân***)« giebt uns an die Hand, dass wir
ihm die Abstractbezeichnung der Ahnen zu

suchen haben, gleichsam die Ahnenschaft, die Vorfahren (im Thema: *barethrya*, Neutr.). Vielleicht ist auch Vend. 18, 87 *barethryât* vom Kreise der Angehörigen, der Eltern und Grosseltern, zu verstehen, weil der Ablativ von *barethri*, wenn wir dasselbe nicht für ein Heterochiton erklären, *barethrôit* heissen müsste. Das wichtigste Wort ist nun *sâvishi*. Herr Spiegel zeigt (S. 422), dass es weder von *san* (wissen), noch von *san* (erzeugen) kommen, sondern (wie die Huzv.-Uebers. annimmt, setzen wir hinzu) nur der Aorist Pass. von *su* sein kann. Nicht aber ist die Form die 2. Sing., wie Hr Spiegel will, sondern die erste, wie wir das *i* sowohl im Sanskrit (hier würde *áhavishi*, also nicht mit Vṛddhi, welche nur im Activ eintritt, entsprechen) als in bactr. Formen (*mêñhi*, *râhi*, *aoji*) finden; auch hat *su* nicht die allgemeine Bedeutung »rufen«, sondern »anbeten«, daneben »fluchen«, wie das Piel בָּרַךְ im Hebräischen. Der Satz ist demnach zu übersetzen: »von deinen Vorfahren wurde ich angebetet« — deshalb verfluche auch du die Religion.

Eine schwierige und wie uns scheint von Hn Spiegel noch nicht gehörig aufgehellte Stelle ist Vend. 5, 13 (Westerg. 5, 4). Es heisst hier: »Leichenunreinigkeit, welche zufällig, durch Verschleppung durch Thiere oder den Wind, mit einem Menschen in Berührung kommt, verunreinigt nicht; würde sie verunreinigen, so wäre man in der ganzen Welt nicht sicher vor Befleckung« oder wie es der Text ausdrückt: »die ganze Welt würde in kurzem *ishaçem jit ashem* und in Seelenverhärtung und ein Gefäss der Sünde sein.« Es fragt sich nun, was *ishaçem jit ashem* bedeute; Hr Spiegel macht einige Vorschläge, denen er aber selbst keine Sicherheit

schreibt; *ishaçem* kann unmöglich von *ish* wünhen (vgl. *ishaçâ* 1. Sing. Präs., *ishaçôiṭ* 3. Sing. ot. des Desiderativs) getrennt werden, auch die aheimischen Erklärer, an der Spitze die Huzreshübersetzung (*khvâçtâr*), sehen die Bedeung des Wünschens in *ishaçem; jiṭ* wird ebenso rchgängig durch »schlagend« oder »tödtend« ersetzt, *ashem* ist ohnehin klar. Die Schwiegkeit scheint uns in der Erklärung von *jiṭ* und dem syntactischen Verhältniss der drei Worte liegen. Was zunächst das letztere betrifft, zeigt die Huzvâreshübersetzung, dass wir *jiṭ* *haçem ashem* construiren müssen; sie übersetzt *ṭ khvâçtâr i âaraish*, d. h. »vernichteten Wunsch ch Reinheit habend«, wie die Glosse erklärt, r Weg zum guten Handeln würde abgeschnit- n sein. Dies führt uns auf die Bedeutung von ; es kann nicht mit *ji* (lieben) zusammenhän- n, weil diese Bedeutung an den beiden Stel- , wo *jiṭ* noch vorkommt, durchaus nicht passt; heisst *yaçna* 52, 9: *aêshaçâ dê-jiṭ* (die Dehng des *i* ist dem Gâthadialect eigen, vgl. *ciṭ* çna 29, 6) *aretâ peshôtanvô*, »welche wünen, dass man bewältigend (sei) vollkommen Sünder« (*dê* ist ein blosses Präfix); und çna 52, 6: *dregvôdebyô dê-jiṭ aretaêibyô* »man bewältigend vollkommen die Schlechten«. enach werden wir also unsere Stelle überset- n müssen: »(die Welt wird sein) den Wunsch siegend (unterdrückend) nach Reinheit.« Das ort *ishaçem* hat den Accus. bei sich, wie sich Griech. der Accus. der Beziehung findet oder il es als Verbalnomen den Casus des Verbi giert. *Jiṭ* ist demnach ein participialähnliches ort, welches wie sanskr. *prajit* von der Wur- *ji* gebildet ist. Diese Wurzel *ji* ist ohne eifel die sanskritische *ji jáyati*, welche Herr

Spiegel S. 378 mit bactr. *ji* richtig vergleicht. Wenn er S. 351 auch das bactr. *zi* (wovon *zinâṭ* Yaçna 11, 17) und das altpers. *di* zu skr. *ji* stellt, so ist dies ein Versehen, welches daher rührt, dass die mit *ji* und *zi* ähnlich lautenden Wurzeln im Bactrischen in der That schwierig zu unterscheiden sind (man vgl. skr. *ji* in der Bedeutung wegnehmen, mit doppeltem Accus. und bactr. *zi* wegnehmen), dass sich namentlich die Bedeutungen der von ihnen abgeleiteten Wörter so nahe berühren, dass sie nicht nur die heutigen Interpreten, sondern schon die ältern unter den Parsi zu Verwechslungen geführt haben, welche vielfach für die Auffindung der richtigen Bedeutungen erschwerend waren. Wir wollen deshalb versuchen, das Verhältniss dieser lautlich verwandten Wurzeln unter sich und zu denen des Sanskrit etwas näher zu bestimmen. Wir haben zunächst eine Wurzel *ji*, welche mit *gi* (wovon *gaêtha*, *jigaêsa*) und *jîv* (wovon *jîvya*) verwandt ist und leben bedeutet; sie ist identisch mit altpers. *jiv* und skr. *jîv*. Von ihr haben wir in *jijisheñti* (Huzvar.-Uebers. *zivashn khvâçtâr hanmand* sie sind das Leben wünschend) eine Desiderativform: sie wünschen das Leben zu erhalten (Y. 39, 2), und auch das Adj. *jijish* (zu leben wünschend) geht auf diesen Desiderativstamm zurück. Ein Subst. von *ji* ist *jiti* (vita), von *jîv*:*jyâiti* und *jyâtu*, über dessen Bildung wir auf Hrn Prof. Benfeys Auseinandersetzungen in diesen Anzeigen 1852 S. 1224 verweisen können. Wie es oft der Fall ist, wurde die Wurzel *ji* durch ein antretendes *sh* erweitert, und von dieser secundären Wurzel *jish* stammt das Subst. *jîsti* (vita), welches seinerseits ein denominat. *jîstay* erzeugte. Ein anderes *ji* mit der Bedeutung »lieben«, dem skr. *jinv jinvati* ent-

prechend, finden wir in dem desiderativen Con-
inctiv *jijishâitê* und Imperat. *jijishaṅuha* (Vend.
5, 42. Westerg. 15, 13), sowie in der Ablei-
ung *jira* (studiosus), skr. *jirá*. Ein drittes *ji*
ndlich ist die Wurzel zu dem oben besproch-
en *jit* und entspricht dem skr. *ji jáyati;* auch
ya (Eroberung, Gewinn) gehört hieher, skr.
yá, sowie die Fortbildung durch *sh : jish*, wo-
on das Partic. *jaêshemnô* (opprimens). Mit der
Vurzel *ji* oder *jiv* verwandt, vielleicht nur eine
ontraction der letztern, ist *ju* (vivere) Vend. 3,
15. Yaçna 61, 29 u. s. w., wovon *jva* (vivus)
nd *javara* (id.); das Gegentheil von *ji* bezeich-
et *jyâ* (senescere) mit dem Partic. *jyamna*, wel-
hes Hr Spiegel S. 71 mit skr. *hâ jihîtê* zusam-
enstellt, während es doch offenbar zu skr. *jyâ*
náti gehört. Dieses skr. *hâ* entspricht dem
actr. *zâ* (loslassen), wovon wir mehrere For-
en nach der 3. Classe haben, während das an-
re skr. *hâ jaháti* zum bactr. *zyâ* zu stellen
t, wovon *zyâna zyâni* (damnum). Mit dem er-
ähnten *ju* darf man zwei Wurzeln *zu* nicht
rwechseln, deren eine mit skr. *jû jávati* iden-
sch ist und die Wörter *zaoya* (stark), dessen Wur-
l Hr Spiegel S. 37 mit der folgenden identifi-
rt, ferner wohl *jazhu*, welches nicht wohl von
(Spiegel S. 177) kommen kann, da wohl *zu*,
cht aber *ju*, unter gewissen Bedingungen *zhu*
erden kann, daher wohl einen Hund bedeutet,
r eben erstarkt ist oder kaum erst laufen
nn, neben *vizu* ein kraftloser, ganz junger
und, endlich *zâvare* und altpers. altbactr. *zura*
is, robur) und *zaotar* (agaso, actor Yaçna 11,
erzeugt hat; deren andere aber, mit skr. *hu*
hóti identisch, beten und fluchen bedeutet und
s welcher die Wörter *zaotar* (sacerdos), *za-*
hra, zava, zavana, zevya, zazva, auch wohl *ai-*

wisa ein Hund, der nur bellen kann, noch ganz jung ist, entsprossten. Dieselbe ist verwandt mit skr. *hvâ hváyati* und altbactr. *zbâ*. Nun haben wir das Wort *zaya* (Waffe), welches man geneigt sein könnte auf skr. *ji jáyati* zurückzuführen, wie denn im Skr. *jayá* (Sieg) existirt; man darf dennoch *zaya* etwa in der Bedeutung Siegwaffe nicht zu diesem Skr. Wort stellen, da das Verbum siegen im bactr. *ji* heisst; *zaya* scheint ursprünglich bloss Geräthschaft zu bezeichnen (wie Vend. 14, 26) und die Wurzel *zi*, Skr. *hi hinóti* nöthigt uns für *zaya* als erste Bedeutung Treibinstrument, Mittel, womit man arbeitet, anzunehmen, wie auch Skr. *heti* (von *hi* treiben) die Bedeutung Waffe hat. Zu dieser Wurzel *zi*, welcher in den Keilinschriften *di* (wegnehmen) entspricht, gehören die Wörter *zaêman*, *zaêna*, *zaênaṅh* (Waffe, Wachsamkeit), *zaêni*, *zaênu* (Adject.), *zinake* (rapiens), wohl auch *zim* und *zima* (hiems, freilich nicht nix, was als treibender Schnee sich aus *zi* bequem erklären liesse), Wörter, denen der Begriff des eifrigen Bewegens zu Grunde zu liegen scheint.

Doch genug jetzt der Ausstellungen; manche Punkte wird der Leser des Spiegelschen Werkes in andern, seit dem Druck desselben erschienenen Schriften anders aufgefasst finden, und die Zeit wird nach und nach die Differenzen, welche noch an manchen Stellen des wichtigen Religionsbuches der alten Eranier unter seinen Erklärern herrschen, zum Austrag bringen. Es würde nicht von grossem Nutzen sein, wenn wir den knappen Raum noch zum Lobe dieses neuesten Spiegelschen Werkes in Anspruch nehmen wollten; die Verdienste des Hrn Verfs um die Erklärung des Avesta sind, wie der Leser selbst sich überzeugen wird, auch in diesem

euesten Werke so bedeutend, dass die Zahl
er vereinzelten Versehen, welchen auch der be-
e Kenner dieses Gebietes fortwährend ausge-
etzt ist, unverhältnissmässig gering ist und
ben zeigt, dass auf diesem Felde der morgen-
indischen Wissenschaft noch viel zu thun übrig
leibt.

Marburg. Ferd. Justi.

Meklenburgisches Urkundenbuch, herausgege-
en von dem Verein für meklenburgische Ge-
hichte und Alterthumskunde. II. Band. 1251
- 1280. Schwerin 1864. In Commission der
illerschen Hofbuchhandlung. 648 S. in Quart.

Bei grössern Quellenwerken sind wir gewohnt,
ass sich das Erscheinen der einzelnen Bände
t durch viele Jahre hinzieht. Nicht so scheint
bei dem oben genannten Unternehmen sein
ı sollen, obgleich dasselbe an Wichtigkeit und
ı Gediegenheit in der Bearbeitung vielen an-
ern überlegen ist. Dem ersten, sehr starken
ande des Meklenburgischen Urkundenbuches
lgt jetzt binnen Jahresfrist bereits der zweite,
nd es ist Aussicht vorhanden, dass auch der
ächste nach nicht längerem Zwischenraume er-
heinen wird. Das Verdienst dieser raschen
ufeinanderfolge wird zweifelsohne in erster Li-
e dem unermüdlich thätigen Archivrath Dr.
isch gebühren, dessen Leben gleichsam der
eklenburgischen Geschichte gewidmet ist und
er schon seit Jahren die gründlichsten Vorar-

beiten zu dem grossartigen Urkundenbuche seiner Heimath entweder selbst gemacht oder doch veranlasst hat. Für die letzte Redaction freilich wird noch immer sehr viel zu thun übrig geblieben sein, so dass auch Archivsecretair Dr. Wigger, der jene vornehmlich übernommen, sich mit seinen Arbeiten nicht wenig beeilt haben muss.

Dass der vorliegende Band des Meklenburgischen Urkundenbuches ebenso sorgfältig und nach gleichen Grundsätzen bearbeitet ist, wie der erste, — den Ref. in No. 38 des vorigen Jahrganges der Anzeigen besprochen, — braucht kaum erwähnt zu werden. Auch die Reichhaltigkeit des Inhalts hat sich nicht vermindert, ja an Nummern der einzelnen Urkunden ist dieser zweite Band sogar reicher als der erste, denn er schliesst mit Nummer 1557 ab, während jener nur bis Nr. 666 reicht. Auch an ungedrucktem Material scheint mir der letzt erschienene Band mehr zu enthalten als der vorhergehende; es liegt dieses, so wie die grössere Anzahl der einzelnen Urkunden, wohl mit daran, dass in jenem viele kleine Notizen aus Stadtbüchern aufzunehmen waren, die bisher noch nicht gedruckt waren.

Dahin gehören vor allem die interessanten kurzen Notizen aus dem Rostocker Stadtbuche. Dieselben ziehen sich durch den ganzen Band und geben durch die Mannichfaltigkeit ihres Inhalts ein werthvolles Bild von dem Gerichtswesen, dem Handel, den Verhältnissen der Bürgerschaft, der Landesherrschaft, auch von den Finanzen, überhaupt den communalen, politischen und socialen Zuständen der Stadt und ihrer Bürgerschaft. Aehnliche Notizen, freilich nicht in so grosser Menge und mit solcher Mannich-

igkeit des Inhalts, konnten aus dem ältesten
dtbuche von Wismar aufgenommen werden.
ufig folgen in dem Werke, trotz der streng
bachteten Zeitfolge, viele Urkunden aufein-
ler, die sich alle auf eine bestimmte Angele-
heit beziehen, deren Erfassung erst durch
e solche Zusammenstellung recht möglich ist.
hin möchte ich z. B. die zahlreichen Urkun-
n über den alten Zwist zwischen den Bisthü-
rn Camin und Schwerin über ihre Diöcesan-
enzen zählen. Auch mancher wichtige Beitrag
der Frage nach dem Reichsfürstenstand der
ei nordalbingischen Bisthümer wird erst durch
ine Aufnahme in das Urkundenbuch dem
hicksal entgehen, unbeachtet zu bleiben. So
r es unter anderem Ficker, Reichsfürstenstand
S. 203, noch unbekannt, dass wir allerdings
er den Verlauf der Klage jener drei Bischöfe
gen den Herzog von Sachsen, der ihre Beleh-
ng 1252 in Anspruch nahm, einige, wenn
ch nur dürftige Nachrichten haben, die jetzt
s No 696 dieser Urkundensammlung eingefügt
nd. Seite 122 ist eine bisher ganz unbe-
nnte Urkunde gedruckt, die auf jene wichtige
ngelegenheit Bezug hat: die Belehnung des
ischofs von Ratzeburg durch König Richard
m 1. Juni 1258. Die älteste Belehnung, wel-
he Ficker bekannt gewesen, ist erst von 1274.
– Wie über jene Sache, so finden sich in dem
Verke überhaupt manche Urkunden deutscher
Könige, die bisher noch nicht gedruckt waren,
nd ebenso sind durch dasselbe viele Docu-
nente der Markgrafen von Brandenburg, der
Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, von Sach-
en und Pommern, der Grafen von Holstein,
Danneberg, Schwerin, der Fürsten von Rügen,
Meklenburg und Preussen, sowie aller anderen

geistlichen und weltlichen Grossen des nördlichen Deutschlands, auch der fernen Ostseeprovinzen Livland und Esthland, und der Könige von Dänemark zuerst ans Tageslicht gezogen.

Eine ganz besondere, rühmenswerthe Sorgfalt ist auch in diesem Bande, wie im ersten, den Inschriften gewidmet, von denen jetzt schon eine viel grössere Anzahl als früher mitgetheilt werden konnte. Auch auf die Abbildung und Beschreibung der Siegel, ist nicht minderer Fleiss als in dem ersten Bande verwandt. Namentlich findet sich S. 388 eine ohne Zweifel sorgfältig gemachte Abbildung eines sehr merkwürdigen Siegels der Königin Margaretha von Dänemark, aus dem Jahre 1271, welches in der Urkunde, an der es befestigt, sehr auffallender Weise mit diesen Worten richtig beschrieben ist: continens formam capitis reginae in majestate sua residentis.

Der dritte Band dieses Urkundenbuches, der die letzten zwanzig Jahre des 13. Jahrhunderts umfassen wird, soll nach dem Vorworte des ersten Theiles noch im Laufe dieses Jahres erscheinen. Dass die Herausgeber dem Versprechen pünktlich nachkommen werden, ist jetzt, nachdem der zweite Band so bald erschienen, nicht mehr zu bezweifeln. Mit dem Jahre 1300 wird dann das Werk zu einem gewissen, wenn auch nur vorläufigen Abschluss kommen; von da an verbietet die Ueberfülle des Stoffes alle Urkunden vollständig abzudrucken, es muss eine Auswahl getroffen werden.

Greifswald. R. Usinger.

Göttingische

elehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

ler Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

. Stück. 31. Mai 1865.

La Cité antique. Étude sur le culte, le oit, les institutions de la Grèce et de Rome. r Fustel de Coulanges, professeur d'hi- ire de la Faculté des Lettres de Strasbourg. ris et Strasb. 1864. 525 Seiten.

In dem vorliegenden Werke beabsichtigt der rf. die Principien darzulegen, nach welchen s öffentliche und Privatleben der römischen wohl wie der griechischen Welt sich regelte. tztere beide aber sind deswegen unter Einem esichtspunkte zusammengefasst, weil sie als veige des nämlichen Stammes auch die nämli- en Institutionen und Regierungsgrundsätze be- ssen und eine Reihe einander ähnlicher Revo- tionen durchgemacht haben. Von ganz beson- rer Wichtigkeit dünkt es dem Verf., auf ein- hende Weise zu entwickeln, wie grundverschie- en in Einrichtungen und Anschauungen die ölker des klassischen Alterthums von denen der eueren Gesellschaft gewesen, und so vielfachen rthümern entgegenzutreten, welche daraus ent- anden sind, dass wir von früher Jugend ge-

wöhnt werden, jene Völker nicht als fremde zu betrachten, sondern fast immer in ihnen uns selbst zu erblicken und deshalb ihre Geschichte nach der unsrigen, unsere Revolutionen nach den ihrigen zu beurtheilen. Dies aber ist nicht ohne Gefahr. Hat man doch in der neueren Zeit zuweilen die Institutionen Roms und Griechenlands nachbilden und die Freiheit da holen wollen, wo sie nie bestanden! »Nos quatre-vingts dernières années ont montré clairement que l'une des grandes difficultés, qui s'opposent à la marche de la société moderne, est l'habitude qu'elle a prise d'avoir toujours l'antiquité grecque et romaine devant les yeux.« Wenn nun die Gesetze, welche die menschliche Gesellschaft regieren, jetzt nicht mehr die nämlichen sind wie im Alterthum, so kommt dies daher, dass in Menschen selbst eine Veränderung vorgegangen ist. »Nous avons en effet une partie de notre être qui se modifie de siècle en siècle; c'est notre intelligence. Elle est toujours en mouvement et presque toujours en progrès, et à cause d'elle nos institutions et nos lois sont sujettes au changement. L'homme ne pense plus aujourd'hui ce qu'il pensait il y a vingt-cinq siècles, et c'est pour cela qu'il ne se gouverne plus comme il se gouvernait.« Von der Verwandtschaft aber, welche zwischen den Ideen des menschlichen Geistes und dem socialen Zustand eines Volkes besteht, liefert die Geschichte der Römer und Griechen einen deutlichen Beweis; denn betrachtet man die Institutionen dieser Völker ohne Rücksicht auf ihre religiösen Anschauungen, so scheinen sie dunkel, wunderlich, unerklärlich. Woher z. B. die Patrizier und Plebejer, die Patrone und Clienten, die Eupatriden und Theten, die uns so unnatürlich dünkenden Einrichtungen

Lacedämonier, die so ungerechten Seltsam-
en des alten Privatrechts, wonach in Korinth
Theben der Grundbesitz unveräusserlich war,
then und Rom Bruder und Schwester nicht
ches Erbrecht besassen? was war die *agna-*
was die *gens?* woher die mannichfachen Um-
ungen in Recht und Staat? woher jene Va-
andsliebe, welche zuweilen alle natürlichen
ühle ertödtete? welchen Begriff verband man
der Freiheit, von der man fortwährend sprach,
rend man sie nie besass? wie endlich haben diese
den unseren so verschiedenen Institutionen
lange bestehen können? welches Princip hat
en den menschlichen Geist so lange unter-
it? Die Antwort auf diese und viele andere
gen der Art findet sich jedoch bald bei ge-
erer Betrachtung der religiösen Vorstellun-
, welche die Völker der alten Welt beherrsch-
, und man erkennt alsbald, wie innig die Be-
ungen waren, die zwischen diesen Vorstel-
gen und den Grundsätzen des alten Privat-
hts, zwischen den religiösen Gebräuchen und
 häuslichen sowohl wie den politischen Ein-
htungen bestanden. Als indess die alte Reli-
n sich veränderte oder ihre Kraft verlor, er-
en demgemäss auch das Privatrecht und die
entlichen Institutionen Veränderungen, und
e Reihe von Revolutionen trat ein, wobei die
gestaltung des menschlichen Geistes ihren re-
mässigen Verlauf nahm und sociale Umgestal-
gen zur Folge hatte. Diesem Ideengange ge-
iss und um zum Verständnisse des Rechts,
r politischen Einrichtungen und der Geschichte
ms wie Griechenlands zu gelangen, sucht der
rf. den Entwickelungsgang der Religion der
en Welt zu verfolgen, wobei er von der älte-
n Zeit, wo die eranischen Völker noch unge-

trennt beisammen wohnten, ausgehend, das ihnen Gemeinschaftliche in den religiösen Anschauungen und den Institutionen sowie in den Veränderungen derselben auch in der Periode nach ihrer Trennung darzulegen bestrebt ist. Zu diesem Zweck theilt er seine Untersuchungen in fünf Bücher, deren erstes in vier Kapiteln die älteste Religion zum Gegenstand hat und zuvörderst I. die verschiedenen Vorstellungen der Alten in Bezug auf den Zustand der Seelen nach dem Tode bespricht. »Diese Vorstellungen, bemerkt der Verf., so falsch und lächerlich sie uns auch dünken, sind gleichwohl für die Regierungsgrundsätze der alten Staaten massgebend gewesen und aus ihnen die meisten häuslichen und öffentlichen Einrichtungen hervorgegangen.« — II. Die göttliche Verehrung der Verstorbenen. Nach der Meinung der Alten wurde nämlich jeder Dahingeschiedene ein Gott, selbst wenn er böse gewesen war. Diesen Todtencultus, dessen wichtigster Theil in der fortwährenden, von Vater auf Sohn überlieferten Darbringung von Opfern bestand, welche für das Wohlbefinden der Manen unerlässlich geglaubt wurden, findet man ebensowohl bei den Griechen, Lateinern, Sabinern und Etruskern wie bei den indischen Aryas. Der Rig-Veda erwähnt ihn und die Gesetze des Manu nennen ihn die älteste Religion der Menschen. — III. Das heilige Feuer, das Herdfeuer, dessen Cultus fast identisch mit dem der Verstorbenen, sich gleichfalls in Indien wiederfindet. — IV. Die häusliche Religion. Einen für alle Menschen geltenden Monotheismus kannte die älteste Zeit nicht; jede Familie besass ihre eigenen Götter, die ihr durch Blutsbande angehörten und nur von ihr allein angebetet werden

rften. Das Geheimniss der menschlichen Zeu-
ng war für die Alten, was für uns das der
höpfung. Der Erzeuger galt ihnen für ein
ttliches Wesen, und sie riefen ihn nach sei-
m Tode als solches an. Wie natürlich und
ichtig dieses Gefühl ist, erhellt daraus, dass
fast überall als Religionsprincip auftritt, bei
n Chinesen wie bei den Geten, bei afrikani-
hen Völkern wie in der neuen Welt.

Das zweite Buch in zehn Kapiteln han-
lt von der Familie. I. Die Religion als
rundprincip der alten Familie. We-
r die Zeugung noch die natürliche Liebe noch
e eheliche oder väterliche Gewalt bildete jenes
incip, sondern die Religion des Hausherdes,
r göttlichen Verehrung der Vorväter. — II.
ie Ehe, vermöge deren die Frau die Religion
r Ihrigen verliess und zu der der Familie ih-
s Gatten übertrat. Sie wurde dadurch gewis-
rmassen zum zweiten Male geboren und galt
n da an für die Tochter ihres Ehemannes, sie
r *filiae loco* in der Sprache der Juristen.
'institution du mariage sacré doit être aussi
ille dans la race indo-européenne que la reli-
on domestique; car l'une ne va pas sans l'au-
. Cette religion a appris à l'homme que l'u-
on conjugale est autre chose qu'un rapport de
xes et une affection passagère, et elle a uni
ux époux par le lien puissant du même culte
des mêmes croyances. La cérémonie des no-
s était d'ailleurs si solennelle et produisait de
graves effets qu'on ne doit pas être surpris
e ces hommes ne l'aient crue permise et pos-
ble que pour une seule femme dans chaque
aison. Une telle religion ne pouvait pas ad-
ettre la polygamie. — III. Die Continui-
t der Familie, welche aus der Religion

hervorging und von ihr gebieterisch erheischt wurde, hatte zur Folge, dass die Ehelosigkeit untersagt und die Ehescheidung im Falle der Unfruchtbarkeit geboten war. Da nämlich die Manen der Verstorbenen fortwährend Opfer bedurften, wenn sie sich nicht in unglückliche und böse Dämonen verwandeln sollten, so musste auch für die Fortdauer der Familie Sorge getragen werden. Deshalb auch sagte der Hindu: »Das Erlöschen einer Familie zieht den Untergang der Religion derselben nach sich. Den Vorvätern werden dann keine Kuchen mehr geopfert und sie sinken in den Aufenthalt der Unglücklichen hinab.« Gleiche Vorstellungen herrschten bei den Römern und Griechen. Der Sohn aber, der den Cultus der Vorväter fortzusetzen bestimmt war, musste in der Ehe gezeugt sein; denn war er von einer andern Frau, die selbst nicht durch die feierlichen Hochzeitsgebräuche in die Religion des Mannes eingeweiht worden, so konnte er gleichfalls an derselben keinen Theil haben. Deshalb heirathete der Römer *liberum quaesendorum causa*, der Grieche *παίδων ἐπ' ἀρότῳ γνησίων*. Dies erklärt auch, warum im Falle einer dem Ehemanne zur Last fallenden Sterilität seine Frau gehalten war sich irgend einem Verwandten desselben zur Kinderzeugung zu überlassen. Dies erforderte das Gesetz bei den Hindu's wie in Athen und Sparta. Man sieht, wie wichtig das Vorhandensein von Söhnen in einer Familie scheinen musste; die Geburt einer Tochter war von geringerer Bedeutung; denn sie verliess später die Religion ihrer Familie und trat zu einer andern über.— IV. Adoption und Emancipation. »Der, dem die Natur keinen Sohn verliehen hat, kann einen solchen adoptiren, damit die Todtenopfer

icht aufhören«, heisst es in den Gesetzen des lanu und ähnlich lautete die Bestimmung der thenischen Gesetze, vermuthlich auch der röüschen noch zur Zeit des Cicero. Von dem .doptivsohn heisst es bei den Römern: *in sacra ·ansiit*, denn man konnte nicht an einem zwieıchen Hausherd opfern, nicht zwei verschiedene hnenreihen verehren. — V. Die Verwandtchaft im Allgemeinen und die römiche Agnation. Die Verwandtschaft bestand ach Plato in der Gemeinschaftlichkeit der nämichen Hausgötter und die nämliche Anschauung ıerrschte in Indien, so dass also nur eine Verwandtschaft von väterlicher Seite her (bei den Römern *agnatio*) als solche betrachtet wurde, wogegen die Glieder der Familie, aus der die Mutter stammte, einer andern Religion angehörten und deshalb nicht als Verwandte gelten konnten. Die Kinder von Bruder und Schwester also, nach unseren Begriffen nahe Verwandte, waren es nach denen der Alten keineswegs, denn sie besassen keinen gemeinschaftlichen Familiencultus. Daher auch galten nach römischem Recht die *fratres consanguinei* für Agnaten, jedoch nicht die *uterini*. Aber auch der emancipirte und von einem andern adoptirte Sohn war nicht mehr der Agnat seines leiblichen Vaters, sondern dessen, der ihn adoptirt hatte, und der ganzen Familie desselben. Später freilich bildete sich in Indien wie in Griechenland und Rom die *cognatio* heran, welche von den Vorschriften der Familienreligion unabhängig war.— VI. Eigenthumsrecht an Grund und Boden. Verschiedene Völker kennen ein solches gar nicht; auch bei den alten Germanen war es nicht vorhanden; das Land wurde alljährlich vertheilt wie noch jetzt bei einigen semitischen

und slavischen Stämmen. Bei den Griechen und Römern dagegen bestand jenes Recht bereits in ältester Zeit und ging aus den religiösen Anschauungen hervor. Die Vorfahren waren nämlich nicht auf öffentlichen Begräbnissplätzen oder längs den Landstrassen, sondern theils im Hause, theils in der Nähe desselben beerdigt; sie verliehen den Wohnstätten so wie der unmittelbaren Umgebung derselben fortwährend ihren Schutz und weiheten beide zu einem unveräusserlichen Eigenthum, welches für die Religion der Eigenthümer unerlässlich war, so dass nur die dringendste Noth oder das Aussterben einer Familie zu einem Aufgeben desselben veranlassen konnte. Erst später gestattete in Rom wie in Griechenland Sitte und Gesetz den Verkauf ererbten Grundbesitzes und auch dann war derselbe von religiösen Gebräuchen begleitet. Die Abgeschiedenheit und Sonderung, in welcher in der ältesten Zeit die einzelnen Familien gelebt hatten, um ihre Religionsgebräuche vor fremden Blicken geheim zu halten, erklärt endlich den hohen Grad von Heiligkeit, in welcher die Grenzen und Grenzgötter auch noch in späterer Zeit gehalten wurden. — VII. Das Erbrecht. 1) Beschaffenheit und Princip desselben. Da das Eigenthumsrecht, wie wir gesehen, aus der Religion, d. h. dem Familiencultus, hervorgegangen und deshalb beide auf das engste verknüpft waren, so galt es nach dem griechischen wie nach dem römischen Recht für eine Regel ohne Ausnahme, dass jenes Recht nicht ohne den damit verbundenen Cultus und wiederum dieser nicht ohne jenes erworben werden konnte. Da aber der Cultus sich nur in der männlichen Linie vererbte, so musste Gleiches auch in Bezug auf das Eigenthum stattfinden. Dieses Prin-

› war also nicht die Folge einer gesetzlichen stimmung, sondern ging aus einer religiösen schauung hervor, welche über die Menschen e grösste Gewalt ausübte. Wenn daher der hn erbte, so geschah dies nicht etwa, weil es r Wille des Vaters war, nicht kraft eines Testaments, sondern *ipso jure heres exsistit*; er ır *heres necessarius*, durfte aber auch andererits die Annahme der Erbschaft nicht verweirn. Das *beneficium inventarii* war dem grieischen Recht unbekannt und wurde erst sehr ät in das römische aufgenommen. Demnach so war der Sohn ferner *heres suus*, er beerbte ch selbst, sogar bei Lebzeiten des Vaters galt als Miteigenthümer von Haus und Feld, und shalb trat beim Tode des letztern nicht eintlich Beerbung, sondern nur eine Fortsetzung s Eigenthumsrechtes ein; *morte patris contiatur dominium*. Aus diesem allen entsprang nn ganz natürlich 2) das unbedingte Erbcht des Sohnes und die Ausschliessung er Tochter. Sie kann die Familienreligion cht fortsetzen und deshalb verbietet dieselbe r den Vater zu beerben. Dieses Princip rrschte ursprünglich ebenso bei den Griechen d Römern wie bei den Hindu's und wurde st später direct oder auf Umwegen modificirt. Bezug auf die in Athen *ἐπίκληρος* genannte ochter bemerkt der Verf., dies sei ein »mot ıe l'on traduit à tort par heritière; il signifie ıi est *à côté de l'heritage*, qui *passe avec l'heritage*, que l'on *prend avec lui*. En effet la fille était jamais heritière.« 3) Das collaterale rbrecht. Es verblieb lediglich bei der männchen Linie ebenso bei den Hindu's wie bei den riechen und Römern. 4) Folgen der Emanpation und Adoption. Der emancipirte

und daher vom Familiencultus ausgeschlossene Sohn verlor ebenso sein Erbrecht wie der in denselben aufgenommene Fremde es erwarb. 5) Die älteste Zeit wusste nichts von Testamenten, auch bei den Hindu's nicht. Später findet sich zwar bei den Römern aus den Zwölf Tafeln das Bruchstück *uti legassit ita jus esto*; wenn jedoch aus dem Solonischen Gesetze nur die Worte *διαθέσθαι ὅπως ἂν ἐθέλῃ* auf uns gekommen wären, so hätte man glauben können dass unter allen Umständen testirt werden konnte, indess fügt das Gesetz hinzu »*ἂν μὴ παῖδες ὦσι.*« 6) Das Erstgeburtsrecht. Der Erstgeborene, sagten die alten Arier, ist gezeugt worden, um die Pflichten gegen die Vorväter zu erfüllen; die andern Kinder sind Früchte der Liebe. Auch findet sich eine alte in das Gesetzbuch des Manu aufgenommene Bestimmung, wonach der Erstgeborene das ganze Vermögen erbt und die andern Brüder in dem nämlichen Verhältnisse zu ihm stehen wie zu ihrem Vater; »denn jener trägt die Schuld gegen die Vorfahren ab und muss daher alles besitzen.« Das nämliche Recht bestand in ältester Zeit bei den Griechen und muthmasslich auch bei den Römern, denn wie hätte sonst eine Familie, wie die Claudische mehrere Tausend Freie oder wie die Fabische mehrere Hundert waffenfähige Glieder, lauter Patrizier, enthalten können? Aber auch andere Spuren finden sich von dem einstigen Vorhandensein des Erstgeburtsrechts bei den Römern. — VIII. Die Autorität in der Familie. 1) Princip und Beschaffenheit der väterlichen Gewalt bei den Alten. Diese entsprang aus dem Umstande, dass der Vater der Oberpriester der Familie war und auch nach seinem Tode göttliche Verehrung ge-

In geringerm Ansehen stand daher die , die weder von den Ahnen abstammte, noch ihrem Tode unter dieselben aufgenommen le. Nach dem aus diesen Ansichten hervorngenen Recht der Griechen, Römer und Hin- war sie stets minorenn wie die Kinder bei eiten des Vaters es waren. Darum auch beet *pater* ursprünglich nicht Erzeuger, son- Stütze, Beschützer und ist synonym *rex*, *ἄναξ*. 2) Rechte der väterlichen valt. Der Vater war der Oberpriester der ilienreligion und als solcher für die Fortr derselben so wie daher auch für die der ilie. verantwortlich; deshalb besitzt er das ht, das Kind bei der Geburt anzuerkennen r nicht, seine Frau zu verstossen, seinen n zu emancipiren und einen Fremden zu ptiren, endlich seiner Frau und seinen Kin- bei seinem Tode einen Vormund zu bestel- Der Vater war ferner alleiniger Besitzer Vermögens der Familie, also auch der Frau Sohnes. Wenn man jedoch von einem Verf des letzteren selbst spricht, so meint man it nur die Arbeitskräfte desselben; er wurde t Sklave des Käufers, sondern blieb stets in väterlichen Gewalt. Endlich konnte der Va- allein als Kläger oder Verklagter oder Zeuge Gericht erscheinen, so wie er auch oberster hter in seinem Hause war, als welcher er Seinigen sogar zum Tode verurtheilen konnte. IX. Sittliche Verhältnisse der Falie. So wie die Religion war auch die Moität der Alten auf eine einzige Familie beränkt. Man kannte keine Pflichten gegen ausserhalb derselben stehenden Nebenmenen. Gleichwohl scheinen die ersten Begriffe diesen Pflichten aus dieser häuslichen Reli-

gion hervorgegangen zu sein. Die stete Gegenwart des Lar familiaris erheischte die sittliche Reinheit dessen, der sich ihm nahete. Er durfte kein Blut vergossen haben, er musste seine Familienpflichten erfüllen. Die am Hausaltar geschlossene Ehe musste heilig gehalten werden; der Ehebruch wurde unerbittlich mit dem Tode bestraft. Andererseits verlieh die Theilnahme an dem häuslichen Priesterthum der Hausfrau einen hohen Grad von Ansehen, wenn es auch dem des Vaters nachstand. Der Familiencultus war ohne sie unvollständig. Sie führte denselben Titel wie ihr Gatte; sie war *materfamilias οἰκοδέσποινα*; neben dem *grihapati* der Hindu's stand die *grihapatni*. Aber auch der Sohn spielt bei der Ausübung der religiösen Pflichten eine wichtige Rolle, an gewissen Tagen ist seine Gegenwart so unerlässlich, dass der Römer, der keinen Sohn besitzt, für die Dauer derselben eine fictive Adoption vornehmen muss. Der Sohn sieht in dem Vater einen zukünftigen Gott so wie der Vater die Ueberzeugung hegt, dass sein glückliches Dasein jenseits des Grabes von seinem Sohne abhängt. Daher die *pietas erga parentes, erga liberos*. In der Familie hing alles mit der Religion zusammen, alles hatte göttlichen Ursprung. Die Liebe zum Hause war bei den Alten eine Tugend. Wir Neueren finden einen gütigen Gott überall; in der ältesten Zeit fand man ihn nur am häuslichen Heerd; der Gott des Nachbars war ein feindseliger Gott. — Die *Gens* (*γένος, πάτρα*) in Rom und Griechenland. 1) Die Nachrichten der Alten über dieselbe. Aus diesen geht hervor, dass jede gens einen besonderen Cultus, besondere Feste und eine gemeinschaftliche Grabstätte besass. Die Mitglieder einer römischen gens kon-

einander beerben, so wie überhaupt die eng-
Verbindung unter ihnen stattfand, welche
en strenge gegenseitige Pflichten auferlegte.
s Haupt der Gens war, wie wir gesehen, ihr
ester und Richter; er war auch ihr Anführer
Kriege. Ebenso hatte das griechische *γένος*
n Haupt, welches die Inschriften *ἄρχων* nen-
. In Rom wie in Griechenland hielt die gens
e Versammlungen und erliess Beschlüsse, de-
n die Mitglieder gehorchen mussten und die
bst der Staat respectirte. Diese Angaben
mmen aus einer Zeit, wo die gens sogar
on geschwächt und fast entartet war. 2)
üfung einiger Meinungen in Betreff
r römischen *gens*. Der Verf. bemerkt
rbei: »Deux passages de Cicéron, *Tuscul.* 1,
und *Top.* 6 ont singulièrement embrouillé la
estion. Il faut bien reconnaître que Cicéron,
nme presque tous ses contemporains, ignorait
que c'était que la *gens*. Les explications
il en donne ne sont pas seulement incomplè-
, elles sont puériles.« Aus allem aber geht
vor, dass Griechen und Römer mit den Wor-
gens und *γένος* die Idee eines gemeinschaft-
nen Ursprungs verbanden, wie es auch die
mologie dieser Worte lehrt; daher die Grie-
n die Glieder eines *γένος* mit dem Ausdruck
γάλακτες bezeichneten. 3) Die *gens* ist also
Familie in ihrer ursprünglichen Organisation
l Einheit, wie es wiederum die Etymologie
gt; denn die Namen der *gentes* in Rom und
echenland haben eine patronymische Form.
udius bedeutet Sohn des Clausus und Buta-
Sohn des Butes. 4) Die *gens* war die
sprüngliche und einzige Form der
nschlichen Gesellschaft, und in die-
n Zustande scheinen die arischen Völker be-

reits lange vor ihrer Trennung gelebt zu haben, wogegen die politischen Institutionen aus der Zeit nach derselben stammen, so dass sich zwischen denen der östlichen und westlichen Arier durchaus keine Analogie mehr findet. Zu der alten Familie oder gens gehörten aber auch noch die Diener oder Sklaven; denn dies war alles eins. Freie, unabhängige Diener konnte es nämlich bei den Urzuständen und der Abgeschiedenheit des religiösen und häuslichen Lebens nicht geben; der Diener wurde vielmehr Glied der Familie und Theilnehmer ihrer Religion und verlor so seine Freiheit. Wollte ihn sein Herr als freien Mann behandeln, so schied er deshalb doch nicht aus der Familie, sondern unter dem Namen Freigelassener oder Client blieb er fortwährend in der Gewalt seines Patrons, gegen den er mehrfache Pflichten zu erfüllen hatte, und auf diese Weise bildeten sich im Schosse der grossen Familie verschiedene kleinere von Untergeordneten, d. h. Clienten. Diese Verhältnisse finden sich in Griechenland ebenso wie in Rom und sind älter als die Entstehung der Staaten, daher auch älter als Romulus, dem die Römer die Einführung der Clientel zuschreiben. Sie war in der Urzeit ein heiliges Band, das die Religion geknüpft hatte und nichts aufzulösen vermochte, deshalb auch erblich. Ebendeswegen auch nahm der Client den Namen der Familie an, deren Adoptivglied er wurde, und die Pflichten seines Patrons gegen ihn standen weit über denen gegen die Cognaten. — Das dritte Buch behandelt in siebzehn Kapiteln den Staat und zwar 1. die *Phratria* und die *Curie*; die *Tribus* und die *Phyle*. Als älteste Form der menschlichen Gesellschaft haben wir die Familie ken-

en gelernt, die zwar mehrere Tausend Glieder
nfassen konnte, jedoch für die materiellen wie
ir die moralischen Bedürfnisse unserer Natur
el zu beschränkt war. Der menschliche Geist
t für eine höhere Idee des Göttlichen geschaf-
n als er in dem Familiencultus ausgedrückt
nd. In dem Masse also wie jene Idee sich
rweiterte, dehnte sich auch die Form der Ge-
ellschaft aus. Mehrere Familien vereinten sich
n Laufe der Jahrhunderte zu einem gemein-
chaftlichen Cultus und bildeten die Curie, die
hratria; die von derselben verehrte Schutzgott-
eit repräsentirte eine höhere Idee und galt für
ächtiger als die nebenbei noch fortbestehenden
Iausgötter der einzelnen Familien. Die religiö-
en Bräuche der neuen Institution waren indess
er älteren nachgebildet und bestanden haupt-
ächlich in einem gemeinschaftlichen Mahl, wor-
n die Gottheit Theil nahm. Die Curie bildete
lso eine genau der alten Familie nachgeahmte
esellschaft, sie hatte ihren Gott, ihren Cultus,
iren Oberpriester (*curio*, *φρατρίαρχος*), ihre Ju-
tiz, ihre Regierung; sie hielt Versammlungen
nd fasste Beschlüsse. Im Lauf der Zeit ent-
tand aus Curien und Phratrien die *Tribus* und
hyle, die gleichfalls ihren Altar und ihren
chutzgott besass. Letzterer war gewöhnlich
leich dem der Curie und Phratria ein vergöt-
erter Mensch, ein Heros, welcher der Tribus
der Phyle seinen Namen gab (Heros eponymos).
ie Tribus hielt Versammlungen und fasste Be-
chlüsse, denen sich alle Mitglieder unterwerfen
ussten; sie hatte ihr Tribunal und ihr Ober-
aupt *tribunus*, *φυλοβασιλεύς*. Ihre Einrichtun-
en waren also ursprünglich für eine unabhän-
ige Gesellschaft berechnet, über der sich keine
öhere sociale Gewalt befand. — II. Neue re-

ligiöse Vorstellungen. 1. Die Naturgötter. Diese hatten in der arischen Völkerfamilie bereits in der ältesten Familie neben den aus dem Todtencultus hervorgegangenen Familiengöttern bestanden und sind in ihren Hauptgestalten als Zeus, Here, Athene und Juno bekannt. Beide Religionen existirten zwar neben einander ohne sich zu bekämpfen, jedoch verschmolzen sie nie in eins; sie hatten jederzeit ganz verschiedene, oft widersprechende Dogmen und Gebräuche. Der Todtencultus, als der wahrscheinlich ältere, blieb in den seinigen stets unveränderlich, obwohl sie nach und nach sich abschwächten und verschwanden; die Naturreligion als die jüngere und progressivere entwickelte und modificirte sich im Fortgange der Jahrhunderte und gewann stets grösseres Ansehen. 2) Die Naturreligion in ihrem Verhältniss zur Entwickelung der menschlichen Gesellschaft. Der Elemente, die man vergöttern konnte, waren eigentlich nur wenige; hauptsächlich die Sonne, die Erde, die Wolken; jedoch unter den verschiedensten Gesichtspunkten betrachtet, erhielten sie zwar oft ähnliche oder die nämlichen, oft aber auch verschiedene Namen; so hiess die Sonne hier Herakles, da Phoebus, dort Apollo, anderswo Hyperion u. s. w. und die mancherlei Menschengruppen, die dem leuchtenden Himmelsgestirn jene vielfachen Benennungen gegeben hatten, erkannten nicht leicht, dass sie den nämlichen Gott anbeteten. Andererseits geschah es auch wohl, dass die Menschen ihren wirklich verschiedenen Göttern dieselben Namen beilegten, da dies eigentlich nur ganz allgemeine, der gewöhnlichen Sprache angehörige Epitheta waren, wie die eben angeführten, und es gab daher

hlllose Jupiter, Minerven, Dianen, Junonen. t auch waren diese ihrem Wesen nach idenich, was aber die einzelnen Familien den herimmlichen Anschauungen gemäss nicht zu ernnen vermochten; denn anfangs waren auch ese Götter blosse Familiengötter; dies erhellt s den Veda's und aus Ausdrücken wie *ὁ ἐμὸς εύς, Ἑκάτη ἑστίας ἐμῆς* u. s. w. und in der hilderung der ältesten Religion Roms erscheint i Virgil Hercules als Hausgott Evanders. Auf ese Weise also entstanden jene tausendfachen ocalreligionen und Götterkämpfe des Polytheisus; es sind Kämpfe zwischen Familien, Districn, Städten; und es dauerte lange, ehe man ıfhörte diese Götter als specielles Eigenthum ı betrachten. Viele sogar blieben dies fortährend; so die eleusinische Demeter, die Failiengottheit der Eumolpiden; die Athene der kropolis, welche den Butaden angehörte; so r Hercules der Potitier, die Minerva der Nauer; und wahrscheinlich gehörte der Cultus der enus, lange ehe er öffentlich wurde, den Juern allein an. Wuchs nämlich eine Familie ı Glanz, Macht und Reichthum, so geschah es icht, dass der Staat die Schutzgottheiten derlben zu seinen eigenen machte, wie es z. B. it den eben genannten geschah; die Familien ehielten sich dann, wenn sie dies gestatteten, enigstens das Priesterthum vor. Man sieht lso, wie die Menschen im Dienste der Naturligion wohl dazu kommen konnten, schliesslich ie Identität aller verschiedenen Jupiter einzuehen oder anzunehmen, während zwei Laren, . h. zwei Ahnen, immer verschieden bleiben ıussten. — III. Bildung des Staates. Vas auch immer die Veranlassung zur Vereiniung verschiedener Tribus sein mochte, ob nun

freiwillig oder gezwungen, die verschiedenen Religionen derselben blieben bestehen und eine neue gemeinschaftliche trat ins Leben, ein neues Herdfeuer wurde angezündet; die Religion war auch hier die Grundlage des neuen Vereins, der als Conföderation in der ersten Zeit die civile und religiöse Unabhängigkeit seiner constituirenden Theile, der Tribus, Curien und Familien, unangetastet liess. Dass dies in der Regel die Art und Weise der alten Staatenbildung war, geht aus mancherlei Sitten und Gebräuchen hervor; so aus der Heereseintheilung, wo wir Tribus (Phylen), Curien (Phratrien) und Familien finden; aus den Volksversammlungen, die nach Tribus, Curien und Gentes abstimmen; aus der Zahl der Vestalinnen, nämlich zwei für jede Tribus; so wie auch in Athen zwar der Archon Basileus im Namen des ganzen Staates opfert, ihm aber ebenso viele Priester ministriren wie Phylen vorhanden sind. Jeder Athener ist also Mitglied von vier verschiedenen Genossenschaften oder Verbindungen und steigt gewissermassen von der einen zur andern empor; er tritt von der Familie in die Phratrie, dann in die Phyle und endlich in den Staat ein. In Attika gelangte die Bildung der anfänglichen kleineren Conföderationen (Phylen) zur Zeit des Kekrops (etwa im 16. Jahrh. v. Chr.) zum Abschluss; es gab damals deren zwölf von einander ganz unabhängige, jede mit besonderm Schutzgott, Altar, heiligem Feuer und Oberhaupt. Erst Theseus, welcher der angesehensten Phyle, den Kekropiden, entstammte, gelang es, jene kleineren Verbindungen in einen Gesammtstaat zu vereinigen und in demselben den kekropischen Cultus der Athene Polias einzuführen. So wurde die attische Einheit gegründet; jeder District behielt zwar in

religiöser Beziehung seinen alten Cultus, sein Prytaneum, jedoch alle nahmen zugleich eine gemeinschaftliche Religion an und errichteten in Athen ein gemeinschaftliches Prytaneum; so bewahrten sie auch sämmtlich in politischer Beziehung ihre Häupter, ihre Richter, ihr Versammlungsrecht, über all diesen Localregierungen stand indess die Centralregierung des Staates. Wir sehen also wie nach der Familie mit ihren θεοὶ πατρῷοι und dii gentiles die Phratria und Curie mit ihrem θεὸς φράτριος und ihrer Juno curialis, nach diesen die Tribus und Phyle mit ihrem θεὸς φύλιος und endlich der Staat mit dem θεὸς πολιεύς ins Leben trat. Wir sehen ferner, dass wenn die Ueberlieferungen der Hindu's, der Griechen, der Etrusker u. s. w. erzählten, die Götter hätten den Menschen die Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft offenbart, unter dieser sagenhaften Gestalt eine Wahrheit verborgen liegt. Jene Gesetze stammten allerdings von den Göttern; diese selbst jedoch waren nichts anderes als die religiösen Anschauungen der Menschen. — IV. Die Stadt. Bei den Alten entstanden die Städte nicht wie die der neuern Zeit nach und nach durch allmähliches Anwachsen der Häuserzahl und der Bevölkerung, sondern mit Einem Mal, so zu sagen an Einem Tage; zuerst jedoch musste der Staat, d. h. die politische und religiöse Gemeinschaft der Familien und Tribus, constituirt sein und dies war der schwierigste, gewöhnlich auch der langwierigste Theil der Gründung. Waren jedoch erst einmal die Familien und Tribus übereingekommen, ein Ganzes zu bilden und eine gemeinschaftliche Religion zu haben, so gründete man alsbald die Stadt als Heiligthum und dies war jedesmal ein religiöser Act, sowohl in Italien wie in Griechenland. — V.

Göttliche Verehrung der Städtegründer. Die Aeneassage. In Bezug auf letztere bemerkt der Verf.: »Nous n'avons pas à examiner ici si la légende d'Enée répond à un fait réel; il nous suffit d'y voir une croyance. Elle nous montre ce que les anciens se figuraient par un fondateur de ville, quelle idée ils se faisaient du *penatiger;* et pour nous c'est là l'important. Ajoutons que plusieurs villes ..... croyaient avoir été fondées par Enée et lui rendaient un culte.« — VI. Die Staatsgötter. Ebenso geheim wie der häusliche Cultus, an welchem nur die Familienglieder Theil nehmen durften, blieb auch der Staatscultus; schon der blosse Blick der Fremden besudelte ihn. Jeder Staat hatte Götter, die nur ihm angehörten und von derselben Beschaffenheit waren wie die der Familienreligionen, weshalb sie auch gleich jenen Laren, Penaten, Genien, Heroen, genannt wurden; es waren vergötterte Menschen, deren Seelen ihre innerhalb der Stadt oder deren Gebiet begrabenen Körper nach den älteren Vorstellungen niemals verliessen, so dass sie aus der Tiefe ihrer Gräber den Staat beschützten, dessen Häupter und Herren sie gewissermassen waren. Aber nicht nur die Ahnen oder sonstigen Wohlthäter des Staates gelten als dessen Heroen, sondern auch die Seelen derer, deren Zorn man fürchtete; so wurden Eteokles und Polynikes in Theben, ein Perser aus dem Heere des Xerxes in Akanthos, der Argiver Eurystheus in Athen göttlich verehrt. Neben diesen nun standen, wie bereits bemerkt, die Naturgötter, jedoch nur wie jeder Familie so auch jedem Staate insbesondere angehörig. Wer also im Alterthum von einer Stadt zur andern ging, fand auch andere Götter, andere Dogmen, andere Religionsgebräuche.

ənso übrigens wie man die Götter in der Ge-
r anrief und ihnen nach dem Siege dankte,
ərhäufte man sie bei Niederlagen mit Vor-
rfen, stürzte auch wohl ihre Altäre um und
f Steine gegen die Tempel. — VII. Die
aatsreligion. 1) Die öffentlichen
hlzeiten. Die Hauptceremonie der Fami-
ireligion war eine auf dem Hausaltar, dem
rde, bereitete Mahlzeit; die Hauptceremonie
Staatsreligion bestand gleichfalls in einem
grossen Festen gehaltenen Mahl zu Ehren
Schutzgottheiten, welchem alle Bürger bei-
hnen mussten. Ausserdem schrieb die Reli-
n auch noch täglich stattfindende Mahlzeiten
r, wo einige von Staatswegen dazu erwählte
inner (in Athen ehedem Parasiten genannt)
seinem Namen im Prytaneum und Angesichts
s öffentlichen Altars und der Schutzgötter zu-
mmenspeisen mussten. Auch in Italien bestan-
n sie ebenso bei den Oenotriern, Osken, Au-
nen u. s. w. wie in Rom, wo theils das ganze
lk die grossen Feste in den Strassen durch
entliche Gastmäler feierte, theils die Curionen
bestimmten Sälen oder an gewissen Tagen
r ganze Senat auf dem Capitol religiöse Mahl-
iten hielten. 2) Feste und Kalender.
tzterer war nichts anderes als die Reihenfolge
r religiösen Feste und hatte mit dem Lauf
r Sonne oder des Mondes nichts zu schaffen.
ur die Religionsgesetze bestimmten ihn und
ese waren bloss den Priestern bekannt. Der
alender Einer Stadt wich von dem der andern
ırchaus ab; denn ihre Religion war verschie-
ən und deshalb auch ihre Feste, die Dauer des
ihres so wie die Namen der Monate, die von
ən in letztern gefeierten Hauptfesten herstamm-
n. 3) Census. In Rom sowohl wie in Grie-

chenland ging die in bestimmten Zeiträumen stattfindende Volkszählung aus einem religiösen Gebrauch hervor, nämlich aus der für unerlässlich erachteten Reinigung und Sühnung des Volkes, bei der nur Bürger gegenwärtig sein durften. Wer nicht lustrirt worden war, verlor das Bürgerrecht, weshalb auch alle von Rom abwesenden Bürger mit Ausnahme derer, die zu Felde lagen, zur Zeit der Lustration zurückkommen mussten. Die der letztern beigelegte Wichtigkeit erklärt auch die ausserordentliche Gewalt des sie leitenden Magistrats. 4) Die Religion in der Volksversammlung, im Senat, bei den Gerichten, bei der Armee; der Triumph. Der Verf. zeigt, dass auch bei diesen Veranlassungen die Religion eine wichtige Rolle spielte und schliesst dieses Kapitel mit der Bemerkung, dass dieselbe bei jeder Gelegenheit sich geltend machte. Sie besass über den Menschen eine so unumschränkte Gewalt, dass durchaus nichts von ihrem Einflusse frei blieb. — VIII. Die Ritualbücher und die Annalen. Der Begriff, den die Alten mit dem Worte Religion verbanden, war nicht der unsrige; sie verstanden darunter nichts als Gebräuche, Ceremonien, äussere Cultushandlungen. Der Mensch brachte sein ganzes Leben damit zu, die Götter zu besänftigen, und das sicherste Mittel bestand seiner Meinung nach in der Anwendung gewisser bewährter Formeln, an denen aber nichts geändert werden durfte. Die Formeln jedoch genügten nicht; man verrichtete auch äussere Handlungen, die gleichfalls in ihren geringsten Umständen für unantastbar betrachtet wurden. Der Götterglaube mochte immerhin Veränderungen erleiden; aber die Formeln, die Gebräuche mussten stets die nämli-

chen bleiben. Daher besass auch jede Stadt Bücher, in denen sich dieselben sorgfältig aufgezeichnet fanden, sie wurden den Fremden nie gezeigt und auch vor den eigenen Mitbürgern verborgen gehalten; so dass nur die Priester davon Einsicht nahmen. Da ferner nach der Meinung der Alten die Vergangenheit massgebend war für die Gegenwart und Zukunft, so besass in ihren Augen die Geschichte weit grössere Wichtigkeit als für uns; deshalb glaubte selbst der kleinste Ort nicht das geringste vergessen zu dürfen; deshalb auch waren es die Priester, welche jene Bücher abfassten. Sie enthielten allerdings nur die Geschichte der einzelnen Städte und waren trocken und wunderlich an Stoff wie an Form; dennoch ersetzen weder Herodot noch Thukydides den Verlust derselben. Indess so geheim sie auch gehalten wurden, so beweisen gleichwohl verschiedene Stellen der Alten, dass manches davon zur Kenntniss des Publicums gelangte, so wie ausserdem auch die mündliche Ueberlieferung unter den Bewohnern der Städte fortlebte und zwar eine zuverlässigere als die unsrige, denn sie machte einen Theil des Cultus aus und bestand aus Erzählungen und Gesängen, die alljährlich bei den religiösen Festen wiederholt wurden. Diese für heilig erachteten und unveränderlichen Gesänge fixirten die mündliche Tradition und belebten sie fortwährend aufs neue. Uebrigens trat auch eine Zeit ein, wo in Griechenland und Rom die Kenntniss der öffentlichen Annalen sich nicht mehr auf die Priester beschränkte und sich so über die ganze alte Geschichte Licht verbreitete. — IX. Die Staatsregierung. Der König. 1) Religiöse Autorität des Königs. 2) Politische Autorität des Königs. Da

die Religion sich in alles mengte, so war der höchste Priester auch höchster Staatsbeamter, Richter und Kriegsanführer, wie andererseits die Erblichkeit des Königthums ebenso natürlich aus der Erbfolge in der Familie hervorging. — X. Die Obrigkeit. Die Vermischung der politischen und religiösen Autorität in der nämlichen Person hörte mit der Königswürde nicht auf; sie bildete das Grundgesetz der menschlichen Gesellschaft und deshalb war der Staatsbeamte, der an die Stelle des Königs trat, in Rom und in Griechenland ebensowohl Priester wie politisches Oberhaupt des Staates. Uebrigens wurde die Wahl aller Obrigkeiten in Griechenland wie in Rom für einen religiösen Act angesehen, bei dem der Wille oder die Laune des Volks durchaus keinen Einfluss ausübte. Wenn die Athener hierbei das Loos in Anwendung brachten, so sahen sie hierin lediglich eine Entscheidung der Götter und die römische gleichfalls der Religion entsprungene Wahlart erklärt es, warum in den ersten Zeiten der Republik das Volk so oft nicht die Männer zu Consuln wählte, die es gern gewollt hätte. — XI. Die Gesetze. Bei den Griechen und Römern wie bei den Hindu's waren die Gesetze anfangs ein Theil der Religion und bestanden ebenso wie diese aus mysteriösen geheim gehaltenen Formeln. Die Gesetzbücher bildeten ebenso sehr eine Sammlung von Religionsgebräuchen, liturgischen Vorschriften und Gebeten wie von legislativen Bestimmungen. In Rom waren die Pontifices lange Zeit die einzigen Rechtsverständigen; in Athen besassen der Archon eponymos und der Basileus fast dieselben richterlichen Attributionen wie jene. Die Gesetze waren religiösen d. h. göttlichen Ursprungs und Solon, Lykurg, Minos, Numa hat-

ten sie bloss aufgezeichnet. Sie entstammten dem Todtencultus und der Familienreligion und dies erklärt ihre häufige Abweichung von der natürlichen Billigkeit; zu jenen stimmen sie vollkommen. Als göttlich waren sie aber auch unveränderlich. Der religiöse Ursprung des alten Rechts erklärt uns auch einen der charakteristischsten Züge desselben. Ebenso nämlich wie die Religion jeder Stadt ihr besonders eigen war, so auch ihr Recht; die Benennungen *jus civile* und *νόμοι πολιτικοί* drücken aus, dass diese Gesetze nur für die Bürger dieser Stadt gelten, nicht aber für den Sklaven und den Fremden, auch wenn er letztere bewohnte. — XII. Bürger und Fremde. Bürger des alten Staates war, wer an dessen Religion Theil nahm; wer nicht, galt als Fremder, genoss den Schutz der Götter nicht und hatte nicht einmal das Recht sie anzurufen; ja sein Blick verunreinigte sogar das Heilige. Das Bürgerrecht wurde Fremden nur höchst selten verliehen und unter Anwendung ganz besonderer Vorsichtsmassregeln. Wer es zu Athen besass, durfte es in keiner andern Stadt besitzen, denn Niemand konnte einer zwiefachen Religion angehören. Des Schutzes der Gesetze beraubt, wurde der Fremde, wenn er ein Verbrechen beging, ohne allen Process wie ein Sklave behandelt. Als sich später die Nothwendigkeit herausstellte, auch dem Fremden eine Justiz angedeihen zu lassen, so wurde ein besonderer Richter ernannt; in Rom der *Praetor peregrinus*, in Athen der *Polemarch*. — XIII. Der Patriotismus. Das Exil. »Die heilige Erde des Vaterlandes«, sagten die Griechen, und dies war kein leeres Wort; der Boden war für den Menschen wirklich heilig, denn seine Götter bewohnten ihn. Dies erklärt uns auch

jene energische Vaterlandsliebe der Alten, die bei ihnen für die höchste Tugend galt und die Quelle aller andern bildete. — XIV. Der Municipalgeist. Zwei Städte des Alterthums, so nahe sie einander auch lagen, waren gleichwohl zwei in jeder Beziehung getrennte bürgerliche Gesellschaften; sie besassen verschiedene Götter, Gebräuche, Gebete; die Theilnahme an dem Cultus der einen Stadt war dem Bewohner der Nachbarstadt untersagt; Feste, Kalender, Geld, Mass und Gewicht waren nicht dieselben; die Heirathen zwischen beiden in der Regel nicht gestattet. Diese Umstände erklären uns die so auffallende Zerstückelung Griechenlands und Italiens vor der römischen Eroberung. — XV. Völkerrecht. Krieg. Friedensverträge. Götterbündnisse. Was man heutzutage Völkerrecht nennt, war den Alten fast unbekannt; wenigstens bestand es nur dann, wenn die Religion es ins Leben rief; es hörte auf, wenn sie es suspendirte. Die Kriege hatten stets einen religiösen Charakter; man kämpfte mit dem Beistande seiner eigenen Götter gegen den Feind und dessen Götter; man schlachtete einander mit jener wilden Grausamkeit, wie sie allen Religionskriegen eigen ist. Aber auch ausserhalb des Schlachtfeldes kannte man keine Schonung für den Feind und Fremden, der niemals irgend welche Rechte besass, am wenigsten aber im Kriege, und man führte diesen nicht bloss gegen die kampffähigen Männer, sondern gegen die Greise, Weiber, Kinder und Sklaven, sogar das feindliche Land verheerte man auf jegliche Weise. Rottete man den Besiegten nicht aus, so konnte ein Friedensschluss den Krieg beenden, welcher Act, wie alle öffentlichen, ein religiöser war. — XVI. Der Römer

und der Athener. Die Religion des Alterthums liess den Menschen, wie aus dem Obigen erhellt, überall Götter sehen und zwar kleinliche, leicht reizbare, übelwollende Götter. Sie erfüllte ihn mit der steten Furcht, dieselben gegen sich zu haben und liess ihm keine Freiheit in seinen Handlungen. Man hat behauptet, die Religion der Römer sei eine Religion der Politik gewesen; doch täuscht man sich gar sehr, wenn man glaubt, dass eine Religion durch Uebereinkommen eingeführt werden kann. Der Athener, den man gewöhnlich für so wetterwendisch, so launenhaft, so freidenkerisch hält, hegt im Gegentheil einen ungewöhnlichen Grad von Ehrfurcht vor den alten Traditionen und Gebräuchen, er besitzt mehr religiöse Feste als irgend ein anderes griechisches Volk und seine Hauptreligion, der er mit dem inbrünstigsten Eifer obliegt, ist die Verehrung der Vorväter und Heroen; er verehrt sie, weil er sie fürchtet. Römer und Athener sind ein und demselben Joch unterworfen. — XVII. Den Alten war die Freiheit unbekannt. Die Gewalt, welche die Staatsreligion ausübte, erklärt uns, warum die Alten nie etwas von individueller Freiheit wussten; sie war in einer so constituirten Gesellschaft geradezu unmöglich. Zwischen Staat und Religion fand keine solche Trennung statt, dass der Gehorsam der Menschen sich wenigstens theilen konnte. Die Religion, welche den Staat hervorgerufen hatte, und der Staat, der nur durch die Religion bestand, stützten sich gegenseitig und machten ein Ganzes aus; sie bildeten eine fast übermenschliche Macht, welcher Leib und Seele in gleichem Masse unterjocht waren. Die Alten kannten weder die Freiheit des Privatlebens, noch der Erziehung, noch

der Religion; der Mensch zählte für nichts in den Augen jener heiligen, fast göttlichen Autorität, welche man Staat oder Vaterland nannte und die unter anderm nicht bloss wie in der neuern Zeit die Justiz gegen den Schuldigen handhabte, sondern auch dem Unschuldigen Strafen auferlegen konnte, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil das Wohl des Staates dies zu erheischen schien. Die unselige Maxime also »*salus reipublicae suprema lex*« verdanken wir dem Alterthum, welches dafür hielt, dass Recht, Gerechtigkeit, Moralität, kurz Alles dem Interesse des Vaterlandes weichen müsse. — Das vierte Buch behandelt die Staatsumwälzungen. Der alte Staat hatte eine Reihe von Revolutionen durchzumachen, von denen sich zwar nicht sagen lässt, wann sie in den verschiedenen Staaten begannen, jedoch ist es gewiss, dass bereits im 7. Jahrh. v. Chr. die sociale Organisation fast überall näher geprüft und angegriffen wurde, bis sie endlich nach längerm Kampfe verschwand. Zu diesem Ausgange führten aber hauptsächlich zwei Ursachen: der Untergang der alten Religion und das Vorhandensein einer Menschenklasse, die ausserhalb jener Organisation stand und fortwährend an deren Vernichtung arbeitete. Nachdem diese erreicht war, hatte die Menschheit einen bedeutenden Fortschritt gemacht. — I. Patrizier und Clienten. Der alte Staat besass mannigfache Rangklassen und je höher man in der Geschichte Italiens und Griechenlands hinaufsteigt, desto grösser finden wir die Entfernung, welche jene Classen von einander trennte. Zuvörderst nämlich befinden sich die durch jüngere Söhne gegründeten Familien dem ältern Zweige gegenüber in einer gewissen Unterord-

nung. Ferner besass die Familie eine Anzahl von Dienern, die sie nie verliessen und eine Art Erbbesitz bildeten, über welchen der *pater* oder *Patron* die dreifache Autorität als Herr, Obrigkeit und Priester ausübte. Sie führten mancherlei Benennungen; am bekanntesten sind sie als Clienten und Theten. Der Abkömmling des pater, der Patrizier, auch wenn er einem jüngern Familienzweig entstammte, hatte mit dem ältern wenigstens einen gemeinschaftlichen Ahnherrn; der Abkömmling des Clienten jedoch zählte unter seinen Vorfahren keinen *pater* und dieser Umstand begründete für ihn einen Zustand der Unterordnung, aus dem er nie herauskommen konnte. Alles was er besass, gehörte dem Haupte der Familie, der in seiner Eigenschaft als oberster Richter derselben ihn sogar zum Tode verurtheilen konnte, und selbst der Familiencultus, obwohl er daran Theil nahm, war nicht sein Eigenthum, sondern nur geliehen; denn er stammte ja nicht von dem gemeinsamen Ahnherrn. Diese Verhältnisse bestanden in Rom wie bei den Sabinern und Etruskern und die ionischen und äolischen Städte besassen Theten und Pelaten eben so wie Athen. Also bereits vor der Gründung der Staaten fand sich ein Unterschied der Classen in der Familie, welcher dann auch nach der Gründung jener fortdauerte. Die römischen Curiatsverhandlungen waren von denen der Patres nur wenig verschieden. Jedes Familienhaupt erschien in Begleitung seiner *gens* d. h. seiner Verwandten und Clienten, fragte sie vielleicht um ihre Meinung, besass jedoch allein das Stimmrecht. Die Clienten gehörten nur durch ihn dem Staate an. — II. Die Plebejer. Es gab aber auch noch eine andere Bevölkerungsklasse, die in Rom *plebs* hiess. Der Charakter derselben

bestand ursprünglich darin, dass sie weder eine Religion besass noch sogar eigentliche Familien bildete. Auch wohnte sie von den gentes getrennt ausserhalb der eigentlichen unter heiligen Gebräuchen gegründeten Stadt. In Rom hatte Romulus ihr das Asil als Wohnstätte angewiesen, später kam dazu noch der Aventin. Was am meisten den Plebejer von dem Patrizier scheidet, ist der Umstand, dass er von der Staatsreligion ausgeschlossen ist; nach der Meinung des Patriziers lebt er *more ferarum*. — III. Erste Staatsumwälzung. 1) Die Könige der politischen Macht beraubt. Zwischen den Königen, die nach grösserer Gewalt strebten, und der Aristokratie entstand ein Kampf, dessen Ausgang überall derselbe war. Das Königthum unterlag und wurde seiner politischen Macht beraubt. 2) Geschichte dieser Revolution in Sparta. 3) Dieselbe Revolution in Athen. 4) Dieselbe Revolution in Rom. — IV. Herrschaft der Adelsaristokratie. Diese hatte in Griechenland eine weit längere Dauer als in Rom. — V. Veränderungen in der Familie. Verschwinden des Erstgeburtsrechts. Zertrennung der *gens*. Letztere fand in Folge des erstern Statt. Die italische gens, das griechische *γένος* verloren ihre ursprüngliche Einheit, die verschiedenen Zweige derselben machten sich unabhängig vom Hauptstamm, der nur eine gewisse religiöse Suprematie behauptete. Diese Zerstückelung der alten sacerdotalen gens hatte bedeutende Folgen; die letztere in ihrer Geschlossenheit früher so mächtig, war für immer geschwächt und diese Revolution das Vorspiel anderer. — VI. Die Clienten befreien sich. 1) Umgestaltung der Clientel. Anfangs

ohne alles Eigenthum wird der Client in Griechenland wie in Rom im Lauf der Zeit und nach längern Kämpfen Inhaber eines Zinslehens. 2) Abschaffung der Clientel in Athen durch Solon. Mit dem was Plutarch Schuldner nennt, sind Clienten gemeint; mit den Schulden der Grundzins; mit der Sklaverei, in die sie bei Nichtentrichtung derselben gerathen, die alte Clientel, in die sie zurückfallen. Solon hob vielleicht den Grundzins auf oder setzte ihn wahrscheinlich blos herab, um die Ablösung zu erleichtern, und bestimmte zugleich, dass bei Nichtabführung desselben der Ackerbauer nicht wieder in die frühere Knechtschaft d. h. Clientel gerathen sollte. Endlich aber, und dies war das wichtigste, stürzte er die alten Grenzsteine und damit jene alte Religion des Eigenthums, die im Namen des unverrückbaren Gottes Termon (Terminus) den Grundbesitz in einer kleinen Zahl von Händen festgehalten hatte, so dass die frühern Clienten und Zinsbauern nun freie Grundeigenthümer werden konnten. Er befreite somit den Boden und das Volk von der Sklaverei der Eupatriden; beide schüttelten eine schwere Bürde ab und diese später vergessene Bedeutung hatte allem Anscheine nach der Ausdruck *σεισάχθεια*. 3) Umgestaltung der Clientel in Rom. Der Client riss sich nach und nach von der *gens* los, ging in die Plebs über und die Clientel verschwand endlich ganz, wenn auch die Clienten blieben. — VII. Eintritt der Plebs in den Staat. 1) Allgemeine Geschichte dieser Revolution. Nach dem Siege der Aristokratie über das Königthum suchte das unter dem Druck derselben seufzende Volk immer von Neuem letzteres wiederherzustellen. In Griechenland gelang es ihm im sechsten Jahrhundert und es

nannte seine neuen Häupter Tyrannen, weil der Titel König eine religiöse Bedeutung hatte und nur von den sacerdotalen Familien der Eupatriden geführt werden konnte. Auch in Rom fanden ähnliche Versuche der Plebs statt und die von den Patriziern gegen Publicola, Spurius Cassius, Manlius vorgebrachten Anklagen beruhten wahrscheinlich nicht auf blosser Verläumdung. Uebrigens erstarkte die Plebs in Griechenland und Rom auch noch durch andere Umstände; so wuchs gegen das sechste Jahrh. v. Chr. Handel und Industrie in ganz besonderer Weise, und der Reichthum, das Geld war eine *res nec mancipi*, ging von Hand zu Hand ohne Formalität und gelangte ohne Hinderniss in den Besitz der Plebejer, von denen dann die reichern und angesehenern die Häupter und Anführer ihres Standes wurden; man brauchte dazu nicht mehr die Patrizier. Auch die zunehmende Wichtigkeit des Fussvolks in den Kriegen brachte den Plebejern ein neues Moment der Stärke und des wachsenden Einflusses, da der Adel allein die Reiterei bildete; dazu kam ferner die bedeutende Entwickelung des Seewesens besonders durch die Mitwirkung der untern Classen; endlich erwarb sich das Volk auch eine Religion und somit Menschenwürde in seinen eigenen Augen. Die im sechsten Jahrh. nach Griechenland und Italien vordringenden orientalischen Culte wurden von der untern Volksmasse mit offenen Armen aufgenommen, da sie, wie der Buddhismus, weder Lasten noch Völker kannten; es waren demokratische Religionen und nicht minder waren Quirinus, die aventinische Diana, die von Servius und Pisistratus öffentlich aufgestellten Lares compitales und Hermen demokratische Götter. Das Volk errang in Griechenland und Ita-

lien überall den Sieg, aber nicht immer auf dieselbe Weise und zu gleicher Zeit. Der Kampf dauerte vom 7. bis zum 5. Jahrh. 2) Geschichte dieser Revolution in Athen. Die von Solon begonnene Befreiung des Volkes aus der Gewalt der Eupatriden wurde durch Kleisthenes zu Ende geführt, indem er die alten religiösen Phylen auflöste und neue anders constituirte Phylen und γένη einrichtete. Aehnliche Veränderungen fanden im übrigen Griechenland statt. 3) Geschichte dieser Revolution zu Rom. Nach Abschaffung des Königthums fast aller unter demselben erworbenen Rechte wieder beraubt, bildete die Plebs nach dem in Folge der ersten Secession geschlossenen Frieden gewissermassen einen Staat in oder neben dem Staate mit eigenen Magistraten (Tribunen, deren Berührung verunreinigte), Versammlungen (Tribuscomitien), die ohne religiöse Gebräuche gehalten wurden, und Beschlüssen (Plebisciten), denen nur die Plebs gehorchte, wie die Patrizier nur den Senatusconsulten; bloss der Krieg so wie die Centuriatscomitien (aus dem Heer bestehend) bildeten ein gemeinschaftliches Band. Nach und nach jedoch näherte man sich besonders durch Vermittelung der reichen Plebejerfamilien; ein für beide Theile geltendes Gesetzbuch wurde gegeben, das factisch noch bestehende Connubium auch gesetzlich gestattet und später, aber erst nachdem das Volk die Waffen ergriffen hatte und in den Strassen Roms Bürgerblut geflossen war, sogar das Consulat und Priesterthum den Plebejern zugänglich gemacht. — VIII. Veränderungen im Privatrecht. Die Gesetzgebung der Decemvirn und des Solon. Die ehedem für heilig geachteten, geheimnissvollen und nur Wenigen, namentlich den Priestern be-

kannten *carmina* haben sich jetzt in öffentliche, jedem zugängliche Gesetze verwandelt; sie sind nicht mehr der Ausdruck des göttlichen, sondern des menschlichen Willens und daher auch veränderlich. Doch hat diese Umwandlung von heiliger Tradition (*mos*) in einen blossen Gesetzestext (*lex*) nur sehr allmälig statt gefunden und die zwölf Tafeln bilden den Uebergang von dem ursprünglichen alten zu dem spätern prätorischen Recht, das ganz und gar von der Religion absah und sich immer mehr dem Naturrecht näherte. Den gleichen Gang nahm die athenische Gesetzgebung. Die Gesetze des Dracon reproducirten die ganze Härte und Unbeugsamkeit des alten ungeschriebenen der Religion entstammten Rechtes und wurden stets von den untern Classen verabscheut; die des Solon hingegen, obwohl sie in einigen Punkten dem alten Rechte treu geblieben waren, legten gleichwohl Zeugniss ab von der grossen socialen Revolution, die statt gefunden hatte. Ueberdies galten sie für die Eupatriden sowohl wie für die Theten, zwischen welchen beiden Classen jeder Unterschied aufgehoben war; selbst diese Benennungen kamen darin nicht mehr vor. — IX. Neues Regierungsprincip. Das Staatswohl und das Stimmrecht. Die Formen der frühern Periode bestanden zwar noch, aber der Geist, der sie belebte, war ein anderer geworden; an die Stelle der starren Religion als Regierungsprincip waren die wechselnden Erfordernisse der *res publica*, des *κοινόν* getreten, welche häufige Discussionen und Abstimmungen des Volkes erheischten. Auch bestand die Regierung nicht mehr in der Erfüllung religiöser Pflichten, sondern in der Aufrechterhaltung der Ordnung und des Friedens im Innern, der Würde und Macht nach Aussen.

Zu diesem Zwecke wurde in Athen eine neue Magistratur errichtet, die Strategen, welche nach und nach die ganze politische Gewalt in die Hände bekamen und nicht gleich den am Ende nur noch die religiösen Angelegenheiten leitenden Archonten durch die Götter vermittelst des Looses, sondern durch die Menschen gewählt wurden, auch keine Eupatriden, wie jene, zu sein brauchten. Aehnliches geschah in Rom. Der sacerdotale Charakter der Consuln schwand mehr und mehr und die Tribunen, die ihn nie besessen, erlangten schliesslich, wenigstens was die innern Angelegenheiten betraf, die ganze Leitung des Staates. — X. Eine Aristokratie des Reichthums sucht sich zu bilden. Gründung der Demokratie. Letztere fand statt in Folge des fast fortwährenden Kriegszustandes der hellenischen und italischen Städte, welcher die an die Stelle der alten Adelsaristokratie getretenen reichen Plebejerfamilien decimirte und den untern Ständen eine immer grössere Wichtigkeit verlieh. Uebrigens war das Staatswohl ein Regierungsprincip, welches keine Ungleichheit duldete und unvermeidlich zur Demokratie führte, die sich hauptsächlich auf das allgemeine Stimmrecht gründete. Die eigentliche individuelle Freiheit war indess noch immer nicht gefunden. — XI. Regeln der demokratischen Regierung. Die athenische Demokratie. In dem Masse, wie die Revolution ihren Lauf verfolgte und man sich von der alten Regierungsform entfernte, wurde die neu eingeführte immer schwieriger und verwickelter, wie das Beispiel Athens deutlich zeigt. Es erhellt hieraus, dass es im Alterthum eine schwere Last war, Bürger eines demokratischen Staates zu sein, weshalb Aristoteles vollkommen Recht hat, wenn er sagt,

dass der Mensch, der von seiner Hände Arbeit leben müsste, nicht Bürger sein könnte. Die Demokratie vermochte also nur so lange zu bestehen, wie die Gesammtheit der Bürger für sie ununterbrochen arbeiten wollte; liess dieser Eifer nur ein wenig nach, musste sie untergehen oder der Verderbniss anheimfallen. — XII. Reiche und Arme. Untergang der Demokratie. Einsetzung der Tyrannis durch das Volk. Auf den Kampf für Principien und Recht und nachdem allgemeine Gleichheit eingeführt war, folgt der um persönliche Interessen. Unter der alten Regierungsform, als die *gens* noch bestand, war Armuth und Elend unbekannt gewesen; das Haupt derselben sorgte für alle Bedürfnisse seiner Untergebenen. Nach Auflösung der gens kam mit der Unabhängigkeit auch der ungleiche Erfolg der persönlichen Bestrebungen; neben Reichthum und Ueberfluss entstand auch Armuth und Elend. Die darauf folgende Demokratie und allgemeine Gleichheit beseitigte letztere keineswegs, sondern machte sie im Gegentheil noch empfindlicher. Die nächste Folge hiervon war, dass der Arme, der nur Sklaven arbeiten sah und wenig Beschäftigung fand, in Faulheit versank und die Arbeit verachtete; er wollte daher von seinem Stimmrecht leben, liess sich seine Gegenwart bei der Volksversammlung und Gerichten bezahlen oder verkaufte seine Stimme dem Meistbietenden. In Rom, wo er nicht als Richter fungirte, wie in Athen, verkaufte er seine Zeugenaussage. Endlich aber begann er einen förmlichen Krieg gegen die Reichen, den er zuerst unter gesetzlichen Formen versteckte, indem er sie mit Auflagen und Leiturgien aller Art überbürdete; dann aber legte man ihnen bei der geringsten Veranlassung schwere

Geldstrafen auf oder confiscirte ihre ganze Habe oder schickte sie gar in die Verbannung, in welchem Falle ihr Vermögen als Triobol unter die Armen vertheilt wurde. Da aber alles dies noch nicht hinreichte, so dekretirte man Schuldenaufhebungen in Masse oder einen allgemeinen Umsturz. So in Griechenland vom peloponnesischen Kriege, bis es unter die römische Herrschaft kam. Nur die athenische Demokratie machte eine ehrenvolle Ausnahme. Athen ist die einzige griechische Stadt, die den anderwärts oft so grausamen Krieg zwischen Arm und Reich in ihren Mauern nicht ausbrechen sah. Dies kam daher, weil dort die Arbeit Ermuthigung fand und sogar in Ehren stand. Auch Rom, wo die Menschenrechte und individuelle Freiheit mehr respektirt waren als in Griechenland, hat weniger von jenen Kämpfen gelitten. In letzterm Lande hingegen ging die wahre Demokratie zu Grunde und die Armen, nach langen und vergeblichen Anstrengungen die Reichen, welche an den republikanischen Formen festhielten, zu überwältigen, wählten sich Anführer, die man Tyrannen nannte. Die Parteien wechselten die Namen; man war nicht mehr Aristokrat oder Demokrat, sondern man kämpfte für die Freiheit oder die Tyrannis; unter jener verstand man die Herrschaft der Reichen, unter dieser das Gegentheil. Fast überall in Griechenland und Italien gingen die Tyrannen aus der Volkspartei hervor und waren den Reichen und Aristokraten verhasst, welche sie abschlachten mussten, um ihr Vermögen unter die Armen vertheilen und sich so im Besitz der Gewalt erhalten zu können. Sie waren gewiss nicht alle von Natur grausam, sahen sich jedoch in der Nothwendigkeit den niedrigsten Leidenschaften der grossen Masse zu schmeicheln und alles niederzuschlagen, was sich durch

Geburt, Reichthum und Verdienst auszeichnete. Ihre Gewalt war unumschränkt und die Griechen mussten einsehen, wie leicht eine republikanische Regierungsform sich in Despotismus verwandelt, wenn sie die Rechte des einzelnen Bürgers nicht achtet. — XIII. Die Revolutionen in Sparta. Man darf nicht glauben, dass Sparta zehn Jahrhunderte lang ohne innere Erschütterungen geblieben ist; wir wissen genug, um sagen zu können, dass wenn auch die Geschichte Sparta's von der der andern griechischen Staaten wesentlich verschieden ist, es gleichwohl dieselbe Reihe von Revolutionen durchgemacht hat. Von allen Städten, die es in der Welt gegeben, ist Sparta vielleicht die, wo die Aristokratie die härteste Herrschaft geübt und die Gleichheit der Bürger am wenigsten bestanden hat. Die Oligarchie der *ὅμοιοι* hielt die Heloten, die Lakonier und selbst die Mehrzahl der Spartiaten unter einem eisernen Joche und der dadurch erweckte bittere Hass rief eine lange Reihe von Aufständen hervor, die mit furchtbarer Grausamkeit unterdrückt wurden. Oft zwar versuchten die durch die Ephoren in steter Unterwürfigkeit gehaltenen Könige, was der grossen Masse nicht gelungen war, unterlagen aber und büssten mit dem Leben oder der Verbannung. »Die spartanischen Könige, bemerkt Aristoteles, wurden Demagogen, um den Ephoren und dem Senat die Spitze zu bieten.« Plutarch liefert uns im Leben des Agis und Kleomenes ein Entsetzen erregendes Gemälde der spartanischen Zustände. Eine solche Lage der Dinge musste Revolutionen hervorrufen, die endlich nach zahlreichen aber missglückten Versuchen und Strömen vergossenen Blutes mit Hülfe der demokratischen Tyrannis veränderte Zustände herbeiführte; und dieses neue demokratische Sparta entbehrte nicht einer gewissen Grösse. — Das fünfte und

letzte Buch behandelt in drei Capiteln den Untergang der municipalen Regierungsform. I. Neue religiöse Ansichten. Umgestaltung der Politik durch die Philosophie. Die veredelte und erweiterte Idee des Göttlichen untergrub die alte Engherzigkeit in den gegenseitigen Beziehungen der Familien und Staaten, überhaupt der Menschen im allgemeinen zu einander, und die Philosophen, besonders die Sophisten, trugen mächtig zu diesem Umschwunge bei. Die stoische Schule endlich, namentlich Zeno, fasste sogar die Idee von einem Gott des Weltalls, so wie von einem Universalstaat. Ein noch grösserer Fortschritt aber war, dass sie nicht nur die menschliche Gesellschaft erweiterte, sondern auch das Individuum emancipirte. So wie sie nämlich die Staatsreligion zurückwies, wollte sie auch den Bürger der Unfreiheit entreissen; sie wollte ihn nicht mehr dem Staate geopfert sehen; sie unterschied scharf und klar was im Menschen unabhängig bleiben soll und befreite wenigstens das Gewissen, indem sie ihn Pflicht, Tugend und Belohnung in sich selbst finden hiess. — II. Die römische Weltherrschaft. Es lassen sich in der Gründung derselben zwei Perioden unterscheiden: die erste, als der municipale Geist noch Kraft besass; damals hatte Rom die meisten Hindernisse zu übersteigen; die zweite, als er schon sehr geschwächt war; der Sieg wurde dann leichter errungen. 1) Ursprung und Bevölkerung Roms. Letztere ebenso wie seine Staatsreligion war eine gemischte, daher auch Rom von keinem andern Staat isolirt; es war so zu sagen, mit ganz Italien und Griechenland verwandt. 2) Erste Vergrösserung Roms (753 — 350). 3) Gründung der röm. Herrschaft (340—140 v. Chr.). Dass Rom überall die aristokratische Partei unterstützte und mit ihrer Hülfe die Herrschaft errang, kam daher, dass selbst, nachdem die Demokratie dort den Sieg errungen hatte, die eigentliche Regierung doch nie in die Hände der untern Classen gelangte, namentlich nicht die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten; und wenn die Obergewalt der Reichen sich in Rom länger als in irgend einem andern Staat erhielt, so war dies die Folge davon, dass die durch die Eroberungen erworbenen Ländereien, Schätze und sonstigen Vortheile ihnen allein zu Theil wurden, dann aber, weil sogar der ärmste Römer einen angeborenen Respekt vor dem Reichthum hegte. Erst zur Zeit der Gracchen begann der Kampf zwischen den Armen und Reichen: damals aber war die äussere Herrschaft Roms bereits be-

gründet; auch nahm er in Rom nicht den heftigen Charakter an wie anderwärts. Theils in Folge jenes Respekts, theils aus Gewohnheit des Nichtsthuns unterstützte das niedere Volk die Gracchen nur sehr schlecht, traute ihnen auch nicht recht und scheint überhaupt kein grosses Verlangen nach den Staatsländereien gehegt zu haben; jedesfalls kam es ihm nicht in den Sinn, die Reichen ihres Vermögens berauben zu wollen. Man erlebte also das sonderbare Schauspiel, dass trotz der demokratischen Regierungsform eine Nobilität entstand und das allmächtige Volk sie über sich duldete, ohne ihr je eine ernsthafte Opposition zu machen. 4) Rom vernichtet überall die municipale Regierungsform. 5) Allmäliger Eintritt der unterworfenen Völker in den römischen Staat. — III. Einfluss des Christenthums auf die Staatsregierung. Die alte Religion war zu Grunde gegangen; die menschliche Gesellschaft hatte aufgehört ihr zu gehorchen. Mit dem Christenthum lebte zwar das religiöse Gefühl wieder auf, jedoch verlieh es diesem einen höhern und weniger materiellen Charakter; an die Stelle der Nationalreligionen war eine Religion der gesammten Menschheit getreten. Was die Staatsregierung betrifft, so kann man sagen, dass gerade deswegen, weil das Christenthum sich nicht mit ihr beschäftigt hat, in ihrem innersten Wesen eine Umgestaltung eingetreten ist. Zwischen Staat und Religion besteht für das Christenthum durchaus keine Gemeinschaft; es trennt demnach was seit den ältesten Zeiten vermischt gewesen ist. Schon die *Stoa* hatte auf diese Trennung hingewiesen; was jedoch nur der Trost einer kleinen Zahl von Philosophen gewesen war, wurde jetzt die unerschütterliche allgemeine Regel, das Gemeingut der gesammten Menschheit. — Dies ist der Hauptinhalt des vorliegenden Werkes, worin der Verf. mit grosser Sachkenntniss und Gewandtheit den von ihm in der Einleitung dargelegten Grundgedanken entwickelt hat. Die Neuheit desselben sowie die dabei befolgte Consequenz machte eine etwas ausführliche Analyse unerlässlich, während andererseits Ref., um die geziemenden Grenzen nicht zu weit zu überschreiten, sich enthalten muss auf einzelne Punkte näher einzugehen und verschiedene für oder wider die Ansichten des Vf. sprechende Bemerkungen mitzutheilen. Jedesfalls glaubt er, dass es den Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen sein wird, ihre Aufmerksamkeit auf ein anziehendes, ideenreiches Werk gelenkt zu sehen, das ihnen sonst vielleicht unbekannt geblieben wäre.

Lüttich. Felix Liebrecht.

Göttingische

gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

23. Stück. 7. Juni 1865.

Die epidemische Cerebro-Spinal-Meningitis nach Beobachtungen im Grossherzogthum Baden von Dr. F. Niemeyer o. ö. Prof. u. Director der medic. Klinik in Tübingen. Berlin, A. Hirschwald. 1865. 71 S. in Octav.

Prof. Niemeyer hat nicht allein einen sehr glücklichen Griff gethan, sondern sich gleichzeitig auch ein wirkliches Verdienst um den praktischen Arzt erworben, indem er das Wissenswürdigste über die im gegenwärtigen Augenblicke Mediciner und Laien vorzugsweise beschäftigende Meningitis cerebrospinalis nach eigenen Beobachtungen in einer besonderen Schrift mittheilt. Die bis jetzt über diese Krankheit erschienenen deutschen Arbeiten sind, so viel uns bekannt, sämmtlich, — selbst solche, welche einen gleichen Umfang wie die Niemeyer'sche haben und sogar auf der Basis reichhaltigerer selbstständiger Untersuchungen beruhen, wie die von Wunderlich in Leipzig, — in medicinischen Zeitschriften publicirt und deshalb einem

grossen Theile der Fachgenossen entweder gan unzugänglich oder nur vorübergehend zugäng lich. Deshalb müssen wir es Niemeyer Dan wissen, dass er eine Form der Veröffentlichun gewählt hat, welche der Verbreitung keine enge Schranken setzt. An Lesern wird es der klei nen Schrift sicher nicht fehlen. Vom Anzie henden des Gegenstandes ganz abgesehen, is dabei gewiss zu berücksichtigen, dass Niemeye seit Jahren durch sein Handbuch der specielle Pathologie und Therapie in der Gunst des ärzt lichen Publicums sich festgesetzt hat. Dies Buc bringt nirgends überraschende neue Thatsache es ist nicht viel darin zu finden, was ander ähnliche nicht auch enthielten; die klare, ein fache, leichte und dabei anziehende Schreibweis die nüchterne, wohlgeordnete Darstellung, di Abstinenz von allem demjenigen, was für di Ausübung der Heilkunst in den Augen des Prak tikers untergeordnete Bedeutung hat, ist es ge wesen, welche dem genannten Handbuche eine so ausgedehnten Leserkreis verschaffte, der i wenigen Jahren zahlreiche Auflagen nothwendi machte. Seine Meisterschaft in Schreib- un Darstellungsweise hat Niemeyer übrigens auc wieder in seiner neuesten kleinen Schrift glä zend bewährt und sicher wird Niemand dieselb unbefriedigt aus der Hand legen, mag er in ih überhaupt Belehrung über die bei uns neu Krankheitsform suchen, mag es ihm darum z thun sein, dasjenige, was Niemeyer beobacht und gedacht hat, mit den Beobachtungen un Reflexionen Anderer zu vergleichen. Gewiss abe wird auch Niemand die Schrift, bevor er ihr Lectüre beendet, gern aus der Hand legen; e bedarf keiner Anstrengung, um dem Verf. z folgen, daher auch keiner Erholungspause, wi

sie Manchem wohl, wie dem Referenten, be Durchlesung der Wunderlich'schen Arbeit von Zeit zu Zeit Noth that. Man erwarte übrigens bei Niemeyer keinen grossen literarischen Apparat noch gar eingehende historische Untersuchungen; aber was er zu geben verspricht, eine Schilderung der Meningitis cerebrospinalis in pathologischer, anatomischer und therapeutischer Hinsicht nach den in Baden gemachten Beobachtungen, das gibt er vollständig und in trefflicher Form. Sind auch die Badischen Beobachtungen nicht so zahlreich, um glauben zu können, dass durch dieselben die Entscheidung sämmtlicher auf die genannte Affection bezüglicher Fragen möglich gemacht werde, so hat es Niemeyer doch verstanden, sie so zu verwerthen, dass der mit der epidemischen Cerebrospinal-Meningitis noch nicht vertraute Arzt durch ihn in Bezug auf Diagnose, Prognose und Therapie au fait gesetzt wird. Hierin liegt ganz besonders der Werth der Niemeyer'schen Schrift, zu welcher die nächste Veranlassung ein achttägiger Aufenthalt des Verfs in Freiburg, Carlsruhe und Rastatt war, wo ihm die dortigen Aerzte die Gelegenheit zur Beobachtung verhältnissmässig vieler Fälle boten. Ausser den selbst beobachteten Fällen hat Niemeyer aus derselben Quelle noch zahlreiche Krankengeschichten, Sectionsprotokolle und statistische Notizen erhalten; auch ist es ihm möglich gewesen, ein ihm nach Tübingen nachgesendetes Präparat mit Prof. Luschka einer genauen anatomischen und mikroskopischen Untersuchung zu unterziehen. Im Ganzen sind die Ergebnisse von 15 Sectionen benutzt, deren 2 in Niemeyer's Beisein vorgenommen wurden; die Zahl der in Baden überhaupt vorgekommenen Fälle von Meningitis ce-

rebrospinalis ist nicht angegeben, doch liefert die Angabe, dass in Rastatt und Umgebung 125 vorgekommen, den Beweis für die Reichhaltigkeit des von Niemeyer benutzten Materials.

Sehr interessant sind uns Niemeyer's Auseinandersetzungen über die Aetiologie des Leidens gewesen. Er will zwei Gruppen von Infectionskrankheiten unterschieden wissen: solche, bei welchen das schwere Allgemeinleiden und namentlich das Fieber theils unmittelbar von der Aufnahme des inficirenden Stoffes, theils mittelbar von den durch die Infection gesetzten Localerkrankungen abhängt (Malariakrankheiten, Typhus, Pest, acute Exantheme), und solche, bei denen der einzige Effect der Infection in den pathologischen Veränderungen eines einzigen Organs oder einzelner weniger Organe und in den von diesen Veränderungen abhängigen Symptomen besteht (Ruhr, asiatische Cholera). Zu der letzteren Gruppe bringt er nun auch die in Rede stehende Krankheit und spricht sich noch mit besonderer Entschiedenheit gegen die Französische Auffassung derselben als Typhusform aus. Nach Niemeyer sind alle Krankheitserscheinungen ohne alle Schwierigkeit auf die in den Gehirn- und Rückenmarkshäuten bei der Section nachgewiesenen Veränderungen zurückzuführen; namentlich ist das Fieber kaum so heftig als man es bei Entzündungen von gleicher Intensität und gleicher Verbreitung findet und d[illegible] manchmal zurückbleibende längere Siechthum i[illegible] nur Folge der Residuen der Meningitis. D[illegible] constante Befund, welchen die Section ergib[illegible] ist eine ausgebreitete Entzündung der Gehir[illegible] und Rückenmarkshäute ohne specifischen Cha[illegible]rakter, und von der sporadischen Meningitis n[illegible] durch grössere Intensität und Ausdehnung ve[illegible]

schieden; alle sonstigen Organe sind normal, namentlich auch Lymphdrüsen und Milz. Dieser Argumentation ist, sobald die Prämissen richtig sind, kaum etwas entgegenzustellen; was aber die Prämissen betrifft, so ist mindestens das Verhalten der Milz noch offene Frage, da andere Autoren, z. B. Wunderlich auf Vergrösserung dieses Organs ausdrücklich hinweisen. Wir möchten indess dem Milztumor nicht so viel Gewicht beilegen, wie es Niemeyer zu thun scheint, findet sich doch auch bei Cholera nicht selten einige Schwellung der Milz mit hämorrhagischen Infarcten u. s. w. Sehr einverstanden sind wir mit Niemeyer darin, dass die dünnflüssige Beschaffenheit des Blutes ohne Bedeutung für die Verwandtschaftsfrage der Meningitis cerebrospinalis und der Typhen sei, und dass das Nämliche von der Herpeseruption und auch von den in einzelnen Fällen beobachteten Roseola und Petecchien gelte. Auch hat Niemeyer Recht, wenn er sich der Ansicht anschliesst, dass der diagnostische Werth einzelner Roseolaflecken auf der Haut in hohem Grade überschätzt werde und dass sich bei zahlreichen acuten febrilen, nicht infectiösen Krankheiten, bei sorgfältigem Suchen einzelne rothe Flecken oder Knötchen auf der Haut finden lassen. Es verhält sich bei uns mit der Roseola so, wie in Toscana mit der sog. Miliaria, welche bei jeder fieberhaften Affection sich finden lässt und gefunden wird, wovon sich Ref. selbst zu überzeugen Gelegenheit hatte. Wenn übrigens Niemeyer das ganze Krankheitsbild der Cerebrospinal-Meningitis als in grellem Gegensatze zu den Typhen stehend bezeichnet, so möchten wir doch auf die von Aran zuerst beschriebenen, später auch von Heusinger jun. beobachteten und mit dem Genusse von er-

gotinhaltigem Brode in Zusammenhang gebrachte Contracturen im Typhus hinweisen, um auf die Möglichkeit einer Verwechselung unter besonderen Umständen aufmerksam zu machen. Ebenso dürfte es kaum erlaubt sein, die bei französischen Truppentheilen beobachtete, als Typhus gedeutete Affection mit ähnlichen oder gleichen Erscheinungen wie die Meningitis cerebrospinalis eben dieser Missdeutung wegen als besondere Krankheit aufzufassen, da das Heroische der Französischen wissenschaftlich medicinischen Räsonnements und Deductionen Herrn Prof. Niemeyer gewiss ebenso bekannt ist wie dem Referenten.

Dass Niemeyer die antiphlogistische Behandlungsweise trotz der anscheinend ungünstigen Erfolge, welche übrigens anderen Formen von Meningitis gegenüber geradezu als günstig sich herausstellen, empfiehlt, finden wir um so mehr gerechtfertigt, als man ja die Behandlungsweisen nicht nach den bei den schwersten Fällen erzielten Resultaten beurtheilen darf. Uebrigens wird es wohl Niemandem heutzutage einfallen, bei dieser schweren Entzündungskrankheit der Antiphlogose die ungleich schwächere Derivation zu substituiren oder gar das excitirende Verfahren in Anwendung zu bringen, über welches ja bei der Behandlung anderer Meningitis-Formen der Stab bereits vor langen Jahren gebrochen ist. Theod. Husemann.

Die Capitularien im Langobardenreich. Eine rechtsgeschichtliche Abhandlung von Dr. Alfred Boretius, Privatdocenten der

Rechte an der Universität Berlin. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1864. XIV u. 195 S. in Octav.

Auf wenigen Gebieten der Geschichtsforschung herrscht seit einigen Jahrzehnten eine so rege Thätigkeit, als auf dem der älteren deutschen Verfassungsgeschichte, auf wenigen ist verhältnissmässig so viel wie auf diesem geleistet; aber je mehr auf der einen Seite für die Aufhellung dieser bisher so dunkeln Periode der deutschen Geschichte geschehen ist, desto deutlicher treten auf der anderen auch die Lücken in unserer Kenntniss hervor; und so zeigt denn auch die vorliegende Schrift, wie vieles auch auf diesem Felde der Forschung noch zu thun übrig ist. Zwar beschränkt sich dieselbe auf das langobardische Recht, zwar hat sie es nicht mit einer Darstellung der Verfassungsentwicklung, sondern nur mit Untersuchungen über die Rechtsquellen zu thun; dennoch ist sie für die deutsche Verfassungsgeschichte überhaupt ein Beitrag von grosser Bedeutung.

Es handelt sich um die Erzeugnisse der langobardischen Gesetzgebung seit dem Abschluss der Edicta regum Langobardorum um 750 bis zu der Entstehung des liber legis Langobardorum im 11. Jahrhundert, um die Gestalt, in der sie aufbewahrt sind, um die Zeit ihrer Entstehung, um die Untersuchung ihrer Echtheit, überhaupt um ihre Kritik. Demnach bilden Einzeluntersuchungen über die verschiedenen Kapitularien den Hauptgegenstand der Arbeit; um so mehr war es geboten, eine allgemeine Charakteristik der Gesetzgebung bei den Langobarden vorauszuschicken, wie dies durch den Verf. im ersten Kapitel geschieht. Schon hier finden sich

wesentliche Abweichungen, theils Ergänzungen, theils Berichtigungen der bisher geltenden Ansichten. Sieht man ab von der Gesetzgebung der Edicta, für die aber auch durch eine schärfere Unterscheidung der verschiedenen Arten von Verordnungen mehrfach neue Aufschlüsse gewonnen sind, so kommt da vor allem in Betracht der Einfluss der fränkischen Eroberung auf die langobardische Gesetzgebung. Der Verf. findet (S. 20), dass durch die von Karl d. Gr. für Italien erlassenen Kapitularien ein auffallender Zug von Härte und Strenge hindurchgehe, worunter er versteht, dass Karl mit den langobardischen Grossen oder gar dem Volke über keines der von ihm erlassenen Gesetze in Berathung getreten sei, im Gegensatze zu Pippin und Lothar, unter denen eine Berathung auf den langobardischen Reichstagen stattgefunden habe. Es kann bedenklich erscheinen zwischen Karl und Pippin so scharf zu unterscheiden; hingegen ist es allerdings gewiss, dass die Langobarden unter der fränkischen Herrschaft einen weit geringeren Antheil an der Gesetzgebung hatten als früher, aber unrichtig, dass sie so ganz von der Theilnahme an der allgemeinen Reichsgesetzgebung ausgeschlossen waren wie der Verf. annimmt (S. 19). Denn dass der italische Klerus den fränkischen Reichstagen gern beiwohnte, hebt er ja selbst hervor; aber Langobarden waren auch zugegen auf der Reichsversammlung in Ingelheim 788, und selbst zugegeben, dass das Schweigen der Quellen über die Anwesenheit weltlicher Grosser aus Italien auf anderen allgemeinen Reichsversammlungen ihre Abwesenheit beweist, so bietet für ihr Ausbleiben die grosse Entfernung schon einen ausreichenden Erklärungsgrund; und wenn der Klerus

iese Entfernung nicht scheute, so gibt der Vf. elbst die Erklärung dafür an die Hand, die hatsache, dass der Klerus den Stamm der ränkischen Partei in Italien bildete, dass er an er Verbindung mit dem fränkischen Reich ein eit grösseres Interesse nahm als die weltlichen rossen.

Wichtiger als diese Fragen ist für den Zweck er vorliegenden Arbeit die vom Verf. vorgeommene Eintheilung der Kapitularien, der fränischen wie der langobardischen, in drei Klasen, die capitula legibus addenda, die capitula-a missorum und die capitularia per se scrienda. Die Aufstellung der ersten Klasse beaht auf dem Unterschiede zwischen capitulare nd lex, welchen der Vf. zwar nicht darin finet, dass Kapitularien überhaupt eine beschränkre Geltung hatten als leges, wohl aber darin, ass bei jenen, wenn sie auch thatsächlich oft ber die Lebenszeit ihres Autors hinaus aneranat wurden, doch der Gedanke vorherrschte, ass der Nachfolger nicht an sie gebunden sein ollte; während hingegen ein vom Volke zum esetz erhobenes Kapitular in seiner Geltung nabhängig vom Leben eines einzelnen Königs ewesen sei: und so werden unter den capitula gibus addenda Kapitularien verstanden, nicht ie ihrem Inhalte nach zu den Volksrechten in esonders naher Beziehung stehen, sondern die benso wie die Volksrechte dem Volke zur Anahme vorgelegt, auf diese Weise Theile des 'olksrechts wurden und die Bürgschaft einer ingeren Dauer erhielten als die gewöhnlichen apitularien. Dann die zweite Klasse bilden die apitularia missorum, die den missi mitgegebeen Instructionen, die der König allein, aber äufig am Schluss der Reichsversammlungen und

daher in Verbindung mit den auf diesen berathenen Kapitularien erliess; endlich die dritte Klasse die capitularia per se scribenda, unter welcher Bezeichnung der Vf. alle übrigen im Namen der Könige erlassenen gesetzlichen Bestimmungen zusammenfasst. Ganz neu sind diese Unterscheidungen nicht, wenigstens die Capitularia missorum hat schon Waitz als eine besondere Art herausgehoben; dagegen die Begriffsbestimmung der capitula legibus addenda gehört, jedenfalls in der Schärfe, womit sie hier vorgetragen wird, dem Verf. und wird als zutreffend anerkannt werden dürfen, wenn auch nach des Verfs eigenem Geständniss Ausnahmen vorkamen, und keineswegs alle capitula legibus addenda dem Volke zur Beistimmung unterbreitet wurden (S. 16). Eher mag bezweifelt werden, ob es gerechtfertigt ist, mit dem Verf. neben diesen 3 Klassen von Kapitularien als eine eigene Gattung noch die provisorischen Verordnungen unter der Bezeichnung notitiae anzunehmen. Provisorische Verordnungen kamen vor, doch ist von den drei Beispielen, welche der Vf. beibringt (S. 22), das erste anzufechten, und die Bezeichnung derselben als Notitiae unsicher. Der Ausdruck notitia wird unter den drei Fällen nur beim ersten gebraucht, aber eben von einer Verordnung, die keine provisorische ist. Denn die Verweisung einer definitiven Entscheidung an die nächste Synode im 4. Kapitel kann sich doch nur beziehen auf die unmittelbar vorher erwähnten Schenkungen und Verkäufe an heilige Oerter, nicht aber auf den Inhalt der drei ersten Kapitel; hier ist von einer bloss provisorischen Verfügung nicht die Rede; die Bezeichnung notitia gilt aber von der ganzen Verordnung, kann also nicht als technischer Ausdruck für

rovisorische Verordnungen gelten. Und wenn ach schon König Liutprand einmal eine Verrdnung, die nur für seine eigene Lebensdauer ültigkeit haben soll, notitia nennt (Edicta c. 39. 140), so genügt dieses vereinzelte Vorkomen doch keineswegs, um für die frühere Zeit otitia als Bezeichnung der provisorischen Verrdnungen zu erweisen.

Zum Schlusse seiner allgemeinen Bemerkunen entwickelt der Vf. seine Ansicht über die orm, worin die langobardischen Gesetze seit er fränkischen Eroberung erlassen wurden, und ommt dabei zu einem der bisherigen Auffassung rade entgegengesetzten Ergebniss. Er zeigt, ass die von Karl und seinen Nachfolgern erlassnen Gesetze nicht in die Bücher der Edicte ingetragen wurden, und hat ohne Zweifel Recht; on den beiden einzigen für die frühere Ansicht nzuführenden Stellen braucht die erste gar nicht othwendig von einer förmlichen Eintragung der euen Gesetze in das alte Rechtsbuch verstanden u werden, von der zweiten bemerkt schon Waitz. II, 305 n. 2, dass sie kein Gesetz, sondern nur ie Bemerkung eines Juristen zu sein scheine. ie Gründe, welche der Vf. für seine Ansicht eltend macht, sind überwiegend (S. 24); es uchtet aber ein, wie wichtig dieser Umstand ir die Kritik der Kapitularien sein muss. Ein ster Kanon, wie für die früheren Edicte, war ir die Kapitularien nicht vorhanden, ihre Ueerlieferung und Vervielfältigung war allein Pritleuten überlassen, die dabei nach allen mögchen practischen Rücksichten, namentlich oft m Zweck des Gerichtsgebrauchs, häufig genug anz willkürlich zu Werke gingen; keine einge der verschiedenen Compilationen hat einen ntlichen Character (S. 24. 26. 53). Natürlich

wird dadurch die Entscheidung darüber, welche Kapitularien denn überhaupt als langobardische zu betrachten sind, wesentlich erschwert; der Vf. stellt als Merkmale dafür diese hin, dass ein Kapitular entweder im liber legis Langobardorum verarbeitet, oder in unzweifelhaft für Italien bestimmten Handschriften aufgezeichnet sei, in solchen Handschriften, in denen entweder die Edicte, oder aber unzweifelhaft nur für Italien bestimmte Kapitularien enthalten seien (S. 25). Aber auch davon abgesehen, und ungeachtet der Willkür, womit in den meisten Handschriften bei der Zusammenstellung der Kapitularien verfahren ist, musste bei den Untersuchungen, welche der Vf. sich vorgenommen, doch eben ganz von dem Handschriftenstande ausgegangen werden; und war es in Anbetracht der hier herrschenden Verwirrung in vielen Fällen nicht möglich zu sichern, auch nur halbwegs befriedigenden Ergebnissen zu gelangen, so sind doch in anderen Fällen mehrfach neue und wohl begründete Resultate gewonnen.

Ehe der Vf. zu der Untersuchung der einzelnen Kapitularien, dem Hauptzwecke seiner Arbeit übergeht, schickt er eine sorgfältige Beschreibung der Handschriften voraus, und berichtigt dabei nicht nur mehrfach die früheren Urtheile über den grösseren oder geringeren Werth einzelner Handschriften, sondern weist auch bei den wichtigsten derselben die Gesichtspunkte nach, welche die Schreiber bei der Sammlung der Kapitularien, bei der Auswahl derer, welche sie in ihre Sammlung aufnahmen, bei der Reihenfolge, worin sie sie aufzählten, beobachteten. Es liegt in der Natur der Sache, dass die daraus auf das Alter und die Zusammensetzung der Kapitularien gezogenen Schlüsse häufig unsicher sind; aber mit Hülfe

ner scharfen Unterscheidung bestimmter Klasn von Kapitularien war es doch möglich, bei ner verhältnissmässig grossen Zahl die willkürhe Zusammensetzung zu erkennen, die rechte estalt wieder herzustellen, auch wohl das Alter mauer zu bestimmen.

Die lebhafteste gesetzgeberische Thätigkeit rrschte auch im langobardischen Reiche zur it Karls des Gr., und so nimmt denn die Berechung der unter Karls Regierung erlassenen apitularien die wichtigste Stelle und den grössn Raum in der vorliegenden Schrift ein. Unr den hier gewonnenen Resultaten ist zunächst rvorzuheben der Nachweis, dass die von Pertz machte Annahme einer doppelten Ausfertigung ehrerer Kapitularien, einer besonderen fränkihen und einer besondern langobardischen Rension, die aber schon von Baudi di Vesme und n Waitz in Frage gestellt ist, entschieden aufgeben werden muss. Das erste dieser Kapilarien, das von Heristall 779, ist für das ganze ich erlassen, und die von Pertz s. g. langordische Recension ist später dadurch entstann, dass italische Richter, denen die Fassung s ersten Kapitulars an verschiedenen Stellen unbestimmt schien, in der Absicht diese schär: zu fassen, das Kapitular für den langobardihen Gerichtsgebrauch mit glossenartigen Zusäm versahen (S. 57 ff.). Das zweite Kapitular, i welchem Pertz eine solche Unterscheidung macht hat, ist überhaupt nur ein italisches, r nicht von Karl, sondern von Pippin erlasses, und von einer doppelten Ausfertigung desben nicht die Rede (S. 125 ff.); zu weit geht er der Vf. in seiner Kritik, wenn er den ein- gen in dem Kapitular enthaltenen chronologien Anhaltspunkt, die Bestimmung über die

Inventarisirung der in Italien gelegenen Besitzungen der verstorbenen Königin Hildegard, auch nicht gelten lassen, das Kapitular von 783 absetzen und seine Zeit ganz unbestimmt lassen will; wenigstens die Wahrscheinlichkeit spricht für 783. Im dritten Falle, bei dem capitulare de exercitalibus, sind die von Pertz als fränkische bezeichneten Kapitel schon von Waitz und Merkel als gar nicht hieher gehörig, als Theile eines verloren gegangenen sächsischen Kapitulars nachgewiesen (S. 96 ff.)

Eine Reihe wichtiger Ergebnisse verdankt der Vf. weiter der Aussonderung der capitularia missorum, deren Verkennung, ehe Waitz darauf aufmerksam gemacht, zu zahlreichen Irrthümern Anlass gab. Man weiss jetzt, dass die kurzen, allgemein gehaltenen Bestimmungen, aus welchen manche Kapitularien bestehen, nicht blosse Kapitelüberschriften oder Auszüge aus verloren gegangenen Kapitularien, oder blosse Entwürfe zu gar nicht oder in anderer Weise zu Stande gekommenen Verordnungen sind, sondern Andeutungen, in denen die missi auf die ihnen schon bekannten gesetzlichen Vorschriften oder auf ihre mündlich erhaltenen Instructionen hingewiesen werden sollten (S. 17). Als ein solches legationis edictum, wie derartige Gesandteninstructionen heissen, erkennt der Vf. die beiden von Pertz als capitulare monasticum und capitulare generale gesondert herausgegebenen Kapitularien von 789, die in Wahrheit ein einziges legationis edictum ausmachen, und zu denen als Ueberschrift das Datum gehört, welches Pertz an den Schluss des vorausgehenden capitulare ecclesiasticum gesetzt hat (S. 66 ff.). Als ein eignes legationis edictum stellt sich heraus der Schluss des Achener Kapitulars von 809, welches demnach in zwei ge-

trennte selbständige Kapitularien zu zerlegen ist (S. 92 ff.); von dem Kapitular von Diedenhofen 805 sind die beiden letzten Kapitel als selbständige Gesandteninstruction abzusondern, das Kapitular von Nimwegen 806, ist nichts anderes als eine Gesandteninstruction (S. 85 ff.), ebenso das angebliche Ingelheimer Kapitular von 807 (S. 123 f.).

Auch in der chronologischen Bestimmung der Kapitularien werden wichtige Verbesserungen angebracht. Das von Pertz ins Jahr 803 gesetzte Doppelcapitular von Mantua wird mit überwiegenden Gründen schon ins Jahr 787 verwiesen (S. 113 ff.); in die so schwierige und unsichere chronologische Vertheilung der Gesetzgebung von 802 und 803 wird Ordnung gebracht, und bei dieser Gelegenheit auch die Bedeutung der capitula quae in lege Salica mittenda sunt, die einen Bestandtheil dieser Gesetzgebung bilden, ins rechte Licht gestellt, lediglich unter Zugrundelegung des handschriftlichen Materials. Schon Waitz bemerkt, dass diese capitula eine allgemeinere Bestimmung gehabt zu haben scheinen, als blosse Zusätze zu der lex Salica zu bilden; nun zeigt der Vf., dass diese Kapitel, deren Entstehung er übrigens nicht 802, sondern 803 ansetzt, und die auch nicht auf einer allgemeinen Reichsversammlung, sondern im Rathe des Kaisers erlassen sein sollen, die Bezeichnung quae in lege Salica mittenda sunt ursprünglich gar nicht führten, dass sie diesen Titel nur daher erhielten, weil sie zuerst in dem nach der lex Salica lebenden Gau von Paris verkündigt, überhaupt in den Gebieten der lex Salica früher als von den andern Stämmen angenommen wurden (S. 71 ff.). Und noch bei vielen anderen Kapitularien ist die bisherige Zeitbestimmung als un-

genügend nachgewiesen, zuweilen gezeigt, dass die Zeit sicher anzugeben gar nicht möglich ist, zuweilen eine von der Datirung bei Pertz abweichende Entstehungszeit mit grösserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit, in einzelnen Fällen mit Sicherheit ermittelt. So werden zwei bisher Lothar zugeschriebene Kapitularien, ein capitulare episcopis datum und jene vom Vf. s. g. notitia für Karl gewonnen und mindestens die letzte mit guten Gründen 781 angesetzt (S. 99 ff.); und bei einer früher auf Ludwig den Fr. zurückgeführten Verordnung wenigstens wahrscheinlich gemacht, dass sie gleichfalls schon Karl dem Gr. angehört (S. 98).

Die Beispiele von Verbesserungen, welche der Vf. in der Zusammensetzung und Datirung der Kapitularien vornimmt, liessen sich noch vermehren; man wird meistentheils nicht umhin können, wenigstens in der Hauptsache ihm Recht zu geben, einige Male aber stehen seinen Annahmen auch gegründete Bedenken entgegen, und je weniger sich gegen die Mehrzahl seiner Ausführungen einwenden lässt, desto mehr ist es am Platze, auch die gegen einzelne derselben aufsteigenden Bedenken nicht zu verschweigen.

Hierhin gehört besonders die Zeitbestimmung für das capitulare missorum, worin die Vorschriften über eine allgemeine Beeidigung im ganzen Reich enthalten sind. Dasselbe bildet bei Pertz noch einen Bestandtheil eines grösseren Kapitulars, ist aber schon von Waitz als ein selbständiges capitulare missorum erkannt worden, was auch der Vf. bestätigt (S. 130 ff.). Es fragt sich jedoch, wann das Kapitular erlassen worden ist, und diese Frage ist von Wichtigkeit, weil sie zusammenhängt mit der anderen Frage, in welchem Jahre Karl zuerst von der ganzen Bevöl-

kerung des Reichs über 12 Jahre den Treueid forderte. Der Vf. entscheidet sich für 792, und nicht ohne Gründe die ins Gewicht fallen. Er zieht das legationis edictum von 789 herbei, worin die Eidesformel angegeben ist; er versteht die Aufnahme der Eidesformel in das legationis edictum so, als ob jetzt erst der Eid eingeführt worden sei, und schliesst daraus, dass jenes erste capitulare missorum nicht erst die Einführung des Eides, sondern nur die Mittheilung genauerer Vorschriften über die Ableistung desselben bezwecke, dass es nach 789 entstanden sein müsse, und indem er die darin erwähnte Verschwörung auf die Verschwörung Pippins im Jahr 792 bezieht, nicht vor 792. Allein die Voraussetzung, dass das in Frage stehende capitulare missorum nothwendig nach dem legationis edictum von 789 erlassen sein müsse, ist nicht stichhaltig. Es käme zunächst darauf an, zu wissen, ob die Verschwörung, welche in jenem als Veranlassung der so ganz ins Einzelne gehenden Vorschriften über die Eidesabnahme angeführt wird, die Verschwörung Pippins von 792 oder die Hardrats von 786 sein soll. Der Vf. macht geltend, dass die Verschworenen sich darauf beriefen, sie hätten den Huldigungseid nicht geleistet; sie würden sich darauf nicht haben berufen können, wenn derselbe nicht schon eingeführt gewesen wäre. Aber ganz ungerechtfertigt wäre doch auch die umgekehrte Schlussfolgerung nicht, da vornehme Männer, welche der Eidesleistung sich doch nicht so leicht entziehen konnten, sich damit entschuldigen, sie hätten ja keinen Eid geleistet, so werde eben vorher auch kein Eid gefordert worden sein. Und was etwa dieser Schluss noch anstössiges haben könnte, wird entfernt durch die Einleitungsworte des capitulare

missorum selbst, welche die Forderung des Eides neben der vorangegangenen Verschwörung ausdrücklich mit der antiqua consuetudo begründen. Diess hat der Vf. übersehen. So etwas neues unbekanntes war der Treueid nicht, dass die Verschworenen ihn gar nicht hätten nennen können, wenn er nicht eben erst durch Karl eingeführt worden wäre; nur hatte man seit einiger Zeit ihn nicht mehr besonders gefordert; aber vergessen war die Verpflichtung dazu nicht, schon Roth, Beneficialwesen, S. 387 bemerkt, dass die ganze Verhandlung nicht entfernt eine Neuerung gewesen sei, und hält sogar jene Eidesformel für dieselbe, wie sie von jeher gefordert wurde. Die Art, wie die Formel in dem capitulare missorum angeführt wird, zwingt auch keineswegs zu dem Schluss, dass hier etwas neues eingeführt werde, setzt viel eher, wenn auch nicht gerade die Formel selbst, doch die Beeidigung als etwas bekanntes, schon vorher zu Recht bestehendes voraus. So sicher für das legationis edictum das Jahr 789 ist, so wenig folgt daraus, dass das capitulare missorum mit den Vorschriften über die Eidesleistung nicht schon 786 fallen könne. Mit Bestimmtheit wird sich da nichts entscheiden lassen, doch denkt man bei der Erwähnung einer Verschwörung wie hier eher an die erste als an die zweite, denn sonst wären ja wohl alle beide erwähnt. Die Annalen, die der Vf. auch noch zu Gunsten von 892 herbeizieht, beweisen dafür vollends nichts. Dass die Nazarianischen Annalen, die sich ganz auf den Bericht über die Verschwörung beschränken, nur von der Beeidigung der Verschworenen, nicht von einer allgemeinen Eidesabnahme reden, widerlegt eine solche nicht; von einer Beeidigung 792 wissen die Annalen auch nichts; und wenn der Vf. über-

haupt die Glaubwürdigkeit der Erzählung in den Nazarianer Annalen in Zweifel stellen will, so liegt dafür ein triftiger Grund nicht vor; was in dem capitulare missorum über die Verschwörung gesagt wird, passt sehr wohl auf die Verschwörung von 786.

Zweifel können dann auch bleiben über die Datirung des von Baluze Ludwig dem Fr., von Pertz Lothar zugeschriebenen capitulare episcopis datum, welches der Vf. richtig schon unter Karl den Gr. stellt, und zwar etwa 781; über das Verhältniss dieses Kapitulars zu einem andern etwa 782 fallenden Kapitular Pippins, das mit dem ersten mehrfache Verwandtschaft zeigt (S. 104 ff.). Der Vf. erblickt in den ausführlicheren Bestimmungen des Pippinschen Kapitulars von 782 eine Erweiterung der kürzeren Sätze des capitulare episcopis datum, will daher dieses früher, ungefähr 781 ansetzen. Es steht aber wenigstens nichts im Wege für die beiden Kapitularien das umgekehrte Verhältniss anzunehmen, so dass das Jahr 781 für das capitulare episcopis datum jedenfalls sehr zweifelhaft bleibt.

Von Werth wäre es gewesen, wenn der Vf. über das Kapitular von Mantua von 781 sich noch genauer ausgesprochen, bestimmte Beweise dafür beigebracht hätte, dass es ausschliesslich für Italien bestimmt war. Letzteres ist seine Ansicht, und das Vorkommen des Kapitulars nur in drei italischen Handschriften dient zur Bestätigung; aber zuletzt ist es von Soetbeer, in den Forschungen, IV, 291, für das ganze fränkische Reich in Anspruch genommen worden, und darauf die Ansicht gegründet, dass um 781 im ganzen Reich eine durchgreifende Umgestaltung des Münzwesens vorgenommen worden sei. Es ist jedoch fraglich, ob die Gründe, welche von Soet-

beer für die Annahme einer allgemeinen Münzverordnung in diesem Jahre beigebracht sind, dazu berechtigen, die Münzbestimmungen im Mantuanischen Kapitular, das Kapitular selbst auf das ganze Reich zu beziehen. Der Vf. hat gezeigt (S. 110 ff.), dass die Mantuanische Münzbestimmung den italischen Verhältnissen durchaus nicht unangemessen war, und man muss wohl bei seiner Ansicht stehen bleiben, dass dadurch für Italien die Vertauschung der Goldwährung gegen die Silberwährung ausgesprochen wurde, dass das Kapitular ein ausschliesslich italisches war.

Unter Ludwig dem Frommen und Lothar, und noch mehr unter den späteren Regierungen herrscht auf dem Gebiete der Gesetzgebung eine geringere Thätigkeit als früher. Aber die Prüfung der aus diesen Zeiten erhaltenen Kapitularien ergiebt, dass sie uns gleichfalls nur in einer sehr unvollkommenen Gestalt vorliegen, in einer noch unvollkommneren als die Kapitularien aus Karls des Gr. Zeit. Der Vf. kommt auch hier in der Zusammensetzung der Kapitularien vielfach zu anderen Ergebnissen als die bisherigen Herausgeber, zeigt, dass Kapitel, welche später zu einem Kapitular zusammengestellt wurden, ursprünglich nicht zusammengehörten, sucht eine richtigere Verbindung herzustellen, nimmt Aenderungen in der Zeitbestimmung, auch wohl Verbesserungen des Textes vor, und wenn gegen Einzelheiten Bedenken obwalten, so lassen sich doch gegen die Mehrzahl seiner Ausführungen gegründete Zweifel nicht erheben. Auch unter den von Pertz s. g. capitula Langobardica, Bestimmungen, deren Ursprung aus echten Kapitularien nicht nachweisbar schien, ist es gelungen, eine Anzahl auf ihre Quellen zurückzuführen,

sie als Bestandtheile noch erhaltener Kapitularien nachzuweisen.

Zum Schlusse sondert der Vf. eine Anzahl von ihm sogenannter Pseudocapitularien aus, Kapitelreihen, die zwar grossentheils aus dem durch echte Kapitularien gegebenen Material zusammengesetzt worden sind, aber in der Gestalt, worin sie bei Pertz erscheinen, nicht erlassen sein können; ferner Stücke, die nicht nur der Form nach keine Kapitularien deutscher Könige sind, sondern auch dem Inhalte nach gar nichts mit Kapitularien gemein haben (S. 184 ff.). Da zeigt sich, dass eine von Pertz als eignes capitulare langobardicum herausgegebene Kapitelreihe nichts ist, als eine Anzahl von Kapiteln anderer Kapitularien, die nur in einigen Handschriften etwas verschieden angeordnet, und aus dem einige Kapitel weggelassen sind; dass ein anderes angebliches capitulare Langobardicum, das übrigens schon Baudi di Vesme als nur in der Einbildung bestehend bezeichnet hat, wieder nur aus einem Auszuge von verschiedenen Kapiteln anderer Kapitularien besteht; dass die beiden vorgeblichen Kapitularien Pippins von 808 und 809 in Wahrheit Verordnungen Luitprands sind, an deren Wiederholung durch Pippin nicht zu denken ist. Die vorgeblichen capitula Langobardica von 813 sind lediglich durch einen Abschreiber so zusammengesetzt, das vermeintliche zweite Pariser Kapitular Lothars vom Februar 832, wie auch schon Baudi di Vesme erkannt, gleichfalls nur die Compilation eines Abschreibers, da z. B. die Inventarisirung der Güter der Königin Hildegard darin mit denselben Worten verordnet wird, wie 49 Jahre früher von Pippin. Andere Lothar zugeschriebene Kapitel ergeben sich als Stücke aus dem Edict des Königs Grimoald, aus Augustins

Werk de civitate dei; von den Capitularien Ludwigs II. sind zwei gleichfalls nichts weiter als Compilationen späterer Abschreiber aus dem verschiedenartigsten Stoff, aus Capitularien, Concilienbeschlüssen u. dgl. mehr; und lassen sich auch nicht alle einzelnen Bestimmungen auf ihre Quelle zurückführen, so ist doch der Inhalt der Art, dass sie einem Capitular Ludwigs II. unmöglich angehören können.

Den Werth dieser Untersuchungen und ihrer Ergebnisse noch besonders hervorheben zu wollen, wäre überflüssig; mehrere darunter mögen anzufechten sein, hin und wieder ist der Vf. selbst von Flüchtigkeit nicht freizusprechen, denn nur auf einem Versehen und nicht auf einer Lesart der Handschriften scheint es zu beruhen, dass in einem Citat aus der Verordnung vom 20. Februar 781, S. 100, das für den Sinn des Satzes nicht ganz unwesentliche Wort tantum eingeschaltet ist, das im Texte der Verordnung fehlt. Aber die Bedeutung der Arbeit im ganzen wird durch solche einzelne Mängel nicht abgeschwächt, und wäre etwas zu bedauern, so könnte es nur dieses sein, dass der Vf. sich auf den Kreis der langobardischen Gesetzgebung beschränkt hat; doch leuchtet es ein, dass seine Untersuchungen der ganzen fränkischen Reichsgesetzgebung zu gute kommen. Seine Ausführungen sind der Natur der Sache nach vorzugsweise gerichtet gegen die Pertzische Kapitularienausgabe in den Monumentis; bei alledem steht die Arbeit durchweg auf dem Boden der letzteren; ohne sie und ohne die zu ihrem Behuf angefertigten Handschriftenvergleichungen, deren Benutzung der Vf. sich möglich gemacht hat, wäre seine Arbeit unausführbar gewesen; niemand kann dieselbe mit grösserer Genugthuung erfüllen, als den Herausgeber

der leges selbst. Auch der erste Anstoss dazu ist von dieser Seite gekommen, als eine Vorarbeit zu der Ausgabe des liber legis Langobardorum in den Monumentis sind die Untersuchungen entstanden, sie sind gleichzeitig, ohne dass der Vf. es ursprünglich beabsichtigt, eine Vorarbeit für die bevorstehende zweite Ausgabe der Kapitularien in den Monumentis geworden, haben den Beweis geliefert, dass es nicht genügt, wie früher die Absicht gewesen, die wenigen in der Zwischenzeit aufgefundenen neuen Kapitularien an ihrem Orte einzuschalten, sondern dass eine vollständige Durcharbeitung des ganzen Werkes ein unabweisliches Bedürfniss ist. Und wenn der Vf. den Wunsch ausspricht, für diesen Neubau durch seine Untersuchungen auch nur einige Steine geschickt gemacht zu haben, so wird ihm niemand das Zeugnis vorenthalten, dass ihm diess vollständig gelungen ist.

Sigurd Abel.

De vita et lipsanis S. Marci Evangelistae libri duo Augustini Mariae Molini basilicae patriarchalis Venetae canonici theologi. Edebat Sanctes Pieralisi praefectus bibliothecae Barberinianae. Romae typis collegii urbani. MDCCCLXIV. — XXIV u. 411 S. in Kleinfolio, mit IX Bilderplatten.

Die Stadt Venedig rühmt sich seit tausend Jahren und länger des Evangelisten Marcus als ihres himmlischen Schutzherrn; sie will aber seit etwa eben so langer Zeit auch die Ueberbleibsel

seines sterblichen Leibes besitzen, und rühmte sich dazu lange nicht nur seinen Bischofsstuhl, sondern auch die Urschrift seines Evangeliums in Händen zu haben. Der Anspruch auf diese beiden letzteren Reliquien ist zwar heute von den Gelehrten in jener Stadt selbst aufgegeben: allein desto fester sitzt bei ihnen noch der Glaube an jenen ihnen weit grösser erscheinenden Schatz. Der Vf. des obigen Werkes, welcher es schon im J. 1820 vollendete und im J. 1840 starb, fühlte sich schon als geborner Venediger zu einer besondern gelehrten Beschäftigung mit Marcus hingezogen, und verfasste diese erst jetzt gedruckte Schrift, welche alles was sich irgend auf den Evangelisten bezieht so ausführlich abhandelt, dass schwerlich über ihn eine andere noch vollständigere verfasst werden wird. Sie hat alle die Vorzüge aber auch die weit überwiegenden schweren Mängel, woran schon längst alle aus der Päpstlichen Kirche abstammenden gelehrten Werke leiden. Man findet hier viel Fleiss und reiche Gelehrsamkeit, auch viel Gutmüthigkeit bis an eine gewisse Grenze die hier noch um so weiter gesteckt ist je weniger der Vf. sie sich von der tiefen Bitterkeit und Verbissenheit hat trüben lassen welche in unsern neuesten Zeiten bei den Schriftstellern jener Kirche so übermächtig geworden ist. Allein diesen Vorzügen zur Seite steht eine Eingenommenheit von hundert Vorurtheilen und eine Oberflächlichkeit welche bei den eben erwähnten neuesten Schriftstellern freilich ebenso gross ist nur dass sich in sie auch noch jene anderen unliebsamen Mächte einmischen. Da indess in diesen selben neuesten Zeiten alles die vier Evangelisten Betreffende wieder eine so besondere Wichtigkeit erlangt hat, so ist es unsern Lesern wohl nicht

von den Einzelnheiten dieses vielumfassen-
Ierkes etwas Genaueres zu erfahren.
as freilich das Marcusevangelium selbst be-
so redet der Vf. über es zwar ungemein
ırlich und, wie er meinen mochte, nach
denkbaren Seiten hin erschöpfend: allein
er strengeren Wissenschaft ist alles was er
es sagt höchst ungenügend und in allen
sachen irrthümlich. Auch kann man nicht
, da der Vf. sein Werk schon 1820 schrieb.
isse man eine solche Unvollkommenheit ihm
ihen: wir sind zwar heute in allen diesen
ıntnissen allerdings viel weiter als man 1820
uns war, allein der Vf. bekümmerte sich
; um die genaueren Untersuchungen und die
ierigkeiten dieses wissenschaftlichen Gebie-
velche man schon zu jener Zeit berücksich-
konnte. Wir können hier nichts als die
dlose Sicherheit erblicken in welcher jene
ıe damals sich nur auf sich selbst steifen
ıüssen meinte, wie sie es heute noch ganz
ıch thut. Darum wollen wir hier nur etwas
r untersuchen wie der Vf. sich in den rein
ıichtlichen Erforschungen und Erkenntnissen
ıge, ob er vielleicht wenigstens in ihnen sich
ein wissenschaftlicher Mann bewähre.
Allein sogleich der Anfang verspricht uns
g. Der Vf. geht nämlich dávon aus dass
Evangelist Marcus von dem in der Apostel-
hichte einige Male erwähnten Johannes-Mar-
und auch von dém Marcus welchen Paulus
en Sendschreiben aus seiner Römischen Ge-
genschaft als einen seiner Gehülfen nennt völ-
verschieden sei. Er meint S. 10 ff. der Evan-
ist möge wol ursprünglich Mordokhái genannt
ı, woraus der Römische Name nach bekann-
Weise umgebildet sei: eine Vermuthung so

leer und so müssig wie irgendeine, auf welch
er auch nur verfällt weil er diesen Marcus
von Johannes-Marcus völlig verschieden halt
will. Sucht man nun den Grund auf welch
ihn eine solche Verschiedenheit als gewiss
setzen am mächtigsten antreibt, so entdeckt
keinen andern als weil er gestützt auf die S.
ff. genannten höchst unsicheren späten Erzähl
gen meint Marcus sei schon im J. 37 n. C
von den Aposteln nach Aegypten und der
grenzenden Pentapolis gesandt um das Evang
lium in Afrika zu verkünden, sei so zuerst
Jahre lang in Kyrene und den umliegenden St
ten beschäftigt gewesen, dann im J. 40
Alexandrien gekommen um hier den stets
seinem Namen genannten Bischofssitz zu stif
und erst hierauf im J. 43 oder 44 von Pet
nach Rom gerufen um ihm als Dolmetscher
dienen. Dann konnte er freilich bis dahin
in Jerusalem seyn, wie die Apostelgeschichte
Johannes-Marcus erzählt. Allein diese ganze
schichtliche Vorstellung von einer so frühen
so hohen Thätigkeit des Marcus in Kyrene
in Aegypten beruhet auf gar keinem alten
sichern Zeugnisse; auch versteht es sich
von selbst dass Petrus einen Mann welcher
sieben Jahren in Afrika so selbständig und
gesegnet thätig war nicht zu sich als blo
Dolmetscher nach Rom gerufen haben würde,
hätten ihm dazu nicht hundert Andere eb
wohl dienen können! War aber der spät
Evangelist einerlei mit dem Johannes-Marcus
Apostelgeschichte, so haben wir überall den
sten geschichtlichen Zusammenhang; aber
liegt auch kein Grund vor mit dem Vf. zu
zweifeln dass dér Marcus in Rom mit welch
Paulus bei seiner Römischen Gefangenschaft

ntraf derselbe war, da wir auch durch an-
tige Spuren dárauf hingeführt werden dass
rangelist damals in Rom war.
brigens weiss der Vf. auch wiefern Marcus
' Dolmetscher gewesen sei nur höchst un-
ckt zu verstehen (S. 21—29); und wenn
:h S. 64 meint Lukas habe zwar später
arcus aber doch schon im J. 53 oder spä-
s 55 sein Evangelium geschrieben, so kann
an diesem Beispiele hinreichend ermessen
enig er den Ursprung auch dieses anderen
geliums verstehe. — Allein unser Vf. weiss
höchst leicht zu vermitteln, wo es ihm so
esten dünkt. Ist Marcus besonders für Ve-
und Italien ein Apostel, warum soll er
am nächsten Lateinisch geschrieben haben?
einten die welche ein Lateinisches Marcus-
gelium in Venedig (worüber hier S. 92 ff.
genau gehandelt wird) für seine Urschrift
m. Einer so ganz groben Ansicht kann nun
unser Vf. nicht seyn: aber er weiss, wie
gt, zu vermitteln und will uns nach dieser
e so viel gelobten Kunst lehren Marcus habe
ursprünglich Griechisch geschrieben, dann
zu Gunsten solcher welche Griechisch nicht
ı konnten sein eignes Werk ins Lateinische
setzt! Was will man mehr?
Allein damit man nicht auf den Gedanken
alle jene Gründung der Bischofssitze in Ale-
lrien Kyrene und andern Gegenden Afrika's
:h den späteren Dolmetscher des Apostelfür-
falle doch in gar zu frühe Zeiten, ist der Vf.
h geschickt genug etwas Neues wo nicht zu
nnen doch só in Anwendung zu bringen dass
eine neue Stütze jenes Gedankens vor Augen
haben meinen können. Er will uns nämlich
178—198 ausführlich genug lehren jene Ae-

gyptischen Therapeuten welche Philon bekannt-lich so begeistert beschreibt, seien nothwend Christen gewesen: da nun Philon sicher sch zwischen 50—60 n. Chr. starb und seine Schrif-ten über Essäer und Therapeuten schwerlic noch dazu zu den spätesten seines Lebens g hören, so hätten wir ja daran den deutlichst Beweis wie früh das Christenthum in Aegypt hoch ausgebildet bestanden haben müsse, u wir würden auch dadurch auf die Gewissheit e ner so frühen eifrigsten Thätigkeit des Marc in Aegypten zurückgeführt. Nun hat zwar sch Eusebios im ersten Buche seiner KG. die Th rapeuten mit den Christen verwechselt: allei man durfte hoffen seit Scaliger würde kein be deutender Geschichtsforscher den Irrthum des i solchen Dingen wenig genauer nachdenkende Eusebios wiederholen. Unser Vf. zeigt aber wi viel man heute von Rom aus der wissenschaf lichen Welt aufs neue zu bieten wagt. Ne Gründe dafür dass man bei Philon's Worten a die Christen denken müsse, sucht man hier ve gebens.

Aber auch in der alten Alexandrinischen Li-turgie will er die Hand des Evangelisten deut lich erkennen. S. 110—120 handelt er nämlic über die anderen ihm zugeschriebenen Bücher die Acta S. Barnabae, den Brief an die Hebräer oder gar die Peshito will er ihm nicht mit an-dern neueren Schriftstellern zutheilen; für wahr scheinlicher hält er der Evangelist habe den Petrus bei seinem ersten Briefe Hülfe geleistet (was vielmehr, nach dem richtigen Sinne einiger Worte in ihm selbst, von Silvanus gelten muss); aber am sichersten, meint er, müsse er die Ale-xandrinische Liturgie verfasst haben. Sind ei-nige Worte in ihr welche unmöglich so alt sein

n, so hilft sich der Vf. in diesem wie in ähnlichen Fällen mit der Annahme späte- Hossen«, als ob man solche so rein willkür- nd bloss um sich aus allerlei anderen schwe- ?rlegenheiten zu ziehen so leichthin annehmen ! Wäre nun auch nur der Grund jener Grie- en Liturgie vom Evangelisten, so müsste man urch ein sorgfältiges Vergleichen des Sprach- uches derselben mit dém im Evangelium sen: und es gelänge dann vielleicht etwas zu erhärten was auf den ersten Blick aus en Gründen unmöglich scheint. Allein der ellt nicht einmal einen solchen Versuch an. agegen verwirft er S. 175 ff. als ungeschicht- und rein erdichtet was sich aus einer ge- sehr alten und zuverlässigen Erinnerung der ındrinischen Kirche noch bei Eutychios er- ı hat und was nicht im Geringsten einer ren Erdichtung gleichsieht. Ob diese Kirche Anfang an immer gerade zwölf Presbyter ıt habe aus denen einer als Bischof erkoren cann zwar durch ein ganz bestimmtes Zeug- aus der Urzeit heute nicht bewiesen werden: ı dass der Bischof in den frühesten Zeiten Kirche aus einem der Presbyter hervorge- ?n sei, steht auch aus allen andern geschicht- n Merkmalen só fest dass man daran nicht 'eln kann. Vergeblich wendet der Vf. éin Bischof sei doch auch bisweilen aus dem e erhoben: solche Fälle unterbrachen nur die chtung welche von Anfang an bestand, und ten dann immer häufiger werden. Aber den ındern offenbar nur die Vorurtheile späte- eiten zuzugeben dass der Bischof ursprüng- am nächsten immer aus den Presbytern her- ing.

Schreibt der Vf. nun so vielerlei dem Evan-

gelisten zu was der sichern Geschichte zuf
ihm nicht zugehören kann, so könnte man ei
versucht werden alles hier zu bezweifeln w
nicht durch ausdrückliche Worte des NTs b
zeugt wird. Es könnte dann auch unsicher sch
nen ob die Alexandrinische Kirche sich sein
als ihres Stifters mit Recht rühme, da wir da
über vor Eusebios (KG. 2, 16. 24) heute ke
älteres Zeugniss besitzen. Allein die alten Ve
zeichnisse von den ältesten Leitern der einzeln
grossen Kirche welche Eusebios mittheilt könn
nicht rein erdichtet seyn; und ganz unabhäng
von Eusebios hat sich in andern Griechisch
Büchern die Nachricht erhalten Marcus sei se
nem Geschlechte nach aus Kyrene gewesen, we
ches allem was wir aus dem N.T. über ihn wi
sen wenigstens nicht widerspricht. War er a
Kyrene, so erklärt sich auch wie die Kirche
der Pentapolis und Aegyptens ihn schon so frü
an die Spitze ihrer Verzeichnisse der erste
Gründer stellen konnten, wiewohl uns heute je
nähere Erinnerung an jene Verhältnisse fehlt.

Allein unser Vf. will weiter in langer Ausführun
S. 121 — 161 beweisen die Sage der Gemeind
Aquileja's Marcus sei ihr Stifter gewesen sei vol
kommen zuverlässig; ja er bemühet sich soga
uns belehren zu wollen er sei von Rom aus durc
Petrus dorthin gesandt, sei dort über zwei Jahr
lang gewesen, und erst um 50 n. Chr. sei er z
Petrus nach Rom zurückgekehrt um dann vo
ihm zum zweiten Male nach Alexandrien gesand
zu werden. So genau will er alles dieses wissen
während sichere Zeugnisse uns hier vielmeh
vollkommen verlassen! Aber er meint ja eben
auch nur als Eingeborner Venedig's dies alles s
zähe behaupten zu müssen: denn was würde au
dem Ruhme Venedig's den Evangelisten zu be

sen wenn es den ersten Anspruch darauf nicht ı dem benachbarten älteren Aquileja geerbt tte! — Dennoch ist die hier auf Aquileja verndte Mühe gering gegen die gewaltige Anengung welche der Vf. in dem ganzen zweiten ıche S. 231–400 macht um alle seine Leser · überzeugen dass der Leib des Evangelisten er vielmehr (wie er ihn lieber genannt wissen ll) des Apostels wirklich in Venedig an dém rte sei wo er jetzt gezeigt wird. Allein wir üssen bezweifeln ob er die welche nicht schon ie er selbst zum voraus von der Wahrheit dies weiten Sagenkreises überzeugt sind wirklich ım Glauben bringen kann. Der Leib des Heigen soll im Jahre 828 von Venediger Kaufleun aus Alexandrien geraubt sein: mögen diese irklich dén Sarg geraubt haben den man ihen als dén des Marcus damals dort in einer Kirche zeigte, aber die älteste Sage selbst melet Marcus sei nach dem Martyrtode verbrannt, rährend man später seinen ganzen Leib beitzen wollte. Aber auch in Venedig hat man ich seit tausend Jahren, wie der Verf. selbst ımständlich erzählt, nur zu oft mit dem blossen runderbaren Wiederfinden dieses Leibes begnügen müssen: während die Kunstgegenstände an velche sich das Andenken des Heiligen knüpfen ıoll, wie die hier beigegebenen Abbilder zeigen, vohl ins frühere Mittelalter aber gewiss nicht ın Marcus' Zeit hinaufreichen. Wir bemerken übrigens dass der Verf. die seltsamen Zeichen an der sog. *cathedra S Marci* auf T. III nicht erläutert hat. — Wenn sich aber die kindliche Freude welche das frühe Mittelalter in unsern Ländern an solchen Denkstücken des Morgenlandes hatte leicht erklärt und selbst entschuldigt (denn noch konnte man sich damals un-

schuldig freuen in diesen sichtbaren Seltsamkeiten alles das unnennbar Heilige selbst dem fernen Morgenlande entrissen zu haben): was ist jetzt diese kindische Lust am Eiteln welche heute aus ihr allein noch übrig geblieben ist? diese Begierde sich des eignen Glaubens an Staub und Asche zu rühmen nur um Andere als Ungläubige verachten und verspotten zu können?

Wir vermögen über dies Werk nicht besser zu urtheilen, halten aber dennoch seinen Verfasser für einen viel unbefangenern und harmloseren Mann als seinen heutigen Herausgeber welcher uns in der Vorrede eine kurze Uebersicht von ihm und eine Lebensbeschreibung des Verfs mittheilt, aber in der Widmung an den heutigen Patriarchen von Venedig auch erwähnt der Verfasser habe zwar die Absicht gehabt sein Werk im J. 1820 dem Kaiser von Oestreich zu widmen, er halte es aber jetzt für ein noch viel grösseres Glück es dem geistlichen Fürsten widmen zu können; denn die Sacerdotes qui dum inter Deum et reges intercedunt duplici honore digni habendi sunt müsse man doch höher achten als die imperatores et reges, weil es alter Grundsatz sei Quanto anima corpore praestantior est, tanto sacerdotium imperio. Das ist also noch immer die neueste Weisheit aus Rom; und noch jetzt soll die christliche Welt danach handeln! Doch wir halten es nicht für nöthig über die Gedanken dieses Vorredners weiter zu reden: unsre Leser können sich alles Uebrige danach leicht denken.

H. E.

Thuringia sacra. Urkundenbuch, Geschichte und Beschreibung der Thüringischen Klöster. Begründet von Dr. Wilhelm Rein. II. Ettersburg, Heusdorf und Heyda. — A. u. d. Titel: Ettersburg, Heusdorf und Heyda. Urkundenbuch, Geschichte und bauliche Beschreibung mit genealogischen und heraldischen Anmerkungen und Siegelabbildung, herausgegeben von Dr. Wilhelm Rein. Weimar, Hermann Böhlau 1865. VIII u. 277 S. gr. 8.

Dieser zweite Band des verdienstlichen Werkes, dessen Plan und Anlage bei dem Erscheinen des ersten Bandes in diesen Anzeigen 1863, S. 1997 ff. vom Unterzeichneten besprochen ist, enthält die drei Klöster Ettersburg, Heusdorf und Heyda. Das Cisterzienserinnen-Kloster Heyda, um mit dem letzten und kleinsten zu beginnen, lag in der Nähe von Gotha auf dem Wege nach Georgenthal. Wie seine Baulichkeiten spurlos verschwunden sind (das herzogliche Domänengut Wannigroda liegt jetzt an der Stelle), so ist auch die Zahl der Urkunden eine sehr beschränkte, im Ganzen nur 11, die sich sämmtlich im Archive zu Gotha befinden und den Jahren 1298 bis 1327 angehören, und die alten Chronisten schweigen ebenfalls von diesem jedenfalls nicht bedeutenden Kloster, so dass über Stiftung und Geschichte desselben gar keine Nachrichten auf uns gekommen sind. Die innere Verfassung war dieselbe wie die Band I, S. 6 ff. für Ichtershausen beschriebene. Die mitgetheilten 11 Urkunden sind ungedruckt, die einzige in der alten Thuringia sacra von 1737 S. 600 mitgetheilte vom J. 1318 ist hier weggelassen

und mit Recht, denn sie hat dort nur Aufnahme gefunden in Folge einer Verwechslung mit dem gleichnamigen Nonnenkloster Heyda an der Fulda, bei der jetzigen Eisenbahnstation Altenmorschen in Hessen. Merkwürdig ist allerdings, dass der Propst im hessischen Heyda auch Friedrich und die Aebtissin Elisabeth heisst, wie gleichzeitig (s. die Urkunde N. 6 von 1319) in dem thüringischen Kloster: doch ist die Verwechslung nicht zweifelhaft, da es sich in jener Urkunde von 1318 um die Incorporation der Kirche zu Altenmorschen handelt, die dem thüringischen Kloster jedenfalls sehr abgelegen war.

Weit wichtiger sind natürlich die Mittheilungen über die beiden anderen Klöster. Heusdorf (in der ältesten Form Hugisdorp), eine Viertelstunde von Apolda gelegen, wurde in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. von der Mutter des Bischofs Otto von Halberstadt, aus der Familie von Schkeuditz, als Benediktiner-Nonnenkloster gegründet, und die Statuten stimmen im Wesentlichen mit denen des Cisterzienser-Ordens, gestatten nur etwas grössere Freiheit. Die Vogtei hatten erst die Schenken von Apolda, bis gegen Ende des 13. Jahrh. das Kloster für Geld dieses Verhältniss löste und sich unter den Schutz der Landesherrschaft stellte. Wie reich das Kloster an Grundbesitz war, den es theils durch Schenkung, theils durch Kauf erworben, zeigt das Verzeichniss auf S. 52 ff., wo zwischen 70 und 80 Dörfer aufgeführt sind, in denen das Kloster Land oder Zins besass. Eine genauere Rechnung liegt erst aus dem Jahre 1538—39 vor, als das Kloster schon aufgehoben war, doch ist klar, dass sie im Wesentlichen auf den früheren Rechnungen beruht, da ja bekannt ist, wie zähe man in älteren Zeiten Jahrhunderte

lang an der hergebrachten Rechnungsform festhielt, zum Theil noch festhält. Die gegebenen Auszüge sind um so dankenswerther, je seltener überhaupt sich Klosterrechnungen erhalten haben. Durch den Bauernkrieg wurde Heusdorf arg heimgesucht, nachher freilich wieder von Nonnen bewohnt, aber bald löste sich unter Mitwirkung der Landesherrschaft die klösterliche Ordnung, einzelne Nonnen traten mit knapper Rente aus, andere blieben bis zu ihrem Tode. 1544 wurde es vom Kurfürsten Johann Friedrich gegen das Rittergut Tieffurt vertauscht, 1595 aber wurde es Weimarisches Kammergut, das es bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Von baulichen Resten ist nur noch die Kapelle des Hospitals mit Inschrift vom Jahre 1450 und die sogenannte Klippermühle aus dem Jahre 1475 vorhanden. Die Kirche ist verschwunden, doch sind 1851 bei Erdarbeiten an der Eisenbahn, die gerade die Klosterstätte durchschneidet, Fundament und Sockelmauern zum Vorschein gekommen. Das älteste Siegel, aus dem 13. Jahrh., mit dem Namen des S. Godehardus, gibt die Vignette des Titelblatts. — An Urkunden und Regesten sind im Ganzen 423 mitgetheilt: die Originale befinden sich zum grösseren Theil in Weimar, andere in Dresden, Gotha und Altenburg, Regesten und Copien sind auch in verschiedenen Archiven zerstreut. Ein Theil ist schon in der alten Thuringia sacra, übrigens nur nach Copien und zwar ziemlich ungenauen, abgedruckt: so ist die Nachlese sehr bedeutend und das Gegebene viel correcter als es bisher bekannt war. Ich erwähne hier von Urkunden vor 1300 als ganz neu: Innocenz III. a. XII. IV. Id. Oct. (N. 19a), Alexander IV. a. III. Kal. Mart. (N. 65), Erzbischof Siegfried von Mainz

1200 X. Kal. Nov. Erfurt (N. 14), Gerhard 1254 XVI. Kal. Jun. Erfurt (N. 60), Werner 1264 VI. Kal. Nov. Aschaffenburg (N. 84), 1269 XIII. Kal. Oct. Mainz (N. 116), Landgraf Heinrich 1241 (N. 40), Dietrich 1261 (N. 74), Albrecht 1264 (N. 82), 1265 (N. 88), 1266 (N. 95), 1292 (N. 167), Abt Ludwig von Hersfeld 1224 (N. 30), mainzer Weihbischof Theodericus episcopus Vironensis (d. i. von Wierland) 1253 (N. 58), der das Jahr der Ausstellung als 7. seines Pontificats bezeichnet (ich finde ihn zuletzt 1271. März 1. im Walkenrieder Urkundenbuche), u. s. w. Ausserdem ist natürlich die Zahl der vom Kloster selbst und von Dynasten und Adligen Thüringens ausgestellten Urkunden sehr gross und hier sind verhältnissmässig die bisher unedierten Documente noch viel zahlreicher. Die vom Archivar Herschel in Dresden jüngst im Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit (1865, 1) mitgetheilten Urkundenregesten sind übrigens dem Herausgeber bei seinen Forschungen im Dresdener Archiv keineswegs entgangen und da ihm eine weit grössere Zahl vorlag, so konnten sie (sie sind fast alle undatiert) am geeigneten Ort eeingefügt werden, einer besondern Publikation hätte es wirklich um so weniger bedurft, als die Publikation in der Thuringia sacra bevorstand. Von Interesse ist auch N. 309, wo der provisor allodii Rüdiger von Hagen (Hayn) 1371 als Canonicus zu S. Marien in Erfurt erwähnt wird, schon 1354 war er provisor allodii (s. Thür. Zeitschr. V, S. 33) und 1357 (s. Göttinger Urk. B. I, S. 135 Anm.), er erscheint aber noch 1387 und 1389 in diesem Amte, und zugleich als Propst zu S. Severi in Erfurt. Die letzte datierte Urkunde ist vom Jahre 1543, den Schluss bilden 12 undatierte, die sich nicht genau bestimmen lassen.

Endlich Ettersburg. Dieses auf der Nordseite des Ettersberges (nördlich von Weimar) gelegene Chorherrnstift ist von den Grafen von Querfurt-Seeburg um 1100 gegründet worden. Es war ein reguliertes Stift, d. h. das gemeinsame Leben der Insassen dauerte fort, im Gegensatz zu den sogenannten säcularen Stiftern, in denen sich die Canoniker trennten und wenigstens theilweise ihre Geschäfte durch Vikare besorgen liessen. Der Verf. schildert bei Gelegenheit von Ettersburg (eben solche regulierte Stifter waren in Thüringen z. B. Jechaburg, Kaltenborn und Petersberg) das Leben und die Verfassung eines solchen Stifts, soweit die in mancher Beziehung spärlichen Nachrichten dies gestatten. In Ettersburg fehlt der Scholastikus, eine Schule wie z. B. im Petersstifte zu Nörten in älteren Zeiten war, scheint also hier nicht gewesen zu sein, sie war natürlich in Domstiftern von grösserer Bedeutung: den Theil der Geschäfte, den sonst der Scholastikus als Vertreter bei gerichtlichen Streitigkeiten hatte, besorgte hier ein sogenannter procurator causarum. Die Zahl der Brüder war vermuthlich 13, bei Aufhebung des Stifts nur 10. Die Kleidung der Chorherrn, die geistliche Aufsicht, auch das innere Leben ist eingehend besprochen. Die Vogtei hatte die Familie der Stifter, nach ihrem Aussterben die Grafen von Gleichen, doch selbstverständlich nicht ohne Einfluss der Landgrafen. Besonders reich dotiert ist Ettersburg nicht gewesen, namentlich wenn man seine Besitzungen mit denen von Heusdorf vergleicht, und durch schlechte Wirthschaft mag noch obendrein viel abhanden gekommen sein: das Inventar nennt zu den Zeiten der Aufhebung 15 Hufen Land, 55 Morgen Wie-

sen und 1100 Morgen Wald, während allein das Klostergut in Heusdorf selbst 1538—39 837 Morgen Land, über 80 Morgen Wiesen etc. betrug, abgesehen von dem an anderen Orten gelegenen Grundbesitz. Das 15. Jahrhundert scheint vorzugsweise für Ettersburg die Zeit der Geldcalamitäten gewesen zu sein, erst gegen Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts wurde es besser, doch darf man allerdings auf den Wortlaut der Urkunden in solchen Fällen nicht allzuviel geben, durch solche Klagen wurde manchem Nachbar und Freunde Hab und Gut zum Besten des Klosters abgeschwatzt, manche Leistung umgangen. Uebrigens scheint sich nach verschiedenen Nachrichten Ettersburg auch im geistlichen Leben nicht eben ausgezeichnet zu haben. Im Auftrage des Kardinals Nikolaus von Cusa begann auch hier 1451 die Reformation. aber sie wurde ziemlich äusserlich gehandhabt: 1525 wurde Ettersburg säkularisiert und nachher zu einem herrschaftlichen Kammergute. — Von dem alten romanischen Bau sind nur Reste der ehemaligen Krypta erhalten, den Thurm wagt der Verf. nicht zum alten Bau zu rechnen: die jetzige Kirche stammt aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, mit manchen spätern Veränderungen, zum Theil aus dem 16. Jahrhundert. Die Kirchenschätze sind verschwunden, nur das Inventar von 1525 ist erhalten. Die eigentlichen Klostergebäude, die sich mit dem Kreuzgange an die Nordseite der Kirche anlehnten, sind theilweise in Fundamenten und Unterstock erhalten, aber schon in der Reformationszeit und noch mehr, seit Herzog Wilhelm Ernst 1706 das Schloss baute, unkenntlich geworden. Originalurkunden sind 56 erhalten, sämmtlich in Weimar, die übrigen 30 (es sind im Ganzen

86 mitgetheilt) stammen aus Copialbüchern in Weimar und Dresden, die älteste Urkunde verdankt der Herausgeber dem Magdeburger Archive. Sie ist nominell von 1095, von Erzb. Ruthard von Mainz ausgestellt, aber der in derselben erwähnte Bischof Günther von Zeitz starb schon 1089: also ist sie entweder falsch oder das Datum verschrieben. Dann folgen zwei Urkunden des Erzbischof Adalbert von Mainz von 1123, dann eine des Erzbischof Siegfried von 1227. N. 5 — 10 gehören dem 14. Jahrhundert (1336 — 62), N. 11 — 43 dem 15. (1402 — 98), die übrigen dem 16. Jahrhundert (1500 — 1525) an: sie sind mit Ausnahme von N. 2 — 6 sämmtlich ungedruckt. Der in N. 44 von 1500 als Scholastikus zu S. Severi in Erfurt genannte Johann von Berlipssen, d. i. Berlepsch, war ein Mündener von Geburt, später (1518. 23) Canonikus zu S. Marien in Erfurt, übrigens auch Juris canonici doctor und Besitzer der Commende S. Thomä in der Blasiuskirche zu Münden.

Bei der Sorgfalt, die der Verfasser (und auch der Verleger) dem Werke haben angedeihen lassen, ist es wahrhaft beklagenswerth, dass sich bei dem Publikum, zunächst natürlich in Thüringen, kein grösseres Interesse gezeigt hat. Nur im Herzogthum Gotha ist man der Sache praktisch förderlich gewesen, indem eine Anzahl von Exemplaren von Staatswegen gekauft ist, in Weimar und Rudolstadt ist freilich das Werk nachdrücklich von den Ministerien empfohlen worden, aber ohne besondern Erfolg für den Vertrieb des ersten Bandes wenigstens. Ein Ministerium in Thüringen hat den Verfasser noch nicht einmal einer Antwort gewürdigt! Endlich scheint sich auch der historische Ver-

ein in Jena nicht so, wie es der Verfasser erwartet hatte, der Sache angenommen zu haben. Möge das Versäumte nachgeholt werden, damit sich nicht Verfasser und Verleger von weitern Versuchen abhalten lassen. Es wäre für die Wissenschaft zu beklagen und ein arges Dokument gegen das Interesse für vaterländische Geschichte in den kleinen Staaten, das man sonst bei jeder Gelegenheit hervorgehoben findet!

Die vorstehende Anzeige, war nicht lange geschrieben, als den Herausgeber der Thuringia sacra ein plötzlicher Tod in voller Kraft hinwegraffte. Ehe er im Sommer nach Nürnberg übersiedelte, wohin er als Direktor des germanischen Museums berufen war, wollte er seine letzten Schulferien benutzen, um in der Umgegend von Langensalza weiteres Material für die folgenden Bände seiner Thuringia sacra zu sammeln, die ihm ganz besonders am Herzen lag und die er auch in seiner neuen Stellung durchaus nicht im Stiche lassen wollte. In Langensalza endete am 23. April ein Gehirnschlag das Leben dieses eifrigen und aufopfernden Forschers, dessen Andenken bei zahlreichen Schülern und Freunden in Ehren bleiben wird. Auch der Unterzeichnete betrauert in dem Verstorbenen einen treuen Lehrer und später einen allzeit bereitwilligen und liebevollen Freund. Hoffentlich sehen es die thüringischen Geschichtsforscher nun als eine Ehrensache an, die Arbeit fortzusetzen und zu vollenden, die der so früh Dahingeschiedene trefflich begonnen hat. H. p. a!

Gustav Schmidt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück. 14. Juni 1865.

Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Auf Veranlassung Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Preussen. Politische Verhandlungen. Erster Band. Herausgegeben von Dr. B. Erdmannsdörffer, Privat-Docenten an der Universität zu Berlin. Berlin, bei Georg Reimer. 1864. XII u. 890 S. in gr. Oct.

Bei der Veröffentlichung dieser Actenstücke, die einem Zeitraum angehören, in welchem die Grundlage zu der grossartigen Entwickelung des kurbrandenburgischen Staats gelegt wurde, ist der Herausgeber von der Absicht geleitet, gleichzeitig mit den politischen Beziehungen zu auswärtigen Mächten auch die inneren Zustände der betreffenden Landschaften nach ihren verschiedenen Gestaltungen zu verfolgen, so dass, in Anbetracht der gewichtigen Stellung Kurbrandenburgs zum deutschen Reiche auch der Geschichte des letzteren durch diese Documente eine vielseitige Beleuchtung zu Theil wird. Das der Hauptsache nach dem geheimen Staatsar-

chive in Berlin und dem Archive zu Königsberg entnommene Material ist seinen wichtigsten Bestandtheilen nach ohne Verkürzung aufgenommen; diesem zur Seite sind erläuternde oder ergänzende Auszüge aus Correspondenzen und Berichten von untergeordnetem Werthe beigefügt. Die Sonderung des Stoffes in Abtheilungen eines gleichmässigen Inhalts war durch die Reichhaltigkeit des verschiedenartigen Stoffes geboten; eine chronologisch geordnete Reihenfolge der Urkunden würde die sichere und rasche Uebersicht von Verhandlungen und neuen Gestaltungen des öffentlichen Lebens wenn nicht unmöglich gemacht, doch jedenfalls bis zum äussersten erschwert haben.

Die bei Sammelwerken ähnlicher Art überaus schwierige Frage, wie weit das Material seiner ganzen Ausdehnung nach aufzunehmen sei, wie weit eine ausreichende Inhaltsangabe desselben der Einsicht der Redaction überlassen bleiben müsse, ist, nach dem Dafürhalten des Ref., aufs glücklichste gelöst und nur bei wenigen umfangsreichen Actenstücken würde vielleicht eine Verkürzung nicht unzweckmässig gewesen sein. Dass statt Beibehaltung der wirren Orthographie des 17. Jahrhunderts die moderne Rechtschreibung den Vorzug erhalten hat, ohne deshalb in Bezug auf sprachliche Eigenthümlichkeit einen willkürlichen Wandel eintreten zu lassen, wird sich unfehlbar der allgemeinen Billigung zu erfreuen haben. Die in nicht übermässiger Zahl beigegebenen Anmerkungen enthalten theils Nachweisungen über die im Text namhaft gemachten Persönlichkeiten, theils füllen sie durch geschichtliche Auseinandersetzungen Lücken in der Reihenfolge und dem Verständnisse einzelner Documente aus.

Schon aus diesen in Kürze vorangeschickten Bemerkungen wird sich die Würdigung des schätzbaren und vielverheissenden Unternehmens ergeben, das freilich der ihm zu Theil gewordenen königlichen Munificenz in keiner Beziehung entbehren konnte. Ueber den Umfang des Werks giebt das Vorwort keinen Aufschluss und dürfte derselbe auch wohl im voraus schwer zu ermessen sein.

Dass schon in dem vorliegenden ersten, der Categorie der politischen Verhandlungen angehörigen Bande die innere Geschichte nicht ganz übergangen werden konnte, dass sie vielmehr zur Aufklärung und richtigen Würdigung der äusseren Verhältnisse, vor allen Dingen um die erforderliche Grundlage für eine Auffassung des Staatslebens im Grossen und Ganzen zu gewinnen, Berücksichtigung finden musste, liegt auf der Hand.

Von den sieben Abtheilungen, in welche der hier zusammengetragene Stoff gesondert ist und deren jeder eine das leichtere Verständniss förderndé Einleitung vorangeschickt ist, verbreitet sich die erste über die preussisch-polnischen Verhältnisse, deren Erörterung, um einer eben so störenden als unzeitigen Unterbrechung vorzubeugen, im Zusammenhange bis zum Jahre 1649 fortgeführt ist. Das Herzogthum Preussen gab beim Regierungsantritt des Kurfürsten Friedrich Wilhelm dessen einzigen Gebietstheil ab, der dem grossen deutschen Kriege nicht unterlag und deshalb, trotz des Vasallenverhältnisses zu Polen, den eigentlichen Stützpunkt für das Verfahren des Hohenzollern abgab. Da ist es nun besonders interessant zu verfolgen, wie nach und nach alle Lehensbande sich lockerten und die selbständige Stellung des Landesherrn in

Aussicht trat. Mit welcher Feinheit und Sicherheit der Kurfürst diese Aufgabe verfolgte, wie er persönliche Beziehungen, materielle Interessen des Landes, Stimmungen der Landstände, selbst die Glaubensfrage zu diesem Zwecke zu benutzen verstand, ergiebt sich aus den Relationen Hoverbecks, der als kurbrandenburgischer Gesandter seine Thätigkeit am Hofe zu Warschau entfaltete.

Die zweite Abtheilung führt die Ueberschrift: »Das Regiment in den Marken, 1640—1642, umfasst also nur die Zeit bis zum Tode des Markgrafen Ernst von Brandenburg, Statthalters dieser Landestheile und in dieser Stellung Nachfolger des bekannten Adam von Schwartzenberg. Markgraf Ernst, der Sohn jenes Johann Georg von Jägerndorf, der in Folge seines Anschlusses an den unglücklichen Friedrich von der Pfalz seines Herzogthums verlustig ging, übernahm die Statthalterschaft unter den schwierigsten Verhältnissen; doch gelang es ihm, die untergegangene Zucht und Ordnung in den Regimentern wieder herzustellen und indem er die bisherige Verwaltung einer scharfen Umgestaltung unterzog, zeigte er sich fortwährend beflissen, den aus der Fortdauer des Krieges erwachsenden Uebelständen nach Möglichkeit abzuhelfen. Schwartzenberg, mit dessen Bestätigung in seinem Amte diese Abtheilung beginnt, sprach sich ebenso entschieden gegen eine Reduction des Heeres als gegen den Abschluss einer Neutralität aus, stimmte also hierin unmittelbar gegen den Vorschlag der Stände; dagegen rieth er seinem Herrn, auf das Preisgeben eines Theils von Pommern unbedenklich einzugehn und die jülichsche Frage auf dem Wege eines freundlichen Vergleiches zum Schlusse zu führen. In

den beiden erstgenannten Puncten zeigte sich der Kurfürst den Ständen weniger entgegen; war doch die Staatskasse zu erschöpft, um die verlangten 1000 Thaler zur Verpflegung der Gesandtschaft in Regensburg sofort aufbringen zu können. Das erste Schreiben des Kurfürsten an den zum Statthalter ernannten Markgrafen Ernst enthält die Anweisung zu einem scharfen, unnachsichtigen Verfahren gegen solche Officiere, die sich eines willkürlichen Verfahrens gegen Unterthanen schuldig machen. »Es sollen, heisst es hier, Unsere Kriegs Officirer mit Ernst dahin halten, dass sie sich an keinen Unsern Unterthanen, so nicht unter ihrem Commando stehen, keines Weges vergreifen, sondern im Fall sie wider einen und den andern etwas zu klagen, sie ordentlicher Weise besprechen und coram ordinario foro belangen und daselbst des rechtlichen Ausspruchs erwarten.« — Aus allen Mittheilungen tritt dem Leser die trostlose Lage der verheerten Marken entgegen.

In der dritten, mit der Rubrik: »Brandenburg und Schweden. 1640 bis 1644« versehenen Abtheilung bildet begreiflich die pommersche Frage den Mittelpunkt. Die Stellung, welche Georg Wilhelm, Schweden gegenüber, in dieser Angelegenheit eingenommen hatte, musste seit dem Abschlusse des Stockholmer Stillstandes einer wesentlichen Umwandlung unterliegen, und man weiss, dass die Verwirklichung des Plans, durch des Kurfürsten Vermählung mit Christina die wohlbegründeten Ansprüche Brandenburgs zur Geltung zu bringen, geraume Zeit mit Lebhaftigkeit verfolgt wurde. Diesem Gegenstande gehört eine grosse Zahl von Actenstücken jeder Art, Instructionen, Berichte, Privatcorrespondenzen, aus deren zum Theil unerquicklichen Breite

den eigentlichen Kern mit seinen mehr oder minder versteckten Hintergedanken herauszuschälen, keine geringe Mühe erheischt. Dass man von allen Seiten den hierauf gerichteten Verhandlungen mit der höchsten Spannung folgte, ist so verständlich wie die Aeusserung Winterfelds: »Danus appraehendirt den Heurat nicht weniger als Aula imperatoris et rex Poloniae.« Am meisten schien der Kurfürst ein Dazwischentreten des Pfalzgrafen Karl Gustav zu befürchten, weshalb er auch vorübergehend dem Gedanken Raum gab: »Ob Wir Uns nicht durch Conduicte des Oberst Goldstein mit gar wenig Personen in höchster Geheim in Schweden selbst der Abrede gemäss möchten finden lassen können.« Er ertheilt seiner Gesandtschaft in Stockholm wiederholt die Anweisung, »die im geheim aufgetragene Sache zu maturiren« oder »in Kürze eine gewisse Resolution herauszubringen.« Dem stand nun freilich die von Oxenstjerna abgegebene Erklärung entgegen, dass die Königin vor erreichter Mündigkeit keinen Bescheid ertheilen dürfe und dieser auch dann noch von der Genehmigung der Stände abhängig sei.

Vierte Abtheilung: »Brandenburg und Frankreich. 1643 bis 1648.« Hatte der Kurfürst Friedrich Wilhelm schon durch seine Annäherung an Schweden das Misstrauen des kaiserlichen Hofes rege gemacht, so musste er in seinen Bestrebungen, auch zu Frankreich eine freundliche Stellung einzunehmen, mit verdoppelter Vorsicht verfahren. Deshalb lautete die für Winandt Rodt, der unlange nach dem Tode Ludwigs XIII. nach Paris gesandt wurde, abgefasste Instruction dahin, dass er nicht der Königin-Mutter, sondern zunächst nur dem Prinzen von Condé sich mitzutheilen habe, um durch

Letzteren in indirecte Beziehung zum königlichen Hofe zu treten und diesen wissen zu lassen, wie wünschenswerth man die Wiederherstellung eines freundlichen Vernehmens mit der Krone Frankreich halte und wie sehr man von dieser eine erfolgreiche Vermittelung in der pommerschen und jülichschen Frage erhoffe. Die auf diese Mission bezüglichen Correspondenzen haben sich leider nur mangelhaft auffinden lassen und dasselbe gilt von der am Schlusse des folgenden Jahres (1644) von Münster aus eingesandten Berichten Rodts, welche die Versicherung enthalten, dass Graf d'Avaux die Eröffnungen Brandenburgs freundlich aufgenommen und sich fortan einer gleichen Vertraulichkeit zu bedienen versprochen habe.

Hieran reiht sich die im September 1645 erfolgte Sendung des Burggrafen Fabian von Dohna nach Paris, an welche sich schon deshalb kein entscheidendes Resultat knüpfte, weil die Eröffnungen und Wünsche des Abgesandten in ihrer vorsichtigen und allgemein gehaltenen, jedes entschlossene Auftreten umgehenden Fassung den Erwartungen der französischen Regierung wenig entsprachen. »Insgemein, bemerkt der Burggraf am Schlusse seiner Relation, gehen alle ihre Consilia und Tractaten sehr und fast allzulangsam, wegen des Cardinals Mazarins angeborener Forchtsamkeit, dann er immer besorget, sich in etwas zu übereilen und auf künftige Dinge wartet, hoffende aus deroselben Beschaffenheit einen grossen Vortheil zu erlangen, um wessentwillen er auch sowol mich als alle sonst um Geschäfte willen an den Hof gekommen, so lang müglich aufgehalten.«

Mit grösserem Glück schien anfangs Wiquefort, der brandenburgische Resident am franzö-

sischen Hofe, die wiederaufgenommenen Verhandlungen zu verfolgen. Das ergiebt der von ihm und dem Minister Brienne im November 1647 gemeinschaftlich aufgestellte Entwurf eines französisch-brandenburgischen Bündnisses. Es habe sich, lautet derselbe, der Kurfürst dem Interesse Frankreichs gegen den Kaiser unbedingt anzuschliessen und zu dem Zwecke seine Regimenter zu dem in Deutschland operirenden Heere des Königs stossen zu lassen; dagegen sei Letzterer willig, die sofortige Abtretung eines Theils von Pommern und die Uebergabe der Bisthümer Halberstadt und Minden an Brandenburg mit Nachdruck bei Schweden zu betreiben und sich auf keinen Frieden oder Stillstand mit dem Kaiser einzulassen »sans qu'on mette S. A. E. en possession reelle de la Silesie ou d'une partie d'icelle.« Die Genehmigung dieses, aber nur theilweise ihm mitgetheilten Entwurfes glaubte der Kanzler Götze widerrathen zu müssen, theils weil sich Brandenburg dadurch in eine bedenkliche Abhängigkeit von Frankreich begebe und auf dessen geheime Absichten selbst zum Nachtheile des deutschen Reiches einzugehen gezwungen sein werde, theils aus schuldiger Rücksicht gegen den Kaiser und die Mitstände. Aber eine unbedingte Ablehnung war nicht nach dem Sinne des Kurfürsten; die Parteien in Deutschland wogten zu wirr durcheinander, als dass sich mit Sicherheit die feste Gestaltung derselben im voraus hätte bestimmen lassen und er beschloss deshalb, im klugen Abwarten den Weg zu einer Verständigung mit Frankreich offen zu halten. Freilich musste es mehr als zweifelhaft sein, dass Letzteres unter diesen Umständen die bisherigen Beziehungen zu Brandenburg aufrecht erhalten werde.

Die fünfte Abtheilung bezieht sich auf den Reichstag zu Regensburg, 1640 und 1641. Aus den hier gepflogenen Verhandlungen tritt zunächst das Bestreben des kaiserlichen Hofes hervor, Schweden vom französischen Bündnisse abzuziehen und zur Entschädigung desselben das ganze Herzogthum Pommern oder doch einen Theil desselben zu verwenden. Begreiflich knüpfte sich hieran die schwer zu erledigende Frage, welches Aequivalent dem Kurfürsten zu bieten sei, wenn er seine Ansprüche an jene Ostseelande einer Beschränkung unterwerfe oder gar vollständig zum Opfer bringe. Dazwischen hält sich die Frage wegen einer allgemeinen Amnestie, auf welche einzugehen der Kaiser Bedenken trägt, fortwährend in der Schwebe und begegnet man in den Relationen verschiedentlich Mittheilungen und Erörterungen über Schwartzenberg und dessen Anhänger. Die beigegebenen Auszüge aus dem Tagebuche des brandenburgischen Reichstagsgesandten Johann Friedrich von Löben sind nicht ohne Interesse.

Die sechste Abtheilung umfasst den Reichsdeputationstag zu Frankfurt, 1643—1645, und bezieht sich, abgesehen von der Vorlage einer Regelung der höchsten Reichsgerichte, auf die Besprechung der Grundlagen, welche für den endlichen Abschluss des Friedens zu gewinnen seien. Die auf diesem Tage vorherrschende Stimmung war der kaiserlichen Hauspolitik wenig günstig und die Forderungen der Stände wegen einer unmittelbaren Theilnahme an dem grossen Friedenswerke steigerten sich mit jedem Tage. Nur Kurfürst Friedrich Wilhelm schloss sich dem Verlangen seiner Mitstände nicht an, weil er die Ueberzeugung hegte, dass die Beendigung des Krieges lediglich auf einem allgemei-

nen diplomatischen Congresse zu erreichen stehe. Erst spät und nur um nicht den Vorwurf auf sich zu laden, dass er die Abhülfe der allgemeinen Noth absichtlich verzögere, entschloss sich der Kurfürst zur Absendung des Hofraths Wesenbeck nach Frankfurt. Seiner Instruction gemäss — dieselbe datirt vom 25. März 1643 — stimmte dieser ein Mal für die schleunige Ertheilung einer Generalamnestie, sodann für Verlegung der Friedensfrage nach den westphälischen Congressstädten. In beiden Punkten fand derselbe bei den braunschweig-lüneburgischen Abgeordneten nachdrückliche Unterstützung. Wesenbeck klagt wiederholt über das unfreundliche Auftreten Kursachsens, die scharfe Parteinahme gegen Anhänger des reformirten Glaubens, die herausfordernde Haltung der kaiserlichen Deputirten, die auf- und abschwankende Politik Baierns. »Es scheint fast, berichtet er am 20. August 1644 seinem Herrn, ob hätte man gar keine Absehen oder Gedanken mehr uf die Generaltractaten, sondern vielmehr, wie nur ein jedweder sich bei andringender Gefahr salviren möchte.«

Die siebente und letzte Abtheilung enthält die wenig erhebliche Sendung von Löbens nach Wien, welche 1644 auf Grund der mit Drohungen verknüpften Forderung Ferdinands III. erfolgte, dass Brandenburg sich rundweg über seine Politik aussprechen, zunächst aber der kaiserlichen Armada jegliche Unterstützung angedeihen lassen solle.

Leben und Schriften des Koers Epicharmos, nebst einer Fragmentensammlung, von Aug. O. Fr. Lorenz. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1864. 307 Seiten in Octav.

Fragments pour servir à l'histoire de la comédie antique, Épicharme, Ménandre, Plaute, par M. Artaud, avec une préface de M. Guigniaut. Paris, Auguste Durand, libraire, 1863. XII u. 303 Seiten in Octav.

Zu den in vielfacher Beziehung interessantesten Erscheinungen des Alterthums gehört unstreitig Epicharmos. Auf der einen Seite bildet seine Thätigkeit ein wichtiges Moment in der Geschichte der Poesie, auf der andern scheint sie der der Philosophie anzugehören: der Notizen über ihn und der Reste seiner Werke sind genug, um den Wissensdrang zu reizen, aber lange nicht genug, um ohne Weiteres einen Einblick in seine Entwickelung und die Art seiner Schriftstellerei zu gewähren. So hat er schon längst zur Untersuchung aufgefordert und Bearbeiter gefunden, die indessen der Natur der Sache nach fast immer nur einzelne Seiten ihres Gegenstandes schärfer in das Auge fassten, mit einziger Ausnahme Grysar's in der 1828 erschienenen Schrift de Doriensium comoedia quaestiones, welcher jedoch vielfach unkritisch verfuhr; jetzt hat sich Herr Lorenz der verdienstlichen Aufgabe unterzogen ein umfassendes Gesammtbild des syrakusanischen Dichters zu geben und dabei auch die Einwirkung desselben auf die Folgezeit zu berücksichtigen. Freilich ist die Ausführung ungleich: in manchen Partieen kann

sie als sehr gelungen bezeichnet werden. in anderen lässt sie Vieles zu wünschen übrig.

Nach einer die bisherige Litteratur besprechenden Einleitung behandelt Hr L. in dem ersten Kapitel unter der Ueberschrift »das dorische Drama« die ersten Keime scenischer Aufführungen in den Volkslustbarkeiten Sikyon's, Sparta's, Tarent's und Megara's. Obwohl hierüber nach O. Müller, Grysar und Bernhardy materiell kaum viel Neues beizubringen war, zumal da die betreffende Partie bei Grysar die beste seines Buches ist, so zeichnet sich doch Hrn L.'s Darstellung durch die grosse Anschaulichkeit aus, mit welcher sie den Leser in das carnevalistische Treiben der genannten Orte einführt, und zeigt ein entschiedenes Talent für die Auffassung der Litteraturgeschichte. Der Verf. folgt, wie auch Grysar gethan hat, wesentlich der Ansicht O. Müller's, dass die Ausbildung der Mimik bei jenen Volksfesten ein Ausfluss des dorischen Geistes sei. Ohne ihm hierin widersprechen zu wollen, hätten wir doch gewünscht, dass er den Wink Welcker's (kl. Schriften I, 272 und 274) beachtet und die Frage beantwortet hätte, wie es denn komme, dass den spartanischen Deikelisten ähnliche Spassmacher auch in dem äolischen Theben vorkommen (Athen. XIV, 621 f.), und ob nicht auf die Entwickelung im nisäischen Megara vielleicht auch das ionische Element der Ureinwohnerschaft einen Einfluss gehabt haben könne.

Das zweite Kapitel hat die Ueberschrift: »Epicharm's Leben, Zeit und Zeitgenossen.« Leider geht Hr L. darin von einer ganz mechanischen Schätzung der Quellen aus, indem er den früheren Gewährsmann ohne Weiteres für den besseren, den späteren für den schlechteren hält.

Der Satz des Lambinus, welchen D. Volkmann an die Spitze seiner werthvollen Untersuchung über die Quellen der Biographieen des Suidas gestellt hat: »Pecus est Suidas, sed pecus aurei velleris« ist für ihn nicht vorhanden, denn nach seiner Argumentation ist Suidas ein Schriftsteller des tiefen Mittelalters, Diogenes Laertios ein Mann, der eine stattliche Reihe von Jahrhunderten vor demselben lebte und eine unverächtliche Menge guter Quellen über Epicharmos seiner Zeit nach wohl hätte benutzen können: folglich ist der letztere der zuverlässigere. Im Allgemeinen ist aber gerade das Umgekehrte wahr. Diogenes Laertios ist ein Compilator, der aus dem Wuste von richtigen oder halbrichtigen Notizen und thörichten Fabeleien, welchen die Philosophenschulen und die älteste litterargeschichtliche Thätigkeit der Griechen aufgehäuft hatten, ohne Wahl bald das Eine und bald das Andere auszieht und dessen Mittheilungen daher nur einen sehr bedingten Werth haben. Ganz anders Suidas, hinsichtlich dessen die Forschungen des bereits genannten D. Volkmann (de Suidae biographicis quaestiones selectae, Bonnae 1861) und die sie ergänzenden C. Wachsmuth's (de fontibus ex quibus Suidas in scriptorum graecorum vitis hauserit in: Symbola philologorum Bonnensium I, 135—152) wohl zur Genüge ergeben haben, dass seine Nachrichten über dramatische Dichter sich auf die Werke der zuverlässigsten Schriftsteller, die das Alterthum hatte, des Aristoteles und des Dionysios von Halikarnass, als ursprüngliche Quellen zurückführen lassen und dass namentlich das von ihm über Epicharmos Gesagte ganz in dem Zusammenhange des Besten steht, das wir ihm verdanken (s. Volkmann S. 3 und Wachsmuth S. 147). Dies

ist so einleuchtend, dass sich die Wahrnehmung davon wider seinen Willen auch Hrn L. aufgedrängt hat, der S. 34 bemerkt, wie Spuren der Rivalität der Attiker und Megarer in Beziehung auf die Komödie »selbst in den schlechten Artikeln des Suidas« sich erhalten haben, und die verwandten Notizen des Aristoteles zur Vergleichung heranzieht, freilich ohne zu beachten, dass das Betonen der ersten Erfindungen bei Suidas immer wiederkehrt und durch die Tendenzen seiner Quellenschriftsteller bedingt ist. Allerdings kommt es jedesmal nicht bloss auf die allgemeine Beschaffenheit des Gewährsmannes, sondern gar sehr auch auf die Beschaffenheit der einzelnen Nachricht an, und unleugbar muss für das Leben des Epicharmos das auf ihn bezügliche Kapitel des Diogenes, welches zwei sehr beachtenswerthe Momente enthält, benutzt werden, allein es war eine unrichtige Methode ihm vor dem Artikel des Suidas den Vorzug zu geben, zumal da dieser theils die wesentlichste litterargeschichtliche Thatsache, die dramatische Bedeutung des Mannes, klar hervortreten lässt, theils durch die Mittheilung sehr verschiedener Angaben über mehrere Punkte einen Einblick in den Reichthum der im Alterthume vorhandenen Litteratur des Gegenstandes gewährt. Diogenes nennt den Namen von Epicharmos Vater, Helothales, sicher richtig und erzählt gewiss ebenso richtig auf Grund des eigenen Zeugnisses des Dichters, dass derselbe aus dem sicilischen Megara nach Syrakus gekommen ist; auch ist es wenigstens sehr wahrscheinlich, dass seine in demselben Zusammenhange erwähnte Uebersiedelung von Kos nach Megara im Alter von drei Monaten jenes eigene Zeugniss gleichfalls zur Quelle hat. So weit können wir unsern

Verf. durchaus folgen und sind ebenso mit seiner Kritik der übrigen Nachrichten über Epicharm's Herkunft und Familie S. 44—52 im Wesentlichen einverstanden, wenn er ihnen auch zum Theil einen zu späten Ursprung beimisst, sowie nicht minder mit der einiger unhaltbaren Combinationen Grysar's S. 57—63. Allein da, wo er sich zu der chronologischen Bestimmung wendet S. 52 ff., machen sich die Folgen seines Grundirrthums geltend, denn er macht die Angabe des Diogenes, dass Epicharmos den Pythagoras »hörte«, zum Ausgangspunkte der Untersuchung, eine Angabe, welche ihre vollständige Werthlosigkeit an der Stirn trägt. Dass die ältesten Bearbeiter der griechischen Litteraturgeschichte in nichts ihrer Phantasie mehr die Zügel schiessen liessen als in der Erdichtung von Schülerverhältnissen zwischen bedeutenden Männern von ungefähr gleicher Zeit, weiss Jedermann, und ebenso weiss Jedermann, dass Pythagoras kein professionirender Sophist war, sondern der Stifter eines politisch-religiösen Bundes, in welchem sich gewisse philosophische Anschauungen ausbildeten, so dass die Vorstellung, es sei ein Nichtmitglied zu ihm gepilgert, um sich aus seinen Vorlesungen zu belehren, etwas von vorn herein Unglaubliches hat. Ein vorsichtiges Verfahren muss hier vielmehr die Berichte des Aristoteles und Suidas zur Grundlage machen, wodurch man darauf geführt wird den Beginn der dramatischen Thätigkeit des Epicharmos in Syrakus Ol. 73 und den seiner dramatischen Thätigkeit in Megara um ein Beträchtliches früher zu setzen, seine Geburt aber, falls er, wie es scheint, Hieron nicht lange überlebt hat und den Nachrichten über das von ihm erreichte hohe Alter etwas Wahres zu Grunde

liegt, etwa Ol. 56. Bei dieser Combination hat man, wie Refer. quaestiones Epicharmeae S. 20 gezeigt hat, auch nicht nöthig, die Zeit der beiden attischen Komiker Chionides und Magnes mit Meineke gegen das offenbar aus guter Quelle stammende Zeugniss des Suidas herabzurücken. Denn wenn Hr L. ein solches Herabrücken auch deshalb für nothwendig erklärt, weil sonst jene Komiker zu Zeitgenossen dreier viel unbedeutenderen und aller Wahrscheinlichkeit nach früheren werden würden, welche Suidas in dem Artikel *Ἐπίχαρμος* nennt, so beruht dies auf einem Missverständnisse des Excerptenstiles des Byzantiners, bei dem jede Notiz nicht mit ihrer Vorgängerin in Zusammenhang gesetzt, sondern vereinzelt angesehen werden muss und aus dessen Worten (*ἦν δὲ πρὸ τῶν Περσικῶν ἔτη ἓξ διδάσκων ἐν Συρακούσαις· ἐν δὲ Ἀθήναις Εὐέτης καὶ Εὐξενίδης καὶ Μύλλος ἐπεδείκνυντο*) daher nicht geschlossen werden kann, dass die erwähnten Dichter um Ol. 73 blühten, sondern nur, dass sie mit Epicharmos gleichzeitig waren.

Am verhängnissvollsten aber wird die Ueberschätzung des Diogenes da, wo Hr L. zu der schriftstellerischen Thätigkeit des Epicharmos übergeht (S. 63 ff.). Weil sein Gewährsmann ausser von gnomologischen und medicinischen auch von physiologischen Schriften desselben zu berichten weiss, nimmt er ein von ihm verfasstes physiologisches Lehrgedicht an und leitet aus diesem eine Anzahl von erhaltenen Fragmenten in trochäischen Tetrametern her, darunter besonders diejenigen, welche den ausgeprägtesten eigentlich philosophischen Typus haben. Den Einwand, dass die stehende Form des philosophischen Lehrgedichts der epische Hexameter war, sucht er zu entkräften, indem er auf

die Anwendung des trochäischen Tetrameters zu paränetischen und satirischen Zwecken bei Archilochos und zu politischen bei Solon aufmerksam macht, allein dadurch ist nichts bewiesen, denn es ist längst bemerkt worden, wie diese Versart bei den genannten Dichtern eine gewisse Annäherung an den Ton des alltäglichen Lebens ausdrückt und wie namentlich Solon's Tetrameter an Phokos etwas durchgängig Skoptisches haben (vergl. O. Müller, Gesch. d. griech. Litt. I, 242. 252 und Rossbach, griech. Metrik III, 145). Eine Uebertragung derselben auf das Lehrgedicht, dem das ruhige Dahinfliessen des Hexameters so gemäss ist, wäre nicht bloss höchst unnatürlich, sondern es ist auch um so weniger Ursache, sie in dem vorliegenden Falle anzunehmen, da von den dafür angezogenen Fragmenten ein Theil sehr verdächtig ist, da sich die übrigen leicht aus Komödien herleiten lassen, und da die Nachricht bei Diogenes in unmittelbarer Verbindung mit andern steht, welche nicht ohne den äussersten Zweifel aufgenommen werden können. Offenbar hat sich die ganze Vorstellung von der philosophischen Schriftstellerei des Epicharmos durch die aus seinen Komödien gemachten Excerpte gebildet. Dass man bei diesen vorzugsweise gern solche Stellen berücksichtigte, in denen Anklänge an Pythagoreisches vorkamen, ist wohl sehr begreiflich, da man die Ansichten der übrigen Philosophenschulen aus den Originalwerken ihrer Stifter kennen lernen konnte, während es für den Pythagoreismus an einer ähnlichen Quelle gebrach. Daraus ist, wie schon quaestt. Epich. S. 57 bemerkt wurde, ohne alle Frage die Meinung des Alterthums über die philosophische Stellung des sicilischen Dichters entstanden, der an seinem

Wohnorte natürlich vielfache Gelegenheit hatte, von dem in Unteritalien so verbreiteten Systeme zu erfahren. Uebrigens bleibt Hr L. der Autorität des Diogenes auch nur in Bezug auf jenes angebliche physiologische Lehrgedicht treu, während er die Nachrichten desselben über gnomologische und medicinische Schriftstellerei des Epicharmos sowie über die Form der παρασαχίδια, welche darin geherrscht haben soll, einer so besonnenen Kritik unterwirft, dass ich die darauf bezügliche Partie (S. 66—72) zu den besten seines Buches zählen möchte. Hinzuzufügen möchte nur etwa das sein, dass es ausser den von ihm erwähnten Möglichkeiten, das Vorhandensein medicinischer Schriften unter Epicharmos' Namen im Alterthume zu erklären, wohl noch andere giebt. Denn da dieser Dichter aller Wahrscheinlichkeit nach einer ärztlichen Familie angehörte, so kann leicht ein gleichnamiger Nachkomme von ihm der Verfasser derselben gewesen sein; aber auch das wäre nicht undenkbar, dass er bei irgend einem Anlasse die Bühne benutzt hat, um den Syrakusanern allerlei medicinische Rathschläge zu geben und dass diese dann excerpirt und durch Interpolation erweitert wurden.

Der zweite Theil des zweiten Kapitels (S. 75—98) handelt von den Umgebungen, innerhalb deren die Komödie des Epicharmos ihre Gestalt gewonnen hat, und zeugt durchweg wiederum recht deutlich von dem Talente des Vfs, Culturzustände und litterarische Entwickelungen zu erfassen und zu schildern.

Viel weniger günstig können wir über das dritte Kapitel urtheilen, welches Epicharm's philosophische Fragmente zum Gegenstande hat. Ref. ist sich wohl bewusst, dass seine vor neunzehn Jahren geschriebenen Quaestiones Epichar-

meae mannigfacher Ergänzung und Berichtigung bedürftig sind; allein um diese geben zu können, ist eine viel grössere Vertrautheit mit der Geschichte der alten Philosophie erforderlich, als sie Hrn L. augenscheinlich zu Gebote steht, dessen Ausführungen hier und da den Zweifel wecken, ob er auch nur mit der allergeläufigsten Litteratur dieses Zweiges der Alterthumswissenschaft bekannt ist. Nirgends verräth er ein Bewusstsein davon, was auf diesem schwierigen Boden bestritten ist, was feststeht. Er beginnt mit den aus dem Epicharmus des Ennius erhaltenen Fragmenten und scheint auch in ihnen einen Beweis für den Pythagoreismus des sicilischen Dichters finden zu wollen, ohne indessen so weit zu gehen, darin directe Uebertragungen seiner Verse zu erblicken, während eine unbefangene Betrachtung jedesfalls der Ansicht Vahlen's (Ennianae poesis reliquiae p. XCII. XCIII) Recht geben wird, dass lediglich die über Epicharmos herrschende Vorstellung den Römer bei der Titelwahl bestimmt hat. Einen weiteren Beweis sucht er in einigen unter dem Namen des Epicharmos selbst auf uns gekommenen Bruchstücken, grösstentheils trochäischen Tetrametern, deren vielfach zweifelhaften Ursprung er indessen selbst zugeben muss; aber auch die in ihnen vorgetragenen Lehren haben keineswegs ein so durchgängig pythagoreisches Gepräge, dass sie jene Meinung begründen könnten. Die sehr einfache Gegenüberstellung von *νόος* und *θυμός* in einem Fragment (bei Stob. Floril. 20, 9), auf welche Hr L. Gewicht legt, würde selbst dann ohne Bedeutung sein, wenn es ganz ausgemacht wäre, was jedoch nach Zeller's (Philos. d. Gr. I, 324) Ausführung erheblichen Bedenken unterliegt, dass die Pythagoreer ihre Psychologie auf

diesen Unterschied bauten; dasselbe gilt von de gar nicht specifisch pythagoreischen Lehre vo den vier Elementen, die nach einer Nachrich bei Epicharmos vorgekommen sein soll. Wen einige viel besprochene Verse des Menander un serm Siculer eine Identification der Götter mi Naturkörpern beilegen, so kann darin wohl a wenigsten ein Beweis von Pythagoreismus gefun den werden. Freilich auch nicht vom Gegen theil, denn natürlich hat Menander hier nur ei nem älteren Komiker das widerfahren lasse was ihm selbst unendlich oft geschehen ist, d. h. er hat für dessen Meinung erklärt, was derselbe in einem bestimmten Zusammenhange einer dra matischen Person in den Mund legte. Einzig in den allem Anschein nach ächten Versen bei Plutarch consol. ad Apoll. p. 110 a, welche von der Trennung der beiden Bestandtheile des Men schen nach dem Tode und der Rückkehr der Seele zur Luftregion handeln *), ist eine wirk lich pythagoreische Anschauung enthalten; aber gerade diese lassen so deutlich die Gesprächs form erkennen, dass man ihren Platz auch aus diesem Grunde nicht in einem Lehrgedicht, son dern in einer Komödie suchen wird. Dass Ge danken desselben Ursprunges bei ihm ziemlich oft vorgekommen sein müssen, lässt sich nach dem früher Gesagten nicht bezweifeln: auch mag hier noch an die beiden ethischen Sätze bei Sto bäos Floril. 29, 54 und bei Xenophon Memor. II, 1, 20 erinnert werden, die, wie bereits Quaestt. Epich. S. 48 bemerkt wurde, an Py thagoreisches wenigstens anklingen.

In unmittelbarem Zusammenhange mit den

*) Συνεκρίθη καὶ διεκρίθη κἀπῆλθεν, ὅθεν ἦλθεν, πάλιν, Γᾶ μὲν εἰς γᾶν, πνεῦμ' ἄνω· τί τῶνδε χαλεπόν; οὐδὲ ἕν.

eben erwähnten seiner Meinung nach grösstentheils dem Lehrgedicht angehörigen Bruchstücken bespricht Hr L. S. 106. 107 zwei der von Alkimos bei Diogenes Laertios aufbewahrten Fragmente in iambischen Trimetern, die auch er einer Komödie zuweist und deren hauptsächlichstes den Entwicklungsprocess des Eies zum Beweise dafür benutzt, dass alles Lebendige mit Geist begabt sei (γνώμη besitze) und demzufolge die Weisheit nicht bloss éine Form habe (οὐ καθ' ἓν μόνον sei). Er glaubt in ihnen eine Darlegung der pythagoreischen Lehre von der Weltseele zu finden. Von den sehr gewichtigen Bedenken, welche Zeller (Philos. d. Gr. I, 304 — 306) gegen den altpythagoreischen Ursprung dieser Lehre geltend gemacht hat, hat er offenbar keine Kunde; aber auch zu der Gestalt, in der sie bei unsern spätgriechischen Berichterstattern auftritt, will das in jenen Versen Gesagte nicht stimmen, so dass er auch mit dieser noch eine beträchtliche Umbiegung vornehmen muss, um sie in jenen Versen wiederzufinden. Und doch ist die Erklärung derselben leicht und einfach, dafern man nur darauf verzichtet, die Worte des sicilischen Dichters in die Zwangsjacke dessen zu spannen, was eine traditionelle Auffassung als Pythagoreismus anzusehen sich gewöhnt hat: Ref. hat sie bereits quaestt. Epich. S. 52 und mit ihm übereinstimmend Vahlen Ennianae poesis rell. S. XXIII gegeben. Augenscheinlich behandeln sie die besonders aus Stobäos ecl. phys. I, 51, 7 bekannte Controverse der alten Philosophen, ob der Geist von aussen in den Körper eingehe oder sich von innen aus dem lebendigen Organismus entwickle, im Sinne dieser letzteren Meinung, während die öfter damit verglichenen aus den Annalen des Ennius

Ova parire solet etc. die gerade entgegengesetzte ausführen. Die Person des Drama's, der sie in den Mund gelegt waren, stellte sich also in dieser Frage auf den Standpunkt der Eleaten und ihres Nachfolgers Empedokles, wobei die Möglichkeit bleibt, dass ihr Mitunterredner Eumäos den entgegengesetzten vertrat: in diesem Falle würden wir auch hier nicht auf ein einseitiges Dociren, sondern auf eine dramatische Verwerthung philosophischer Meinungsdifferenzen stossen. Wenn übrigens Hr L. den aus jenem Namen gezogenen Schluss O. Müller's nicht gelten lassen will, dass die Verse dem Ὀδυσσεὺς ναυαγός angehörten (S. 186 Anm.), so ist ihm darin wohl Recht zu geben.

Hierauf wendet sich Hr L. S. 107—121 zu den beiden wichtigsten unter den von Alkimos aufbewahrten Fragmenten, welche von diesem Schriftsteller hauptsächlich zum Beweise dafür benutzt wurden, dass Epicharmos in der Aufstellung der Ideenlehre der Vorgänger Platon's gewesen sei. Wie alle neueren Behandler des Gegenstandes ausser Grysar verwirft er diese Annahme, aber charakteristisch ist seine Begründung. Lediglich deshalb erscheint ihm dieselbe als unmöglich, weil die Komödie kein geeigneter Platz für den Vortrag speculativer Lehren war; sonst würde es ihn nicht weiter kümmern, dass zwischen der Blüthezeit des sicilischen Dichters und der des athenischen Denkers eine der gewaltigsten geistigen Entwicklungsperioden liegt, welche die Geschichte der Menschheit aufzuweisen hat, und dass die gereifte Frucht einer fast hundertjährigen philosophischen Arbeit unmöglich schon während ihres Beginnes vorhanden sein konnte. Hiemit hängt ein Grundmangel seiner Erklärungsmethode zusammen, welcher

sich besonders bei dem ersten dieser Fragmente, dem längsten und wichtigsten von allen, fühlbar macht: er begnügt sich nämlich damit in den überlieferten oder durch Conjectur veränderten Worten des Epicharmos überhaupt einen Sinn zu finden, unterlässt es aber zu untersuchen, ob für die ihm damit beigelegte Gedankenreihe in den philosophischen Standpunkten seiner Zeit ein Anknüpfungspunkt vorhanden ist, daher denn auch sein Resultat von dem Alkimos' und Grysar's nicht sehr abweicht.

In meinen Quaestiones Epicharmeae hatte ich die Verse des erwähnten ersten Fragments anders als alle früheren Erklärer unter die beiden redenden Personen vertheilt, indem ich nicht einen Philosophen einem Anhänger des vulgären Götterglaubens, sondern zwei von verschiedenen philosophischen Richtungen tingirte Männer einander gegenübertreten liess. Hierbei leitete mich neben anderen eine Erwägung, welche in meiner Ausführung wohl angedeutet ist, welche ich aber noch mehr in den Vordergrund hätte stellen sollen. Bringt nämlich ein Komiker einen Philosophen auf die Bühne, so kann dies auf eine von zwei Weisen geschehen, entweder so, dass die ganz allgemeinen Eigenschaften des Philosophen überhaupt dazu die Züge leihen und das Detail seiner Ansichten keine besondere Rolle spielt, oder so, dass Anhänger verschiedener Systeme, deren Gegensatz dem einfachsten Verstande deutlich ist, zu einander in Contrast gebracht werden; dagegen müsste das isolirte Auftreten eines einzelnen Philosophen von scharf ausgeprägter Richtung der komischen Wirkung nothwendig entbehren. Hiefür hat Hr L. selbst jetzt einen sehr dankenswerthen Beleg geliefert, indem er in einem späteren Theile seines Buches

(S. 181) auf Molière's Mariage forcé aufmerksam macht, worin ein Aristoteliker und ein Pyrrhoniker einander gegenübergestellt sind. Da nun in dem vorliegenden Bruchstück des Epicharmos ganz bestimmte philosophische Ansichten ausgesprochen werden, so drängt sich von vorn herein die Wahrscheinlichkeit auf, dass diese ihres Gegensatzes nicht entbehrten; kam ferner hinzu, dass der erste Theil desselben kaum minder deutlich eleatische Anklänge verräth als in dem zweiten herakliteische sich erkennen lassen, so führte das einfach und natürlich auf die Vermuthung, dass der Dichter, und zwar innerhalb der vorhandenen Verse, gerade den Gegensatz dieser beiden Schulen für seinen Zweck verwerthete. Zur Widerlegung dieser Auffassung kann weder die Häufung der Epitheta »künstlich«, »erzwungen«, »gewaltsam« u. s. w., welche Hr L. sehr freigebig darauf anwendet, noch auch der von ihm angeführte sachliche Grund dienen, dass sie sehr weit gehende Forderungen an die Bildung des damaligen sicilischen Publicums stellt, denn hiervon ist gerade das Gegentheil wahr. Der drastisch zugespitzte Gegensatz zweier Philosophen, von denen der eine jede Veränderung leugnet, der andre den vollständigen Wechsel jedes Dinges von heute auf morgen behauptet, war für einen syrakusanischen Theatergänger ebenso leicht erfassbar wie der zwischen einem dogmatisirenden Aristoteliker und einem Alles anzweifelnden Pyrrhoniker für das Publicum Molière's; dagegen würde jene Gegenüberstellung einer unwandelbaren Geisteswelt und einer wandelbaren Sinnenwelt, welche die meisten Ausleger in den Versen suchen, auch wenn sie sonst schon innerhalb des in jener Zeit ausgebildeten Gedankenkreises lag, wenigstens ein

tief gehendes Verständniss und eine bedeutende Uebung in der Abstraction bei den Zuschauern vorausgesetzt haben. Freilich ist damit die Richtigkeit meiner Vertheilung noch keineswegs bewiesen; denn theils ist dadurch die Möglichkeit einer andern an sich nicht ausgeschlossen, theils bedarf sie selbst noch einer näheren Begründung aus den überlieferten Worten, und in beiden Beziehungen ist das von mir in den Quaestiones Epicharmeae Gegebene nicht vollständig.

Seit dem Erscheinen dieser meiner Erstlingsschrift hat die Einsicht in die Bedeutung des epicharmeischen Fragments durch Bernays' Aufsatz »Epicharmos und der *αὐξανόμενος λόγος*« im Rheinischen Museum Jg. VIII, S. 280 ff. ein Beträchtliches gewonnen. Wie B. gezeigt hat, wurde der Herakliteer, der in dem zweiten Theile desselben seine Weisheit auskramt, im weiteren Verlaufe des Stückes durch sehr empfindliche praktische Consequenzen seiner Theorie ad absurdum geführt, indem ein Gastgeber leugnete, ihn zu sich gebeten zu haben, weil er nicht mehr derselbe sei wie am Tage der Einladung, und ein Schuldner aus gleichem Grunde ein ganz anderer zu sein behauptete als der, dem er einst die geforderte Summe geliehen. Ueber das Verhältniss des ersten Theiles zu dem zweiten spricht sich B. nicht eingehender aus, lässt aber die von den früheren Herausgebern und Cobet befolgte Personenvertheilung aus dem Grunde bestehen, »weil bei der Einrichtung der Cobet'schen Ausgabe die Möglichkeit offen bleibt, dass auch hier von den allgemein zugänglichen abweichende handschriftliche Lesarten zu Grunde liegen.« In letzterer Hinsicht bin ich im Stande jeden Zweifel zu heben, denn ich verdanke einer Mittheilung meines Freundes Curt Wachsmuth

eine Collation der wichtigsten Handschriften des Diogenes zu den vorliegenden Versen, aus welcher zunächst so viel hervorgeht, dass dieselben eine Personenvertheilung überhaupt nicht haben, so dass der heutige Erklärer unbedingt berechtigt ist für diese nicht die Tradition zum Massstabe zu nehmen, sondern inneren Gründen zu folgen.

Soll die erste philosophische Auseinandersetzung demselben Manne in den Mund gelegt werden, der auch die zweite vorträgt, so wird der Umkreis der philosophischen Anschauungen desselben um ein Beträchtliches erweitert, und es kommt zuvörderst auf den Nachweis an, dass er unter solcher Annahme die Grenzen der in der Zeit des Epicharmos gangbaren Ideen nicht überschreitet. Einen solchen Nachweis, welchen sich Hr L. freilich erspart hat, zu führen, ist nun allerdings nicht unmöglich, dafern man es aufgiebt den Gegensatz zwischen der Sphäre der ewigen Götter und der der vergänglichen Menschen, welcher dann entsteht, auf die Kategorieen der Geisteswelt und der Sinnenwelt zurückzuführen — Kategorieen, welche der griechischen Speculation vor Anaxagoras völlig fremd waren. Man könnte hiebei an das System des Alkmäon denken, welcher die Götter und die Menschen unter dem Gesichtspunkte der Vergänglichkeit und Unvergänglichkeit einander gegenüberstellte; jedoch liegt es, wenn einmal der Anfang des Fragments von demselben Redner vorgetragen wird wie das Ende, bei weitem näher denselben dort ebenso wie hier dem Heraklit folgen zu lassen. Denn in der That konnte die Anschauung dieses Philosophen von dem alles Daseiende tragenden und belebenden Feuer, das immer war und immer sein wird und das er gern mit gött-

chen Mächten wie Zeus, Gnome, Dike, Ananke, leimarmene identificirt, ganz wohl ihren popuiren Ausdruck in dem Satze finden, Götter und öttliche Dinge seien ungeworden, unvergänglich nd unwandelbar. Aber auch wenn dies als rundlage vorausgesetzt wird, sind noch zwei rklärungen der beiden ersten Verse:

'Αλλ' ἀεὶ τοὶ θεοὶ παρῆσαν, χὐπέλιπον οὐ πώποκα·
τάδε δ' ἀεὶ πάρεσθ' ὁμοῖα, διὰ δὲ τῶν αὐτῶν ἀεί

öglich, von denen die eine Bernays angedeutet at, die andere Hr L. ausführt. Nach der erteren bezieht sich das Pronomen *τάδε* auf die öttlichen Dinge, von denen dann im zweiten erse ungefähr dasselbe ausgesagt wird, was im rsten von den Göttern; nach der letzteren entält dieses Pronomen den Begriff der vergängichen Welt, welcher die Menschen angehören, nd der zweite, in Gemässheit dessen abzuänernde Vers spricht vorbereitend den Gedanken us, der am Schlusse des Bruchstücks des Näeren dargelegt wird. Unstreitig ist von diesen ie Bernays'sche die vorzüglichere, bei welcher V. 2 völlig unangetastet bleibt und gegen welhe am wenigsten das nach *τάδε* stehende *δέ* ätte geltend gemacht werden sollen, da diese 'artikel bekanntlich sehr häufig der blossen Annüpfung dient, zumal in der älteren Gräcität.)enn gegen die andere spricht nicht allein der Jmstand, dass nach ihr der zweite Vers geänlert werden muss, was freilich nicht gerade iothwendig einen so bedeutenden metrischen chnitzer erfordert wie ihn Hr L. anbringen zu nüssen meint, indem er vorschlägt:

τάδε δ' οὔποκα πάρεσθ' ὁμοῖα, διὰ δὲ τῶν αὐτῶν ἀεί *),

*) Noch Aergeres bürdet allerdings der des dorischen

sondern auch ein viel Wichtigeres. Sie legt nämlich dem Redenden eine Entgegensetzung der Götter und der Welt der Vergänglichkeit ganz im Allgemeinen bei, eine solche aber ist theils für ein damaliges Theaterpublicum zu abstract, theils nicht recht im Sinne des Heraklit, der sein ewiges Feuer und die damit zusammenhangenden Mächte keineswegs als zu den im Flusse befindlichen Dingen im Gegensatze stehend denkt. Folgt man dagegen Bernays, so treten die concreten Gestalten der Menschen und der Götter einander gegenüber, und es werden nur den letzteren, was bei einigermassen popularisirendem Ausdruck auf dem Boden herakliteischer Anschauung sehr nahe lag, die göttlichen Dinge (τάδε = τὰ θεῖα) hinzugefügt.

So ist durchaus die Möglichkeit vorhanden, auf diesem Wege eine Deutung des Fragments zu gewinnen, aber eine, wie ich noch immer glaube, wahrscheinlichere Möglichkeit bietet die von mir in den Quaestiones Epicharmeae angegebene, von Brandis (Gesch. der Entwickelungen d. griech. Philosophie S. 194. 195) und dem Franzosen Artaud in dem später zu erwähnenden Buche gebilligte Personenvertheilung, der zufolge in demselben ein Eleat und ein Herakliteer einander gegenübertreten. Hiefür spricht zunächst die oben mitgetheilte, aus der Natur der Komödie geschöpfte Erwägung, ausserdem aber auch der Eindruck, welchen die beiden ersten Verse dann machen, wenn sie in Verbindung mit dem vierten betrachtet werden, der die Unmöglichkeit des Werdens von Etwas aus Nichts behauptet. Vereinzelt genommen, kann der Inhalt jener, wie im Obigen gezeigt wurde,

Dialekts offenbar unkundige Holländer ten Brink (Philologus VII, 359) dem Epicharmos auf.

ganz wohl aus dem Arsenal eines andern Systems herstammen; vereinzelt genommen kann auch dieser Satz wohl schon damals von einem andern als einem eleatischen Philosophen angewandt worden sein: beide in ihrem Zusammenhange angesehen, erscheinen unabweislich als einem eleatischen Raisonnement angehörig. Da es hiebei einigermassen auf das persönliche Gefühl ankommt, so möchte es nicht ganz unpassend sein, darauf aufmerksam zu machen, dass gerade solche Männer, die mit dem Charakteristischen der griechischen Philosophensysteme besonders vertraut sind, nämlich Brandis (a. a. O.) und Zeller (Phil. d. Gr. I, 364), das eleatische Gepräge dieser Partie anerkannt haben. Hr L. hat es nicht gelten lassen wollen. Als er auf S. 111, Anm. 6 die Worte schrieb: »Schmidt's Auffassung der eleatischen Lehre, auf deren Detail einzugehen hier ganz nutzlos wäre, da wir Nichts für das Verständniss unseres Fragments gewännen, ist grösstentheils eine Polemik gegen Simon Karsten's viel einfachere und klarere Darstellung«, wusste er offenbar nicht, was er aus Zeller's Philosophie der Griechen I, 384 und 446 hätte lernen können, dass die Frage, ob die Lehre des Xenophanes und Parmenides pantheistisch zu verstehen sei, keineswegs bloss zwischen Karsten und mir einen Streitpunkt bildet, aber er wusste ausserdem auch nicht, dass er selbst sich wenige Seiten später, S. 123, wesentlich im Sinne der von mir vertheidigten pantheistischen Auffassung aussprechen würde: man kann hier also getrost von dem schlechter unterrichteten an den besser unterrichteten Hrn L. appelliren. — Durch die vorgeschlagene Personenvertheilung gewinnt man also einen dem Zwecke des Drama's äusserst gemässen Gegensatz, des-

sen populäre Wirkung dadurch erhöht wird, dass der Herakliteer oder, wie man wohl besser sagt, der herakliteisirende Dilettant auch die mythologische Vorstellung vom Chaos benutzt, um seinen Gegner in die Enge zu treiben. Das einzige Bedenken, welches dagegen erhoben werden kann, liegt in der Schwierigkeit, den sehr verderbt überlieferten 6ten Vers so herzustellen, dass er zu dem Vorhergehenden und Nachfolgenden in das richtige Verhältniss tritt; allein man darf wohl fragen, ob dies etwa auf Grundlage der hergebrachten Vertheilung schon gelungen ist und ob dieser Vers nicht überhaupt noch seines Oedipus wartet. Allerdings war der von mir in den Quaestiones Epicharmeae gemachte Versuch nichts weniger als glücklich; jetzt glaube ich das Eine deutlich zu erkennen, dass in dem *τῶν δ᾽ ὧν* der besten Ueberlieferung nichts Anderes verborgen ist als *τῶν θεῶν*. Selbstverständlich werden diese zwei Worte noch von demselben Unterredner gesprochen wie V. 5, mit dem sie eng zusammenhängen; darauf beginnt der andere, seinen entgegengesetzten Standpunkt bekennend: *ἁμὲς νὺν ὧδε κτλ.* und das Ganze erhält etwa folgende Gestalt:

Α. Ἀλλ᾽ ἀεὶ τοὶ θεοὶ παρῆσαν χὑπελίπον οὐ πώποκα·
τάδε δ᾽ ἀεὶ πάρεσθ᾽ ὁμοῖα, διὰ δὲ τῶν αὐτῶν ἀεί.
Β. Ἀλλὰ λέγεται μὰν χάος πρᾶτον γενέσθαι τῶν θεῶν.
Α. Πῶς δ᾽; ἀμάχανόν γ᾽ ἀπ᾽ οὔτινος εἶμεν ὅ,τι πρᾶτον μόλοι·
οὐκ ἄρ᾽ ἔμολε πρᾶτον οὐδὲν οὐδὲ μὰ Δία δεύτερον
τῶν θεῶν. Β. Ἁμὲς νὺν ὧδε λέγομες *****

αἰ ποτ' ἀριθμόν τις περισσόν, αἰ δὲ λῇς, τὸν ἄρτιον
ποτθέμεν λῇ ψᾶφον ἢ καὶ τᾶν ὑπαρχουσᾶν λαβεῖν,
ἦ δοκεῖ κά τοι τύκ' αὐτὸς εἶμεν; Α. Οὐκ ἐμίνγα κα.
Β. Οὐδὲ μάν, οὐδ' αἰ ποτὶ μέτρον παχυαῖον ποτθέμεν
λῇ τις ἅτερον μᾶκος ἢ τοῦ πρόσθ' ἐόντος ἀποταμεῖν,
ἔτι χ' ὑπάρχοι κῆνο τὸ μέτρον; Α. Οὐ γάρ. Β. Ὧδε νῦν ὅρη
καὶ τὸς ἀνθρώπους· ὁ μὲν γὰρ αὔξεθ', ὁ δέ γα μὰν φθίνει,
ἐν μεταλλαγᾷ δὲ πάντες ἐντὶ πάντα τὸν χρόνον.
ὃ δὲ μεταλλάσσει κατὰ φύσιν κωὔποκ' ἐν τωὐτῷ μένει,
ἅτερον εἴη κα τόδ' ἤδη τοῦ παρεξεστακότος.
καὶ τὺ δὴ κἠγὼ χθὲς ἄλλοι καὶ νῦν ἄλλοι τελέθομες,
καὖθις ἄλλοι κωὔποκ' αὐτοὶ τελέθομες καττὸν λόγον *).

Man wird gewiss nicht fehl gehen, wenn man annimmt, dass der Gegensatz der beiden hier auftretenden Männer sich als ein Hauptmotiv durch das ganze Stück zog, dem die Verse angehörten, und dass namentlich der Verfechter der Unwandelbarkeit aller Dinge zuletzt in ebenso

*) Vers 4 bin ich Herrn Cobet gefolgt, da der Daktylus im Tetrameter des Epicharmos allerdings nicht unzulässig zu sein scheint; V. 8 habe ich mit ihm statt *τὰν ὑπάρχουσαν* den von G. Hermann vorgeschlagenen sehr passenden Genitiv Pluralis gesetzt. Ueber den Schluss des sehr zerrütteten V. 6, der in den Hdss. lautet *τῶν δ' ὧν* (cod. Burbon. Gr. n. 253 *τῶν δὲ γεων*) *ἅμες νῦν ὧδε λέγω* (cod. Laur. plut. LXVIIII, 28 *λέγων*) *μέλλει τάδ' εἶναι* (cod. Burbon. *ἦναι*) wage ich keine Vermuthung.

spasshafter Weise ad absurdum geführt wurde, wie es nachweislich dem Vertreter des ewigen Wechsels geschah.

Ich kann jedoch das besprochene Fragment nicht verlassen, ohne des höchst eigenthümlichen Verfahrens zu gedenken, das Hr L. einschlägt, um die Nothwendigkeit einer Textesänderung von V. 2 darzuthun. Ich hatte in den Quaestiones Epicharmeae S. 28—31 zu beweisen versucht, dass das darin vorkommende *διὰ τῶν αὐτῶν* in der älteren Gräcität ganz nach Analogie von Redensarten wie *διὰ ταχέων, διὰ βραχέων* die adverbialische Bedeutung »auf dieselbe Weise« habe und diese Meinung auf viele Stellen des Hippokrates und ein Bruchstück des Philolaos gestützt. Letzteres hatte ich nicht bloss im Zusammenhange dieser Ausführung besprochen, sondern ihm auch am Schlusse meiner Schrift einen eigenen Excurs gewidmet; nichtsdestoweniger schreibt Hr L. S. 110: »jene Redensart findet sich nur« (dies Wort ist auch bei ihm im Druck ausgezeichnet), »und stets in einer und derselben Beziehung, beim Hippokrates.« Das ist doch, wenn es nichts Schlimmeres ist, eine sehr grosse Nachlässigkeit; denn unmöglich wird ein Leser annehmen sollen, das Fragment des Philolaos, bei dessen Erklärung auch Böckh in den Untersuchungen über das kosmische System des Platon S. 120 die oben angegebene Bedeutung von *διὰ τῶν αὐτῶν* zu Grunde gelegt hat, sei von Hrn L. deshalb mit Stillschweigen übergangen worden, weil er an der Aechtheit desselben Zweifel gehegt habe, wie solche neuerdings in sehr beachtenswerther Weise von Schaarschmidt erhoben worden sind. Uebrigens genügen die Beispiele aus Hippokrates und die angeführten Analogieen durchaus, um jene Bedeutung der

Formel zu erhärten, während die von Herrn L. ihr gegebene Auslegung »durch dieselben Kräfte« dem Sprachgebrauche der Zeitgenossen unseres Komikers viel weniger gemäss ist. Denn diese liebten es vermöge ihrer Neigung zu concretem Ausdruck nicht sehr, bei derartigen Begriffen das erläuternde Substantiv auszulassen; die abstractere Umschreibung durch das Neutrum eines Adjectivs, Particips oder Pronomens im Plural mit dem Artikel wurde erst in der attischen Sprache gewöhnlich.

Auch mit dem zweiten der in diesem Zusammenhange von Alkimos angeführten Fragmente, in welchem das Gute als allgemeiner Begriff dem einzelnen guten Menschen entgegengesetzt wird, macht es sich Hr L. ziemlich leicht, indem er dasselbe S. 113 für eine »ganz oberflächliche, sehr populär ausgedrückte dialektische Tändelei« erklärt. In unsern Augen kann es allerdings als eine solche erscheinen, aber das Denken der Zeit des Epicharmos war an derartige Generalisirungen so wenig gewöhnt, dass das Vorkommen dieser Abstraction bei ihm vielmehr etwas Befremdendes hat. Erst Platon hat seine Landsleute daran gewöhnt das Allgemeine des Begriffs dem Einzelnen gegenüberzustellen: von der Bewusstseinsform der Früheren giebt entweder er selbst oder ein geschickter Nachahmer uns ein anschauliches Bild an der dem Sophisten Hippias in den Mund gelegten Definition *ἔστι γάρ, ὦ Σώκρατες, παρθένος καλὴ καλόν.* Darum hatte ich in den Quaestiones Epicharmeae S. 49 vorgeschlagen die Worte zu streichen, welche das Fürsichbestehen des Guten lehren (*τὸ πρᾶγμ' εἶμεν καθ' αὑθ', ὅστις δέ κα εἰδῇ*); jedoch haben mir sowohl Zeller (Philos. d. Gr. I, 363, 4) als Brandis (Gesch. d. Entw. d. gr. Philos. I, 194, 6)

darin widersprochen. Ich selbst verhehle mir durchaus nicht, dass ein solches Verfahren etwas sehr Bedenkliches hat, weil jene Worte weder einen besonderen Vers, noch einen besonderen Satz bilden, überhaupt höchst gewaltsam aus ihrem Zusammenhange herausgerissen werden müssen; und da die Unächtheit des ganzen Bruchstücks für den, der nicht alles durch Alkimos Aufbewahrte zu verwerfen geneigt ist*), noch weniger Wahrscheinlichkeit hat, so ist es wohl das Vorsichtigste, sie unangetastet zu lassen. Man kann dann in ihnen einen Beweis dafür sehen, dass Keime der Begriffsbildung weit über Platon hinaufreichen, wodurch die weltgeschichtliche That dieses Philosophen, die nicht bloss in der Aufstellung der allgemeinen Begriffe, sondern auch in ihrer Fixirung durch die Definition besteht, keineswegs verkleinert wird. Der sonstige Inhalt des Bruchstücks, die Lehrbarkeit der Tugend, lässt sich natürlich leicht mit pythagoreischen Anschauungen in Verbindung setzen.

Nur im Vorübergehen mag darauf aufmerksam gemacht werden, dass die angenommene komische Verwerthung fremder Philosopheme in den epicharmeischen Komödien auch zu der viel besprochenen Stelle in Aristoteles' Metaphysik III, 5, welche Hr L. S. 121—125 behandelt, den allereinfachsten Schlüssel bietet.

Das vierte Kapitel unter der Ueberschrift »Epicharm's Komödien« stellt mit grosser Sorgfalt alles Ermittelbare über diejenigen Stücke des Dichters zusammen, deren Titel erhalten sind, und zeichnet sich durch die Maasshaltung aus, mit welcher der Verf. vermieden hat, über den Inhalt derselben mehr wissen zu wollen, als

*) Wie Val. Rose, de Aristotelis librorum ordine et auctoritate comm. S. 12.

sich wirklich mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen lässt. Daran reihen sich einige Bemerkungen über den Dialekt und die Versbehandlung des sicilischen Dichters, von denen die auf jenen bezüglichen wesentlich aus Ahrens geschöpft sind, die auf diese bezüglichen zum Theil dem von mir in den Quaestiones Epicharmeae Beigebrachten sich anschliessen. Dabei tritt Hr L. S. 158, Anm. 10 wohl mit Recht der von mir geäusserten Meinung entgegen, dass in den vielen Auflösungen, welche Epicharmos im trochäischen Tetrameter ohne Unterschied der Versstelle anbringt, eine bewusste Kunst liege. Aber blosse Nachlässigkeit, wie Hr L. will, ist darin auch nicht zu erkennen, vielmehr äussert sich hier wohl das natürliche Gefühl des Dichters für das seinem Stile Gemässe; denn diese ohne scharfes Hervortreten ihres metrischen Gerüstes gleichsam dahinwankenden Verse passen vortrefflich zu dem burlesken Tone der epicharmeischen Komödie. Ich hatte, um dies anschaulich zu machen, in meiner Schrift S. 13 an zwei Tetrameter des Attikers Alexis erinnert, welche ganz nach Art der epicharmeischen gebaut und bestimmt sind, die Rede eines Trunkenen zu malen. Den Beweis für die Aechtheit der philosophischen Verse bei Alkimos, welchen ich aus der Uebereinstimmung ihrer metrischen Beschaffenheit mit der der sonst bekannten Fragmente schöpfte, scheint Hr L. nicht verstanden zu haben: er liegt noch nicht in dieser Uebereinstimmung als solcher, sondern vollzieht sich erst durch die Beobachtung, dass die von Nachahmern herrührenden Tetrameter bei Clemens Alexandrinus das davon ganz abweichende Gepräge einer so zu sagen akademischen Correctheit tragen.

Von dem fünften Kapitel, das »Entwicklung

der Komödie« benannt ist, wäre ein grosser Theil wohl besser ungeschrieben geblieben. Freilich muss der Litterarhistoriker die Lücken unserer Nachrichten gar oft durch Combinationen ausfüllen und genügt in vielen Fällen seiner Aufgabe, wenn er Möglichkeiten aufstellt, durch welche die überlieferten Thatsachen aus ihrer Isolirung heraustreten, aber der Versuch, den Entwicklungsgang eines Dichters, von dessen Werken kein einziges erhalten oder auch nur seiner Anlage nach bekannt ist, aus blossen psychologischen Wahrscheinlichkeiten zu construiren, steht doch zu sehr in der Luft. Damit sollen die vielen beachtenswerthen Bemerkungen, welche dieses Kapitel enthält, unangetastet bleiben: namentlich ist die Vergleichung zwischen Epicharmos, Aristophanes und Menander in der Hauptsache gewiss richtig, die Heranziehung der Analogie von Molière's Mariage forcé sehr dankenswerth und zutreffend. Seltsam aber ist es, wenn der Verf. es hier und sonst in seinem Buche als eine besonders wichtige neue Entdeckung hervorhebt, dass der sicilische Dichter nicht »ernstlich gemeinte philosophische Discussionen in das Bereich seines Komödiendialoges gezogen« habe. Soll damit gemeint sein, dass seine Gespräche auf das Unterscheidende der damaligen Systeme überhaupt nicht eingehen, so ist der Satz nicht wahr, wie die Fragmente bei Alkimos klärlich beweisen und Hr L. selbst einige Seiten später zugeben muss; soll aber gemeint sein, dass Epicharmos dabei nicht als lehrender Philosoph, sondern als darstellender Komiker verfuhr, so ist er nicht neu; wenigstens beruht meine Behauptung von dem Gegenübertreten verschiedener Philosophen in seinen Dramen ganz und gar auf dieser Voraussetzung. Immerhin aber bietet die

Thatsache, dass er seinem Publicum dergleichen bieten konnte, einen bemerkenswerthen Beitrag zum Verständniss der von Cicero im Brutus Kap. 12 § 46 gegebenen Charakteristik der Siculer.

Ein Anhang, »Epicharm's Einfluss auf Spätere«, behandelt die Spuren einer Nachahmung des Epicharmos bei den Dichtern der alten, mittleren und neueren Komödie, wobei freilich nicht eben über Vermuthungen hinauszukommen ist. Es folgt eine eingehende Revision der Ansichten über die viel besprochene Stelle des Horaz von der Verwandtschaft zwischen Epicharmos und Plautus, deren Resultat die Billigung der Welcker'schen Erklärung ist.

Den Schluss bildet die durchweg mit besonnener Kritik gearbeitete Fragmentensammlung, in welcher der Verf. auf die aus nachweisbaren Komödien entnommenen, die nicht in solchen unterzubringenden und die untergeschobenen Fragmente noch eine vierte Kategorie folgen lässt, *Ἀδέσποτα*, welche vielleicht Epicharm gehören; jedoch möchte davon, wie es auch Hr L. selbst anzusehen scheint, nur bei Nr. 2 und Nr. 3 ernsthaft an epicharmeischen Ursprung zu denken sein. Der Klasse der *Ψευδεπιχάρμεια* sind etwas unorganisch auch diejenigen Fragmente eingereiht, welche unter ungenau oder unvollständig bezeichneten Titeln überliefert sind, ohne dass ihre Aechtheit selbst einem Zweifel unterliegen könnte. Angefügt sind die Fragmente des Deinolochos.

An die Besprechung des genannten Werkes möge die kurze Erwähnung der Arbeit eines Franzosen angeschlossen werden, welche zum grössten Theile denselben Gegenstand behandelt, der von Guigniaut aus dem Nachlasse Artaud's herausgegebenen Fragments pour servir à l'histoire de la comédie antique. Der um die klas-

sischen Studien in Frankreich vielfach verdiente Verf. beabsichtigte eine Geschichte der griechischen Komödie zu schreiben, an deren Vollendung ihn der Tod verhindert hat: bei den Vorarbeiten dazu sind die drei von dem Herausgeber zusammengestellten Abhandlungen entstanden, von denen sich die erste und weitaus umfangreichste auf Epicharmos, die zweite auf Menander, die dritte auf die bei Plautus geschilderten römischen Sitten bezieht. Nach den Anforderungen deutscher Kritik dürfen diese Arbeiten und besonders die über Epicharmos nicht gemessen werden; jedoch wäre zu wünschen gewesen, dass der Herausg. einige leicht zu beseitigende Unebenheiten daraus entfernt hätte, wie den Widerspruch zwischen der Erklärung des wichtigsten philosophischen Fragments (S. 16—19) und der Uebersetzung desselben (S. 11—13), welche auf einer ganz andern Personenvertheilung beruht, oder das seltsame Missverständniss einer Grammatikerstelle S. 96, Anm. 2. Das positiv Verdienstlichste darin ist wohl die Benutzung des in der Élite des monuments céramographiques vol. III, pl. XIV publicirten Vasenbildes, welches drei angelnde Götter darstellt, für die Deutung einer Scene in Hebe's Hochzeit; denn die Heranziehung des im Museo Pio-Clementino vol. II, T. b I publicirten und in der Élite des mon. cér. vol. II, p. 246—265 besprochenen Monuments zur Erläuterung einer Scene der Musen ist mindestens sehr zweifelhaft. Im Ganzen berührt die warme Liebe des Vfs. zu seinem Gegenstande, die überall erkennbar ist, den Leser recht wohlthuend, und als Denkmal eines achtungswerthen Strebens dürfen wir die gebotene Gabe auch in Deutschland willkommen heissen.

Marburg. Leopold Schmidt.

Ludwig Uhland. Eine Gabe für Freunde. Zum 26. April 1865. Als Handschrift gedruckt. Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandl. in Stuttgart. 4 Bl. u. 479 S. 8.

Auf der Rückseite des Titels werden alle, in eren Hand dies Buch komme, freundlich gebeten, eachten zu wollen, dass dasselbe als Manuscript edruckt, nur für Freunde Uhlands, nicht für die)effentlichkeit bestimmt sei, und im kurzen Vorort werden die Blätter Uhlands Freunden in der Ioffnung dargeboten, dass sie für die älteren eine iebe Erinnerung an den geschiedenen Freund ind die eigene Jugend sein, den jüngeren unter hnen aber vielleicht Gelegenheit geben werden, ich durch die Briefe aus seiner Jugendzeit ein dares Bild seines Wesens und seiner Entwickung zu schaffen, weshalb den Briefen als Rahnen kurze Angaben über seinen äusseren Lebensgang beigefügt worden. — Das Buch selbst, das ieben den Biographien von O. Jahn, Notter, Gihr ı. a. vollkommen selbständig erscheint und in der Fülle von Familienerinnerungen das reichste Maerial zu einer würdigen Lebensdarstellung des Dichters bietet, wie es nur von der Wittwe gegeben werden konnte, zerfällt in 10 Abschnitte, von denen der erste die Kinderjahre (1787—1801), der andre die Studienjahre (1801—1810), der dritte die Reise nach Paris und die Advocatur in Tübingen (1810—12), der 4te Uhlands Dienstleistung auf der Kanzlei des Justizministers (1813—14) umfasst. Der 5te Abschnitt schildert den ferneren Aufenthalt in Stuttgart, den Landtag in Ludwigsburg und die Verlobung und Trauung (1814—20); der 6te Uhlands Thätigkeit in der Ständekammer, häusliches Leben und Ernennung zur Professur (1820—30), der 7te Uhland als Lehrer an der Universität, die Niederlegung sei-

nes Amtes, sein ferneres Leben in Tübingen und seine Reise nach Wien (1830—38), der 8te behandelt die Rückkehr nach Tübingen und zu den Studien (1839—48), der 9te Uhlands Thätigkeit als Vertrauensmann in Frankfurt, seine Theilnahme an der Nationalversammlung und die Einberufung zum Staatsgerichtshof (1848—50), der 10te und letzte endlich sein Stillleben in Tübingen, Krankheit und Tod (1851—13. Nov. 1862). — Die Mittheilungen haben durchweg den Charakter der Genauigkeit und der Treue im kleinsten. Die zahlreichen eingeflochtenen Briefe bilden eine Art von Urkundenbuch für Uhls äusseres u. inneres Leben. Die meisten rühren von U. selbst her; er schreibt an die Eltern, die Frau, den Neffen, an Artaria in Mannheim, Böhmer in Frankf., Böckh in Berl., Bar. v. Dornis in Jena, Duvernoy in Stuttg., Fouqué, Gmelin, K. Goedeke, Jac. Grimm, Prof. Hassler in Ulm, Mor. Haupt, Alex. v. Humboldt, Staatsr. Ittner in Constanz, Justinus Kerner, K. v. Killinger, Fr. v. Kölle, K. Lachmann, Frhrn v. Lassberg, Prof. List in Aarau, Grafen Loeben, Prof. Lüning in Zürich, Karl Mayer, Herm. Meier in Brem., Mittermaier, K. Müllenhoff, Paulus in Heidelb., Franz Pfeiffer, Gustav u. Paul Pfizer, Frhrn v. d. Pfordten, Rotteck, Leo v. Seckendorff, E. v. Schenk, Schickard, Schmellers Wte, Schneegans in Strassb., G. Schwab. Heinr. Stieglitz, A. W. Strobel in Strasb., H. Schreiber in Freib., Varnhagen, Ph. Wackernagel, Ferd. Weckherlin, Welcker in Freib., Archivar Wintermantel in Donauesch., Wolf in Gent, Ferd. Wolf in Wien. Die an U. gerichteten Briefe sind weniger zahlreich u. offenbar mit grosser Discretion ausgewählt; nur von F. Dingelstedt, K. Goedeke, J. Grimm, W. Grimm, Al. v. Humb., Jaup in Darmst., J. Kerner, K. Lachm., Fhn v. Lassberg, Mappes in Frankf., Herm. Meier in Brem., Franz Pfeiffer, K. Roser, Leo v. Seckendorff sind einige wenige Briefe abgedruckt. K. Goedeke.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück. 21. Juni 1865.

S. Nilson, Die Ureinwohner des Skandinavischen Nordens. Ein Versuch der comparativen Ethnographie und ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Aus dem Schwedischen übersetzt. I. Das Broncealter. Mit 35 in den Text gedruckten Abbildungen und 5 lithographischen Tafeln. Hamburg. Otto Meissner. 1863. und: Nachtrag. Mit 13 in den Text gedruckten Abbildungen. Ebenda 1865.

Seit Entdeckung menschlicher Werkzeuge aus Stein und Knochen von sogenannten antediluvianischen Thieren in den Diluvialschichten des Somme-Thales in Frankreich durch Boucher de Perthes im J. 1849 ist über die Urgeschichte unsers Erdtheils ein ganz neues Licht aufgegangen. Der Anfang des sogenannten Steinalters ist in eine um Jahrtausende frühere Zeit zurückversetzt. Das Vorkommen gleichartiger Geräthe zusammen mit Knochen derselben antediluvianischen Thiere in Höhlen Englands, Südfrankreichs und Siciliens lässt nicht mehr zweifeln, dass Eu-

ropa schon von Menschen bewohnt war, bevor die letzten gewaltsamen Erschütterungen des Bodens dem Lande seine jetzige Gestalt gaben. Es ist dies das ältere Steinalter. Und als die Menschen sich auf der neugestalteten Oberfläche abermals ausbreiteten, befanden sie sich, wenigstens was die Anfertigung der Waffen und Geräthe betrifft, noch fast auf derselben Culturstufe. Nur Stein, Knochen, Holz und Pflanzenfasern lieferten ihnen das Material. Es ist dies das jüngere Steinalter. Von der in demselben herrschenden Lebensweise gaben uns früher nur die in den ältesten Steingräbern Norddeutschlands und Skandinaviens gefundenen Gegenstände ein noch ziemlich unvollständiges Bild. Dasselbe ist vervollständigt und liegt uns in einer Anschaulichkeit vor, wie sie selbst wenige Perioden der eigentlichen Geschichte gewähren, seitdem (1854) die in den Schweizer Seen entdeckten Pfahlbauten uns nicht nur mit den Waffen und Geräthen, sondern auch mit jener Menschen Nahrung, deren Mittel sie durch Jagd, Viehzucht, Ackerbau und Obstzucht erwarben, mit ihrer Kleidung und ihren Wohnungen bekannt gemacht haben. Aber dies Steinalter ist von dem Eisenalter, in dem die Menschen durch Gewinnung, Verarbeitung und Benutzung des Eisens sich zu einer viel höhern Culturstufe empor gearbeitet haben, noch durch Jahrtausende getrennt, in denen schon Kupfer und Zinn nicht nur gewonnen, sondern auch zur Bronce verbunden wurden, aus der man nicht nur Waffen und Geräthe, sondern auch die geschmackvollsten Schmucksachen verfertigte. An diesem Broncealter schien unserm Jacob Grimm (Gesch. d. D. Spr. I, S. 4 u. 5) alle Mühe der Forscher zu scheitern. Es kommt darauf

an zu entscheiden: ist die Kenntniss der Bronce und ihrer Verarbeitung mit einer bestimmten Bevölkerung aus Asien eingewandert? oder ist auf Europäischem Boden von Völkern in der Gegend, wo die Gegenstände gefunden wurden, oder in deren Nähe, auch das Metall gewonnen, die Mischung erfunden und die Arbeit ausgeführt? oder sind die Broncesachen durch Handel eingeführt? und von welchem Volke sind sie angefertigt? zu welchen Völkern zuerst gebracht worden? Bisher war H. Schreiber's Ansicht am verbreitetsten, dass die Broncecultur den Kelten angehöre. Neuerdings hat Lindenschmidt, der jene Ansicht mit Erfolg widerlegt hat, ein besonderes Broncealter ganz in Abrede gestellt, indem er die Broncesachen in ziemlich später Zeit von Phönikiern, Griechen, Etruskern und Römern auf verschiedenen Wegen über Europa verbreiten lässt.

Hr S. Nilson, ein auch ausserhalb Schwedens rühmlichst bekannter Naturhistoriker, dem die Nordische Alterthumskunde in einem früheren gleichnamigen Werke (Skandinaviens Ureinwohner) durch Anwendung naturwissenschaftlicher Forschung auf dieselbe manche Bereicherung und Aufklärung verdankt, hat in dem eingehends genannten Werke eine ganz neue Bearbeitung desselben Gegenstandes unter demselben Titel begonnen, und zwar mit dem so dunklen Broncealter, das er zuerst erklärt und in seiner Bedeutung für die Culturgeschichte Europas, zunächst des Nordens, erläutert zu haben überzeugt ist. Mit fast jugendlicher Begeisterung hat der Verf. in einem vorgerückten Lebensalter Reisen nach England, Irland, Frankreich und Deutschland unternommen, um die Alterthümer dieser Länder unter einander und

mit denen seiner Heimath zu vergleichen und an der Vergleichung seine Ansicht zu prüfen. Er ist dadurch in den Stand gesetzt, Denkmäler neben einander zu stellen, die zum Theil in Deutschland wenig bekannt sind, so dass kein Culturhistoriker, kein Forscher auf dem Gebiete deutscher Alterthumskunde, auch wenn er anderer Ansicht ist, das Werk unbeachtet lassen darf. Darum muss man sich auch der Uebersetzung freuen, ohne die dasselbe schwerlich in Deutschland und der Schweiz die zu wünschende Verbreitung gefunden hätte. Es ist auch nicht unbeachtet geblieben; und wenn es auch mehr Widerspruch als Beifall gefunden hat, so ist die Kritik noch keineswegs so tief auf die Sache eingegangen als das Werk verdient. Daran ist es selbst allerdings nicht ohne Schuld. Auf dem Gebiet der historischen Kritik entspricht es nicht überall den Anforderungen, welche die deutsche Wissenschaft macht. Die meisten Kritiker scheinen aber nicht bedacht zu haben, dass wenn von 100 Beweisen auch 99 ungenügend sind, ein einziger genügt, wenn er unwiderleglich ist. Der Unterzeichnete beschäftigt sich seit dem Erscheinen der Uebersetzung mit einer eingehenden Untersuchung des Gegenstandes, die aber noch der Vervollständigung in den entscheidenden Thatsachen bedarf, um abgeschlossen zu werden. Er greift der Veröffentlichung derselben in dieser kurzen Besprechung vor, um Mitforscher zu wiederholter Prüfung des vorliegenden Werks aufzufordern. Man lasse sich aber durch das Unhaltbare nicht abschrecken. Hat doch auch Boucher de Perthes, obgleich unhaltbare Phantasien lange gründliche Forscher von der Prüfung abhielten, nachdem sie sich derselben nicht mehr entziehen konnten, in der Haupt-

sache einen glänzenden Sieg errungen. Bevor wir es versuchen, in dem vorliegenden Werk das reine Metall von den Schlacken zu sondern, lassen wir den Verf. mit eignen Worten seine Ansicht aussprechen. Nachdem die früheren Bewohner des Nordens als Wilde geschildert sind, wie sie uns die Denkmäler des Steinalters erkennen lassen, und besprochen ist, wie die Phönicier, um Zinn aus England und Bernstein von der cimbrischen Halbinsel zu holen, in die Nordsee und das Kattegat kamen, wird von den Colonien derselben, die er an den Küsten Skandinaviens bis nach Schonen glaubt annehmen zu müssen, folgende Schilderung gegeben S. 158:

»Jeder Häuptling einer solchen Ansiedlung wurde leicht ein Fürst auf seinem Gebiete und die Colonien ein Sammelplatz für die Bewohner der umliegenden Gegend. — Wo sie sich ansiedelten, trafen sie sofort Anstalten zur Verrichtung des öffentlichen Gottesdienstes und diese Religion war der Phönicische Sonnendienst, d.h. Baalscultus. Und diese Religion verbreitete sich unter die frühern Einwohner, wodurch ein Theil ihrer Ceremonien, nämlich die jährliche Feier der Mittsommernacht zu Ehre des Sonnengottes sich bis auf unsere Zeit erhalten hat. Darum dürfen wir bei Untersuchung dieser Culturperiode nicht vergessen, dass gerade dadurch die Bronce und der Baals-Cultus sich gleichzeitig nach und in unserm Norden verbreitet haben. Einen Beweis von ihrer Gleichzeitigkeit sehen wir schon auf dem ersten Stein zum Richten in dem Kivikmonument, und wir haben ausserdem noch manche andere Beweise. Ferner müssen wir uns daran erinnern, dass die ersten hier eingeführten Broncegeräthe sowohl durch ihre Verzierungen als durch ihre kurzen Schwert-

griffe ihren orientalischen Ursprung verrathen. Schwerter, Schilde, Lanzen u. s. w. beweisen, dass ihre Verfertiger einen hohen Grad technischer Geschicklichkeit besassen. Davon zeugen noch die zahlreichen Frauenschmucksachen, welche in Verbindung mit erstgenannten Gegenständen darthun, dass jenes Volk es sich besonders angelegen sein liess, zierliche Waffen und geschmückte Frauen zu haben.«

Der Verf. glaubt durch Anwendung der naturhistorisch-comparativen Methode zu einem sichern Resultat gelangt zu sein. Es ist diese Methode auch in Deutschland längst mit glänzendem Erfolge zuerst von Fr. Bopp auf die vergleichende Sprachkunde, von A. Kuhn auf die vergleichende Mythologie angewandt worden. Hr N. bedenkt aber nicht, dass bei Anwendung dieser Methode auf einen historischen Stoff wesentliche Beschränkungen, Cautelen oder nähere Bestimmungen hinzukommen müssen. Denn auf dem Gebiete des Geistes können dieselben Erscheinungen an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten sich wiederholen, ohne dass ein historischer Zusammenhang stattfindet, da der Geist als menschlicher Geist überall nach denselben Gesetzen schafft, dieselben Erfindungen also mehrmals gemacht haben kann. Nilson's Beweise lassen sich auf 5 Hauptkategorien zurückführen. 1. Ornamente. Er legt 2. besonderes Gewicht auf die Uebereinstimmung mythischer Namen und religiöser Gebräuche des Nordens mit Phönicien. Ferner kommen 3. in Betracht religiöse Geräthe, 4. gewisse industrielle Geschicklichkeiten, in denen der Norden Europas mit Phönicien übereinstimmt. Dazu kommt 5. die bestimmte Ueberlieferung, dass die Phönicier in der Nordsee, vielleicht gar bis zur Ost-

see Handel getrieben haben. Die Ornamente, von denen Hr Nilson ausgeht, sind meistens die einfachsten, die es geben kann, Spirale, Uebergang zum Kreis, Rad mit 4 Speichen, Bogen, Zickzack, dessen Verdoppelung und Raute. Alle mit Ausnahme der Spirale kommen überall, selbst auf den Geräthen und Waffen der Südseeinsulaner, die Spirale wenigstens auf Mexicanischen Alterthümern vor. Eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem Kivikmonument und gewissen Bauten auf Irland, Malta, Gozzo und vielleicht in Phönikien selbst muss zugegeben werden. Alles aber, worauf es ankommt, ist so wenig charakteristisch, dass ein gemeinsamer Ursprung mit Sicherheit nicht daraus zu schliessen, zumal da das am meisten charakteristische Ornament, die Spirale, sich nur an einem Monument auf Irland und einem auf Gozzo findet. So sehr die Gleichheit gewisser Broncesachen in verschiedenen Ländern West- und Nord-Europas für einen gemeinsamen Ursprung zeugt, die Beweisführung für den Phönicischen Ursprung durch die Monumente scheint uns nicht so überzeugend als der Verf. glaubt. So scharfsinnig die Deutung des Kivikmonuments, so überzeugend die Uebereinstimmung der abgebildeten Beile mit vorhandenen Broncebeilen für die Gleichzeitigkeit spricht, was auch von den im Nachtrage S. 41 f. beschriebenen Stein von Wallby gilt, so hat doch selbst diese Beweisführung keine zwingende Kraft. Obgleich die Pyramiden mit grosser Wahrscheinlichkeit als Symbol der Sonne gefasst werden, da dieselben sich auch bei den Griechen (bei diesen als abgestumpfter Kegel vor den Thüren) finden, am meisten aber bei Aegyptern vorkommen, so ist doch auch die Irmensul; ein Symbol des Himmelsgottes Zio (nord. Tyr), eine Spitz-

säule gewesen. Dieselbe lag aber im Innern Deutschlands, wo schwerlich ein Phönicischer Einfluss anzunehmen. Auch die Steine mit schalenförmigen Vertiefungen sind als die älteste Gefässform etwas so Einfaches und Natürliches, auch so weit Verbreitetes, dass darauf kein sicherer Schluss zu erbauen ist. Das Rad ist ein so natürliches Symbol der Sonne, dass wir es nicht aus Phönicien holen dürfen. Unsicher ist das für den Mond erklärte Zeichen, da es dem abgebildeten Gegenstande unmittelbar entspricht, und mehr als zweifelhaft die Beziehung des Zickzack auf ägyptische Hieroglyphen. Gerade die Spirale, das Hauptornament der schönsten Broncewaffen, fehlt auf dem Kivikmonument. Wollen wir die Möglichkeit, ja eine gewisse Wahrscheinlichkeit des historischen Zusammenhangs bei der Spirale und deren Verbindung mit dem Zickzack zugeben, so kann derselbe doch erst durch Auffindung gleicher Ornamente an Bauten und andern Werken Phöniciens und gleicher Broncewaffen in Phönicischen Ruinen zu voller Gewissheit erhoben werden. Der Verf. macht wiederholt auf die Verbindung der Spirale mit der Zickzacklinie am Schatzhause des Atreus aufmerksam. So sehr das für einen historischen Zusammenhang zu sprechen scheint, zumal da allgemein anerkannt ist, dass wir darin keine Griechische Arbeit vor uns haben, es also wohl Phönicisch sein könnte, so zeigt sich doch auch nicht nur in der Arbeit ein so grosser Unterschied, sondern die Bauwerke selbst sind so verschieden, dass sie mehr gegen einen gemeinsamen Ursprung sprechen. Jedoch ist nicht zu verschweigen, dass sich im Innern jenes Gebäudes Broncenägel von gleicher Mischung mit der ältesten Bronce des Nordens finden.

Gar grosses Gewicht legt der Verf. auf die Uebereinstimmung in den Namen und der Art der Verehrung des Baal der Phönicier und des nordischen Balder. Die zu Grunde liegende Vorstellung (Sonne) ist dieselbe und stammt ohne Zweifel aus den Urzeiten der Menschheit. An eine Annahme von den Phöniciern ist im Norden um so weniger zu denken, da Balder und sein Mythos, wie längst von Jacob Grimm dargethan ist (wir erinnern nur an die Merseburger Fragmente), allen Germanischen Stämmen gemein war. Auch sein Mythos ist so eng mit der Nordischen und Deutschen Mythologie verbunden und so verschieden von der Phönicischen, dass an eine Uebertragung nicht zu denken ist. Auffallend ist freilich die Uebereinstimmung des Namens, und noch auffallender, wenn man erwägt, dass die appellative Bedeutung beider Wörter (Herr) in der Semitischen und Germanischen Sprache dieselbe ist (Grimm D. M. S. 201). Wäre das Wort aber mit der Verehrung des Baal als Sonnengottes von den Phönikiern entlehnt, so müsste es eben nur diese specielle Bedeutung des Gottes haben. Die Uebereinstimmung in der appellativen Bedeutung muss entweder zufällig sein oder in eine gemeinsame Urzeit des Semitischen und Indogermanischen Stammes zurückgehen. Auch was der Vf. im Nachtrage S. 54 f. für die Verehrung der Baaltis beibringt, gewährt keine Beweiskraft. Was der Vf. aus Röths Aegyptischen Forschungen entlehnt, übergehen wir, da es die Probe der Kritik schwerlich bestehen kann.

Nicht weniger Gewicht legt der Verf. auf die Uebereinstimmung der Verehrung Balder's in der Mittsommernacht durch einen Tanz um ein Feuer im nördlichen Norwegen mit der Verehrung des

Baal in gleicher Weise nach dem Berichte des A. T. (1 Chron. 18 v. 22—40). Allein diese Feier ist über ganz Deutschland verbreitet unter dem Namen Johannisfeuer oder Sonnenwendfeuer, und kommt auch um Ostern als Osterfeuer und Michaelis als Michaelisfeuer vor und wird auch auf den Gott Fro (Freir) und Donnar (Thor) bezogen. Das Feuer ist ein so natürliches Symbol der Sonne und der Tanz ein so natürlicher und daher allgemeiner Gebrauch in der Festfeier, dass hieraus ein historischer Zusammenhang nicht geschlossen werden kann.

Wichtiger, aber auch schwieriger ist die auffallende Aehnlichkeit der sogenannten Schal- oder Kesselwagen, die in Meklenburg und Schonen gefunden sind, mit dem Kesselwagen des Salomonischen Tempels (1 Kön. 7, V. 13. 14. 27 f.), den ein Phönikischer Künstler gemacht hatte. Sie unterscheiden sich freilich in der Grösse gar sehr. Die kleinen Schalwagen unsers Nordens, die vielleicht nicht so viel Zoll als jene Fuss haben, können deshalb nicht denselben Zweck, die Stücke des Brandopfers zu waschen, gehabt haben, scheinen aber allerdings der Arbeit nach doch denselben Ursprung zu haben, da, wenn die Kunst des Broncegusses im Norden auch bekannt war, sie doch schwerlich hier so feine Werke schuf, und wenn das der Fall gewesen wäre, sie doch Muster fremden Ursprungs nachgeahmt haben müsste. Zwar sind ähnliche Wagen bei Frisack in der Mark Brandenburg, bei Frankfurt an der Oder, in Steiermark. Ungarn, Siebenbürgen und Etrurien gefunden (Lisch, Jahrb. d. Vereins f. Mecklenb. Gesch. Jg. 35 und C. Weinhold Sitzgsber. d. Wiener Akad. philol. hist. Cl. Bd. 29. S. 199. Bd 30. S. 212), es haben aber nicht alle diese Wa-

gen, wie es scheint, Schalen getragen, sie trugen wenigstens auch kleinere Götterstatuen. Auch scheint der Siebenbürger, nach Weinholds Urtheil Griechischen, ein Steiermarker Etruscischen Ursprungs zu sein. Unsere nordischen Schalwagen gehören aber nach Lisch' Urtheil der älteren Broncezeit an, die, wie wir sehen werden, früher fällt, als Griechenland und Etrurien solche Werke hervorbrachten. Und sollten die Griechischen und Etruscischen Werke der Art nicht Phönikische Vorbilder gehabt haben? Wenigstens ist nicht unerwähnt zu lassen, dass einige derselben Götterbilder trugen, und zum Tempelgeräth der Juno (Astarte Baaltis) in Karthago ein Wagen gehörte (Virg. Aen. I, 21).

Auch in den in grösserer Zahl gefundenen Schalen mit Stielen, die sich im rechten Winkel anschliessen, oben umgebogen sind und in einen Vogel- oder Schlangenkopf ausgehen von reinem Golde, die N. ganz passend Schöpfkellen nennt, erkennt er Phönicische Arbeit und findet sie 2 Mos. 25 und 29 wieder, wo jedoch nur von Schalen zum Schöpfen aus reinem Golde die Rede ist, die Form nicht näher beschrieben wird. So ist nur die Möglichkeit, höchstens die Wahrscheinlichkeit gegeben, dass dasselbe Geräth gemeint sei. Aber vielleicht hat der Vf. eben hier einen Weg gewiesen, der sicherer zum Ziel zu führen scheint, als viele andere. Nicht nur auf Aegyptischen Denkmälern findet sich ganz dasselbe Geräth, und zwar in der Hand eines Priesters (Champollion-Figeac, Gemälde von Aegypten Taf. 25 Fig. 1), sondern auch bei den Römern finden wir dasselbe und zwar auf Münzen mit andern heiligen Geräthen zusammen sowohl zur Zeit der Republik als auch der Kaiser, dann

in der Hand der Vestapriesterinnen. Und dies Geräth heisst simpulum und ward zum Trankopfer gebraucht (Festus s. v.). Es ist das Griechische *σπονδεῖον* und mit diesem Wort übersetzt die Septuaginta die Schalen zum Schöpfen 2 Mos. 25 u. 29, während es die Vulgata durch cyathus wiedergiebt. Wir können aber noch einen Schritt weiter gehen. Das Wort Simpulum ist weder Römischen noch Griechischen Ursprungs, sondern Semitisch, es kann kaum zweifelhaft sein, dass es dem Hebräischen סֵפֶל entspricht, das zwar nicht an jener Stelle des 2. Buches Moses vorkommt, aber Richter 5, 25 und 6, 38. Zwar giebt die Septuaginta es durch λεκάνη, die Vulgata aber durch phiala, dann durch concha wieder, die Uebersetzungen liegen aber der Zeit nach dem Original so fern, dass eine abweichende Uebersetzung nicht gegen den Phönicischen Ursprung des Simpulum spricht; denn wir dürfen wohl annehmen, dass woher der Name stammt, daher auch die Form kam. Hebräisch und Phönikisch ist bekanntlich so nahe verwandt, dass, da die Phönicier so kunstreiche Metallarbeiter waren als kühne Schiffer und eifrige Kaufleute und die Bronzearbeiten der Juden ausdrücklich als Phönikisch bezeugt werden, der Ursprung der so verbreiteten Form des Simpulum nur bei den Phönikiern gesucht werden kann.

Hier hätte der Verf. auch noch eine andere Art von Gefässen erwähnen können, die unzweifelhaft als gleichartige Arbeit auch gleichen Ursprungs sind. Es sind goldene und broncene Schalen ohne Stiel von gleicher Form, mit gleichen Ornamenten, concentrischen Kreisen, auch wie jene Schöpfkellen von getriebener Arbeit; sie sind mit Henkeln zum Aufhängen versehen. Gefässe dieser Art finden sich von Schweden

bis Frankreich verbreitet (Vilh Boye Oblysende Fortegnelse over de Genstande in dat Konigl. Museum etc. Kopenh. 1859 S. 33 f. Worsaae Nordisk Oldsager. Kopenh. 1854. N. 280). Auch dieses Geräth kann sehr wohl von Moses unter den verschiedenen Schalen gemeint sein. Bei den Griechen lässt es sich nachweisen. Es kommt nicht nur bei den Tragikern und Komikern unter dem dasselbe charakterisirenden Namen gewölbte und genabelte Schalen (βαλανειόμφαλοι und μεσόμφαλοι Athen. p. 501 und Lexicogr. s. v.), sondern aller Wahrscheinlichkeit nach schon bei Homer vor. Die Beschreibung des Gefässes, das Achill als fünften Preis für das Wettfahren aussetzt, passt genau auf diese im Norden gefundenen Gefässe. Im Text heisst es ἀμφίθετος φιάλη (Il. XXIII, 270 u. 616): die Alten, wie Athenaeos (l. l.) und der Scholiast berichten, schwankten zwischen zwei Erklärungen. Nach der einen ist es ein Gefäss, an dem Schale und Fuss so gleich sind, dass das eine statt des andern dienen kann; dann würde es uns nicht angehen; nach andern ist es ein Gefäss, das an beiden Seiten Ohren (Henkel) hat, an denen man es aufhängen kann, wie die Amphiphoren, die auch keinen Fuss hatten. Hier wird zwar nicht angegeben, aus welchem Metall dies Gefäss war, darauf kommt es aber auch nicht an, da es im Norden in Bronce wie in Gold vorkommt. Welche Erklärung auch die richtige sein mag, so viel ist klar und gewiss, dass die Griechen gerade solche Schalen ohne Fuss mit Ohren zum Aufhängen hatten, wie wir im Norden finden. Und wie die besten Arbeiten in Gold und Bronce (wie in Uebereinstimmung mit der Bibel Homer bezeugt Od. IV, 615. Il. XXIII, 740 f.) zu Ho-

mers Zeit nach Griechenland aus Sidon kamen, so dürfen wir auch die im Norden gefundenen ähnlichen Arbeiten mit um so grösserem Recht eben daher ableiten, als überhaupt die besten und zahlreichsten Bronce-Arbeiten an den Küsten Nord- und West-Europas sich finden, und in gleichem Verhältniss mit der Entfernung von denselben abnehmen, also durch Seehandel eingeführt sein müssen. Es war aber, so viel wir wissen, ausser den Phöniciern in so frühen Zeiten kein Volk vorhanden, das so weite Seereisen unternahm. Für denselben Ursprung sprechen die gleichartigen Broncearbeiten in den Pfahlbauten der westlichen Schweiz, wohin die ältesten wohl durch das Rhonethal gelangt sein können.

Seine Ansicht, dass an den Küsten Skandinaviens und der Cimbrischen Halbinsel zahlreiche Phönicische Colonien gewesen seien, sucht Hr Nilson ferner dadurch zu begründen, dass die Bewohner dieser Länder im Besitz gewisser industrieller Geschicklichkeiten waren, die wir bei den Phöniciern und ihren Nachbaren, den Aegyptern, finden. Dahin gehören die Art zu mähen, die Kunst Bier zu brauen, die Art Fische zu fangen, die Kunst Fische zu salzen, der Gebrauch der Streitwagen und die Kunst des Broncegusses. Das sind zum Theil Dinge, die, wie es scheint, zweimal in gleicher Weise erfunden worden oder erst im Mittelalter von den Normannen aus den Küstenländern des Mittelmeers nach dem Norden gebracht sein können. Doch das gilt zunächst nur von der Art zu fischen, vom Bierbrauen und Salzen, obgleich der Salzhandel der Phönicier nach dem Norden für eine frühere Bekanntschaft auch mit dem Einsalzen spricht. Die besondere Art, mit der Si-

chel nur die Aehren abzuschneiden, die auf Aegyptischen Bildern vorkommt, fand schon Pytheas in Skandinavien, und Streitwagen waren schon zu Cäsars Zeit bei den Britten in Gebrauch. Besonders die Kunst in Bronce Guss- und getriebene Arbeiten zu verfertigen, ist von Wichtigkeit. Es kann, da, so viel wir wissen, damals weder Kupfer noch Zinn in Skandinavien entdeckt war, auch die Kunst Bronce zu bereiten aus Kupfer und Zinn, nicht wohl im Lande erfunden sein. Und kommen die schönsten Broncearbeiten von den Phöniciern, so folgt von selbst, dass die Ureinwohner es auch von ihnen bereits gelernt haben können, zerbrochene Bronce umzugiessen, so wie aus rohem Metall neue Arbeiten zu verfertigen. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, dass, so sicher durch Thatsachen bezeugt ist, dass der Bronceguss in Nord- und West-Europa bekannt war, es doch noch des Beweises bedarf, dass dieses auch schon in der frühen Zeit der Fall war, auf die es hier zunächst ankommt. Es ist bekanntlich ein älteres und jüngeres Broncealter zu unterscheiden, deren genauere Bestimmung vom Zusammentreffen cranologischer, chemischer und sprachvergleichender Studien zu hoffen steht.

Im Nachtrage werden noch andere Dinge angeführt, die der Norden von den Phöniciern entlehnt haben soll s. S. 17 f.: die in Irland gebräuchlichen ledernen Bote (S. 38) und Ledermünzen; doch auf diese giebt selbst der Verf. nicht viel. Unter den mancherlei Zweifeln, die Ref. nicht unterdrücken konnte, nahm der die erste Stelle ein, dass der Verf. gerade von dem Vorhandensein des Fabricats, das im höhern Alterthum allein von den Phönikiern und den Aegyptern verfertigt wurde, im Norden am wenig-

sten nachgewiesen hat. Wir meinen das Glas. Nur ganz beiläufig wird erwähnt S. 83 und 100 Anm., dass in Torfmooren Schonens Glas-Perlen roher Arbeit zwischen Steingeräthschaften sich finden. Sei es, dass die in Aegypten gefundenen Gläser auch aus Phönicien stammten oder man auch da die Kunst dieselben zu verfertigen verstand oder dass die Phönicier mit Aegyptischen Gläsern Handel trieben, in Griechischen Gräbern finden sich in früher Zeit, wenigstens vor dem Peloponnesischen Kriege, Gläser von vorzüglicher Arbeit, die nur aus Aegypten oder Phönicien stammen können. Minutoli, der grösste Kenner des antiken Glases, der auch in allen Gegenden Nordeuropas Glasfabricate von grosser Vollendung nachweist (Ausgrabungen griech., röm. und anderer Münzen etc. in den Küstenländern des baltischen Meeres Berlin 1843), hat kein bestimmtes Kriterium gefunden, Aegyptische, Römische und Venetianische Glasfabricate zu unterscheiden. Alter und Ursprung derselben ist also nur zu beurtheilen nach den Gegenständen, mit denen sie zusammen gefunden sind, und nach Beschaffenheit des Bodens, in dem sie vorkommen. Und da finden sich denn zwar wenige Thatsachen, aber solche, die unzweifelhaft beweisen, dass Glas, und zwar zum Theil künstlichen Fabricats, das sogenannte Glasmosaik, schon in jener Zeit, als die Waffen und Geräthe vorwaltend noch aus Stein gemacht wurden, nach der Cimbrischen Halbinsel gelangt sind. Und das kann in so früher Zeit nur von den Phöniciern stammen, sei es unmittelbar oder mittelbar. Leider ist von dem schönen Glasgefässe (blau mit gelben Streifen), das auf Sylt gefunden und von Christian VIII. zu 32 Thlr. R. M. für das Kopenhagener Museum gekauft wurde,

nicht bekannt, von welcher Art das Grab und die Gegenstände waren, mit denen es zusammen gefunden wurde (Berichte der Schlesw.-Holst. Lauenb. Gesellsch. f. d. Alterth. I. S. 20. III. S. 12 u. 65). Auch die Gleichheit von Perlen in Glasmosaik, die bei Stockholm, auf Seeland und in Nordamerika gefunden sind, geben allein keine genügenden Beweise, obgleich Morlot behauptet, die Amerikanischen stammen aus Gräbern des Amerikanischen Kupferalters, das vor die christliche Zeitrechnung falle (Proceeding of the Philadelphia Society 1807 S. 111), und darin den Beweis findet, dass Phönikier selbst dahin so früh gekommen. Der Fund von Frösley Kirchspiel Bau bei Flensburg dagegen weist auf den Uebergang aus dem Steinalter ins Broncealter mit grosser Sicherheit hin. Es wurde nämlich mit einem zierlichen Bronceschwert, einem Stück Flintstein, das zu einem zackigen Instrument zu verarbeiten angefangen war, einer herzförmigen Flintsteinpfeilspitze von 1½ Zoll Länge, einem weberschifflörmigen Stein ½ Zoll lang (Wetzstein), ein Fragment von einer sehr grossen Glaskugel von einer smaragdfarbenen Masse gefunden. Nordisk Tidskrift for Oldkyndighed. 2. Bd. Kiöbenh. 1833. S. 273. Kann hier auch noch Zweifel übrig bleiben, weil die Art des Grabes nicht näher beschrieben ist, so haben wir noch eine Thatsache anzuführen, die geeignet ist, auch den unsicheren Thatsachen eine höhere Bedeutung zu geben. In einem submarinen Moor, auf welches man bei Husum während der Arbeiten zur Verbesserung des Hafens stiess, fand sich in einem von dem Moor überwachsenen Birkenwalde ein Hügel von der Form der gewöhnlichen Hünengräber, dessen Gipfel mehrere Fuss unter

der täglichen Fluthhöhe lag, bei dessen Durchgrabung Feuersteingeräthe (Messer) und Glas gefunden wurden. Diese Gegenstände sind zum Theil von den Arbeitern zerbrochen, aber mehrere Stücke noch conserviert und befinden sich in verschiedenen Händen (nach den Mittheilungen im 7. Bericht d. Schl. Holst. Lauenb. Ges. f. d. Alterth. 1842 S. 13 von Advocat Forchhammer, der Abhandlung des Prof. Forchhammer (des Geologen) »Ueber die Bestandtheile des Meerwassers, seine Strömungen und deren Einfluss auf das Klima der Küsten«, in »Amtlicher Bericht über die Versammlung d. deutschen Naturforscher in Kiel 1847«, dessen spätere Besprechung desselben Gegenstandes im »Neuen Staatsbürgerlichen Magazin« Bd 6. S. 72, wovon ein Auszug im »13. Bericht d. Sch. H. L. Gesellsch. 1848« S. 4). Es ist mir nicht gelungen, über die Beschaffenheit des Glases Genaueres zu erforschen und es geben die Hypothesen der Geologen auch keinen bestimmten chronologischen Anhalt, da sie sehr von einander abweichen (vgl. mit den beiden Aufsätzen Forchhammers, deren zweiter die frühere Ansicht wieder aufhebt, »C. Wibel, die Insel Helgoland« in d. »Abhandlgen des naturw. Vereins in Hamburg« Bd. 2. 1848. S. 140). Der Thatbestand zeigt, dass eine zwiefache Senkung des Bodens stattgefunden hat, eine frühere, die das Grab senkte, so dass es in süssem Wasser zu liegen kam, in dem die Torfbildung stattfand, und eine spätere, die das umher liegende Land wegriss, so dass auch die Torfbildung von der Nordsee überfluthet ward. Die Vergleichung des Fröslever und Husumer Fundes beweisen, dass zur Zeit, als noch Steinsachen in Gebrauch waren, Bronce und Glas in diese Gegend gekom-

men sein müssen; und woher konnten diese in einer unbestimmt frühen Zeit anders herkommen als durch die Phönicier, die nach den Zeugnissen der Genesis und der Homerischen Gedichte 1000 Jahr vor Christus als geschickte Broncearbeiter und nach andern glaubwürdigen Nachrichten als Glasfabrikanten bekannt waren. Dass die Phönicier es gewesen sind, welche diese Gegenstände theils verbreiteten, theils verfertigten, dafür spricht entscheidend die Thatsache, dass in den Pfahlbauten der Schweiz Halsbänder gefunden sind, die aus Bronce-, Glas- und Bernstein-Perlen bestehen. Nehmen wir nun das Ergebniss als genügend begründet an, so muss dasselbe aber auch mit sonst anerkannten evidenten Thatsachen nicht in Widerspruch stehen. Das ist aber der Fall, wenn Nilson in seinem Werk S. 102 f. den Phöniciern einen zu grossen Einfluss auf den Norden zuschreibt. Gegen einen solchen scheint mir besonders die Unvollkommenheit des Töpfergeräths im Norden zu sprechen. Ein Volk, das so hoch in der Cultur stand, mit Aegypten und Griechenland in Verkehr lebte, hätte seine Unterthanen gewiss gelehrt, bessere Töpfe zu brennen, oder hätte sie, wenn es Colonien angelegt, mitgebracht. Aber die Urnen in jenen Broncegräbern sind nicht besser, als die des Stein- oder Eisenalters. Ferner ist mit der beglaubigten Geschichte nicht in Einklang zu bringen, dass Hr N. das Broncealter in die Zeit zwischen die Gründung Carthagos und die Reise des Pytheas (800 — 400 v. Chr. Geb.) setzt. Wir stimmen ihm darin bei, dass das Erz (χαλκός), aus dem die Waffen und Geräthe bei Homer verfertigt sind, nicht Kupfer, sondern Bronce war, aber Homer

kennt auch schon Eisen. Mag dies nun auch erst vom Dichter in die frühere Zeit versetzt sein, ihm ist es bekannt gewesen. Hatten nun die Griechen Eisen und kannte auch die Genesis Eisen (was wir deshalb nicht auch in die Zeiten vor der Sündfluth (Tubalkain) versetzen wollen), so kann es auch den Phöniciern nicht unbekannt gewesen sein. Hatten es aber die Phönicier schon vor Carthagos Erbauung, so wäre selbst bei der Beschränkung, die wir dem Verkehr im Norden setzen zu müssen glauben, doch nicht zu begreifen, dass sie dasselbe nicht auch dahin gebracht haben sollten. Dazu kommt die auf geologischen Thatsachen beruhende Berechnung des Herrn Morlot Leçon d'ouverture d'un cours sur la haute antiquité. Lausanne 1861 p. 11), dass das Broncealter in der Schweiz zwischen 2000 und 1000 Jahre v. Chr. G. falle. Durch diese Berechnung und genauere Erforschung der Handelsgeschichte ist nun Hr Nilson später selbst auf das Richtige gekommen, indem er im Nachtrage zu beweisen sucht, dass die Phönicier lange vor 1000 v. Chr. G. Bernstein von den Küsten der Nordsee und Zinn von den Kassiteriden (Scilly Inseln) holten und im Orient verbreiteten (S. 2. 8. 10 u. 23 des Nachtrages). Von grosser Wichtigkeit ist dafür das im Nachtrage aus Brugsch Hist. d'Egypte p. 90 entlehnte Zeugniss, dass schon 1000 v. Chr. G. die Aegypter in Phönicien Zinn erbeuteten und Rüstungen aus Bronce besassen. Wäre es unzweifelhaft, was allerdings höchst wahrscheinlich ist, da kein anderer Ursprung angegeben wird, dass die Phönicier Zinn nur aus England in so früher Zeit bezogen, so wäre auch auf diesem Wege erwiesen, dass die Phönicier schon in der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. in die Nordsee ge-

kommen sind. Und dass dies geschehen, dafür spricht auch das frühe Vorkommen des Bernsteins in Griechenland, das bei Homer (ἤλεκτρον) wenigstens in der Odyssee (XV. 460 und XVIII. 295) genannt wird. Kommt es auch bei Herodot (III, 115) vor, so ist doch dabei wohl zu erwägen, dass es da als Handelsartikel, der aus dem unbekannten Norden komme, neben Zinn genannt wird und schon viel früher (Od. XV. 460) geradezu Handelsartikel der Phönicier genannt wird. Erinnern wir uns dabei, dass auf der Cimbrischen Halbinsel Glas unter Verhältnissen gefunden ist, die auf eine Zeit zurückführen, die so früh nicht nur sein kann, sondern wahrscheinlich gewesen ist, so ist eine so alte Handelsverbindung allerdings im höchsten Grade wahrscheinlich.

Scheint dennoch ein so früher Handel in fernen Gegenden bei den dürftigen Mitteln auf den ersten Blick bedenklich, so lassen doch die Thatsachen kaum eine andere Erklärung zu. Dazu kommt, dass Tartessus (Tarschisch) in der Mosaischen Zeit als Ziel Phönicischer Handelsunternehmungen bekannt war (Movers II. 2. S. 582) und kein Grund ist zu bezweifeln, dass Gades vor 1100 v. Chr. G. gegründet sei (Movers II, 2. S. 625). Schiffe aber, mit denen man dahin gelangen konnte, genügten auch längst den Küsten in die Nordsee zu gelangen. Ist die Arche Noah auch ein Phantasiestück, so beweist sie doch, dass man Schiffe von grösserm Umfange bauen konnte, denn die Phantasie bildet, wenn auch vergrössernd, aus Materialien, welche die Wirklichkeit bietet. Auch fand sich die Kunde des Nordens bei den Phöniciern, wie Hr Nilson, so schwierig und unsicher die Erklärung im Einzelnen ist, aus dem Avienus beweist

(Nachtrag S. 20 f.). Und dies wird durch die eine solche Kunde voraussetzende Reise des Griechen Pytheas bestätigt. Auch ist keine andere Erklärung des sogenannten Broncealters haltbar, weil sie weder durch Zeugnisse bestätigt wird, noch genügt, die Thatsachen zu erklären.

Fehlt bis jetzt auch, um dies Ergebniss zu mathematischer Evidenz zu erheben, noch die Thatsache, dass sich in den Ruinen der alten Phönicischen Städte dieselben Gegenstände von Bronce unter Umständen finden, die keinen Zweifel übrig lassen, dass sie an Ort und Stelle gemacht sind, und Bernstein und Zinn unter Verhältnissen, die beweisen, dass diese Gegenstände in der Zeit vor 1000 v. Ch. G. dahin gekommen sind, und, sei es an welchen sicher Phönicischen Werken, die für das Broncealter des Nordens charakteristischen Ornamente nachgewiesen sind (bis jetzt haben die neusten Ausgrabungen Renans, soweit sie veröffentlicht sind, nichts der Art geboten), so scheint doch in der Herleitung der ältesten Broncesachen Nordeuropas von den Phöniciern eine an Gewissheit grenzende Wahrscheinlichkeit erreicht, und Hrn Nilson muss das Verdienst zuerkannt werden, ein für die Culturgeschichte Europas wichtiges Räthsel wenn auch nicht unbedingt gelöst, doch in der Cardinalfrage der Lösung so nahe gebracht zu haben, als die bis jetzt bekannten Thatsachen gestatten. Dies Verdienst bleibt ihm, wenn auch die von den Ornamenten und religiösen Gebräuchen hergenommenen Gründe fallen oder nicht genügen und seine Annahme von Phönicischen Colonien in dem Umfange, wie er folgern zu müssen glaubt, nicht für erwiesen zu erachten ist *).

*) Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, dass auch die Ornamente Phönicischen Ursprungs sind. Nur

Denn haben sie am Mittelmeer vor Carthagos Gründung nur wenig selbständige Städte wie Tartessos und Gades gegründet, sonst nur zahlreiche Factoreien in und bei Städten anderer Völker angelegt, wie sollten sie in einer so grossen Entfernung in so früher Zeit Niederlassungen in grösserer Zahl und von grösserem Umfange gegründet haben? Der Verf. erklärt aber die Gräber mit Geräthen und Waffen mit den charakteristischen Ornamenten (Spiralen) geradezu für Gräber der Phönicier und zieht daraus Folgerungen für die grössere und geringere Ausdehnung der Phönicischen Bevölkerung (Nachtr. S. 34). Allein dagegen spricht schon, dass solche Gräber auch in Meklenburg, besonders aber im Hannoverschen in bedeutender Entfernung von der Seeküste gefunden sind.

Muss auch die genauere Bestimmung des Volksstammes, der, als die Phönicier zuerst hinkamen, im Norden vorhanden war, ferneren kranologischen Studien vorbehalten bleiben, es kann, da es auf der Culturstufe des Steinalters stand, nicht wohl ein Germanisches, ja überhaupt kein arisches Volk gewesen sein, denn die vergleichende Sprachkunde (J. Grimm, Gesch. der Deutschen Sprache S. 9 f.) hat gelehrt, dass die Indo-Germanischen Völker vor ihrer Trennung mit Metallen bekannt waren, und die vergleichende Mythologie hat bestätigt, dass sie Metalle zu bearbeiten verstanden (Kuhn, Herabkunft des Feuers S. 121). Kelten und Germanen fanden also bei ihrer Ankunft in den Ost-

haben dieselben nicht die ihnen beigelegte Beweiskraft. Auch kann mit der Annahme heiliger Geräthe ein gewisser Einfluss auf den Cultus stattgefunden haben. Davon ist aber die vorausgesetzte Annahme von Phönicischen Göttern und Mythen wesentlich verschieden.

und Nordseeländern Völker vor, die auch schon im Besitz von Metallarbeiten waren, auch selbst gelernt hatten zu giessen und zu schmieden, ja vielleicht auch schon die Bekanntschaft mit Eisen gemacht hatten. Dafür scheint wenigstens ein Grab im Amt Ritzebüttel zu zeugen, in dem unter andern Broncearbeiten mit Ornamenten, wie sie sich an den ältesten und schönsten Broncewaffen finden, eine Broncelanze von besonderer Schönheit und Grösse lag, deren Stiel am untern Ende mit einer eisernen Spitze versehen war. Sollte nicht das jüngere Broncealter mit der Einwanderung Indo-Germanischer Völker beginnen?

Hamburg. Christian Petersen.

Geognostische Beschreibung des bayrischen Alpengebirges und seines Vorlandes. Herausgegeben auf Befehl des k. bayer. Staatsministeriums der Finanzen von C. W. Gümbel. Gotha bei Justus Perthes 1861.

Im Jahre 1850 wurde auf Befehl Seiner Majestät des Königs Maximilian II. eine geognostische Durchforschung des Königreichs Bayern angeordnet, mit deren weiterer Ausführung der Bergmeister C. W. Gümbel beauftragt wurde. Nachdem die Ostbayerischen Gebirgsdistricte die ersten drei Jahre bearbeitet worden waren, wurde im Spätherbst von 1854 die Erforschung des Alpen-Gebirges in Angriff genommen und bis zum Jahre 1859 vollendet.

Die in diesem klassischen Werke niedergelegten Untersuchungen werden durch verschiedene landschaftliche Zeichnungen und durch mehr als 300 auf 42 Tafeln abgebildete und im Texte eingedruckte Profile, so wie durch eine geognostische in 5 Blättern im Massstabe von 1:100000 ausgeführte Karte illustrirt. Die verschiedenen Formationen sind durch 43 verschiedene Farbentöne dargestellt und es sind dabei die Farben so gewählt, dass dieselben ohne grell und schreiend zu sein, sich leicht und sichtbar von einander unterscheiden, so dass auf der Karte schon in einiger Entfernung gesehen für jede Formation ein gemeinsamer Farbenton hervortritt, welcher in verschiedenen Abstufungen die Formationsglieder näher bezeichnet. Bei der geognostischen Aufnahme sind ferner alle gesammelten Belegstücke, sowohl Gebirgsarten wie Versteinerungen geordnet und in der General-Bergwerks- und Salinen-Administration aufgestellt.

Das ganze Werk zerfällt in drei Abschnitte:

1) Die topographischen Verhältnisse.
2) Die geognostischen Verhältnisse.
3) Die geognostischen Folgerungen und practische Nutzanwendung.

Wir wollen es hier versuchen, in gedrängten Umrissen die Hauptresultate dieser ausgezeichneten Arbeit unseren Lesern vorzuführen:

Die hier mitgetheilten geognostischen Schilderungen beziehen sich auf den südlichsten Theil des Königreichs, auf die bayrischen Alpen und auf einen Theil des an diese sich anlehnenden Flachlandes, welches gegen Norden hin in der Beschreibung mehr einen zufälligen Abschluss gefunden hat, dessen Vervollständigung aber demnächst noch zu erwarten ist.

Die drei Hauptabtheilungen der bayrischen Alpen, welche in den Kreis der Untersuchung gezogen werden, sind folgende:

1) Die Algäuer Alpen.
2) Die bayrischen Alpen im engsten Sinne.
3) Die Salzburger Alpen.

Die eigentliche in verschiedene Unterabtheilungen zerfallende Kette der bayrischen Kalkalpen, deren steilere zum Theil unersteigliche Abhänge gegen Norden, deren flachere Gehänge gegen Süden abfallen, lehnt sich an die bayrische Hochebene, die durchschnittlich 1950 pariser Fuss über den Meeresspiegel sich erhebt. Die höchsten Gipfel des Gebirges steigen an der Zugspitze bis zu 9128 Fuss empor und liegen über dem tiefsten Punkt des Gebirges, dem Niveau des Bodensee, 7900 Fuss. Der Verf. macht sodann bei der genaueren Beschreibung der Reliefverhältnisse der bayrischen Alpen darauf aufmerksam, dass der Gebirgskette entlang eine zweifache Senkung fast zu gleichem Niveau von 1200 Fuss gegen den Bodensee und die Ausmündung der Salzach stattgefunden habe. Der Scheitelpunkt dieser Doppelneigung ist etwa, obwohl nicht ganz genau, die Wasserscheide zwischen dem Rhein und der Donau. Ueber die Zeit, in welcher diese Senkung stattgefunden hat, werden wir zwar nicht unterrichtet, doch unterliegt es wohl nicht dem geringsten Zweifel, dass sie in und nach der diluvialen Periode, oder nach der Verbreitung der Findlingsblöcke stattgefunden und auf der Nordseite der schweizer Alpen, bis zum Lac du Bourget verfolgt werden kann.

An die Betrachtungen über die Reliefverhältnisse der Alpen und ihres Vorlandes reiht sich

zunächst eine Tabelle, welche sehr vollständige Zahlenangaben der Gefälle von 23 der grösseren Flüsse des bayrischen Hochlandes angibt. Sodann folgt ein noch vollständigeres Höhenverzeichniss von etwa 4200 Bergen, Orten und anderen topographisch und geologisch wichtigen Punkten.

Der zweite bei weitem umfangreichste und interessanteste Theil dieses Werkes gibt eine ebenso vollständige als detaillirte Beschreibung der geognostischen Verhältnisse der bayrischen Alpen. Der Verf. macht zuerst auf die grossen Schwierigkeiten, denen man bei der Untersuchung begegnet, aufmerksam. So zeigt der petrographische Charakter der sedimentären Gesteine innerhalb der Alpen sehr wenige Aehnlichkeit mit denen ausserhalb derselben; auch sehen wir statt horizontaler oder wenig geneigter Schichten solche, welche gefaltet, aufgerollt, geknickt und öfter in chaotischem Gewirre durch einander geworfen sind. Dabei sind die organischen Ueberreste, welche in so vielen Fällen Auskunft über das Alter der Gebirgsschichten geben, verhältnissmässig selten und tragen meist einen so eigenthümlichen Typus an sich, dass sie anfänglich den Beobachter mehr verwirren, als ihm die Räthsel lösen helfen. Endlich kommen noch die grossen Hindernisse hinzu, welche in der Natur des Hochgebirges zu suchen sind, die mühsame Zugänglichkeit der meisten Gebirgstheile, so wie die Unersteigbarkeit einzelner mit schwindelnden Wänden vor dem Beobachter sich erhebender Felsgruppen. Es bleibt daher anfangs nichts übrig, als kleinere Theile des Gebirges sorgsam zu erforschen und erst später wird es nach lang fortgesetzter Arbeit gelingen,

die alpinen Schichten mit ausseralpinen der Zeit nach vergleichen zu können.

Der Verf. gibt zunächst eine kurze Uebersicht der krystallinischen und metamorphischen Gesteine dieses Theiles der Alpen und wendet sich dann zu der Beschreibung der sedimentären Schichten, welche er mit allen ihren Unterabtheilungen und äquivalenten Schichten des übrigen Gebirges, in einer grossen sehr lehrreichen Tafel zusammenstellt.

Das ältere Uebergangsgebirge, die silurischen und devonischen Schichten, so wie das angrenzende Steinkohlengebirge sind in den Alpen nur sehr sparsam vertreten; die untere Triasgruppe, das Rothtodtliegende, der Kupferschiefer und Zechstein fehlen ganz und erst die folgende obere Triasgruppe, die Jurassischen - Kreide - Tertiär- und Diluvialschichten, die sich in ihrer Altersfolge an die krystallinischen Gesteine der Centralmasse anschliessen, bilden den Haupttheil des Gebirges.

Im dritten Kapitel des zweiten Abschnitts, welches allein 270 Seiten enthält, behandelt der Verf. die alpinen Triasschichten, welche durch den in ihnen getriebenen Salzbergbau von Berchtesgaden eine ausserordentlich grosse Wichtigkeit erlangen. Aus diesem Abschnitte heben wir in der Kürze Folgendes hervor:

Zuerst tritt uns die Formation des bunten Sandsteins entgegen, welche auch unter dem Namen des rothen Sandsteins bekannt und durch ein rothes Sandsteinconglomerat (theilweise der Verrucano der schweizer und italienischen Geologen) ausgezeichnet ist. Die alpinen bunten Sandsteinschichten haben oft in petrographischer Hinsicht mit den ausseralpinen süddeut-

schen die grösste Aehnlichkeit und werden ebenso durch ihre paläontologischen Ueberreste in gleicher Weise am Nord- und Südabhang der Alpen charakterisirt. Eine gewisse Anzahl von Petrefacten finden sich in ihnen und in den ausseralpinen bunten Sandsteinen gemeinsam. Hierzu gehören beispielsweise Pentacrinus dubius, Lingula tenuissima, Pecten discites, Pecten laevigatus, Pecten Albertii, Posidonomya minuta, Myophoria vulgaris, Myophoria ovata u. s. w.

Der alpine bunte Sandstein zerfällt in folgende Unterabtheilungen, in den rothen Sandstein, den Sandsteinschiefer, den Schieferthon, in welchem der Salzthon oder das sogenannte Haselgebirge eine Hauptrolle spielt und in die Conglomeratbildungen oder Verrucano-Schichten.

In Verbindung mit dem Haselgebirge erscheint Gyps, Steinsalz, Anhydrit, Polyhalit, Glauber- und Bittersalz, Federalaun, in kleinen Mengen Bleiglanz und Kupferkies und ziemlich allgemein verbreitet der Eisenglimmer. Als Grenzschicht zwischen dem bunten Sandstein und dem darüberliegenden Muschelkalk tritt die Rauhwacke, ein dolomitischer Kalkstein auf.

Ausserordentlich interessant und für die Geologie der Alpen von besonderer Bedeutung ist die ebenso ausführliche als lichtvolle Beschreibung des Steinsalzflötzes und Steinsalzbergbaus von Berchtesgaden und Hallein. Die Thatsache, welche bis jetzt noch sich nicht ausser Zweifel befand, wird festgestellt, dass diese alpinen Salzstöcke, ganz ähnlich wie die im südlichen Deutschland verbreiteten, im bunten Sandstein lagern und vom Muschelkalk, mit seinen characteristischen Petrefacten, überdeckt werden. Mehrere sehr lehrreiche Profile, z. B. Tafel V, Fig. 31

zeigen, wie das Salz- oder Haselgebirge übe den bunten Sandstein und unter den Muschel kalk gelagert ist.

Im Vergleich zu der Seltenheit der Petrefac ten in dem ausserhalb der Alpen verbreitete bunten Sandstein, kann man die alpinen Schich ten nicht versteinerungsarm nennen. Es sin bis jetzt 22 Species aufgefunden, von denen 1(auch ausserhalb der Alpen vorkommen; unte 12 den Alpen eigenthümlichen Species befinde sich drei neue, nämlich: Ammonites Berchtesga densis, Ammonites salinarius und Ammonite pseudoerix.

In enger Verbindung mit dem bunten Sand stein steht ein Massengestein, welches von de verschiedenen Geologen bald mit dem Name Melaphyr, bald mit dem Namen Grünstein, Spillit, Trapp und dioritischer Trapp benannt worden ist. Der Verfasser, wie Studer und Escher von der Linth halten dasselbe für ein eruptives Gestein. Es ist vorzugsweise an vier verschiedenen Localitäten des Algäu, an der Ebna im Birgsauerthale, an der Geisalp, im Ret tenschwanger Thale und im Höll- und Rothplat tengraben bei Hindelang gefunden worden.

Dieses Gestein befindet sich meist im Zu stande einer theilweisen oder sogar vollständi gen Verwitterung. Nach der quantitativen Ana lyse des in Salzsäure löslichen und unlöslichen Theiles ist dasselbe aus kohlensaurem Kalk, ei nem chloritähnlichen Mineral, Laumonit, Magne eisen, Hornblende und Kalknatron-Feldspath zu sammengesetzt. Auskrystallisirte Zeolithe, D tolith, Analcim, Chabasit u. s. w. werden nic selten darin gefunden. Die zweite und dritt Hauptgruppe, welche sich über dem bunte Sandstein ausbreiten, sind der Muschelkalk und

Keuper, die jedoch beide innerhalb der Alpen einen eigenthümlichen Charakter besitzen. Der rothe Liaskalk, die Kössner Schichten und die Schichten von S. Cassian haben eine sicherere Gesteinsfolge in den grossen, dem bunten Sandstein aufgelagerten alpinen Kalksteinen erkennen lassen.

Im Muschelkalk selbst unterscheidet man hauptsächlich schwärzlich graue und schwarze Kalksteine, Dolomite, Mergel- und Schieferthon. Die Hauptmuschelkalkschicht der Alpen ist unter dem Namen des Guttensteiner Kalks bekannt.

Es folgen nach der allgemeineren Beschreibung des Muschelkalks mehrere Specialuntersuchungen dieser Formation, auch werden lehrreiche Profile, eines aus der Umgebung von Berchtesgaden, ein anderes von der Zugspitze und deren Umgebung und ein drittes aus dem Illthal bei Dalaas mitgetheilt und erklärt.

Die Anzahl der in den alpinen Muschelkalk-Schichten vorkommenden Petrefacten ist keine grosse. Es wurden vom Verfasser 21 Species aufgefunden, von denen 13 auch ausserhalb der Alpen vorkommen; 8 Species sind den Alpen eigenthümlich, darunter drei neubenannte Arten.

Die Schichten, welche unmittelbar über dem alpinen schwarzen Muschelkalk sich verbreiten, enthalten Pflanzenreste, unter ihnen Taeniopteris Marantacea, Chiropteris digitata und Pterophyllum longifolium, welche unzweifelhaft die tiefste Keuperabtheilung, die Lettenkohle, characterisiren. Eine höher gelegene versteinerungsreiche Schicht des Keupers entspricht nach den genauesten Vergleichungen dem Horizont des Bonebeds. Die zwischen den beiden ge-

nannten, der untern und obersten Abtheilung des Keupers eingelagerten, in den Alpen sehr mächtig entwickelten Schichten müssen daher als Aequivalente des Keupers betrachtet werden, wenn sich auch ihre geognostische Beschaffenheit wesentlich von dem Keuper in Würtemberg und dem im mittleren Bayern unterscheidet. Es folgt nun die weitere Classificirung der einzelnen zwischen dem Muschelkalk und dem Lias liegenden unteren, mittleren und oberen Keuperschichten, zugleich mit einer paläontologischen Beschreibung derselben, auf welche näher einzugehen hier uns zu weit führen würde. Die merkwürdigen rothen, auch in der Nähe von Berchtesgaden verbreiteten, zuweilen mit Anhydrit durchzogenen, sogenannten Hallstädter Kalke, welche sich durch ihre eigenthümlichen Versteinerungen auszeichnen, unter ihnen sind zahlreiche Ammoniten und zwei Species von Orthoceratiten bemerkenswerth, gehören in die eben genannte Schichtenreihe. Sehr vollständige Verzeichnisse der Petrefacten der einzelnen geologischen Abtheilungen, so wie mehrere ausgezeichnete Profile bilden den Schluss dieses Abschnittes.

Als die Grenze zwischen dem Keuper und Lias erscheint das Bonebed, dessen Muschelschicht mit den sogenannten Kössner Schichten als gleichartig betrachtet wird. Der Verfasser theilt den alpinen Lias in vier verschiedene Abtheilungen, in den dunkelrothen Adnether Kalk, in den blassrothen Hierlatzer Kalk, in graue, kalkige und merglige Gesteine. In demselben sind bis jetzt 162 Species von Petrefacten gefunden, von denen 103 auf die erste, 42 auf die zweite, 20 auf die dritte und 21

Species auf die vierte Abtheilung kommen. Es sind 14 Species den beiden ersten und 10 den beiden folgenden Abtheilungen gemeinsam.

Die Formation des weissen Jura ist in den Ostalpen verhältnissmässig nur sparsam vertreten und scheint zugleich mit der Kreide in einzelnen Kuppen und Dächern den unteren Stockwerken des Gebirges aufgesetzt zu sein. Die Schichten dieser Formation besitzen im Allgemeinen mit denen ausserhalb der Alpen, selbst mit den zunächst gelegenen Gebirgen in Franken und Schwaben nur sehr wenige Analogien. Sowohl die Gesteinsbeschaffenheit, wie die organischen Ueberreste, zeigen in dieser Formation innerhalb und ausserhalb der Alpen eine noch grössere Verschiedenheit als bei dem Lias und der Trias.

Die Kreideformation schliesst sich in ihren unteren Schichten, zumal in den Westalpen, unmittelbar ohne merkliche Unterbrechung oder Störung an die obersten Juraablagerungen an. Die Verbreitungsbezirke beider stehen in innigem Zusammenhang in der Art, dass die Kreide in inselartigen Gruppen der Juraformation aufgelagert ist. Doch änderte sich dieses Verhältniss von der ältern Kreidezeit an, indem gewisse jüngere Ablagerungen dieser Formation mit grosser Beständigkeit auf den äussern Rand des Gebirges sich beschränken und dort wie es scheint in Buchten abgesetzt sind, während die ältesten Bildungen bis in die Mitte der Hauptgebirgskette der Alpen zu verfolgen sind.

Der Verf. entwickelt darauf seine Ansichten über die Gliederung der Kreide des östlichen Theils der Alpen und vergleicht die von ihm gewonnenen Resultate mit denen von Studer,

der Lüth, De

der

N
mit
sti
thün
ter
Spe
ren
voll
ein
meh
Schl

Lin

Obgleich er nicht speciell auf diese
n Untersuchungen eingeht, so ist
iel zu erkennen, dass er den von
d Charpentier ausgesprochenen An-
it zustimmt und die Findlingstrans-
Eisschollen vor sich gehen lässt. Es
em Verfasser nicht entgangen, dass
birge in neuerer Zeit eine Senkung
e, die etwa von der Wasserscheide
und der Donau gegen den Boden-
rseits gegen das Thal der Salzach
et hat.

Ablagerung des Löss, in und über
Findlinge ausgestreut sind, begin-
ter unseren Augen fortdauernden
(Novär-Gebilde), zu denen man
ung der Gesteine, die Bildung der
die Ablagerungen der Flüsse, die
namentlich Travertinbildungen, die
, die Berg- und Felsenschlüpfe und
der Schneefelder und Gletscher zu
t. Mit diesen Untersuchungen
zweite Abschnitt dieses Werkes.

e sehr viel kürzere Abschnitt ent-
t die geognostischen Folgerungen
Verfasser über den Bau der Al-
ten umfangsreichen Beobachtungen.
sonders zwei Eigenthümlichkeiten,
im Bau der Alpen entgegentreten,
ens die aussergewöhnliche Höhe der
Schichten bei einer auffallend
ung derselben; zweitens die Eigen-
der Gesteinsbeschaffenheit und ih-
er hlüsse.

nn darauf aufmerksam,
ne im tiefen Meere, ein

Escher von der Linth, Desor, d'Orbigny und Anderen.

Das Kreidegebirge der Ostalpen zerfällt so in eine untere und in eine obere Abtheilung. Die untere Abtheilung theilt sich in die untersten Kreide- oder Neocomien-Schichten, in die Schichten des Schrattenkalks, in denen die Caprotina ammonea besonders ausgezeichnet ist, und in die Galtschichten; die jüngere Kreide dagegen besteht aus vier Abtheilungen, aus dem Inoceramen- oder Sewen-Kalk, dem Inoceramen- oder Sewen-Mergel, aus den Gosauschichten und den Schichten der Belemnitella mucronata.

Es folgt darauf eine genauere Beschreibung einiger hervorragender alpiner Kreidelocalitäten, unter denen wir das Kreidegebiet des Grünten an der Ostseite der Iller, die Kreideschichten zwischen Loisach und Inn, die des Traungebietes und die bei Berchtesgaden, meist durch ausgezeichnete Profile erläutert, hervorheben. Den Schluss dieser Abtheilung bildet ein sehr vollständiges Verzeichniss der alpinen Kreidepetrefacten und ihre Verbreitung ausserhalb dieses Gebirges. Nach der Beschreibung der Kreideformation folgt in dem Capitel IX die Darstellung der Eocänen-Gebilde, unter denen die Nummuliten- und Flyschgruppe die erste Stelle einnehmen. Im Xten Capitel wird die ältere oder oligocäne Molasse und im XIten Capitel die jüngere neogene Molasse abgehandelt. Es schliessen sich hieran im XIIten Capitel die Untersuchungen über die Quaternärgebilde oder das Diluvium.

Der Verf. berührt hier auch in der Kürze die Frage über die vormalige grössere Ausdehnung der Gletscher und die Art der Findlingsverbreitung in und vor diesem Theile der Al-

penkette. Obgleich er nicht speciell auf diese geologischen Untersuchungen eingeht, so ist doch so viel zu erkennen, dass er den von Agassiz und Charpentier ausgesprochenen Ansichten nicht zustimmt und die Findlingstransporte auf Eisschollen vor sich gehen lässt. Es ist ferner dem Verfasser nicht entgangen, dass das Alpengebirge in neuerer Zeit eine Senkung erlitten habe, die etwa von der Wasserscheide des Rheins und der Donau gegen den Bodensee, andererseits gegen das Thal der Salzach sich verbreitet hat.

Nach der Ablagerung des Löss, in und über welcher die Findlinge ausgestreut sind, beginnen die unter unseren Augen fortdauernden Neubildungen (Novär-Gebilde), zu denen man die Verwitterung der Gesteine, die Bildung der Ackerkrume, die Ablagerungen der Flüsse, die Quellabsätze, namentlich Travertinbildungen, die der Torflager, die Berg- und Felsenschlüpfe und endlich die der Schneefelder und Gletscher zu rechnen hat. Mit diesen Untersuchungen schliesst der zweite Abschnitt dieses Werkes.

Der dritte sehr viel kürzere Abschnitt enthält zunächst die geognostischen Folgerungen aus den vom Verfasser über den Bau der Alpen angestellten umfangsreichen Beobachtungen. Es sind besonders zwei Eigenthümlichkeiten, welche uns im Bau der Alpen entgegentreten, nämlich erstens die aussergewöhnliche Höhe der sedimentären Schichten bei einer auffallend grossen Neigung derselben; zweitens die Eigenthümlichkeit der Gesteinsbeschaffenheit und ihrer organischen Einschlüsse.

Der Verf. macht dann darauf aufmerksam, wie ein Theil der Gesteine im tiefen Meere, ein

anderer aber in flachen Becken entstanden sei und wie darauf die Hebung der Alpen allmählig in der Kreidezeit begonnen und noch während der Ablagerung des Flysch nur sehr langsam fortgedauert habe.

Aus den Pflanzenüberresten der häringerSchichten, welche auf eineFlora schliessen lassen, die der gegenwärtig in Neuholland verbreiteten zu entsprechen scheint, glaubt der Verf. für die eocäne Flora eine mittlere Jahrestemperatur von 18° bis 22° R. annehmen zu können, während er mit Heer für die untere Molasse 16°—17° und für die obere (Braunkohlenschichten des Donaubeckens) etwa 14° R. annimmt.

Wir halten diese Temperaturen für viel zu hoch gegriffen und glauben, dass sie mit der Wärmetheorie nicht in Einklang zu bringen sind. In unseren eben im Druck begriffenen Untersuchungen über die Klimate der Gegenwart und der Vorwelt, mit besonderer Berücksichtigung der Gletschererscheinungen in der Diluvialzeit haben wir darauf aufmerksam gemacht, dass der tropische Charakter der urweltlichen Floren, weniger von der Grösse der mittleren Jahrestemperatur als von der Grösse der Wintertemperaturen abhängt.

Die Molasse-Flora und ihre Ablagerungen belehren uns jedoch, dass die Haupterhebung der Alpen nach denselben, also fast in die neuste Zeit der Erdbildung hineinfällt; mit ihr und der darauf folgenden Senkung, steht die diluviale Gletscher- und Findlingsverbreitung im allernächsten Zusammenhang.

Im letzten Abschnitt endlich werden die für die Technik nutzbaren Mineralkörper und Ge-

birgsarten aufgezählt und etwas näher besprochen.

Das hier von uns in der Kürze angezeigte Werk gehört ohne Zweifel zu einer der hervorragendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren geologischen Literatur und ist in jeder Beziehung für den Bau der Alpen als ein bahnbrechendes zu bezeichnen. Wer das Alpen-Gebirge aus eigener Anschauung kennen gelernt und sich selbst in geognostischen Untersuchungen in seinen Thälern, wie an seinen Abhängen versucht hat, wird am besten die grossen Schwierigkeiten erkennen, die mit der Lösung der vorliegenden Aufgabe verbunden gewesen sind. Der Verf. geht, mit einer ganz ungewöhnlichen Arbeitskraft und den gründlichsten Kenntnissen ausgerüstet an das Werk und wird an seiner Vollendung weder durch Hindernisse und Gefahren, noch durch die Schwierigkeiten der Untersuchung zurückgeschreckt, welche so sehr in der Natur der Sache begründet sind. In verhältnissmässig sehr kurzer Zeit hat er dieselben überwunden und hat die sich vorgesteckte Aufgabe zu einem vollkommen befriedigenden Abschlusse gebracht.

Die mit klarem und scharfem Blick gesammelten Beobachtungen versteht der Verf. in einer schlichten und doch angenehmen Sprache anziehend darzustellen, so dass der Leser ihm mit stets gespanntem Interesse zu folgen vermag und Seite für Seite neue Belehrungen findet. Möchte es dem Verf. gelingen, durch ferner fortgesetzte Arbeiten, die jetzt schon so hervorragenden Resultate demnächst zu vervollständigen! W. Sartorius v. Waltershausen.

Beiträge zur Geschichte der Stadt Hannover. Vom Stadtsecretair Jugler. Hannover. Schlütersche Hofbuchdruckerei 1865. Heft 1. 64, Heft 2. 116 S. in Octav.

In dem obengenannten Werke führt der Vf. eine Reihe von Bildern an uns vorüber, die den Gestaltungen des inneren Lebens einer im raschen Aufschwunge begriffenen Bürgergemeine angehören. Mit wenigen Ausnahmen gehören dieselben dem 17. Jahrhundert an, also dem Zeitraum, in welchem die zweite der vier grossen Städte des Fürstenthums Calenberg-Göttingen den Grund zu ihrer einflussreichen Stellung im Lande zwischen der Weser und Elbe legte. Dahin wirkte nicht minder der Umstand, dass Hannover während des dreissigjährigen Krieges, theils durch Gunst der Ereignisse, theils durch die Klugheit und den entschlossenen Sinn seiner Vorsteher, weniger als eine andere Stadt Niedersachsens den Gewaltthätigkeiten feindlicher oder befreundeter Kriegsschaaren ausgesetzt blieb, als die Wahl desselben zur bleibenden Residenz des fürstlichen Hauses. Dass letztere zu einer Zeit geschah, in welcher die landesherrliche Gewalt ohne sonderliche Hindernisse ihrer vollen Begründung entgegenging und in Folge der Concentration der Regierung die höheren Beamten und ein Theil des landsässigen Adels sich um das fürstliche Hoflager schaarten, musste allerdings die selbständige Entwickelung der Bürgerschaft in gleichem Grade hemmen, als sie Gewerbfleiss, ein rühriges Geschäftsleben und

damit die allgemeine Wohlhabenheit förderte. So zeigt sich uns die Stadt im Uebergange aus einer bis dahin mit Aengstlichkeit gehüteten politischen Freiheit zur Abhängigkeit von den Bescheiden der fürstlichen Rathsstube, aus knappen Verhältnissen in einen, auf Handel und aufblühenden Gewerken beruhenden, Zustand behaglichen Vollgenusses. Dem Verluste der früheren Unabhängigkeit konnten auch die übrigen Städte des Landes nicht entgehen, aber ohne dass ihnen ein ähnlicher Ersatz geboten worden wäre, wie er Hannover zu Theil wurde.

Der Verf. giebt seine leicht und mit Gewandtheit durchgeführten und zwanglos und in erfrischender Abwechselung gruppirten Skizzen theils nach dem wörtlichen Inhalt gleichzeitiger Niederzeichnungen, theils als Resultate eingehender Untersuchungen. Wo geschichtliche Erläuterungen erforderlich schienen, sind diese gedrängt eingeschaltet und zeugen von einem gründlichen Durchdringen des Gegenstandes. Die 1613 von Friedrich Ulrich entgegengenommene Huldigung, die unter dem Herzoge Georg erfolgte Uebersiedelung des fürstlichen Hofstaats, die Bewirthung, welche dessen Söhnen 1661 auf dem Rathhause zu Theil wurde, geben interessante Beiträge für die Culturgeschichte jener Zeit, in welcher ein derber Materialismus mit dem Einschleichen französischen Hofceremoniells rang, bis schliesslich Letzteres den Sieg davon trug, ohne deshalb Ersteren ganz zu verstossen. Von besonderem Werth erachtet Ref. die hier gebotenen Mittheilungen über Bürgerbewaffnung, Geschützwesen, Schützenhöfe, den Rathsmarstall, dessen Bedingungen seit seinem Entstehen verfolgt werden, die Bruchstücke aus dem Kämme-

reiregister der Jahre 1650 bis 1670, welche sich nicht weniger über die Geheimnisse des städtischen Haushalts verbreiten, als Sitte, Brauch und Anschauungen jener Zeit in Beleuchtung stellen, endlich den mit Sachkenntniss und grossem Fleisse zusammengestellten Abschnitt unter der Ueberschrift »Zur Geschichte der Trachten.«

Ref. glaubt sich der Hoffnung hingeben zu dürfen, dass der Verf. diese mit entschiedenem Glücke begonnenen historischen Studien nicht mit den vorliegenden Heften schliessen wird. Unsere Literatur ist nicht überreich an Mittheilungen und Untersuchungen ähnlicher Art, aus denen zunächst, in Gemeinschaft mit den Urkundenbüchern, ein wahrheitsgetreues Bild von dem Entwickelungsgange städtischer Gemeinen, von den Ursachen ihres Aufblühens und Siechens, gewonnen werden kann. Am erforderlichen Material mangelt es wahrlich nicht; auf den meisten städtischen Archiven oder Registraturen liegt es geschichtet; aber es fehlt die berufene Hand, welche es ans Licht zieht, das Studium, welches zur Bewältigung desselben unerlässlich, das Interesse, mit welchem der oben genannte Verf. sich seinen Nachforschungen zuwendet.

Göttingische

gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. Stück. 28. Juni 1865.

The temporal augment in Sanskrit and Greek. By John Davies, M. A. Cambr., Member of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland, Rector of Walsoken, Norfolk. Hertfort, printed by Stephen Austin (1865?). 36 S. Oct.

Für die Entstehung des im Sanskrit und Griechischen erscheinenden Augments sind bis jetzt drei berücksichtigungswerthe Erklärungen aufgestellt. Die erste von Buttmann, wonach es aus ursprünglicher Reduplication entstanden wäre, *ἔτυπτον* für **τέτυπτον*. Damit stimmt im Wesentlichen die Pott'sche, nach welcher »es nur eine Spielart der eigentlichen Reduplication ist« (E. F.[1] II, 73).

Diese Ansicht würde nicht aufgestellt sein, wenn man den wesentlichen Unterschied zwischen der Reduplication und dem Augment der indogermanischen Sprachen bei ihrer Aufstellung genauer gekannt und später mehr berücksichtigt hätte. Die Reduplication ist hier ursprünglich eine vollständige Doppelsetzung einsylbiger Verbalstämme, auf welche sie in der Phase der in-

dogermanischen Sprachen, deren Grundsystem wir aufzustellen vermögen, ursprünglich allein beschränkt war. Sie, ist demnach für jeden von einem andern verschiedenen Verbalstamm eine andre. Das Augment dagegen ist ein den Verbalformen, zu denen es tritt, fremdes, ursprünglich sich stets gleich bleibendes Element. Sein häufiger Mangel im Sanskrit (dem vedischen) und Griechischen (dem epischen) und der vollständige in allen übrigen verwandten Sprachen deutet schon an, dass die Verbindung, in welche es mit den Verbalformen trat, ursprünglich keine feste gewesen ist.

Diese Andeutung erhält ihre Bestätigung durch die principiell verschiedne Accentuation, welche im Sskr. in den augmentirten und nichtaugmentirten Formen eintritt; so z. B. hat das Imperfect, wenn augmentirt, stets den Accent auf dem Augment, wenn aber augmentlos, hat es denselben Accent, wie im Präsens, aus welchem es eben durch Verbindung mit dem Augment entstanden ist. Man erkennt daraus, dass die Verbindung mit dem Augment noch so lose war, dass so wie das Augment nicht gebraucht ward, was im Sskr. in einigen Fällen selbst in der späteren Zeit noch geschah, das Sprachbewusstsein sich der ursprünglichen Besonderheit beider Elemente noch so sehr erinnerte, dass es dem zweiten seinen ursprünglichen Accent zurückzugeben vermochte. Um diesen Gegensatz zu würdigen, vergleiche man das im Griechischen eingetretene Verfahren. Wenn hier ein accentuirtes Augment wegfällt, so rückt der Accent auf die nächst folgende Sylbe, ganz wie er umgekehrt auf die nächst vorhergehende rückt, wenn durch Apostroph eine accentuirte Endsylbe eingebüsst wird. Hier findet keine Rückkehr zu

der nachweisbar ursprünglichen Accentuation der augmentlosen Form Statt; sondern der Accent wird nur auf dem ersten besten Weg gerettet. Wir dürfen dies als Folge davon betrachten, dass die ursprüngliche Besonderheit der Elemente, welche die augmentirten Formen bilden, aus dem griechischen Sprachbewusstsein verschwunden war, dass trotzdem, dass augmentlose Formen noch gebraucht wurden, die augmentirten dem Sprachbewusstsein schon als eng verbundene entgegentraten. Diese Erscheinungen, verbunden mit der Art und Weise, wie das Imperfect aus dem Präsens und die Aoriste entstanden sind (worüber man meine kurze Sanskrit-Grammatik § 155; § 250 ff., »Skizze des Organismus der indogermanischen Sprachen«, 2ter Artikel in »Kieler Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur 1854. October S. 739 ff.«, und Orient und Occident III, 235 ff. vergleiche), lassen uns die Geschichte des Augments, abgesehen von seiner Entstehung, mit vollkommner Sicherheit erkennen. Ursprünglich trat es völlig unabhängig vor diejenige Verbalform, welcher es präteritale Bedeutung zu geben bestimmt war, nahm ihr aber, gleichwie die Präfixe im Sanskrit und Griechischen (wenn nicht die hier für die Stellung des Accents einflussreich gewordene Wortquantität es hinderte), den Accent (vergl. auch den Accent der Verba, welche mit trennbaren Präpositionen zusammengesetzt sind, im Deutschen: ábnehmen, aber benéhmen). Dann trat es mit ihnen zusammen in trennbare Composition, d. h. in ein Verhältniss, in welchem dem Sprachbewusstsein beide Elemente der Composition in ihrer Besonderheit noch gegenwärtig waren, also auch jeden Augenblick wiederum von einander getrennt zu werden vermochten.

In dieser Zeit muss aber die Verbindung vorwaltend gewesen sein. Denn nur dadurch erklären sich die Verwandlungen der Präsensendungen zu den Imperfect- und Aoristendungen, die wesentlich — wie an den angeführten Orten gezeigt ist — nur Abstumpfungen sind, herbeigeführt durch den durchweg auf dem Anlaut — dem Augment — ruhenden Accent, welcher in dieser weiten Entfernung vom Ende dieses nicht bloss schutzlos der Zerstörung preisgab, sondern geradezu selbst vorwaltend zur Zerstörung derselben wirksam war. Nachdem dadurch die Gestalt der Präteritalform in ihrem zweiten Glied so wesentlich von der des Präsens, aus welchem sie hervorgegangen war, verschieden geworden war, das Gefühl der Besonderheit und Trennbarkeit beider Glieder im Sprachbewusstsein aber noch immer fortlebte, während die eigentliche Bedeutung des Augments vergessen war, wurde dieses zweite Glied fähig, auch ohne Zusatz des Augments das Präteritum zu bezeichnen, so dass die Sprache in diesem Zustand zwei Präterita besass, die sich in der Bedeutung auf jeden Fall nur noch sehr wenig, wahrscheinlich gar nicht mehr von einander unterschieden. Dieser Zustand spiegelt sich im Wesentlichen noch in der vedischen Sprache der Inder und in der epischen der Griechen wieder. Aus der Bedeutungsgleichheit beider Formen trat dann die Elimination der einen nun überflüssigen Form hervor und zwar in allen indogermanischen Sprachen ausser dem Sanskrit und Griechischen die der augmentirten, in letzteren beiden dagegen der augmentlosen; im classischen Sskr. hat sich diese nur in modaler Bedeutung, wenn verbunden mit mâ, erhalten und auch da zeigen die epischen

Gedichte bisweilen ebenfalls die augmentirte Form *).

Ich habe hier vielleicht etwas mehr mitgetheilt als absolut nothwendig war, um die absolute Verschiedenheit der Reduplication und Augmentirung lebendig hervortreten zu lassen. Es wird aber wohl auch dazu beitragen können, sich von der Unmöglichkeit eines engeren Zusammenhangs derselben zu überzeugen.

Die zweite Erklärung des Augments ist von Bopp schon in seinem ersten linguistischen Werk aufgestellt und mit einer Zähigkeit, welche wir nicht billigen können, selbst noch in der zweiten Auflage seiner vergleichenden Grammatik wiederholt. Das Augment wird von ihm mit dem a privativum identificirt. Der Begriff der Negation sei auf die Negation der Gegenwart beschränkt. Diese Annahme scheitert dáran — aber auch unwiederbringlich —, dass die ur-

*) Beiläufig bemerke ich, dass die Möglichkeit vielleicht eine gewisse Regelmässigkeit im Gebrauch und Mangel des Augments in den Veden und in der epischen Sprache der Griechen nachzuweisen, gegen diese Darstellung der Geschichte der augmentirten Formen keineswegs sprechen würde. Wenn eine Sprache zwei ursprünglich gleichbedeutende Wortformen nebeneinander besitzt, wird sie nicht selten zu einer begrifflichen Unterscheidung derselben getrieben, wie ja z. B. im Deutschen die auf bloss phonetischem Weg entstandene Spaltung in „dann" und „denn" seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auch eine begriffliche geworden ist. Dass übrigens weder in der vedischen, noch griechisch-epischen Zeit eine Scheidung zwischen augmentirten und augmentlosen Formen des Präteritum eine in Bezug auf den Gebrauch etwas schärfer ausgeprägte Gestalt erlangt hat, folgt schon aus dem Verlust der augmentlosen Form in der weitern Sprachentwicklung und dieser Umstand wird auch die Erkenntniss und Nachweisung einer etwaigen Regelmässigkeit sehr erschweren.

sprüngliche Form des a privativum auf jeden Fall an, wenn nicht ana war und absolut kein Grund abzusehen ist, warum das — in dem lateinischen in und deutschen un durchweg, im Sanskrit und Griechischen wenigstens vor Vokalen erhaltene — n, in der Verwendung als Augment spurlos hätte verschwinden sollen. Diesen Einwand hat Bopp mit Scheingründen wegzuräumen gesucht, welche in der That der Art sind, dass man berechtigt ist, sie selbst dieser Grösse gegenüber, vor welcher wir uns sonst gerne beugen, unbeachtet zu lassen. Auch die Momente, welche Bopp geltend macht, um die sonderbare Verwendung einer Negation zum Ausdruck der Vergangenheit etwas begreiflich zu machen, haben überaus wenig Ueberzeugendes, so dass es sich dadurch leicht erklärt, wenn diese Ansicht über die Entstehung des Augments wenig Anklang gefunden hat und unter den heutigen Sprachforschern mit Ausnahme des Urhebers wohl kaum noch einen Vertheidiger finden möchte.

Die dritte Erklärung verdanken wir ebenfalls Bopp. Er hat sie zwar nur als eine eventuelle, der eben mitgetheilten nachgeordnete gegeben und versucht, sie als eine mit jener fast identische hinzustellen; allein sie ist wesentlich von ihr verschieden und hat so viel Wahrscheinlichkeit für sich, dass sie von mehreren Forschern — im Wesentlichen auch vom Referenten (an den oben angeführten Stellen) — mit leichten Modificationen angenommen ist. Bopp hat nämlich die sanskritischen Verneinungspartikeln, deren eine er a (nicht an, worüber oben schon gesprochen ist) schreibt, und na aus den gleichlautenden Demonstrativstämmen erklärt und fährt dann 540 fort: »Man könnte nun auch, was aber im Wesentlichen auf eins hinauslaufen würde (was wir

jedoch leugnen, da wir, wie gesagt, als Urform des a privativum wenigstens an betrachten), die Identität des Augments mit dem privativen a so erklären, dass man annähme, die Sprache habe, indem sie ein a den Verben vorsetzte, nicht an das verneinende a gedacht, nicht die Gegenwart der Handlung zu leugnen beabsichtigt, sondern unter dem a das wirkliche Pronomen gemeint«, u. s. w. Es ist also hier das Augment unmittelbar aus dem Pronominalstamm a gedeutet, welcher sich in den indogermanischen Sprachen in vielen einzelnen Casus erhalten hat. Diese Ansicht ist es, die mehrfach Anklang gefunden hat, wobei es jedoch in Bezug auf die ursprüngliche Form des Augments und die Bedeutung, aus der diese Anwendung des Pronomens zunächst hervortrat, noch mancher genauerer Discussion bedarf. Diese Ansicht ist schon von Bopp selbst im Verfolg des eben citirten Abschnitts vortrefflich entwickelt und man hat noch manches hinzugefügt, kann auch jetzt noch einiges hinzufügen, was ganz geeignet ist, ihr noch höhere Wahrscheinlichkeit zu geben. Bezüglich der Bedeutung wird niemand verkennen, wie schwierig es ist, für so fern liegende Entwicklungen mit Bestimmtheit erkennen zu wollen, in welchem Sinne das Bildungselement ursprünglich bei dieser Verwendung aufgefasst sei. Da jedoch in dem locativischen Derivat dieses Pronomens atra die Bed. »da« hervortritt und z. B. die Verbindung »da spricht er« kaum weniger bedeutet als ein relatives Präteritum, so ist es wohl nicht unwahrscheinlich, dass, wenn im übrigen die Ableitung des Augments vom Pronomen a richtig ist, dessen dazu verwandte Form in diesem Sinn vor die Verbalformen trat, und daraus alsdann der präteritale

Gebrauch derselben nach und nach sich entwickelt hat.

Allein wie viel Ansprechendes diese Ansicht auch hat, sie bleibt dennoch bis jetzt nur eine — wenn gleich höchst wahrscheinliche — Hypothese und muss sich als solche gefallen lassen, einer sicheren oder wahrscheinlicheren Erklärung unmittelbar das Feld zu räumen. Es kann daher für die Wissenschaft nur dienlich sein, wenn sie, gleich anderen Hypothesen, einmal in Frage gestellt und Versuche zu andern Erklärungen gemacht werden. Das erstre ist in vorliegender Schrift des Hrn Davies nur schwach geschehn, so schwach, dass sie gegen die auf ihre Wahrscheinlichkeit gemachten Angriffe kaum einer Vertheidigung bedarf. Das ganze Gewicht hat der Hr Verf. auf die neue von ihm vorgeschlagene Erklärung gelegt und nicht mit Unrecht. Denn wenn diese sicher ist oder auch nur eine grössere Wahrscheinlichkeit in sich enthält, als die bisher aufgestellten, so fallen diese dadurch von selbst. Allein Refer. wenigstens kann in der von Hr Davies aufgestellten Erklärung auch nicht entfernt dieselbe Wahrscheinlichkeit erblicken, wie in der zuletzt mitgetheilten aus dem Pronominalstamm a.

Hr Davies bemerkt, dass im Alt-Irischen und der Sprache von Wales eine Partikel a, gleichwie mehrere andre, in Verbindung mit Verbalformen und zwar aller drei Zeiten (nicht wie das Augment im Sskr. und Griechischen bloss im Präteritum) vorkömmt. In diesen Partikeln sucht er Reste von Verben, welche die Bedeutung »gehn, sich bewegen« haben, nachzuweisen. Wie weit dies gelungen sei, will ich nicht entscheiden, da meine Kenntniss der Celtischen Sprachen zu gering ist; auch ist es für die

Hauptfrage irrelevant. Denn wenn es auch für alle diese Partikeln in diesen verhältnissmässig so jungen Sprachen bewiesen wäre, so würde das doch so wenig für die Entstehung des alten Augments aus einem Verbum mit der Bed. »gehn« entscheiden, als z. B. der unzweifelhafte franz. Gebrauch von venir und aller zum Ausdruck temporeller Beziehungen. Der Beweis kann nur durch Feststellung des Zusammenhangs der Form des Augments mit einem Verbum, welches »gehn« bedeutet, geführt werden.

Hier wäre nun die Stelle gewesen, wo die ursprüngliche Form des Augments hätte bestimmt werden müssen. Darüber verliert der Hr Verf. aber kein Wort. Mag Ref. nun mit der von ihm aufgestellten Ansicht, dass â die ursprüngliche Form war, Recht oder Unrecht haben, auf jeden Fall war zu erklären, wie so es komme, dass im Sskr. auch â, im Griech. η vor Consonanten als Augment erscheint und der Anlaut augmentirter Verba des Sskr., welche mit i, u, ri beginnen, nämlich âi, âu, âr, den phonetischen Gesetzen des Sskr. gemäss, nicht auf vorgesetztes a, sondern â deutet (vgl. die oben angeführten Stellen).

Hätte ich Recht, so fiele die sogleich zu erwähnende Erklärung des Hrn Verf. schon dadurch unmittelbar zu Boden.

Der Hr Verf. erklärt nämlich das Celtische a, welches, wie bemerkt, vor den Verbalformen aller Zeiten erscheint, aus dem Welschen Verbum au »gehn«, welches er mit skr. ay in ayâmi u. s. w. vergleicht. Nach dieser Analogie betrachtet er dann auch das Sanskritische und Griechische Augment als entstanden aus dem sskrit. Verbum ay. Dieses Verbum ay, welches

er zu diesem Zweck in a-y zerlegt, ist aber — und darüber sind alle Sprachforscher, welche Sskr. verstehn, derselben Ansicht —, nichts weiter, als das Verbum i, nicht wie in emi u. s. w. nach der sogenannten 2ten Conj. Cl. flectirt, sondern wie z. B. ji, Präsens jayâmi, nach der ersten: ayâmi. Wenn aus dem Präsensthema auch allgemeine Verbalformen gebildet sind, z. B. ayâm chakre, ayishyati, so hat dies seine Analogie in einer Menge andrer Präsensthemen, welche entweder einzelne allgemeine Verbalformen auch aus sich bilden (zum Beisp. ganz ebenso auch von nî nayâm âsa), oder, wenigstens nach Ansicht der indischen Grammatiker, sich durchweg auch zu allgemeinen Verbalthemen erweitert haben (wie z. B. dad aus der schwachen Form des Präsensthema dadâ von dâ, vgl. dadváhe und auch das angeführte ay, aus aya, Präsensthema von i nach der ersten Conj. Cl.). Die Trennung von ay in a-y ist also schon deshalb irrig. Sie ist es aber auch darum, weil in dem für uns letzt erreichbaren Zustand der indogermanischen Sprachen keine primären Verba (d. h. sogenannte Wurzeln) auf kurzes ă existiren, sondern nur auf langes â (vgl. darüber Or. u. Occ. I, 302—305). So giebt es auch kein Verbum ya »gehn«, wie Herr Davies stets schreibt und annimmt, sondern nur yâ und die Verkürzung des â in der Zusammensetzung mit andern Verben, z. B. zur Bildung des Passivs und der daraus hervorgegangenen IVten Conj. Cl. (s. kze Sskr. Gr. § 154), ist eben so zu erklären wie die von tishthăsi aus sthâ für *tishthâsi = ἵστης u. aa.

Man müsste also, um die Hypothese des Hn Verf. fest- zu halten, in der Erklärung des ay von ihm abweichen und weitere Hypothesen auf Hypothesen häufen, z. B. annehmen, dass sich

ay schon in der Zeit, wo das Augment entstand, neben i selbständig gemacht habe, in einer Form, die ich nicht zu errathen wage, zur präteritalen Modification verwandt und endlich zu a verstümmelt sei.

Eine solche Häufung von Hypothesen könnte natürlich nur dazu beitragen, diese Erklärung immer mehr unwahrscheinlich zu machen, und ich glaube nach allem diesem, dass man sie schwerlich geeignet finden wird, an die Stelle der zuletzt erwähnten und vielfach angenommenen gesetzt zu werden.

Th. Benfey.

Essai sur la numismatique Mérovingienne comparée à la géographie de Grégoire de Tours par le vicomte de Ponton d'Amécourt. Lettre à M. Alfred Jacobs. Paris Rollin et Feuardent, A. Durand 1864. VIII u. 220 S.

Die früher (1860 St. 90. 91) besprochene Schrift von Jacobs über die Geographie des Gregor von Tours hat zu der hier angezeigten den Anlass gegeben und so eine in mancher Beziehung eigenthümliche Arbeit hervorgerufen. Der Verf., der zu den eifrigsten und, so viel ich es beurtheilen kann, auch sorgfältigsten Sammlern und Erforschern Merovingischer Münzen gehört — sein Cabinet umfasst, wie er in einem Nachtrag mittheilt, nach einer neuen glücklichen Erwerbung über 1200 Stück und steht so der grossen öffentlichen Sammlung in Paris wenig nach — beutet hier diese Münzen für die Geographie des alten Frankenlandes aus, und zwar

in der Weise, dass er alle einzelnen Orte durchnimmt, welche im Gregor und Fredegar vorkommen und die Münzen angiebt, welche dieselben in ihrer Aufschrift nennen.

Es ist das nun aber nur ein sehr kleiner Theil der Münzorte aus dieser Zeit. Bekanntlich zeichnen gerade die Merovingischen Münzen sich durch die fast unübersehliche Fülle von Localitäten aus, denen sie angehören, an denen sie nach der gewöhnlichen Ansicht geschlagen worden sind. Hr d'Amécourt giebt die Zahl auf bereits 600 an und meint, durch jeden neuen Fund werde dieselbe vermehrt: darunter nicht wenige ganz unbedeutend oder völlig unbekannt. Diese eigenthümliche Erscheinung zu erklären, sind verschiedene Versuche gemacht (s. Soetbeer in den Forschungen II, S. 300). Der Verf. glaubt eine allmähliche Decentralisation, wie er sagt, der Münzprägung nachweisen zu können, so dass erst in allen einzelnen civitates, d. h. Bischofssitzen, und für den Umfang dieser auf alter Grundlage beruhenden Gebiete geprägt sei, später auch in den einzelnen Castris, Villen und anderen kleineren Ortschaften. Neuerdings hat Barthélemy in einem Aufsatz der Revue archéologique (1865. Januar) eine noch weiter gehende Ansicht entwickelt: das Münzen sei gar kein Vorrecht der Könige gewesen, gar nicht erst von diesen besonders verliehen worden, sondern ganz frei und in weitester Ausdehnung geübt; es sei namentlich geschehen, um Abgaben an Kirchen und Private zu entrichten, und die zahlreichen Ortsnamen bezeichneten, wenn ich den Autor richtig verstanden, nicht sowohl die Orte, wo geprägt, als die, welche solche Zahlungen zu machen hatten und dieselben gewissermassen mit ihrem eignen Stem-

pel versahen. Es ergiebt sich aber leicht, wie grosse Bedenken einer solchen Annahme entgegenstehen. Es passt dazu nicht, was nun dieses Buch anschaulich zeigt, dass vor allem doch alle grösseren Orte vorkommen, hier offenbar gemünzt ist, sei es nun auf Rechnung des Königs oder eines andern. Ebenso vertragen sich damit wenig einzelne nähere Bezeichnungen der Orte, wie sie Hr d'Amécourt in einleitenden Bemerkungen bespricht. Ich hebe namentlich das einige Male vorkommende *mallus* hervor: mallo Matiriaco, davon verschieden, wie der Vf. meint, mallo Mauriaco, mallo Campione, mallo Sativivii, zwei davon in der Nähe von Metz. Diese Aufschriften sind übrigens eine interessante Bestätigung dafür, dass es bestimmte, ein für alle Mal feststehende Gerichts- oder Versammlungsstätten gab. — Eine noch mehr auffallende Bezeichnung ist: in scola fit, zu der der Vf. eine andere, escolare mone (d. i., wie er meint, scolaris monetarius, ich denke jedenfalls eher: scolaris moneta) stellt. Er vergleicht sie denen mit der Aufschrift: in palatio fit, moneta palati, und meint, sie seien auf die schola am Hof der Merovingischen Könige, die er nach Paris setzt, und die es mit der Ausbildung der jungen Männer, die an den Hof gebracht wurden, zu thun hatte, zu beziehen, wie er das in einer besonderen kleinen Schrift: Monnaies Merovingiennes du palais et de l'école 1862, ausgeführt hat. — Ein Verzeichniss aller jetzt bekannten Münzstätten mit kritischer Angabe der Münzen wäre unter diesen Umständen jedenfalls eine sehr erwünschte Aufgabe, zu der keiner besser gerüstet scheint, als der Verfasser.

Aber auch was hier, als Theil oder Vorbereitung einer solchen Arbeit, geboten, ist nicht

ohne mannigfaches Interesse. Die Numismatiker werden die genauen und mannigfach gegen andere Beschreibungen berichtigten Angaben über die Aufschriften zahlreicher Münzen, die Verhandlungen über Echtheit oder Unechtheit einzelner Stücke (z. B. S. 128 einer mit der Inschrift: Nasio vicu in Barrense, die der Vf. nach wiederholter Prüfung für echt und dann für un des plus précieux joyaux de l'écrin numismatique mérovingien erklärt), über die auch durch den Styl des Gepräges bedingte Entscheidung über die Heimath mancher mit Dank entgegennehmen. Für den Sprachforscher ist die Reihe der verschiedenen Formen, in denen die Namen auftreten und die den allmählichen Uebergang in die moderne Schreibung zeigen, nicht ohne Interesse. Und auch der Historiker geht nicht leer aus: es ist sicher schon von Bedeutung zu sehen, wie ein grosser Theil der von Gregor genannten Orte auch für die Münzgeschichte in Betracht kommt, wer da gemünzt hat, zu welcher Zeit es geschehen u. s. w. Und auch manche einzelne Frage von Interesse wird berührt. So führen den Vf. die campi Mauriaci zu Münzen mit der Bezeichnung: Mauriliaco, Masiciaco (?), die er aber selbst nach Milly en Gatinais verlegt: dass da die Hunenschlacht nicht geliefert sein kann, ist an sich und auch ihm deutlich: er bespricht aber bei der Gelegenheit die neuerdings in Frankreich erhobene Controverse, ob, wie meist angenommen ist, Méry, oder, wie neuerdings Jubainville gewollt hat, Moircy zu verstehen, und neigt sich mit Boutiot (Etudes sur la géographie de l'Aube 1861) jener Meinung zu (S. 115). Aber auch Jubainville hat seine Ansicht in einer Schrift (1864) weiter vertheidigt. Auf die von mir bekannt gemachte Stelle

der ungedruckten Chronik von 641 und die Bemerkungen im 4ten Band von Wietersheims Geschichte der Völkerwanderung (vgl. diese Anzeigen 1864. Stück 26) ist dabei nirgends Rücksicht genommen. — Ganz in die Irre geht Hr d'Amécourt, wo er sich auf das Gebiet etymologischer Deutung begiebt: Dispargum sei die lateinische Uebersetzung von Tungri: das lateinische »duo« und »spirago« entspreche den deutschen Worten »zwei« und »Kreis«, die er in Tungri zu entdecken sich vermisst (S. 86. 171): darauf soll eine Münze gedeutet werden mit einem T und Stücken eines Kreises. Es ist billig zu sagen, dass man den Verf. nicht nach diesem mehr als unglücklichen Experiment beurtheilen darf. Die Sorgfalt und Kritik, die er anderswo zeigt, verdienen alle Achtung, und der Eifer für seinen Gegenstand hat etwas Gewinnendes. Er nennt es eine science privilégiée: et ce qui n'est pas un faible attrait pour celui qui la cultive, c'est qu'elle est loin d'avoir dit son dernier mot: la terre lui conserve et offre sans cesse à nos investigations des sujets de fécondes observations, des documents que ni l'invasion des barbares, ni la guerre, ni l'incendie, n'ont su anéantir. Une monnaie tirée des cendres ou des ruines, c'est une date, c'est une page d'histoire inédite, c'est quelquefois un volume de faits sauvés de l'oubli. Er bedauert, dass man andern minder wichtigen Denkmälern oder Trümmern des Alterthums grösseres Interesse zuwende und schliesst seine Einleitung mit der Versicherung: wenn er die Aufmerksamkeit der Forscher wenden könne sur ces rares et précieux monuments des temps primitifs de notre histoire — ma joie d'en être le révélateur suffiait à me consoler de rien pouvoir être que

l'interprète inhabile. Wir aber werden gerne noch oft die Belehrung von ihm empfangen, die die Geschichte aus diesen Studien gewinnen kann.

G. Waitz.

Die preussische Expedition nach Ost-Asien. Ansichten aus Japan, China und Siam. 1. Heft. Imp. fol. (4 Photolith., 2 Chromolith. und 3 Bl. Text in deutscher, engl. u. franz. Sprache). Berlin, bei Decker 1864.

In den in dem 10. Stück der Göttinger gelehrten Anzeigen vom 8. März d. J. S. 377—390 enthaltenen Bemerkungen über das von der Preussischen Regierung publicirte Werk: »Die Preussische Expedition nach Ost-Asien« wurden vom Referenten aus, wie man sehen wird, erklärlicher Unkunde einige Versehen begangen.

Zuerst blieb der mit diesem Werke verbundene und zugleich herausgegebene Atlas unerwähnt, weil er dem Referenten damals noch nicht zu Gesicht gekommen war. Dieser interessante Atlas wird, wenn vollendet, aus mehreren Heften bestehen und für die anschauliche und wissenschaftliche Erkenntniss der Ost-Asiatischen Länder ein reiches und herrliches Material liefern. Die von ihm bereits vorliegende Partie bietet eine Reihe landschaftlicher Ansichten aus Japan dar, Darstellungen von Tempeln, Marktplätzen, Garten- und Wald-Scenen aus der Umgegend von Yeddo und auch umfassende Landschaftsbilder und Küstenansichten mit den im

mittleren Japan alle Landschaften beherrschenden Fusi Yama in der Mitte. Es sind lauter grosse, schöne, lebhafte und gefällige Chromo-Lithographien und meisterhafte Federzeichnungen von der Hand des ausgezeichneten Berliner Künstlers A. Berg, welcher die Preussische Expedition begleitete, und von dem auch die dem Reiseberichte selbst einverleibten kleinen Ansichten herrühren. Diese kleinen Ansichten sind demnach nicht an Ort und Stelle aufgenommene Photographien, als welche Ref. sie in seiner angeführten Notiz bezeichnete, vielmehr nach der Natur von A. Berg selbst ausgeführte Bilder, die aber allerdings nach seinen Federzeichnungen dann durch Photographie auf den Stein übertragen und so abgedruckt wurden. Es sind mithin Photo-Lithographien. Es ist dies ein technischer Process, der, — nach dem Ausspruch eines Kenners — »in diesem Falle zu grosser Vollkommenheit gebracht wurde und eine grosse Zukunft hat.« Derselbe Process wurde auch bei den grossen Federzeichnungen und Blättern des Atlasses angewandt.

Deutschland mag sich rühmen, dem entschleierten Osten zu seiner Portraitirung schnell einige der ausgezeichnetsten und geistreichsten Künstler zugesandt zu haben.

Was A. Berg und sein genialer Landsmann Hildebrand, dessen asiatische Skizzen kürzlich in den meisten grossen Städten Deutschlands ausgestellt waren, von dort in ihren Albums mitgebracht, übertrifft ohne Zweifel an künstlerischem und wissenschaftlichem Werthe Alles, was die Maler anderer Nationen auf demselben Felde ernteten. Beide, Berg und Hildebrand, gehören wohl zu den beachtungswerthesten weltumsegelnden Musensöhnen unserer Zeit, und bei

dem Erstern ist noch der Umstand besonders merkwürdig, dass er die Feder ebenso geschickt führt, wie den Griffel. Er ist dem deutschen Publicum bereits als der Verfasser eines geographischen und historischen Berichts über die Insel Rhodus bekannt geworden, so wie auch durch seine Skizzen aus Süd-Amerika. Und endlich ist er denn auch der Verfasser jener aus umfangreichen und gründlichen Studien hervorgegangenen so äusserst lehrreichen und interessanten historischen Einleitung zu dem Preussischen Werke über Ost-Asien, so wie ebenfalls des ganzen Textes des Reiseberichtes, dessen Redaction ihm von der Preussischen Regierung übertragen wurde. Aus einer übergrossen Bescheidenheit hat er sich in dem Werke nicht als Verfasser dieser trefflichen Compositionen genannt, welcher Umstand den Referenten verleitete, auf einen andern Verfasser zu rathen. Es ist wohl ein seltener Fall, der den Lesern dieser Blätter, die es nicht bereits wissen sollten, bekannt zu werden verdient, dass in einem solchen Werke sowohl die ausgezeichneten künstlerischen Illustrationen, als auch der vortreffliche Text, der in mehrfacher Beziehung einen wissenschaftlichen Werth hat, von einer und derselben Hand herrühren und aus einem Geiste entsprungen sind.

Bremen. J. G. Kohl.

The departure of my lady Mary from this world. Edited from two Syriac MSS. in the British Museum, and translated by W. Wright. (Reprinted — from the Journal of Sacred Li-

terature and Biblical Record for January and April 1865). London. 51 Syrische u. 36 Englische S. in Octav.

Dies hier zum ersten Male gedruckte Syrische Buch ist wieder dem reichen Schatzhause der ins Britische Museum gekommenen Nitrischen Handschriften entnommen; und wie wir bis jetzt fast alle diese ersten Drucke in den Gel. Anz. einer näheren Betrachtung unterwarfen, so scheint uns auch dieses neue Werk sowohl seinem Inhalte und Werthe als seiner hier erscheinenden Bearbeitung nach eine besondere Rücksicht zu verdienen.

Das Werk dessen Syrische Aufschrift oben von dem Englischen Uebersetzer fast zu wörtlich wiedergegeben ist, gehört zu dem reichen Schriftthume der Himmelfahrten, einem sehr späten Ausläufer des alten schöpferischen Biblischen Schriftthumes welcher erst in den jüngsten Zeiten sehr beliebt wurde aber auch schon die unheilbar tiefe Entartung zeigt in welche es sich zuletzt nach allen Seiten hin verlor. Es ist ein billiges Geschick dass keine einzige dieser Himmelfahrten, weder das B. Henókh als ihr ältestes und bestes Muster noch die vielen anderen meist erst christlichem Geiste entflossenen Schriften dieses Inhaltes, so hochbeliebt sie offenbar zur Zeit ihrer Entstehung und oft viele Jahrhunderte lang waren und so tief der Einfluss vieler von ihnen geworden ist, zuletzt bleibend zu einem Kanonischen Buche wurde: sie sind zu sehr Kinder des übergeistischen und überschwänglichen, daher aber auch meist so äusserst niedrigen und hohlen frommen Wesens welches so vielen Späteren gefiel und überhaupt erst in so späten Zeiten sich ausbilden konnte. Die hier

in einer Altsyrischen Uebersetzung erscheinende *Himmelfahrt Maria's* (wie man das Werk am besten nennt) gehört aber dazu noch zu den letzten und bei aller scheinbar saftigen Fülle dürresten Reisern dieses Blachfeldes. Denn es kam allen deutlichen Merkmalen zufolge vor der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts nicht geschrieben sein: es setzt nach S. 27, 14 f. des Syrischen Wortgefüges schon das in unsern Tagen durch seine alte Aethiopische Uebersetzung wieder bekannt gewordene Buch Adam's voraus, ist nach S. 44, 10 f. erst in der Blüthe des Mönchslebens und während dieses über alles andere Christliche sich emporschwang geschrieben, und trägt in allem das klare Bild einer so späten Zeit.

Man wird nun fast übel gestimmt wenn man dieser Zeit des Christenthums näher ins Gesicht sieht: und solche Bücher gerade wie diese welche aus dem unbefangensten Volksleben sich emporhuben und den Sinn und Geist der ungenannten Verfasser ganz rücksichtslos enthüllen, lassen uns in das Wesen aller Zeiten wo sie entstehen die sichersten Blicke werfen. Da wird das Christenthum als die einzige Wahrheit vorausgesetzt und mit jedem Worte über alles erhoben: aber was es sei und was es eigentlich wolle, ist schon völlig verkannt, ja in die tiefste Finsterniss gehüllt. Alle zeitlichen und ewigen Güter sollen nur durch es erworben werden: aber die Wege welche dazu führen sollen und als die richtigen vorausgesetzt und vorgezeichnet werden, sind so gänzlich verkehrt dass sie nur in die trostloseste Irre führen können ja bereits denen des tiefgesunkenen Heidenthumes völlig gleichen und das Christenthum sich in nichts nach ihnen z. B. von dem Buddhismus

unterscheiden würde. Das Gefühl für Wunderthaten und Wundererfahrungen ist ganz ebenso wie im Buddhismus schon so völlig unverständig überspannt so krankhaft und so unheilvoll geworden dass man kaum weiss was nach dieser Seite hin noch Schlimmeres kommen könne. Christus ist wie Buddha, daneben aber Maria noch mehr etwa wie eine indische Durgâ geworden; während ein Paar eigenthümliche christliche Bilder und Redensarten durch ihre alles betäubende tausendfache starre Wiederholung allein noch Geist und Leben geben sollen. Die Vorstellungen und Einbildungen sind so wild und so grob als möglich. Darum ist denn auch die Kunst solcher Schriften bereits so leblos und so niedrig dass man nicht sieht wie christliches Schriftthum noch tiefer sinken könne, nachdem das was in Sprache und Darstellung volksthümlich sein soll bereits zum finstern und eiteln Gerede geworden und alles ursprünglich Lebendige und Schöpferische dahin ist. Bedenkt man nun dass das Christenthum schon im vierten Jahrhunderte an vielen Orten in einem solchen Zustande war und von ihm aus ernstlich genug auch durch solche Schriften die Herrschaft über alles Volk und die ganze grosse Welt erstrebte, so könnte man sogar leicht an ihm irre werden und meinen seine heutigen Bestreiter möchten am Ende doch wohl Recht haben. Und gewiss wäre man dazu gezwungen wenn wir hier etwas anderes als eine zufällige Entartung des Christenthumes vor uns hätten, die sich aus der Zeit wo sie übermächtig wurde erklärt aber in keiner Weise sein Wesen und sein Wollen selbst trifft. Das Christenthum war im vierten Jahrhunderte nach der langen dunkeln Zeit seiner ersten und tiefsten Leiden in der Welt bei dem

plötzlichen Siege über die damalige Welt noch in sich selbst zu unklar wie es diesen Sieg behaupten sollte, als dass nicht eine Menge jugendlicher Verirrungen in ihm hätten ausbrechen und insbesondre eine gefährliche Ueberspanntheit seiner ursprünglichen tiefen Gedanken und wunderbaren Erfahrungen hätte herrschend werden sollen, während schon der éine Umstand dass doch solche Bücher nie auf die Dauer zu der Hochschätzung und Verehrung der Kanonischen sich emporschwingen konnten hinreichend zeigt dass dies alles nur zu der Reihe seiner vorübergehenden Erscheinungen in der Welt gerechnet werden darf.

Allein die damalige Welt konnte diesem verführerischen Zauber lange nicht widerstehen; und ein Buch welches die Marienverehrung zwar in seiner Zeit schon ziemlich mächtig emporstrebend vorfand aber die Keckheit hatte sie in ganz bestimmten Weisen und Handlungen zu fordern und diese durch eine rein willkürlich erdichtete lange Erzählung von den letzten Lebensaugenblicken und der Himmelfahrt der Gottesgebärerin als durch die Apostel selbst und besonders durch Johannes geheiligte hinzustellen, wurde schnell eine Macht jener Jahrhunderte. Man kann sicher behaupten erst dieses Buch sei der feste Grund für alle die unselige Marienverehrung und hundert abergläubische Dinge geworden welche seit dem fünften Jahrhunderte immer widerstandloser in die Kirchen eindringen und so viel zur Entartung und Lähmung alles besseren Christenthumes mitgewirkt haben. Das kleine Buch ist daher für die Geschichte aller Jahrhunderte des Mittelalters von der grössten Wichtigkeit, und noch heute sollte man vieles hier zu Lernende weit bestimmter beach-

ten als gewöhnlich geschieht. Der ganze Mariencultus der Päpstlichen Kirche beruhet auf diesem Buche: man würde ganz vergeblich eine andre Grundlage für ihn suchen, trotzdem dass es durch das *Decretum Gelasii* noch einmal in früheren Zeiten aus der Reihe der Kanonischen Bücher ausgeschlossen wurde. Die drei jährlichen Marienfeste bei welchen die Griechische Kirche bis heute stehen geblieben ist und über deren Zahl nur die Päpstliche im langen Laufe der Jahrhunderte immer weiter hinausging, sind zuerst in diesem Buche gefordert und sogar ihren Jahrestagen nach bestimmt. Der Wahn von der unbefleckten Empfängniss Maria's welcher in unsern Tagen zum Dogma erhoben ist, findet nach S. 35, 18—21 nur in diesem Buche seinen Grund und seinen sichern Ausgang. Der ähnliche völlig ungeschichtliche Wahn von einer ursprünglichen Verehrung und Heiligung des Christusgrabes in Jerusalem spricht sich zum ersten Male im Anfange des zweiten der sechs kleinen Bücher dieser Schrift d. i. im Anfange der Erzählung von den letzten Lebenstagen der Maria aus: und hier sogleich só dass man wohl begreift welchen tiefen Eindruck eine solche Erzählung auf die damalige Welt machen musste, wäre auch das bekannte Beispiel der Mutter Constantin's nicht schon vorausgegangen gewesen. Und so findet man hier überall die reichste Aussaat von Gedanken und Vorstellungen von welchen kein besonnener Mann heute behaupten wird sie seien für das bisherige Wachsthum des Christenthums an so vielen Orten der Erde erspriesslich geworden. Der völlig ungeschichtliche unfeine und ungesunde Geist welcher dies Buch ins Leben gerufen hat, hat sich im Zusammentreffen mit ähnlichen theils schwächlichen theils nur zu

groben und rohen Geistern aus ihm nur zu weit und zu lange verbreitet, ja er behagt noch jetzt vielen Tausenden der einflussreichsten Geistlichen und Laien über alle Maassen.

Einen andern Beweis für die ungemeine Macht welche dieses Buch frühe auf die gesammte christliche Welt übte, geben seine vielen alten Uebersetzungen welche in unsern Tagen endlich wieder allmälig vollständiger bekannt werden. Ausser einer alten Lateinischen Uebersetzung erschien 1854 eine aus dem Syrischen entlehnte Arabische, freilich nach einer höchst unvollkommnen Ausgabe und Uebersetzung über welche in den Jahrbüchern der Biblischen Wissenschaft VII S. 183 geredet wurde; jetzt erscheint die alte Syrische Uebersetzung selbst, aber nach einem von diesem Arabischen ziemlich weit abweichenden Wortgefüge; man weiss auch dass es eine alte Aethiopische Uebersetzung gibt, diese ist aber noch nicht herausgegeben, ebenso wie seltsamer Weise auch die Griechische Urschrift noch nicht gedruckt ist. Da uns so die Urkunden in welchen man die älteste Geschichte des Werkes verfolgen kann noch nicht vollständig vorliegen, so können wir über seine früheste und reinste Gestalt noch nicht sicher urtheilen. So viel erhellt aber schon dass auch dieses einst so ungemein beliebte Buch in sehr verschiedenen Bearbeitungen und Ausgaben verbreitet war; und wiewohl die hier gedruckte Syrische Uebersetzung viel älter ist als die Arabische, hat doch auch diese an einzelnen Stellen ein vollständigeres und besseres Wortgefüge.

Diese Syrische Uebersetzung ist nun hier durch den am Britischen Museum gerade zunächst auch als Aufseher des Syrischen Handschriftenschatzes öffentlich angestellten Hrn Dr.

Wright nach zwei Handschriften sehr sorgfältig und zuverlässig herausgegeben; und man bemerkt mit Vergnügen auch aus anderen neulichen Veröffentlichungen welche genaue Kenntniss vom Inhalte und Werthe aller Syrischen Handschriften in London der Herausgeber sich erworben hat. Schon die genaue Vergleichung der abweichenden Lesarten der einen sehr alten und der andern weit jüngeren Handschrift dieses Werkes, welche er hier mittheilt, ist für solche welche nicht etwa selbst mit vielen Syrischen Handschriften beschäftigt waren vielfach unterrichtend: man kann an diesem Beispiele deutlich erkennen wie ungemein gross der Abstand zwischen den älteren und jüngeren Syrischen Handschriften und wie die Sprache erst in diesen jüngeren ihren Lauten nach viel sorgfältiger geschrieben wird. Aber auch die Englische Uebersetzung welche der Herausgeber mit einigen wenigen Erläuterungen hinzufügt, ist im Ganzen sehr geschickt und zuverlässig. Wir wollen nur Einiges hier näher betrachten, da das Verständniss solcher Syrischen Schriften noch immer zu den etwas schwierigeren Gegenständen gehört.

Nach S. 16, 2 des Syrischen Wortgefüges wäre Matthäos als er den Ruf zur sterbenden Maria zu eilen empfing ܒܝܒܘܣ gewesen, wie in beiden Handschriften zu lesen ist. Der Herausgeber will dies von der Stadt Jebûs im AT. verstehen: dieses wäre eben Jerusalem selbst, wo doch nach dem Sinne der Erzählung Matthäos damals nicht zugegen gewesen sein kann. Aber es ist auch höchst undenkbar dass der Erzähler sogar in freier Dichtung diesen kaum im AT. noch verständlichen Stadtnamen gewählt

haben sollte, wäre es auch nur für irgend eine Stadt. Denn wo er seinen wilden Dichtungen zufolge irgend einen unbekannten Menschen nennen muss, da macht er sich zwar kein Gewissen ihm einen willkürlich aus dem AT. oder sonstwoher entlehnten Namen zu geben: aber die Erinnerungen an die Orte wohin die Zwölfe sich zerstreuten stand bei allen christlichen Schriftstellern und Lesern im Grossen zu fest als dass jene da so ganz willkürliche Namen hätten wählen dürfen. Da nun der Verfolg der Erzählung lehrt dass Matthäos als zu jener Zeit auf einem fernen Meere schiffend gedacht wurde, so wird man ܒܢܘܣ d. i. *zu Schiffe* zu lesen haben, da das Griechische *ναῦς* (vgl. AG. 27, 41) wie so manches Griechische Wort ins Syrische übergehen konnte und in dieser Aussprache immer noch von dem ganz Syrisch umgebildeten und allerdings viel häufigeren ܢܘܣܐ d. i. *ναός* genug verschieden war.

Jakobos wurde dagegen immer ebenso wie in den rohen Schattenrissen dieser Erzählungen als in Jerusalem selbst bleibend gedacht: was im Sinne der alten Erinnerungen auch ganz treffend ist. Allein wenn er von sich und seinen Hausgenossen S. 14, 8 f. erzählt ܡܢ ܡܐܢܐ ܕܒܝܬܐ ܕܡܪܝܐ ܟܢܫܝܢ ܗܘܝܢ so ist dabei das vorletzte Wort uns heute leicht sehr unklar. Der Herausgeber übersetzt we were *gathering* some of the vessels of the Lord's house, worunter man sich nichts Deutliches denken kann, auch wenn ܡܢ in solchem Zusammenhange dies bedeuten könnte und trotzdem dass das Wörterbuch Bar-Bahlûl's

ܟܡܝܐ durch ܟܡܝܣ erklärt. Wir würden den Sinn »wir waren von den Gefässen des Hauses des Herrn umlaubt« oder »wie grün und frisch überstrahlt« darin finden, da ܟܡܝܐ vom Laube und vom Grünen gebraucht wird. Jakobos würde danach als in demselben Hause zu Jerusalem wohnend gedacht werden worin der Herr bei seinem Nachtmahle weilte: und dass die Gefässe desselben als einen hellen Strahl um sich verbreitend gedacht wurden ist selbstverständlich, zumal in einem Buche welches auf solche Opfergefässe und ihre Opfer überall so hohes Gewicht legt.

Dass die gerade in diesem Syrischen Buche so oft vorkommende Anrede ܪܒܘܠܝ *Rabûl* an Christus, wie der Herausgeber andeutet, nur im Lautwechsel von רַבּוֹנִי sich unterscheidet ist zwar gewiss: allein man muss doch dabei vorzüglich beachten dass nach dem beständigen Sprachgebrauche dieses Buches nur Maria ihren Sohn so anredet und sonst so nennt, wenn sie aber zu Anderen über ihn redet dann einfach ܪܒܟܘܢ *euer Herr* (oder *Meister*) sagt. Dieser Unterschied der sich durch die ganze Sprache des Buches hindurchzieht muss seinen Grund haben: und wir thun dabei wohl zu bemerken dass auch in demselben Buche des N. Ts, z. B. bei Markus oder bei Johannes, die Anrede *ῥαββονί* oder vielmehr wie die bessere Lesart nicht nur Joh. 20, 16 sondern auch Marc. 10, 51 lautet *ῥαββουνί* mit der gewöhnlichen *ῥαββί* só wechselt dass jene die bei weitem seltenere ist und doch nicht etwa eine Steigerung des Begriffes enthalten kann. Denn eine solche Steigerung

wäre an sich hier untreffend, und dazu übersetzt Johannes in seinem Evangelium beide Anreden gleichmässig mit διδάσκαλε. Darum ist es durchaus wahrscheinlich dass die längere Aussprache nichts als das Klein- oder vielmehr das Zärtlichkeitswort wiedergiebt welches im Aramäischen überhaupt weit näher liegt als im Griechischen. Dann erklärt sich auch warum nach unserm Buche bloss Maria ihren Christus so anredet; und ebenso leuchtet nun ein warum das Wort im Evangelium des Johannes nur einmal und zwar im Munde eines Weibes erscheint. Ueberhaupt aber ist dies Buch reich an seltenen Syrischen Wörtern, schon weil es mehr die gemeine Sprache des Lebens darstellen will.

Uebrigens könnte die Uebersetzung im Einzelnen noch etwas treuer das Syrische wiedergeben. So lässt sie den kleinen Satz S. 18, 6 f. ganz aus: er gehört aber nothwendig zur Erzählung, und hat seinen richtigen Sinn im ganzen Zusammenhange derselben; wir wollen aber hier lieber voraussetzen dass der Uebersetzer ihn aus blossem Uebersehen ausliess. In andern Fällen ist vielleicht nur das Englische an einer unvollkommnen Art von Uebersetzung Schuld: wie wenn Petrus in das Haus der sterbenden Maria gerufen beim Eintritte sagt »die Mutter des Herrn ist *doch nicht* (dies bedeutet im Syrischen das Wörtchen ܠܡܐ) gestorben?« Das Englische is the mother of our Lord dead? ist dagegen viel zu steif und zu undeutlich, während man den richtigen Sinn doch wenigstens durch Umschreibung in ihm entsprechend ausdrücken könnte.

Besonders aber ist die Stelle S. 40, 5 f. hier nicht gut übersetzt, schon deswegen weil

der Uebersetzer nicht beachtet dass ein Wort wie ܡܩܒܪܝܢ als Aussage allein in den Satz gestellt nicht bedeuten kann *they are buried.* Vielmehr kann es nach Syrischer Redeweise nur einen Ausruf enthalten: und wie die Maria hier, gleichsam als die den kleinen Leuten den Ackerbauern Schiffern und ähnlichen zunächst holde himmlische Macht, um Beschützung des Ackerbaues in allen Monaten des Jahres angerufen wird, so lauten die dem Uebersetzer unklar gebliebenen Worte zugleich mit Rücksicht auf Apokal. 9, 2 ff. so »in der Erde Mitte seien sie (die Heuschrecken) begraben, bis auf den Tag wo ihnen befohlen wird und sie den Willen des Herrn zu vollziehen hervorkommen!« Nur so geben die Syrischen Worte sowohl für sich als insbesondere in jenem Zusammenhange der Rede einen Sinn; auch kann ein Wort wie ܢܦܩܘܢ nicht bedeuten ***which shall bring them forth.***

Auch das erste Wort selbst in der Ueberschrift des Buches ܡܦܩܢܐ welches der Herausgeber sehr einfach durch ***departure*** wiedergibt, verdient sowohl seiner genaueren Bedeutung als seiner Bildung nach eine nähere Betrachtung, welche es noch nirgends gefunden hat, da die feinere Sprachforschung gerade beim Aramäischen heute noch immer weiter zurück ist als sie billig sein sollte. Wie nothwendig hier eine genauere Erforschung sei, zeigt sich schon dárin dass ein Wort wie ܡܦܩܢܐ scheinbar nach derselben Aussprache und Bildung auch rein thätig den *Herausführer* bedeuten kann: die Sprache unterscheidet aber bei den Nennwörtern von vorne an stets sehr bestimmt zwischen dem

Thuenden und der That. Ferner ist zu beachten dass neben solchen Wörtern wie ܡܥܠܢܐ ܡܣܩܘܢܐ ܡܦܩܘܢܐ immer auch weit einfacher ohne diese Endung *ôn* gebildete stehen welche auch in der Bedeutung einfacher den *Ausgang*, *Aufgang* und *Eingang* bezeichnen. Erwägt man dieses und zugleich alle die Gesetze der Aramäischen Wortbildung, so müssen wir geneigt sein anzunehmen dass diese Wörter aus den Passivbildungen des Causalstammes hervorgehen und demnach eigentlich die *Herausführung*, *Hinaufführung* und *Einführung* bedeuten. Sie sind dann gebildet wie ܦܘܩܕܢܐ vom einfachen Stamme, indem sich mit dem passiven Vocale die Endung *-ôn* vereinigt um ein neues starkes Begriffswort zu bilden; in den Steigerungsstämmen und äusserlich ähnlichen tritt das *ô* in die Wurzel selbst ein, so dass das Gebilde ܦܘܩܕܐ entsteht; im *Af'el* aber geht die Bildung noch ursprünglicher vom passiven Mittelworte ܡܦܩ aus, woraus sich von selbst ergibt wie verschieden dieses ܡܦܩܢܐ von jenem sei welches den *Herausführer* andeutend von ܡܦܩ aus sich bildet; und wir besitzen dann auch die beste Erklärung der in das spätere Hebräische eingedrungenen Bildung מַשָּׁאוֹן Spr. 26, 26 in der Bedeutung *Täuschung* von הִשִּׁיא *täuschen*. Wird nun ܡܦܩܢܐ auch bisweilen für das einfachere *ἔξοδος* gesetzt, so unterscheidet es sich von diesem doch genauer immer wie *ἐξαγωγή* von *ἔξοδος;* und man fühlt leicht dass der Begriff *de-*

parture in der Ueberschrift unsres Werkes nicht einmal passend ist, da wir eher eine Bezeichnung wie *Herausführung aus dieser Welt* (Himmelfahrt) erwarten. Welches Wort hier in der Griechischen Urschrift gebraucht werde, wissen wir noch nicht: aber das نُقْلَة der Arabischen Uebersetzung wird nur sehr unvollkommen durch *transitus* übersetzt.

H. E.

A treatise upon the law, privileges, proceedings and usage of parliament. By Thomas Erskine May, C. B.; of the middle temple, barrister-at-law; clerk assistant of the house of commons; author of »the constitutional history of England since the accession of George III.« Fifth edition; revised and enlarged. London 1863. XXVIII u. 831 S. in Octav.

Das vorliegende Werk erschien zuerst im Jahre 1844, wurde dann in den folgenden Auflagen 1851, 1855, 1859 wesentlich erweitert, und enthält in seiner jetzigen Gestalt (1863) beinahe das Doppelte seines ursprünglichen Umfangs. Nach der 1859 erschienenen vierten Auflage wurde von Oppenheim eine deutsche Uebersetzung und Bearbeitung veranstaltet (Leipzig 1860), die indess einen wichtigen Theil nur in einem kurzen Auszuge enthält. Die letzte Auflage umfasst alle Veränderungen seit dem Beginn der Session von 1859 bis zum Schluss der Session von 1863.

Die Anlage des Werks ist durch alle Aufla-

gen gleich geblieben. Es zerfällt in drei Bücher, von denen das erste die Zusammensetzung, Befugnisse und Privilegien des Parlaments enthält (S. 1—179), das zweite die Praxis und das Verfahren (S. 180—654) und das dritte die geschäftliche Behandlung der Privatbills (S. 655—786). In einem Anhange folgen einige parlamentarische Formeln. Ein ausführlicher Index bildet den Schluss.

Der Hr Verf., zuerst assistant librarian of the house of commons, dann examiner of petitions for private bills and taxing officer of the house of commons, gegenwärtig clerk assistant of the house of commons, war durch diese seine amtlichen Stellungen, durch tägliche praktische Handhabung der hier behandelten Regeln zu einer solchen Arbeit ganz besonders befähigt. Er hat sich auch sonst um das Parlamentsrecht, insbesondere um die Geschäftsordnung, durch die unter Autorisation des Sprechers herausgegebene Sammlung der standing orders des Unterhauses verdient gemacht; Manual of rules, orders, and forms of proceeding of the house of commons relating to public business; zuerst 1854, dann 1857 und 1859.

Die Methode lässt Nichts zu wünschen übrig. Von den allgemeinen wird zu den besondern Verfahrungsweisen des Parlaments fortgegangen. Wiederholungen sind selten. Bei jedem Gegenstande werden erst die allgemeinen Regeln und Principien angegeben, dann die Autoritäten, und endlich die precedents zur Erläuterung der Praxis. Doch beschränkt sich der Verf. meist auf Angabe des Inhalts der precedents durch Verweisungen auf die Journals beider Häuser und andere Quellen der Belehrung; nur ausnahmsweise finden sich wörtliche Anführungen.

Hinsichtlich des Unterhauses wird jedoch in dieser Hinsicht regelmässig nicht über das Jahr 1818 zurückgegangen, indem die frühern precedents schon anderweitig verarbeitet sind; eine Methode, die hinsichtlich des Hauses der Lords nicht geboten war, da deren precedents noch nirgends gesammelt sind.

Eine gewisse Zurückhaltung bei der Entscheidung von Controversen erklärt sich wohl aus einer Rücksicht des Hrn Verf. auf seine amtliche Stellung. Er begnügt sich in solchen Fällen vielfach mit einer blossen Aufzählung der vorhandenen Streitpunkte, der Meinungen der Schriftsteller, und der Darlegung der wichtigsten praktischen Fälle, die darauf Bezug haben. So z. B. bei der Frage nach der Competenz der Gerichtshöfe in Privilegiensachen.

Wie Vieles auch von der englischen Geschäftsordnung auf dem Kontinente noch recipirt werden mag, darüber ist man doch allgemein einverstanden, dass die Privatbills sich zu solcher Reception nicht eignen. Der deutsche Bearbeiter, dem es vorzugsweise darum zu thun war, durch das Studium der englischen Einrichtungen zum Nachdenken über die zweckmässigste Gestaltung des parlamentarischen Verfahrens bei uns anzuregen, hat demgemäss das dritte Buch, welches eben von den Privatbills handelt, uns in einem ganz kurzen Auszuge gegeben; und von diesem Standpunkte aus lässt sich nichts dagegen einwenden. Dennoch haben für eine zusammenhängende Kenntniss des englischen Staatslebens, namentlich für das Verhältniss der Gewalten zu einander, gerade die Privatbills eine ganz besondere Bedeutung. Das Parlament greift dadurch auf das Tiefste in die Verwaltung und in alle Verhältnisse Englands ein; und

wenn eine Widerlegung der Auffassung Montesquieu's hinsichtlich der englischen Verfassung überhaupt noch nothwendig wäre, so würde sie schon durch Hinweis auf diese exorbitanten Befugnisse des parlamentarischen Körpers geführt werden können, die vielleicht bei dem Mangel selbständiger collegialischer Verwaltungsbehörden in England nothwendig sind, die aber jedenfalls mit der Theorie der drei Gewalten nicht zu bestehen vermögen. Die continentalen Vorstellungen über England werden durch die Privatbills auch noch an einem andern Punkte berichtigt. So wirksam nämlich im Uebrigen im Verhältniss zur Verwaltung die Rechte der Einzelnen durch die Gerichtshöfe des gemeinen Rechts geschützt werden, so ist diesen doch nicht erlaubt, bei Rechtsverletzungen einzuschreiten, welche durch die executive Gewalt des Parlaments geschehen sind. Es ist also keineswegs richtig, wenn man gewöhnlich England als das Land des unbedingten Rechtsschutzes hinstellt. Wie das Parlament eine Art Administrativjustiz ausübt, so fehlt es auch keineswegs an Competenzconflicten zwischen dem Parlament und den Reichsgerichten, was noch an einem andern Orte näher dargelegt werden soll.

So tief übrigens die Einrichtung der Privatbills mit den englischen Staatsverhältnissen zusammenhängt, so fühlt man dort die Uebelstände, die damit verbunden sind, sehr wohl, die namentlich in der grossen Geschäftslast des Parlaments, der dadurch herbeigeführten Verzögerung der eigentlichen Staatsgeschäfte, in den grossen Kosten für die Einzelnen, endlich in der Befangenheit und Parteilichkeit der durch solche Interessen berührten Parlamentsmitglieder zu Tage treten. Man hat sich zwar deshalb

nicht zur Abschaffung des ganzen Instituts entschliessen können, was auch sehr schwer sein würde, aber man hat sorgfältig und anhaltend versucht, das Verfahren zu verbessern. Schon bei der zweiten Auflage von May's Buch war deshalb eine ganz neue Bearbeitung des betreffenden Abschnitts nothwendig geworden; und bis zur letzten Auflage finden sich die meisten Veränderungen gerade bei dieser Materie.

Das Werk wird übrigens nicht bloss in England selbst, sondern auch in den brittischen Kolonien und in den Vereinigten Staaten als praktisches Handbuch benutzt.

Ernst Meier.

Engravings of unpublished or rare Greek coins. With descriptions. By Lieutenant-General C. R. Fox. Part II. Asia and Africa. London, Bell & Daldy 1862. VII u. 32 S. gr. 4. Mit 8 Kupfertafeln.

Sechs Jahre nach dem ersten, europäische Münzen enthaltenden Theile, der in diesen Anzeigen 1858 S. 916 ff. besprochen ist, folgt hier der zweite, der 164 asiatische und 3 afrikanische Münzen in Abbildung und Beschreibung bringt. Die Art und Weise der Publication ist in der Anzeige des ersten Theils besprochen worden: aus diesem Theile hebe ich als besonders bemerkenswerthe Stücke, deren Zahl übrigens im ersten Theile grösser ist (für Kleinasien haben wohl Waddingtons Publicationen manches vorweggenommen), folgende hervor: Te-

tradrachme des Nikomedes I (No 17, wo die Brustbekleidung der Figur im Rev. weiblich statt männlich dargestellt ist); verschiedene Kyzikener (23—27, der Text gibt als Bezeichnung des Metalls Gold, die Abbildung Elektron); ein Didrachmon von Parion, oder wohl richtiger von Paros, mit prächtigem Persephonekopf (35, wo bei der Abbildung die Bezeichnung des Metalls fehlt); der Cistophorus des Appius Claudius (65); eine prachtvolle Kaisermünze von Ephesos (66) mit eingeschlagenem Adler, der sie als Bestandtheil der einstmaligen Esteschen Sammlung kenntlich macht, s. Pinder, antike Münzen des kön. Museums zu Taf. I, 6; die Kupfermünze von Priene mit dem Kopfe des Bias (82); eine prachtvolle Tetradrachme alten Stils von Samos mit *ΣΛ* und *ΛΟΧΙΤΗΣ* (88); eine Drachme von Antiocheia am Mäandros (93); das Silberstück mit *ΝΛΓΙΛΙΚΟΝ* (128); die Erzmünze von Elaeusa mit einer in einen Hirschkopf auslaufenden Prora (130); die grosse Silbermünze mit *ΚΙΛΙΚΙΟΝ* (131); halber und viertel Cistophorus von Tralles (139. 140); grosse beschädigte Goldmünze des Antiochos V. Eupator (158); Tetradrachme des Demetrios Theos Nikator mit dem Jahr der Aera *ΕΠΡ* = 185 cf. Wellenheims Katalog 6614 (160); endlich ein Goldstater der Berenike (165). Von den Grosserzen kleinasiatischer Kaisermünzen findet sich eine ganze Reihe, z. B. Ephesos mit Marc Aurel (67); Antiocheia am Maiandros mit Gallienus, mit Bezeichnung capitolinischer Spiele (95); *ΚΑΙCΑΡΕΩΝ. ΒΑΓΗΝΩΝ. ΤΗΜΕΝΟΘΥΡΕΩΝ ΟΜΟΝΟΙΑ* mit Salonina (133); Temenothyrä mit Philippus (136); dieselbe Stadt mit Valerianus und Gallienus (137); Laodikeia

mit Marc Aurel (148); Kybistra mit Trajanus (155) u. s. w.

Leider ist die Ungenauigkeit und die Discrepanz zwischen Text und Bild, wie sie schon bei dem ersten Theile sehr hervortrat, hier noch schlimmer geworden, zuweilen weiss man gar nicht, ob man mehr dem Text oder der Abbildung oder keinem von beiden trauen darf. 3 Tafeln sind von dem bekannten Dardel in Paris, eine von West, vier von Basire gearbeitet. Dass das Urtheil nicht ungerecht ist, mögen folgende Bemerkungen beweisen, die lange nicht alle Notanda enthalten: Taf. I, 2 und 3 sind verwechselt, bei 2 steht im Text *Λ. ΟΥΑΛΕΡΙΑΝΟC*, die Abbildung hat *Α. Κ. Π. Λ.* (d. i. *Αὐτοκρ. Καῖσ. Ποὐβλ. Λικίν.*) *ΟΥΑΛΕΡΙΑΝΟC.* I, 4 Abb. *COPN* statt *KOPN*. I, 6 Text statt *ΓΕΤΑ* lies: .... *ΓΕΤΑC.CEB.* und der Revers der Abbildung ist doch sicher zu lesen *CEBACΤΟΠΟΛΕΙΤΩΝ.* I, 8 *ΒΑCΙΛΕωΣ*, lies: *ΒΑC*[*ΙΛΕω*]*C.* I, 9 ist von der Legende des Rev. höchstens [*ΤΙ*] *ΒЭdΙΟΥ* zu lesen. II, 34 lies: *ΕΠΙ . CΤΡ . . . ΡΕΥΑ* (?) *Β. ΝΕ.* II, 37 auf der Münze von Pergamos ist ein Athlet mit *strigilis* dargestellt (»young male figure ... a snake in the right one«) und der Strateg heisst nicht *ΚΑ. ΚΕΦΑΛΙΩΝ*, sondern *ΚΛ(αύδιος)* s. Mionnet S. V, 436. 978 etc. II, 38 lies: *ΑΥ. Κ. Μ.* etc. statt *ΑΥ* in der Abbildung. III, 43 heisst Maximins Sohn auf der Münze von Troas irrig IMP. MAXIMVS CAES. statt IVL. MAXIMVS. CAES. und der Revers ist wohl zu lesen: TROA. COL. AVG: es wird die im Behrschen Kataloge unter N. 526 ebenfalls ungenau beschriebene Münze sein. III, 54 ist im Text zu lesen: *ΚΥΜΑΙΩΝ* .... III, 55 fehlt in der Abbildung *ΕΛ*, das wenigstens der

Text angibt. III, 56 u. 57 sind in der Abbildung falsch beziffert. III, 56 lies auf der Abbildung: *ΕΛΑΙΤΩΝ* statt *ΕΛΑΙΕΤΩΝ*. III, 60 lies: *ΑΝ-ΤΩΝΙΝΟΝ* statt *ΑΝΤΤΩΝΙΝΟΝ*. III, 61 ist die auf der Abbildung deutliche Schrift im Text als mangelhaft bezeichnet, im Rev. gibt der Text: *ΕΠ. CT. ΛΥΒΙΛ. ΜΙΚΟ. ΕΡΕΣΙΩ*, die Abbildung dagegen *ΕΠ. ΕΤ. ΛΥΒΡΛ. ΜΙΚΟ. ΕΡΕCΙΟ*. IV, 64 und 65 hat Pinder, über die Cistophoren etc. I, 14 und 21 aus der Foxschen Sammlung abbilden lassen, die zweite — es ist der Cistophorus des Appius Claudius — ist bei Fox sehr ungenau beschrieben. IV, 67 lies: [*ΑΥ. ΚΑΙ.*] *Μ.* etc. IV, 77 *ΑΥ. Κ.*, nicht *ΑΥΤ*. IV, 78 hat die Abbildung *ΠΟΛΕΙΕ* statt *ΠΟΛΕΙC* (?). IV, 79 ist im Text *ΖΩ-ΠΥΡΟ* statt *ΞΩΠΥΡΟ* zu schreiben, IV, 80 *ΘΕΟ*[*C. CΥ*]*ΝΚΛΗΤΟC* zu verbessern. Vor 81 fehlt im Text als Ueberschrift »Neapolis«. IV, 84 gibt der Text *CΤΡ. ΒΕΡΗ*[*Κ*]*ΟΥΝΝΟΥ* (!), wovon gar keine Spur auf der Abbildung zu sehn ist, vielmehr [*ΕΠΙ. CΤΡ. ΜΗ*]*ΘΥΜΝΟΥ*. IV, 91 war zu lesen *ΓΕΤΑC. Κ* u. s. w. u. s. w. Zwischen den letzten Tafeln und dem Text dazu finden sich allerdings nicht mehr so ungemein viele Abweichungen.

Von bedenklichen Angaben über Heimath der Münzen sind mir folgende aufgestossen: III, 39 mit einem Monogramm aus *ΤΕ* ist nach Teuthrania, III, 42 mit einem Monogramm aus *ΑΧ* nach Achilleion in Mysien gelegt, beides höchst unwahrscheinlich. III, 44 wird eher nach Klazomenä als nach Kebrene gehören, III, 48 vermuthlich wie 81 nicht Neandria, sondern Neapolis zuzuweisen sein. Ebenso zweifelhaft ist die Bestimmung von III, 49, die nach Skepsis gehören soll. Bei III, 51 ist der Besitzer selbst

zweifelhaft, in Vergleichung mit 69 könnte man an Erythrä denken. III, 58 gehört nach dem thessalischen, nicht nach dem äolischen Larissa. IV, 62 (Av. Negerkopf Rev. zwei Körner oder ein durchgeschnittenes Korn) ist Mytilene fremd, ebenso wenig bei IV, 75 an einen Münzverein zwischen Samos und Erythrä zu denken. V, 105 setzt der Herausgeber nach Idyma, man liest nur *ΔΥΜΑ*. VI, 117 berechtigt *ΑΣ* durchaus noch nicht nach Aspendos zu legen. Sicher ist auch VI, 122 nicht von Kremna, bei welcher Stadt ausschliesslich lateinische Legende vorkommt. Man sollte bei solchen Ansätzen viel vorsichtiger sein und lieber in einer Sammlung einen grösseren Kasten mit »incertis« füllen, als solche halb oder ganz unsichere, über die ganze Sammlung, wie Unkraut zwischen den Weizen verbreiten.

Dass mancherlei bedenkliche und falsche Erklärungen der Typen bei der Beschreibung unterlaufen, ist nicht zu verwundern. I, 1 kann man schwerlich eine Kybele erkennen, vielmehr eher einen Sieger mit einem Gefangenen. I, 7 wird nicht Pythodoris, sondern wohl Poppaea dargestellt sein. I, 11 ist jünger als Caracalla. I. 14 ist der Flussgott Hypios bei Prusa ad Olympum bedenklich, man unterscheidet immer Prusa ad Olympum (*ΠΡΟΥCΑΕΩΝ*) und Prusa ad Hypium (*ΠΡΟΥCΙΕΩΝ*). I, 15 sind keine gewöhnlichen Füllhörner. I, 18 ist Perseuskopf, nicht Hermeskopf. III, 52 ist schwerlich ein Altar, ebenso IV, 70 kein Herakleskopf, die Darstellung erinnert an die Münzen von Pantikapaion. So kann auch V, 98 keinen Dionysos vorstellen, VI, 110 ist nicht ein Satyr, sondern ein Pan mit Schwanz und Bocksfüssen zu er-

kennen, V, 106 zeigt den karischen Zeus von Mylasa, VI, 109 eine Aphrodite mit Eros.

Darüber, ob eine Münze schon edirt ist, oder nicht, macht sich der Herausgeber wirklich zu grosse Sorgen: er macht selbst zwei namhaft, die, wie er zu spät entdeckt habe, schon publicirt seien. Die von Pinder gegebnen Cistophoren habe ich schon erwähnt, die kleine Münze von Aegae (in Cilicien?) habe ich in den Nachrichten 1855 S. 26 beschrieben, aber mit anderen Monogrammen. Es ist wirklich so schlimm nicht, wenn eine Münze zum zweiten Male als unedirt auftritt, zumal wenn sie in guter Abbildung gegeben ist.

Schätze genug muss die Sammlung des Herausgebers enthalten, nach einer am Schluss gegebenen Uebersicht besitzt er an sogen. europäischen Münzen 4666, an asiatischen 4894, an afrikanischen 532, an unbestimmten 153, in Summa 10245, darunter in Gold 278, in Silber 3682, jedenfalls eine Zahl, mit der sich wenige Privatsammlungen messen können. Abgesehen von denen, die er selbst vor einer Reihe von Jahren auf einer Reise in Griechenland und Kleinasien gesammelt hat, scheint keine der bedeutenden Münzauctionen, wie sie in den letzten Jahrzehnten in London und Paris abgehalten worden sind, ohne Bereicherung für die Foxsche Sammlung vorübergegangen zu sein.

Ein dritter Theil von jüngeren Acquisitionen unedirter Münzen wird wenigstens in Aussicht gestellt. Ref. würde ihn mit Freude begrüssen, wenn, wie zu hoffen, die Correctheit grösser sein sollte.

Gustav Schmidt.

